Est. A- 1457

Baltische Monatsschrift.

Achter Band.

H. 1-6

Riga,
Verlag von Nicolai Kymmel's Buchhandlung.
1863.

Inhalt

des achten Bandes.

Erstes Heft.

Das Kupfergeld 1856—63 in Rußland, von A. Brückner Seite 1.
Geschichtlicher Nachtrag zur Sylvesterrede an die Forstmänner und Jagdliebhaber, von S. . . . . „ 44.
Ueber den ersten Unterricht in der Geometrie, von W. Keller „ 69.
Ueber Geschworenengerichte . . . . . „ 83.

Zweites Heft.

Die Blatternfrage, von J. E. C. Schönfeldt . . . . „ 95.
Die Reise des Bibliothekars J. D. Schumacher im Jahre 1721—22, von A. Schiefner. . . . . „ 127.
Das Kupfergeld 1656—63 in Rußland, von A. Brückner (Schluß) . . . . . „ 156.

Drittes Heft.

Die Grafen Nikita und Peter Panin . . . . . „ 191.
Erinnerungen an Gustav v. Mengden, von W. v. Bock . „ 215.
Ueber den Conservatismus auf dem Felde der Pädagogik, von J. F. Wittram . . . . . „ 245.
Haben Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwickelungen einzugehen? von F. Tiling . . . . . „ 264.
St. Petersburger Correspondenz . . . . . „ 278.

Viertes Heft.

Eine neue wissenschaftliche Wandergesellschaft, von Mädler. Seite 287.
Die Grafen Nikita und Peter Panin (Schluß) . . . . „ 296.
Der internationale statistische Congreß in Berlin, von A. v. Heyking . . . . . „ 319.
Entwurf zu einer Instruction für das Impfgeschäft, von J. E. C. Schönfeldt . . . . . „ 346.
Zur Literatur (Fr. v. Jung. Schleiden) . . . . . „ 360.
St. Petersburger Correspondenz . . . . . „ 377.

Fünftes Heft.

Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg als Mensch, Künstler und Gelehrter, von C. Hoheisel . . . . . „ 385.
Ad vocem Patronat, von Th. Seraphim . . . . . „ 443.
Ueber das neue Genossenschaftswesen, von Clément . . „ 459.

Sechstes Heft.

Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg von C. Hoheisel (Schluß) . . . . . „ 475.
Haben Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwickelungen einzugehen, von G. C. Nöltingk . . . „ 536.
St. Petersburger Correspondenz . . . . . „ 548.

Von der Redaction.

Die nächsten Hefte des neuen Jahrgangs der Baltischen Monatsschrift werden unter Anderem folgende Aufsätze bringen:

Universität und Polytechnikum, von Professor Mädler.

Die Krisis der kirchlichen Reallasten in Livland, von T.

Betrachtungen über die Jury in Strafsachen, von Professor Osenbrüggen in Zürich.

Vom Strafprozeß in Preußen, von R. Johow, Oberappellationsgerichtsrath in Posen.

Die Historie von der Universität Dorpat und deren Geschichte, von W. v. Bock.

Rußlands Finanzlage und die Nothwendigkeit neuer Bank-Institute, von A. Thilo.

Die Hauptmomente der Geschichte des Bauernstandes (im Anschluß an die von der Petersburger Akademie der Wissenschaften im Jahre 1860 gekrönte Preisschrift Sugenheims), von Professor A. Brückner in Petersburg.

Die hundertjährige Wirksamkeit des moskauschen Erziehungshauses, von Dr. H. v. Blumenthal.

Beiträge zur Kenntniß des russischen Tschernosem, vom Major Wangenheim v. Qualen.

Die „Petersburger Correspondenz" wird fortgesetzt werden.

Ein Druckfehler im Septemberheft,
auf den wir durch die Dorpater Zeitschr. für Theologie und Kirche (V, 585) aufmerksam gemacht werden: S. 272 Z. 7 v. o. lies: durch statt: und auch.

Das Kupfergeld 1656—63 in Rußland.

Ein Beitrag zur Geschichte der Finanzkrisen.

Wenn schon überhaupt in neuerer Zeit die Geschichtswissenschaft neben dem politischen Gebiete nach andern Objecten für die Betrachtung zu suchen begonnen hat, so liegt dieses besonders nahe bei der Geschichte der Finanzen. Die gesteigerte Thätigkeit des Staats, die ungeheure Verantwortlichkeit, welche in den letzten Jahrhunderten auf ihm lastet, muß auch das Interesse an der Gesellschaft steigern. Sie ist der Zweck und der Staat nur das Mittel. Der Staat bedarf der Macht, aber sie muß mit Einsicht gepaart sein. Jeder Fehler dieses kolossalen wirthschaftenden Subjects stürzt die Massen ins Elend, jeder Verlust des Staats trifft die Gesellschaft, jeder Staatsbankerott ist ein Ruin Aller.

Das moderne Verfassungsleben läßt die Gesellschaft eine Controle über die Thätigkeit des Staats auf allen Gebieten ausüben. Dies kommt ganz besonders der Leitung des Staatshaushalts zu Gute. Aber erst auf höheren Stufen ist der Staat in der Lage, die Einsicht des Publikums bei Leitung der Finanzen für das öffentliche Wohl auszubeuten. In Spanien war eine Reihe von Bankerotterklärungen und Plusmachereien des Staats möglich, während in England der Plan einer Münzverschlechterung im siebenzehnten Jahrhundert scheiterte, weil die Kaufleute erklärten, eine verschlechterte Münze nicht im Handel und Verkehr annehmen zu können; manches tollkühne Finanzexperiment ist in Frankreich zu verschiedenen Zeiten

möglich gewesen, während heutzutage in Deutschland durch die Entwickelung des Verfassungslebens dergleichen Gefahren fast vollständig beseitigt sind.

Die Geschichte des Münzregals liefert für diese Entwickelung einen Commentar. Sie läuft parallel mit der Geschichte der Staatsgewalt und zeigt deutlich, wie der Staat zu verschiedenen Zeiten seine Aufgaben verschieden gefaßt hat. Frühere Zeiten rechneten das Münzregal zu den Haupteinnahmequellen des Staats, während man in neuerer Zeit das Bewußtsein gewonnen hat, daß die finanzielle Seite des Münzwesens durchaus Nebensache sei. Man beutete ehemals die Einträglichkeit des Münzregals durch Ausdehnung des Schlagschatzes aus; in neuerer Zeit weiß man, daß ein Schlagschatz, welcher die Prägungskosten bedeutend übersteigt, mit Gefahren verbunden ist, daß derselbe einen verdeckten Staatsbankerott im Kleinen enthält. Die Veränderung des Münzfußes war sonst eine der beliebtesten Finanzunternehmungen; jetzt haben die Regierungen auf den Gewinn aus dem Münzregal so weit verzichtet, daß in den meisten Ländern das Münzwesen mehr kostet als es einbringt. Während man früher den Schlagschatz nach Belieben erhöhte, dem reellen Werthe der Münzen die Autorität des Fürsten substituirte, hat man in neuerer Zeit die Einsicht gewonnen, daß das Gepräge auf den Münzen nichts ist, als das Zeugniß des Souverains über Gewicht und Feingehalt eines jeden Stücks.

Es ist nicht leicht für uns, eine genaue Vorstellung zu gewinnen von der Münzanarchie im Mittelalter, wo z. B. in Frankreich im Jahre 1355 in einer Woche mehrere Münzveränderungen von der Regierung vorgenommen wurden; wo etwa in Deutschland bis gegen 600 Münzstätten bestanden, die alle mit einander wetteiferten, Schrot und Korn der Münzen zu verringern. In den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges wurde die Münznoth der Kriegsnoth als gleich schrecklich zur Seite gestellt. Die erstere rief eine ganze Fluth publicistischer Erzeugnisse hervor, die sogenannte Kipper- und Wipperliteratur*). Es sind darin so bittere Anklagen gegen die Regierungen, wie etwa in der Divina Comedia gegen Philipp IV. den Schönen von Frankreich, den Dante einen Falschmünzer nennt.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn in solchen Zeiten das Publikum dazu kommt, die Kipper und Wipper zu rechtfertigen oder zu entschuldigen

*) S. d. Abschnitt über die Kigger- und Wiggerliteratur bei Roscher, die deutsche Nationalökonomik an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts in den Abhandlungen d. phil. hist. Classe der königl. Sächs. Ges. der Wissenschaften IV S. 327 ff.

und dagegen die Obrigkeiten anzuklagen, wenn Theologen die Frage aufwerfen: „ob christlich-evangelische Obrigkeiten um ihres eigenen Nutzens willen die Münze von Zeit zu Zeit mit gutem Gewissen schlechter und geringer können machen lassen?“, wenn Facultätsgutachten von verschiedenen Universitäten über diesen Gegenstand abgegeben wurden.

Nur langsam schritt man in der Erkenntniß in Bezug auf das Wesen des Geldes vorwärts, und erst eine lange Reihe von Erfahrungen lehrte, daß ein Geldsystem ohne entsprechende reelle Werthe einem Schiffe ohne Steuer, einem Bau ohne Grundlage zu vergleichen sei. Das französische Livre sank auf $^1/_{87}$ seines ursprünglichen Gewichts herab; goldene Münzen wurden in silberne verwandelt, wie z. B. die Gulden; silberne in kupferne, wie z. B. die Kopeken des Zären Alexei; ja sogar goldene in kupferne, wie die Maravedi's in Spanien; man langte zuletzt bei uneinlösbarem Papiergeld an, als dem äußersten Stadium der Münzverschlechterung. Da erst kamen die Staaten dazu, eine solide Basis für das Geldsystem zu schaffen, und die Wissenschaft formulirte die Grundzüge der Theorie des Münzwesens. Aber man hatte theures Lehrgeld gezahlt.

Die Geschichte eines solchen Finanzexperiments ist der Gegenstand der folgenden Abhandlung. Sie mag ein Beitrag sein auch zur Geschichte des Volks neben der Geschichte des russischen Staats. Als Vorarbeit kann sie vielleicht einmal zu einer Geschichte der Wirthschaft in Rußland einige Bausteine liefern.

Betrachten wir in kurzen Zügen Rußlands politische und Finanzlage um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Rußlands politische Lage.

Die Regierung der ersten Romanows stellt eine Reihe von Kämpfen dar, wo Alles an Alles gesetzt werden muß, um den kaum gegründeten Neubau der Staatsgewalt nach außen und nach innen zu stützen und aufrechtzuerhalten. Durch mancherlei Krisen geht der Weg zu jener Höhe und Bedeutung, welche Rußland später in der Reihe der europäischen Staaten auszeichnen sollten. Man lernte regieren und verwalten im Innern, man hatte eine Reihe verwickelter Fragen zu lösen in der auswärtigen Politik. Und diese Gebiete standen wohl im engsten Zusammenhange miteinander, wie namentlich die Regierung Alexei's zeigt.

Nach außen hin gab es vor allem dreierlei Aufgaben:

Man kann jenen lange fortgesetzten Kampf zwischen Rußland und

Schweden um die Küstenländer der Ostsee als ein Stück der baltischen Frage bezeichnen. Daß Rußland am Meere festen Fuß faßte, war eine Hauptbedingung seiner Fortentwickelung; über ein Jahrhundert lang wiederholen sich die Conflicte zwischen beiden Mächten und die „ewigen" Frieden, welche zwischen ihnen geschlossen werden, sind kurzlebig genug.

Es galt ferner die Grenze gegen Polen erweitern. Die Conflicte der letzten Jahrzehnte vor der Thronbesteigung der Romanows enthielten den Keim zu fernern Kriegen. Ein gewaltiges Ringen zwischen beiden Staaten erschöpft die Kräfte Beider aufs äußerste. Die Veranlassung dazu ist das dritte Hauptobject der auswärtigen Politik Rußlands in dieser Zeit.

Die kleinrussischen Kosaken im siebenzehnten Jahrhundert sind eine staatähnliche Erscheinung, eine fluctuirende Masse buntzusammengewürfelter Elemente, eine gefährliche Nachbarschaft für Rußland; eine Nachbarschaft, welche häufig die üblichen Formen des Völkerrechts ablehnt und doch von der größten politischen Bedeutung ist; eine Provinz, nach welcher Rußland und Polen gleich gierig die Hand ausstreckten; eine Bevölkerung, beweglich wie Flugsand, jeden Augenblick bereit sich in einzelne Gruppen aufzulösen, welche Räuberbanden mehr glichen als politischen Gemeinschaften. Dieser Zankapfel, mitten hineingeworfen zwischen Polen und Rußland, hat Rußlands Größe entscheiden helfen; hier war das Terrain, über welches hinweg Rußland mit andern Staaten in Verkehr trat. Zunächst in feindlichen.

Herrmann bemerkt sehr treffend, der kleinrussische Kosakenverband habe das Unrecht der Leibeigenschaft am polnischen Adel gerächt. Die Knechtung der Massen durch die privilegirten Classen der Gesellschaft hatte eine Auswanderung aus Polen zur Folge. Neben dem frühern Polen erhebt sich ein zweites. Beide mußten einander bald anziehen, bald abstoßen. Bunte Schlachtscenen wechseln mit Friedensunterhandlungen ab. Rußland blieb einstweilen Zuschauer.

Da schickte 1650 der Hetman Bogdan Chmelnizki nach Moskau mit dem Anerbieten eines Schutzbündnisses. Die Zusage des Zaren 1654, die Unterwerfung der Kosaken unter russische Botmäßigkeit 1655 mußten nothwendig einen Bruch Rußlands mit Polen zur Folge haben.

Die dreizehn Kriegsjahre 1654—67 sind eine schwere Schule für Rußland. Man lernte den Krieg mit Polen und Schweden, einen Krieg, an welchem weitere Erfolge geknüpt waren, aber zugleich einen Krieg, der

mit dem Mark des Landes unterhalten werden mußte. Die Einführung des modernen Kriegswesens, der Eintritt in die Reihe der europäischen Mächte wurde nur mit großen Opfern ermöglicht.

Das Glück begünstigte Rußland in den ersten Kriegsjahren. Smolensk wurde eingenommen. Das immer weitere Vordringen hob die Stimmung der Russen. Aber mit dem Jahre 1656 geht die Siegesfreude zu Ende. Die verunglückte Belagerung Riga's; Niederlagen russischer Generale, Romodanowski's und Trubezkoi's, im Kampfe mit Polen und Schweden; der Tod Bogdan Chmelnizki's; dazu im Innern Rußlands Pest, Steuerdruck und Finanzverwirrung — bringen Rußland an den Rand des Verderbens.

Namentlich die kleinrussischen Angelegenheiten verschlimmern sich für Rußland durch die Unterhandlungen des neuen Hetmans Wygowski mit Polen 1658. Noch schlimmer wird Rußlands Lage durch den 1660 zwischen Polen und Schweden zu Oliva abgeschlossenen Frieden. Polen konnte sich nun mit noch größerer Kraft den Russen entgegenstellen. Die Verluste der Letztern häufen sich, die Unterhandlungen Polens mit Kleinrußland nehmen einen immer bedrohlicheren Charakter an. Nur die innere Zerrüttung, welche auch in Polen herrscht, ermöglicht noch den Abschluß des Andrussow'schen Friedens 1667 unter leidlichen Bedingungen für Rußland.

Rußlands Finanzlage.

Der Zar galt für unermeßlich reich. Die Ausländer, welche in dieser Zeit nach Moskau kamen, haben viel zu erzählen von den großen Schätzen, die in den Vorrathskammern und Schatzhäusern des Zaren aufgehäuft liegen sollten, von den unerschöpflichen Einnahmequellen des russischen Staates, von dem großen Aufwande bei Hofe.

Man bewunderte die Steuerfähigkeit der Unterthanen des Zaren und die Fruchtbarkeit des Landes. Man zählte die Waaren auf, welche Rußland in großer Menge dem Auslande zuführte. Schon die günstige Handelsbilanz, deren Rußland sich erfreute, erschien den Zeitgenossen als ein sprechender Beweis für die Blüthe der Staatswirthschaft; nicht eine Unze Gold oder Silber werde aus Rußland ausgeführt, aber wohl brächten die Ausländer viel edles Metall ins Land, sagt der venetianische Gesandte in dieser Zeit. Er staunt über die vielen Schmucksachen, Ringe und Ohrringe, die man bei Privatleuten vorfinde; daran sehe man die Macht des

Handels; und der Handel komme besonders dem Staate zu Gute, weil der Zar so viele Handelszweige ausschließlich seinen Agenten vorbehalte.

Man redete von Schatzhäusern des Zaren, welche mit Edelsteinen, Gold und Silber angefüllt seien. Alexei selbst habe viel edle Metalle gesammelt, aber noch mehr von seinen Vorgängern geerbt. Man sprach von einer besondern Vorliebe Alexei's für Edelsteine. Ein Zeitgenosse bemerkt, die Juwelen Alexei's hätten ihres Gleichen nicht in Europa, und der englische Gesandte staunte bei der ersten Audienz über die Pracht und die Menge der Kronjuwelen, das massive Silber des Zarenthrones und die Goldketten, das kostbare Pelzwerk, die schweren Seiden- und Sammtstoffe, mit denen der Zar und dessen Umgebung angethan waren.

In kolossalen Ziffern wird uns von einem russischen Zeitgenossen der große Umsatz geschildert, der im Haushalt des Zaren jährlich stattfand. 150 Personen dienten bei der Küche, 100 Kürschner und Schneider waren für den Hof thätig; 100 Jäger mit vielen Hunden und 3000 zur Jagd abgerichteten Vögeln waren die Begleiter des Zaren auf der Jagd. Der Hof kaufte jährlich für 50—80,000 Rubel Pferde. Nicht überaus feiner Speisen und Leckerbissen wird erwähnt, aber die große Zahl der Gerichte, die Menge der jährlich verzehrten Lebensmittel ist staunenerregend. Es gab 300 Kornkammern und 30 Keller, letztere mit feinen ausländischen Weinen von allen Sorten angefüllt. Große Obstgärten versahen den Hof mit Früchten und Beeren. Für die Summe von 30—40,000 Rubel wurde Fleisch, Geflügel, Käse, Eier, Butter, Oel, Buchweizen, Hirse geliefert; der jährliche Verbrauch von gesalzenem Lachs wird auf einige Millionen Pfund angegeben, so daß die verzehrten Fische in Geldwerth geschätzt die Summe von 100,000 Rubel darstellten. Von Getränken sollen verzehrt worden sein: täglich 100 Eimer Branntwein, 4—500 Eimer Bier und Meth, und es gab Festtage, an denen 4—500 Eimer Branntwein und 2—3000 Eimer Bier und Meth aufgingen. Allerdings erklärt sich ein so massenhafter Verbrauch von Lebensmitteln bei Hofe durch den Umstand, daß ein großer Theil des Lohnes an die Hofbeamten, an alle Stufen und Classen von Staatsbeamten nah und fern in Naturalien gezahlt wurde. So erhielten z. B. sogar die Kosaken am Don jährlich eine bestimmte Menge Tuch zu Kleidern; so die Strelzy, welche einen Hauptbestandtheil des Heeres ausmachten, Korn, Fische und Branntwein. Letzterer wurde zum Theil als Lohn an Handwerker, Beamte, Soldaten u. s. f., zum Theil als Ehrenbezeugung an hochstehende Geistliche, ausländische Gesandte und

drgl. vertheilt. Je nach der Rangclasse, die man einnahm, hatte man Anspruch an Zusendung von Gerichten von jeder Mahlzeit, die bei Hofe stattfand*).

Wie der Hof den Mittel- und Ausgangspunkt für die Consumtion abgiebt, so haben die Finanzen Rußlands in jener Zeit mehr einen privat- als staatswirthschaftlichen Charakter. Die Steuerpflicht der Staatsangehörigen steht nicht so sehr im Vordergrunde, als die wirthschaftliche Thätigkeit des Staatsoberhaupts. Der Zar war Hauptunternehmer und oberster Kaufmann. Er monopolisirte viele Handelszweige, wie z. B. den Handel mit Kaviar, mit Pelzwerk. Letzterer war so einträglich, daß die Einkünfte aus Sibirien, welche meist in kostbaren Zobelfellen bestanden, auf mehrere hunderttausend Rubel geschätzt wurde. Die Agenten und Emissäre, oder, wie ein schwedischer Berichterstatter sie nennt, die „Commercienräthe" des Zaren, durchstreiften das Land in allen Richtungen, um Rohwaaren für den Zaren aufzukaufen, erhandelten von den Ausländern in den Seestädten, namentlich in Archangelsk, die Erzeugnisse des Westens und leiteten den Verkauf der monopolisirten Waaren aus den zarischen Vorrathskammern. Der kaiserliche Gesandte berichtet, der Zar habe es sogar nicht verschmäht, den Detailverkauf von Fleisch und Obst zu übernehmen. Unglaubliche Summen, meldet ein italienischer Bericht**), ergab die Verpachtung der Branntweinschenken, deren einzelne, wie der Leibarzt Alexei's, der Engländer Collins bemerkt, für 10—20,000 Rubel verpachtet waren. Ebenso verpachtete man Bäder, Flußüberfahrten, Waschplätze, monopolisirte den Salzverkauf und erhob bedeutende Abgaben von Eisengruben. Ausgedehnte, vortheilhaft bewirthschaftete Ländereien gehörten der Krone. Dazu kamen mancherlei Acciseauflagen, wie z. B. beim Kauf und Verkauf von Pferden; Einfuhr- und Durchgangszölle aller Art und Kopf- und Einkommensteuern. Man sprach von vielen Millionen Rubel, welche in dem damaligen Budget die Staatseinnahmen ausmachten. Ein italienischer Bericht aus jener Zeit enthält die allerdings nicht sehr glaubwürdige Bemerkung, daß der sechste Theil der Einkünfte genüge, um die Staatsausgaben im Frieden zu decken, so daß alle übrigen Einkünfte nur dazu verwandt werden, die schon ohnehin großen Massen von Gold und Silber in den Schatzhäusern des Zaren zu vermehren. Man mußte freilich stark

*) Wir benutzten für obige Angaben in Betreff des Hofhaushalts die Schilderung Kotoschichins, von welchem weiter unten Genaueres.

**) Viaggi di Moscovia, Viterbo 1658. S. 139.

in mercantilistischen Vorurtheilen befangen sein, um, wie dieser italienische Bericht, die Meinung auszusprechen, der Hof komme bei dem Finanzplan kaum in Betracht, weil Alles in Naturalien umgesetzt würde. Derselbe Bericht redet davon, daß der Unterhalt des Heeres sehr billig zu stehen komme, da man die Soldaten in sehr schlechtem Gelde bezahle. Damit sind wir denn schon in die Reihe von Finanzkunststücken eingeführt, welche namentlich während des polnisch-schwedischen Krieges ein starkes Deficit im russischen Budget vermuthen lassen.

Schon im Frieden müssen die Büreaukratie und das Heer große Summen verschlungen haben. Unter den Ausgaben werden als besonders beträchtlich aufgeführt: die Geschenke an die ausländischen Gesandten, der Loskauf von Christen aus der Gefangenschaft der Tataren, der Unterhalt einer bedeutenden Anzahl von Beamten, welche bei der Gesandtschaftsbehörde (посольскій приказъ) angestellt waren. Ausländische Industrielle empfingen reichlichen Lohn und Unterstützungen von der russischen Regierung, was einen bedeutenden Posten im Budget ausgemacht haben mag. Aber am meisten kam natürlich das stehende Heer in Betracht, und namentlich in den Kriegszeiten muß der Aufwand für dasselbe gewaltig angeschwollen sein. Die Steigerung der Bedürfnisse des Staats erforderte ungewöhnliche Mittel zur Deckung derselben. Steuern und Zölle, Finanzexperimente und Bankbruch waren die Folge. Der Staat war erfinderisch in immer neuen Methoden seine Geldmittel auszudehnen, die Steuerfähigkeit seiner Angehörigen zu erhöhen und den Wohlstand derselben auszubeuten. Schon in den ersten Jahren der Regierung Alexei's hatte man alte und neue Mittel angewandt den Staatsschatz zu füllen. Der Salzpreis war gesteigert worden, man hatte mancherlei Monopolien verkauft. Man zwang Jeden eine eiserne Elle zu kaufen und dafür das Fünffache von dem Kostenpreise zu bezahlen. Aber als die Kriegsjahre immer größere und größere Summen verschlangen, da griff man immer tiefer und tiefer in die Seckel der Unterthanen. Man schrieb zuerst einen Zwanzigsten aus, dann einen Zehnten, endlich einen Fünften. Man ließ für den Unterhalt des Heeres große Massen von Roggen, Zwieback, Mehl u. s. w. von der ländlichen Bevölkerung eintreiben. Man hatte sogar die Absicht bei der Republik Venedig eine Anleihe zu machen, wobei indessen von dorther eine ablehnende Antwort erfolgte. Da wußte man sich denn nicht anders zu helfen, als mit durchgreifenden Münzveränderungen. Es war das wohlfeilste, in jener Zeit so häufig angewandte Bereicherungsmittel. Unklare Ansichten über

das Wesen des Geldes lagen hiebei zu Grunde und wurden die Ursache großer Verwirrung. Man begann mit Münzverschlechterung und langte bei den äußersten Consequenzen des Staatsbankerotts an. Dies ist der Gegenstand der folgenden Untersuchung.

Ueberreste, Quellen und Hülfsmittel.

Das Material, welches für die Behandlung unseres Gegenstandes uns zu Gebote stand, läßt sich in vier Gruppen sondern:

1) Urkunden: Geschäftspapiere, besonders Verordnungen und Erlasse der Regierung, Gesetze, Instructionen an die Wojewoden, Bittschriften.

Folgende Sammlungen von gedruckten Urkunden verdienten hiebei besondere Berücksichtigung:

Die von L. Maximowitsch veranstaltete Sammlung von Gesetzen und Erlassen, Moskau 1803. Band II.

Die Sammlung von Staatsurkunden und Verträgen, herausgegeben auf Veranlassung des Grafen Rumjanzow, Moskau 1813—28. Band IV.

Die vollständige Sammlung der Gesetze des russischen Reiches, Band I.

Die von der archäographischen Expedition veranstaltete Sammlung von Urkunden, St. Petesburg 1836. Band IV.

Die von der archäographischen Commission veranstaltete Sammlung von historischen Urkunden, St. Petersburg 1841—42, Band IV; mit den Supplementen dazu, St. Petersburg 1846—59, Band IV*).

Für Feststellung chronologischer Angaben, für die Erforschungen der Intentionen der Regierung, und als indirecte Kritik der öffentlichen Zustände sind diese Ueberreste von unschätzbarem Werthe.

2) Die Berichte von Zeitgenossen.

Einem russischen Zeitgenossen verdanken wir das höchst anziehende

*) Die russischen Titel lauten: 1) Указатель Россійскихъ Законовъ, временныхъ учрежденій, суда и расправы, изд. Львомъ Максимовичемъ. Москва 1803. — Содержаніе Государственныхъ Грамотъ и Договоровъ, изданное иждивеніемъ Графа Румянцова. Москва 1813—1828. — Полное Собраніе Законовъ Россійской Имперіи. — Акты собранные Археографическою Экспедиціею. Спб. 1836. — Акты историческіе изданные Археографическою Коммиссіею. Спб. 1841—1842. Дополненія къ актамъ историческимъ. Спб. 1846—1859. Wir werden in dem Folgenden nur die Anfangsbuchstaben dieser Sammlungen citiren, also etwa П. С. З. — А. А. Э. А. И. und dgl.

Werk: „Rußland während der Regierung Alexei Michailowitsch's von Grigori Kotoschichin*). Diese Memoiren wurden von Herrn Professor Solowjew zuerst in Stockholm in schwedischer Uebersetzung, dann in der Universitätsbibliothek zu Upsala auch im russischen Original gefunden und von der archäographischen Commission herausgegeben. Kotoschichin war Schreiber (подъячій) in der Gesandtschaftsbehörde gewesen. Von seinem Leben weiß man nicht viel. Er diente als Beamter während des polnisch-schwedischen Krieges und wurde mit Depeschen nach Smolensk und Stockholm geschickt. Eine Intrigue nöthigte ihn zur Flucht aus Rußland. Diese Flucht muß ungefähr im Jahre 1664 stattgefunden haben. Er hielt sich unter falschem Namen in Lübeck und in Preußen auf, kam 1666 nach Stockholm und verfaßte hier auf Veranlassung des schwedischen Reichskanzlers Grafen Magnus Delagardie seine Schrift über Rußland. Im Jahre 1667 tödtete er im Rausche seinen Hauswirthen und wurde in Stockholm auf öffentlichem Platze enthauptet. Kotoschichin ist nicht immer genau in seinen Aufzeichnungen, und sogleich bei der Herausgabe seines Werkes machte die archäographische Commission auf einige darin enthaltene Irrthümer aufmerksam. Auch wir haben für unsern Gegenstand neben vielen sehr schätzenswerthen Bemerkungen auch Fehlerhaftes bei ihm gefunden. Im siebenten Kapitel seiner Schrift, in welchem er von den verschiedenen Behörden spricht, berichtet er bei Gelegenheit seiner Bemerkungen über die Finanzbehörde (Приказъ Большой Казны) von dem Münzwesen in Rußland und erzählt dabei ausführlich die Geschichte der Münzverschlechterung und des Creditgeldes.

Von ausländischen Reisenden verdienen Berücksichtigung:

Der Gesandte der venetianischen Republik Alberto Vimina, dessen Nachrichten über Rußland sich auf das Jahr 1657 beziehen und sich handschriftlich in der Barberinischen Bibliothek zu Rom befinden. Er war am Anfang der Kupfergeldoperation in Rußland**).

*) О Россіи въ царствованіе Алексія Михайловича, современное сочиненіе Графа Кошихина. Санктпетербургъ, 1840. Aus einer Handschrift im Moskauer Archiv der auswärtigen Angelegenheiten ist zu ersehen, daß der Mann nicht Koschichin sondern Kotoschichin hieß, s. d Beiträge zur Kenntniß des russ. Reichs von Baer und Helmersen 9 Bdchen 1. Abthl. St. Petersburg 1845, S. 180.

**) Nach seinem Tode wurden seine Schriften von Giovanni Battista Casotti herausgegeben u. d. T. Istoria delle guerre civili di Polonia. Progressi delle armi Mosco viti contro i Polacchi. Relazioni della Moscovia e Svecia e loro governi. Di Alberto Vimina Bellunese. Venzcia, 1671. 4° vgl. über ihn Adelung, Uebersicht der Reisenden in Rußland, II 328.

Der Leibarzt des Zaren Alexei, Samuel Collins, war in den Jahren 1659—67 in Rußland, kehrte dann nach seiner Heimath, England, zurück und gab dort 1667 ein Werk über Rußland heraus, das er, wie es scheint, bereits in Rußland ausgearbeitet hatte*).

Patrik Gordon, ein Schotte, kam 1661 nach Rußland und trat als Major in russische Dienste. Er hinterließ ein eigenhändiges Tagebuch in englischer Sprache, worin er sein Leben von der Geburt an bis 1699 umständlich beschrieben hat, und das sich handschriftlich in mehreren Quartbänden im Moskauischen Reichsarchiv befindet. Eine Abschrift davon in fünf Quartbänden besitzt die kaiserliche Eremitage zu St. Petersburg. Gordons Tagebuch erschien in deutscher Uebertragung von Dr. M. C. Posselt, Moskau 1849, in drei Bänden. Es enthält auch in Betreff unseres Gegenstandes sehr werthvolle Notizen über die Geschichte der Entwerthung und „Verrufung" der Kupfermünze, über den Aufstand im Sommer 1662 und drgl. m.

In dem „Theatrum Europaeum" finden sich in dem neunten Bande (Frankfurt a. M. 1672) hier und da zerstreute Notizen über die Geldkrisis in Rußland und den Aufstand vom Sommer 1662.

Die kaiserlichen Gesandten Augustin von Meyern, Freiherr von Meyerberg und Horatius Wilhelm Calvucci verfaßten einen Reisebericht und eine Schilderung Rußlands**). Sie waren von Mai 1661 bis Mai 1662 in Moskau, eine Zeit, wo Falschmünzerei und Theuerung in Moskau bereits einen gewaltigen Umfang gewonnen hatten. Meyerbergs Aufzeichnungen sind überaus lehrreich und namentlich die Notiz über die Menge des ausgegebenen Kupfergeldes (20 Millionen Rubel) von großem Interesse. Die französische Uebersetzung dieses Werkes ist ungenau.

3) Von den sich auf Münzkunde beziehenden Schriften nennen wir außer den früheren Arbeiten von Tschertkow, Vietinghoff u. A. noch besonders:

Die Reichelsche Münzsammlung, St. Petersburg, Erster Band 1842. Hier und da eingestreute historische Notizen ohne Quellenangabe.

Schubert, Monnayes russes 1547—1855. Leipsie 1857. Die histo-

*) The present State of Russia in a letter to a friand at London. London 1667. Wir benutzen die dritte Ausgabe von 1671.

**) Iter in Moscoviam Augustini liberi baronis de Mayerberg et Horatii Gulielmi Calvucci.

rischen Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten dieses Katalogs sind ebenfalls ohne Quellenangabe.

Chaudoir, Aperçu sur les monnaies russes, St. Petersbourg 1836. Der Verfasser zeichnet sich durch ungewöhnliche Belesenheit aus. Sein Werk bedarf indessen mancher Berichtigung.

Sabloţki, Ueber das Münzsystem Rußlands*) (russisch); ein sorgfältig gearbeitetes Werk, mit mehr Verständniß für die volkswirthschaftliche und finanzielle Seite der Numismatik, als die vorhergehenden.

4) Von historischen Arbeiten, welche die Geschichte des Kupfergeldes besprechen, nennen wir:

Adelung, Augustin Freiherr von Maverberg und seine Reise nach Rußland. St. Petersburg 1827. Die Zeichnungen, welche Meyerberg auf seiner Reise entworfen hatte oder hatte entwerfen lassen, gaben Adelung Gelegenheit seiner Biographie Meyerbergs einen ziemlich ausführlichen Commentar zu diesen Zeichnungen beizufügen. Wir werden sehen, wie Adelungs Mittheilungen in Betreff unseres Gegenstandes mit Vorsicht zu benutzen sind und vielfach der Berichtigung bedürfen.

Berch, Die Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch, St. Petersburg 1831 (russisch) I. II., ein fleißiges Werk, mit lehrreichem Material, jedoch gleich dem vorhergenannten Adelungschen Werke vor dem Erscheinen vieler gedruckter Staatsurkunden und numismatischen Hülfsmittel verfaßt, und daher natürlich von geringerer Bedeutung.

Herrmann, Geschichte des russischen Staats, Hamburg 1846, Bd. III, schöpft seine Nachrichten über die Finanzoperation Alexei's fast ausschließlich aus Meyerbergs Reisebericht, Adelungs Buche über Meyerberg und den Memoiren Kotoschichins. Indessen erwähnen wir seiner Darstellung um so lieber, als dieser fleißige Forscher auf die Geschichte dieser Münzveränderungen genauer eingegangen ist, wie manche russische Historiker z. B. Ustrjalow, ja sogar in mancher Beziehung ausführlicher darüber berichtet wie Solowjew.

Die Monographien in russischer Sprache:

Laquière, Geschichte der Falschmünzerei in Rußland bis zu der Zeit Peters des Großen.

Lamanski, Historische Skizze des Geldumlaufs in Rußland von 1650—1817.

*) Мих. Заблоцкій, о цѣнностяхъ въ древней Руси. Спб. часть I. о монетной системѣ.

Arssenjew, Historisch-statistische Uebersicht des Münzwesens in Rußland;

Kostomarow, Kurze Darstellung des Handels im moskauischen Staate während des 16. und 17. Jahrhunderts*);

erwähnen wohl der Münzexperimente unter Alexei und deren Folgen, aber die darin enthaltenen Nachrichten sind sehr unvollständig und oft ungenau.

Dagegen verdient besondere Erwähnung das große Werk Solowjew's, Geschichte Rußlands von den ältesten Zeiten an, St. Petersburg 1861**), Band IX, wo wir höchst anziehende aus zum Theil ungedruckten Archivalien geschöpfte Mittheilungen finden über die Finanzkrisis und über den Aufstand im Sommer 1662.

Endlich ist noch einer monographischen Vorarbeit zu erwähnen:

A. Strojew, eine ökonomische Frage in Rußland im 17. Jahrhundert***). So erfreulich der Versuch ist diese Episode aus Rußlands Finanzgeschichte monographisch zu behandeln, so mangelhaft ist derselbe doch ausgefallen. Es hat dem Verfasser an Orientirung in Wirthschaftslehre und Finanzwissenschaft gefehlt, und daher ist es ihm möglich gewesen alle irrigen Ansichten der russischen Regierung im 17. Jahrhundert zu theilen. Er ist entzückt über die Weisheit der Regierung bei diesem Unternehmen, über die tiefe Einsicht der Vertrauten des Zaren, welche zur Herausgabe von Kupfergeld gerathen hatten, und schreibt das Mißlingen der ganzen Operation lediglich der Sittenlosigkeit und dem Mangel an Bildung im russischen Volke zu. Er erwähnt, das Kupfergeld sei gehörig fundirt gewesen, ohne klare Begriffe damit zu verbinden; die Sittenfäulniß (общественная порча) und die Bereicherungssucht seien in jener Zeit in Rußland ganz besonders groß gewesen, finanzwissenschaftliche Kenntnisse hätten im Publikum gefehlt und daher sei der Ruin gekommen. Wir werden Gelegenheit haben diese Ansichten näher zu beleuchten.

---

*) Лакіера, Исторія поддѣлки монетъ въ Россіи до временъ Петра Великаго (in den Записки Арх. Общества 1853, V Band). — Ламанскій, Историческій Очеркъ денежнаго обращенія въ Россіи съ 1650—1817 г. (in dem Сборникъ Статистическихъ свѣдѣній въ Россіи, II, Спб. 1854). — К. И. Арсеньевъ, Ист.-стат. обозрѣніе монетнаго дѣла въ Россіи (in den Записки Русскаго Геогр. Общества, I, Спб 1846). — Костомаровъ, Очеркъ торговли Московскаго Государства въ XVI и XVII столѣтіяхъ, Спб. 1862.

**) Соловьевъ, Исторія Россіи съ древнѣйшихъ временъ. XI. Спб. 1861. (Исторія Россіи въ царствованіе Алексѣя Михайловича. Band II).

*** А. Строевъ, экономическій вопросъ въ Россіи въ XVII вѣкѣ (in dem Литературный отдѣлъ der Московскія Вѣдомости 1856, № 96 und 98).

Hier und da zerstreute Preisnotizen aus jener Zeit, welche für unsere Untersuchung von großem Werthe sein mußten, fanden wir u. A. in den Schriften der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Alterthumswissenschaft Rußlands*).

Wir hatten im Ganzen und Großen über keinen großen Reichthum von Material zu verfügen. Die Geschichte der Wirthschaft ist noch in ihren Anfängen.

Münzverschlechterung.

Bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts gab es in Rußland, außer den sogenannten Pul's, einer Scheidemünze, kein Kupfergeld. Es curirten vom Auslande eingeführte Gold- und Silbermünzen und in Rußland geprägtes Silberkleingeld. Die Regierung verkaufte ihre Waaren den Ausländern gegen Dukaten und Thaler (letztere „Jefimki" genannt von der deutschen Bezeichnung „Joachimsthaler"), und ließ diese ausländischen Münzen in Silberkleingeld umprägen, wobei sie, wie aus der Vergleichung der Münzen selbst, so aus den Berichten der Zeitgenossen hervorgeht, großen Vortheil hatte.

In den fünfziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts erscheinen drei neue Silbermünzen in Rußland, welche eine Combination russischen und ausländischen Silbergeldes darstellen, und denen eine Münzverschlechterung zu Grunde liegt.

1) Rubeljefimki (ефимки рублевые). Die ausländischen Jefimki erhielten nämlich ein vollkommenes Gepräge (so jedoch, daß namentlich an den Rändern dieser Münzen noch Spuren des alten Gepräges nachblieben) mit der Jahreszahl 1654. Die aufgeprägte Bezeichnung „Rubel" (рубль) läßt keinen Zweifel darüber zu, daß diese Münze, deren Realwerth in Silberkopeken ausgedrückt etwa die Hälfte eines Rubels darstellte, 100 Kopeken gelten sollte. Es scheinen jedoch die Rubeljefimki nicht lange in Gebrauch gewesen zu sein, weil schon im Jahre 1659 weder in officiellen Urkunden noch in den Berichten der Zeitgenossen ihrer mehr erwähnt wird; 1656 und 1657 müssen sie, wie aus mancherlei Actenstücken hervorgeht, noch curirt haben; trotz der Jahreszahl 1654 auf diesen Münzen findet

*) „Труды", „Чтенія", „Достопамятности", besonders aber der „Временникъ Императорскаго Московскаго Общества Исторіи и Древностей Россійскихъ" in vielen Bänden.

sich keine Spur derselben vor 1656. In Münzsammlungen erscheinen sie als Rarität.

2) Gestempelte Thaler (ефимки съ признаками, печатные ефимки). Die Thaler oder Jefimki erhielten einen runden Kopekenstempel und einen länglichen Stempel mit der Jahreszahl 1655 in arabischen Ziffern. Diese Münzen hatten, wie wir aus Actenstücken und Berichten von Zeitgenossen ersehen, einen Nominalwerth von 64 Kopeken. Sie scheinen in beträchtlicher Menge circulirt zu haben, was auch durch die große Zahl von Exemplaren in Münzsammlungen bestätigt wird, und wurden, wie wir später genauer sehen werden, Ende 1658 oder Anfang 1659 eingezogen.

3) Viertelthaler (четверти, четвертины, четверти съ признаками, полуполтинники). Man schnitt die Jefimki in vier Theile, deren jeder einen Stempel und den Nominalwerth von 25 Kopeken erhielt. Zu diesem Curse wurden diese Münzen gleichzeitig mit den gestempelten Thalern eingezogen.

Von den Zeugnissen, daß mit diesen neuen Silbermünzen eine Münzverschlechterung verbunden war, führen wir einige an:

Kotoschichin erzählt*): „Diese gestempelten Jefimki wurden aus der Casse des Zaren zu 64 Kopeken ausgegeben und nicht zu dem Werthe den sie früher gehabt hatten. Im Handel und Verkehr und auch bei Annahme in den Kronkassen hatten diese Jefimki und Rubel und Viertelthaler einen festgesetzten Preis. Traf es sich aber, daß Jemand eine Zahlung an die Regierung mit ungestempelten Thalern machte, so wurden solche Münzen nur zum Werthe von 40 Kopeken angenommen."

Meyerberg hat in seiner Sammlung von Zeichnungen die Abbildung eines gestempelten Thalers und unter demselben die Worte: „die durch des Czaren Müntzmaister gezaichnete Reichstaller, welliche unter denen Handelsleuten in der Moskau viel mehr, als die ohne diessen Zaichen (sider Anno 1655 bis 1658 gegolten haben"**).

*) Кот. о Россіи въ царствованіе Алексія Михайловича, S. 78.

**) Adelung, Meyerberg ꝛc. S. 173. Meyerberg hat auch die Abbildung eines Viertelthalers mit der Unterschrift: „Biss auff Anno 1658 hat gegolten iedes Oerttlein fünffzig silberne Kopeken, an Gewicht aber nicht mehr als sechzehn". Hier liegt offenbar ein Irrthum zu Grunde, da aus den Acten hervorgeht, daß diese Viertelthaler 25 Kopeken gelten sollten, was auch durch die Bezeichnung „полполтина" auf diesen Münzen bestätigt wird. Als Meyerberg ins Land kam, waren diese Viertelthaler nicht mehr in Umlauf. Er hatte also diese Notiz über ihren Nominalwerth nur von Hörensagen. Ade-

Vimina berichtet, der Zar habe sich bei den großen durch den Krieg veranlaßten Ausgaben durch die Erfindung geholfen, die ausländischen Thaler in vier Theile zu schneiden und den Nominalwerth eines jeden Viertels zu verdoppeln*).

Daß die neuen Münzen gewinnbringend für die russische Regierung sein mußten, bezeugt auch der Umstand, daß viele falsche Rubel zum Vorschein kamen. Namentlich sollen die Juden in Polen sich mit dieser Art Falschmünzerei beschäftigt haben **).

Die Regierung verbot ihren Unterthanen im Handel und Verkehr mit den Ausländern diese neuen Münzen zu gebrauchen. Für diesen Zweck sollte nur das Silberkleingeld verwendet werden ***). Man empfand wohl, daß man dem Auslande die schlechte Münze nicht bieten dürfe.

Kupfergeld.

Das Prägen der neuen Rubel kann als Münzverschlechterung bezeichnet werden, das Stempeln der Thaler und Viertelthaler bildet schon eine Art Uebergang von Münzverschlechterung zur Ausgabe von Creditgeld. Die Kupfermünzen können schlechtweg als Creditgeld bezeichnet werden.

Von Kupfergeld gab es: Kupferpoltinniks (Fünfzigkopekenstücke); Altynniks (Dreikopekenstücke); Groschewiks (Zweikopekenstücke) und Kopeken.

Die Kupferpoltinniks entsprechen an Größe und Gepräge den neuen silbernen Rubeln mit der Jahreszahl 1654, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt mit der Bezeichnung „Rubel" (рубль) mit „Poltinnik" (полтина oder полтинникъ) versehen sind. Weil sie die Jahreszahl 1654 tragen, sollte man fast vermuthen, daß sie bereits in diesem Jahre in Umlauf gesetzt wurden; es findet sich indessen in den officiellen Acten keine Spur von diesen Poltinniks vor 1656. Von den Zeitgenossen erwähnt ihrer nur Kotoschichin, und dieser scheint der Ansicht zu sein, daß

lung hat dem Meyerberg diesen Irrthum nachgeschrieben, vgl. sein Werk über Meyerberg Seite 287.

*) Vimina S. 308: „Tutto il necessario dè contanti si è cavato dalle rendite annuali, trovata inventione per scemare il dispendio, di tagliar i Leoni in quattro parti seuz' altra politura, improntandoli col nome del G. Duca, e facendo ogni quarto valere il doppio nei pagamenti".

**) s. Chaudoir II, S. 61.

***) A. A. Э. IV № 90.

sie vor dem Kupferkleingelde erschienen seien. Er erzählt nämlich *): „Gleichzeitig mit den neuen Silbermünzen wurden Kupferpoltinniks gemacht von der Größe der Jefimki. Das Erscheinen dieser neuen Münzen hatte zur Folge, daß die Bauern, welche sonst mit Heu und Holz und Lebensmitteln in die Städte zu kommen pflegten, verwirrt und ängstlich gemacht, nicht mehr an den Markt kamen. So wurde die Zufuhr unterbrochen, und eine schreckliche Theurung war die Folge. Der Zar sah, daß das neue Geld solche Verwirrung angerichtet hatte, und befahl in Moskau, Nowgorod, Pskow und Kokenhausen auf den Münzhöfen Altinniks, Groschewiks und Kopeken zu prägen, aber auch dieses Geld hatte dieselbe Wirkung und die Stockung der Zufuhr, die Verwirrung wiederholte sich. Da ließ der Zar die Altinniks und Groschewiks einziehen und in Kupferkopeken umprägen. Und dieses Kupfergeld curirte lange Zeit in gleichem Werthe mit dem Silbergelde".

Hiernach also nimmt Kotoschichin drei Perioden bei der Kupfergeldemission an: zuerst die Poltinniks; dann die Altynniks, Groschewiks und Kopeken; endlich nur Kopeken. Für diese Auffassung von einer Aufeinanderfolge verschiedener Kupfermünzen ist Kotoschichin die einzige Quelle. Weder in den Actenstücken, noch in den Berichten der Zeitgenossen finden wir eine Bestätigung derselben. Daß sie nicht ganz unbegründet sein kann, geht daraus hervor, daß die Jahreszahl auf den Poltinniks (1654) auf einen frühern Zeitpunkt hindeutet als 1656, während das Kupfergeld, welches bis 1663 in Circulation blieb, und dessen Geschichte wir in dem Folgenden zu schreiben unternommen haben, wie sogleich dargethan werden soll, nicht vor 1656 in Umlauf gesetzt worden sein kann **).

*) Кошихинъ, о Россіи S. 78.

**) Sabloţki's (о цѣнностяхъ S. 80) Hypothese, die Rubeljefimki und Kupferpoltinniks seien 1654 ausgegeben und 1655 durch die gestempelten Thaler und Viertelthaler ersetzt worden, so daß sowohl Kupferpoltinniks als Rubeljefimki eingezogen worden seien, ist unhaltbar, weil aus П. С. З. I № 204 zu ersehen ist, daß diese sämmtlichen Kupfer- und Silbermünzen noch im Jahre 1657 nebeneinander in Umlauf waren. Auffallend bleibt es immerhin, daß Vimina und Mayerberg der Kupferpoltinniks nicht erwähnen. Im Jahre 1658 wurde ein Inventar von dem ganzen Vermögen des Patriarchen Nikon aufgenommen; wir finden alle einzelnen Münzsorten aufgeführt, in denen die Geldsummen sich vorfanden: „Silberkleingeld", „Kupferkleingeld" (мелкія мѣдныя деньги), „gestempelte Jefimki", „Rubeljefimki", „gestempelte Viertel". Kupferpoltinniks sind in diesem genauen und ins Einzelne eingehenden Verzeichniß nicht erwähnt, s. d. Временникъ Императорскаго Московскаго Общества Исторіи и Древностей Россійскихъ, Band XV, Матеріалы

Ueber den Zeitpunkt der Ausgabe des Kupferkleingeldes.

Bei einer Bestimmung des Zeitpunktes, in welchem die Ausgabe des Kupferkleingeldes stattfand, sind die officiellen Urkunden Hauptquelle, fast alleinige Quellen.

Das erste Aktenstück, welches von den neuen Münzen überhaupt Nachricht giebt, ist vom 3. März 1656 und an die Zoll- und Accisebeamten in Wjatka gerichtet *). Es wird darin erwähnt, am 8. Mai sei an einen Wojewoden die Nachricht geschrieben worden, daß neues Geld gemacht worden sei: Rubel, Stempelthaler, Viertelthaler, Kupferpoltinniks, Altynniks, Groschewiks und Kopeken von Kupfer. Es folgt sodann die genaue Beschreibung dieser Münzen, und dann verordnet der Zar alle Staatseinkünfte: Steuern, Erlös für verkauften Branntwein, Zölle u. s. f. in diesen neuen Geldsorten zu erheben und zwar zu demselben Curse, zu welchem sie ausgegeben seien. Indessen sollen doch nur die Staatseinnahmen, die sich auf das Jahr 1656 beziehen, in diesen neuen Geldsorten erhoben werden, während ausdrücklich bemerkt wird, daß rückständige Steuern und überhaupt diejenigen Summen, welche vor 1656 fällig waren, in Silberkleingeld gezahlt werden müßten. Diese letztere Bemerkung deutet darauf hin, daß der Staat seine Verpflichtung, das neue Geld bei Einkassirungen anzunehmen, erst von dem Zeitpunkt der Ausgabe her datirt: rückständige Abgaben sollen in der vollwichtigen Münzart, den Silberkopeken, entrichtet werden. Demnach fiele die Ausgabe des neuen Geldes in den Anfang des Jahres 1656, was auch durch die im Mai 1656 geschriebene Bezeichnung dieses Geldes als „neuen" Geldes bestätigt wird. Allerdings findet sich eine Urkunde, vom 8. April 1657 **) an den Wojewoden in Ilimsk gerichtet, wo ein Jahr später dieselben Münzen auch als „neue" bezeichnet werden. Aber auch hier wird ausdrücklich bemerkt, daß die Staatseinnahmen für das Jahr 1656 zwar in den neuen Münz-

S. 23, ff. Die große Seltenheit der Kupferpoltinniks in Münzsammlungen läßt fast vermuthen, daß nicht viele Poltinniks ausgegeben wurden; woher indessen Storch, Cours d'économie politique VI S. 88 die Notiz schöpft: „Il y eut aussi des pièces de 50 kopeks en cuivre mais on n'en émit qu'une petite quantité", ist mir nicht bekannt.

*) S. A. A. Э. IV № 90. Память Вятскимъ Таможенному и кружечныхъ дворовъ головѣ и цѣловальникамъ о сборѣ государственныхъ доходовъ новою серебряною и мѣдною монетою и о введеніи ея во всеобщее употребленіе.

**) П. С. З. I № 204. Грамота воеводѣ Бунакову въ Илимскій Острогъ. О допущеніи въ оборотъ новыхъ серебряныхъ рублей и четвертинъ и другихъ мелкихъ денегъ. Gleichlautend m. C. Г. Г. и Дог. IV № 9.

sorten erhoben worden seien, die rückständigen, in frühern Jahren bereits fälligen Steuern und sonstigen Zahlungen aber in dem früher ausschließlich im Umlauf befindlichen Silberkleingeld erhoben werden müßten.

Zwei Andeutungen, welche sich in spätern Urkunden finden, bestätigen die Vermuthung, daß diese neuen Münzsorten nicht vor dem Jahre 1656 in Umlauf waren. Bei Gelegenheit der Abstellung des Kupfergeldes im Jahre 1663 wurde eine Tabelle der Entwerthung desselben zusammengestellt*). Die Entwerthung des Kupfergeldes oder das darauf zu zahlende Aufgeld nimmt am 1. September 1658 seinen Anfang und die Tabelle wird bis zum 15. Juni 1663 d. h. bis zu dem Zeitpunkt der Abstellung des Kupfergeldes fortgeführt, wo es dann zuletzt heißt: „aber für die Jahre 164 und 165 und 166 (d. h. 1656, 1657 und 1658 bis zum 1. September, da das Jahr mit dem 1. September begann und man von der Erschaffung der Welt bis zu Christi Geburt 5508 Jahre zählte, also 7164, 7165, 7166 statt 1656 u. s. f.) giebt es keine Angaben für die Entwerthung“ **). Wenn ausdrücklich bemerkt wird, daß für die Jahre 1656 und 1657 Entwerthungsangaben fehlen, und wenn zugleich mit der größten Sicherheit zu vermuthen ist, daß in diesen beiden Jahren das Kupfergeld keine Entwerthung erfuhr, so wäre nicht abzusehen, warum nicht 1654 und 1655 bemerkt worden wäre, daß es an Entwerthungsangaben in Betreff dieser Jahre fehle, wenn diese Münzen wirklich schon 1654 in Umlauf gesetzt worden wären, wie die Jahreszahl auf den Poltinniks manche Historiker und Numismatiker hat vermuthen lassen. Um indessen jeden Zweifel daran, daß das Kupferkleingeld, dessen Geschichte bis 1663 spielt, erst im Jahre 1656 ausgegeben wurde zu beseitigen, findet sich, ebenfalls in späterer Zeit, eine Urkunde an den Wojewoden in Turinsk ***), wo ausdrücklich im Eingange bemerkt wird: „In dem Jahre 164 (d. h. 7164 oder 1656) befehlen Wir zur Vertheilung an unsere Krieger und Beamten Kupfergeld zu machen u. s. f.“

*) П. С. З. I № 339. 15. Juni 1663, wo es heißt: die Entwerthungstabellen seien zusammengestellt worden „въ приказѣ большаго приходу въ сказкахъ, каковы подали Московскихъ разныхъ рядовъ старосты и торговые люди“.

**) „а со 164 и 165 годовъ сказокъ по указу Великаго Государя не указано.“

***) П. С. З. I № 344 vom 8. Juli 1663: Воеводѣ Матвѣю Трегубову въ Туринскій Острогъ, объ упадкѣ въ цѣнѣ мѣдныхъ денегъ: „Съ прошлаго 164 года указали мы, Великій Государь, нашимъ ратнымъ и всякихъ чиновъ людямъ и кормовымъ на раздачу дѣлать мѣдныя деньги къ серебряньимъ въ прибавку u. s. f.“

Somit ergeben die officiellen Urkunden als Ausgangspunkt derjenigen Kupfergeldoperation, welche bis zum Jahre 1663 fortdauert, das Jahr 1656, und es wäre nun die Frage zu beantworten, inwieweit dieses aus der Prüfung der Urkunden gewonnene Resultat von den Zeitgenossen, deren Berichte hier in Betracht kommen können, bestätigt werde. Hiebei verdienen zunächst die Aufzeichnungen von Meyerberg, Vimina und Kotoschichin Beachtung. Gordon hat über die Einführung des neuen Geldes keine Mittheilungen gemacht, so bedeutende Winke auch in seinem Tagebuche in Bezug auf den weitern Verlauf und die Beendigung der Creditoperation enthalten sind.

Vimina kam in der zweiten Hälfte des Jahres 1656 nach Rußland, wo er auch sogleich seine Aufzeichnungen gemacht zu haben scheint. Er erwähnt der gestempelten Viertelthaler und fährt fort: „Außerdem sind neuerdings einige Kupfermünzen geprägt worden: Kopeken, Groschewiks, und Altynniks *). Der Ausdruck „neuerdings" enthält in diesem Falle allerdings eine Bestätigung der in den officiellen Urkunden enthaltenen Andeutungen, daß das Kupfergeld im Jahre 1656 erschienen sei.

Meyerberg war ebenfalls nicht Augenzeuge des Anfangs der Kupfergeldoperation. Ueber den Zeitpunkt der Kupfergeldoperation drückt er sich sehr ungenau aus und bemerkt nur, es sei geschehen, als der Zar Alexei sah, daß die gewöhnlichen Einnahmen für die großen durch den Krieg veranlaßten Ausgaben nicht reichten **). Das ist nun chronologisch ebenso unbestimmt, wie Kotoschichins Bemerkung bei Gelegenheit seiner Erzählung von den neuen Silber- und Kupfermünzen, ihre Ausgabe fiele in die Zeit der Fortsetzung des Krieges mit Polen ***).

*) „Oltre di questo si vedono coniate novamente alcune monete di rame, d'uno, due e tre Capiec che distintamente dicono Capier, gros et altri".

**) Meyerberg S. 92. „Cum necessariis ad incoepta bella Polonicum et Suecicum prosequenda sumptibus aerarium suum Alexius impar experiret, persuaderi sibi facile passus fuit, ut aereos copichos feriri mandaret aequali cum argenteis aestimatione ab omnibus mutuo commercio accipiendos".

***) Кошихинъ S. 78. „Въ прошлыхъ годѣхъ, какъ учинилося у Московскаго царя съ Полскимъ Яномъ Казимиромъ Королемъ недружба и война, а потомъ и съ Королевскимъ величествомъ Свѣйскимъ; и за продолженіемъ Полскіе войны, и для пополненія Казны и для поспѣшенія ратнымъ людемъ на жалованье дѣланы деньги". — Die Ansichten der Numismatiker und Historiker über diese chronologische Frage sind unter einander vielfach abweichend. Schubert (Monnayes russes 1547—1855. Leipsic 1847 S. 29) sagt: Par l'Ukase du 8. Avril 1654 le Czar

Das Kupfergeld und das russische Budget.

Meyerberg berichtet: „Für 160 Kopeken kaufte der Zar so viel Kupfer, daß er daraus in seinen Münzhöfen Kupfergeld für 100 Rubel konnte prägen lassen. So konnte er mit demselben Aufwande, den er früher machte um einen Soldaten zu unterhalten, jetzt sechszig und noch mehr Soldaten unterhalten *).

Wenn der Realwerth von 160 Kopeken in Silbermünze, wie Meyerberg bemerkt, gleich war dem Realwerthe von 100 Rubeln in Kupfermünze; wenn ferner, wie aus den Berichten der Zeitgenossen, so wie aus der Vergleichung der Silber- und Kupfermünzen selbst hervorgeht, Gewicht und Nominalwerth bei Silber- und Kupferkopeken gleich war, so muß das

---

ordonna de frapper des pièces d'un Rouble, des Griwny et des Altyns d'argent, trois monnaies qui jusqu' alors n'avaient été que des monnaies de compte. In demselben Jahre seien die Viertelthaler entstanden; 1655 habe man weder Rubel noch Viertelthaler geprägt, sondern die Jefimki blos gestempelt; 1655 ferner habe der Zar Poltinniks und kleinere Münzen von Kupfer prägen lassen. Es ist uns nicht gelungen, den von H. Schubert angeführten Ukas vom 8. April 1654 aufzufinden und fast dürfte die Vermuthung entstehn, daß hier eine Verwechselung mit jenem Ukas vom 8. April 1657 zu Grunde liege (II. C. 3. 1 № 204); indessen bemerkt Schubert, jener Ukas von 1655 erwähne auch die Griwny (Zehnkopekenstücke) und fügt später hinzu: Je ne connais point de Griwny de ce règne, quoique par l'Ukase du 8. Avril 1654 il avait été ordonné d'en frapper, während der Ukas von 1657 keiner Griwny erwähnt. Daß sich indessen bei H. Schubert überhaupt Ungenauigkeiten finden, sieht man z. B. wenn er in einem Athem erwähnt: „En 1655 le Czar fit frapper de demi-Roubles de cuivre", und wenige Zeilen darnach bemerkt: „les demi-Roubles de cuivre sont excessivement rares et nont été émis qu'en 1654". — Chaudoir S. 127 meint irrthümlich, daß der Erlaß vom 8. April 1657 das Prägen der neuen Münzen anbefohlen habe und setzt daher den Anfang der Kupfergeldoperation ebenfalls in das Jahr 1657; während in jener Verordnung an den Wojewoden Bunakow von dem neuen Gelde als schon im Umlauf befindlich gesprochen wird. — Sabłotzki S. 70 will sich zur Entscheidung dieser chronologischen Frage bei den Zeitgenossen Rath holen; statt aber Mayerbergs Iter in Moscoviam nachzuschlagen, citirt er Adelungs Werk über Mayerberg, und statt, wie er glaubt an Mayerberg einen zuverlässigen Gewährsmann gefunden zu haben, findet er an Adelung einen sehr unzuverlässigen. Ebenso citirt Berch I 117 Adelung in der Meinung Mayerberg zu citiren. Adelung setzt den Anfang der Kupfergeldoperation in das Jahr 1655, Berch in das Jahr 1657, Kostomarow in das Jahr 1658. Strojew spricht sowohl von 1654 als von 1655 u. s. f.

*) S. 92. „Ex erogatis ad coemendum cuprum centum et sexaginta copichis centenos ex eo rublos in monetariis officinis suis cusos sibi comparavit. Unde eâdem expensâ, quâ prius uni, jam sexagenis, et supra stipendia persolvit."

Silber in jener Zeit einen 62½fachen Werth des Kupfers dargestellt haben. Ein Pfund Silber muß 62½ mal mehr gekostet haben als ein Pfund Kupfer.

Sehen wir uns nach Preisnotirungen für Silber und Kupfer in jener Zeit um, wobei natürlich die Jahre 1656—63, in denen die Kupfergeldoperation und die Münzveränderung überhaupt eine Preisrevolution hervorgebracht haben muß, zu vermeiden sind.

Wir finden aus dem Jahre 1652 eine Angabe für den Silberpreis in dem Kassabuche des Patriarchen Nikon *). So oft nämlich bei demselben Heiligenbilder mit Silber bekleidet werden, so wird in dem Kassabuche genau das Gewicht des verwendeten Silbers und die für dasselbe verausgabte Geldsumme, und daneben der Preis für die Arbeit verzeichnet. Aus der Vergleichung mehrer solcher Angaben in Nikons Kassabuche geht hervor, daß der Preis des Silbers 7½ Kopeken für den Solotnik oder 720 Kopeken für das Pfund, oder 288 Rubel für das Pud war. Ueber den Preis des Kupfers findet sich dort keine Notiz: wenn aber Silber 288 Rubel kostet, und man mit 160 Kopeken Silber so viel Kupfer kaufte, daß man 100 Rubel daraus schlug, so daß der Silberwerth das 62½fache des Kupferwerths betrug, so hätte das Kupfer 1652 einen Preis von 461 Kopeken für das Pud haben müssen. Allerdings finden wir, daß ungefähr dieser Preis in jenen Zeiten notirt wurde. Der schwedische Reisende Kilburger **) bemerkt, daß 1671 Deck-Kupfer sowie kupferne Kessel, Becken, Platten u. dgl. zu 5 Rubel das Pud bezahlt würden. Ein Münzproject von dem Jahre 1675 ***) enthält die Notiz, daß in dem genannten Jahre Kupfer 12 Kopeken das Pfund, also 480 Kopeken das Pud galt, und in demselben Münzproject wird für Silber der Preis von 750 Kopeken das Pfund oder 300 Rubel das Pud notirt, was mit jener Preisnotirung für Silber in Nikons Kassabuche fast genau übereinstimmt †).

*) Временникъ Императорскаго Московскаго Общества Исторіи и Древностей Россійскихъ Band XIII Москва 1852. Матеріалы S. 1—62. Расходная книга патріарха Никона vom 14. December 1651 bis zum 5. August 1652.

**) Kurzer Unterricht vom russischen Handel in Büschings Magazin, Band III.

***) Временникъ Band VIII. Смѣсь S. 40—42.

†) Eine fernere Notiz über den Silberpreis findet sich bei Berch I 154. „Въ Соликамскомъ Лѣтописцѣ нашелъ я, что въ 1660 г. приложилъ Б. И. Морозовъ, ко Храму Успенія Св. Богоматери, что въ Москвѣ, чудесное паникадило, въ которомъ чистаго серебра 113 пудовъ и 1 фунтъ. Серебро куплено было по 280 рублей пудъ. Band II 179—196 folgt nun die genaue Beschreibung des Kunstwerks

Wenn aber 1652 und 1675 1 Pud Silber 288 bis 300 Rubel
1 „ Kupfer 480 Kopeken bis 5 Rubel
kostete, so stellt sich allerdings das Werthverhältniß zwischen beiden Metallen vollkommen übereinstimmend mit Meyerbergs Angabe heraus:

Silberwerth : Kupferwerth = 60 oder $62\frac{1}{2}$: 1.

Sehen wir zu, ob diese Resultate durch die Betrachtung und Vergleichung der Münzen selbst bestätigt werden.

Nach dem Zeugniß der Numismatiker, wie z. B. Schuberts und Chaudoirs wurden zur Zeit des Alexei Michailowitsch aus 1 Pfund Silber (9216 Doli) $921\frac{2}{3}$ Kopeken geprägt, was also ungefähr ein Gewicht von 10 Doli für jeden Kopeken ergiebt, und in der That wiegen die in Münzkabinetten befindlichen Silberkopeken aus jener Zeit 9, 10 oder 11 Doli. Es erhielt demnach 1 Pfund Silber durch Umprägen in Kopeken einen Nominalwerth von $921\frac{2}{3}$ Kopeken.

Reichel fand das Gewicht eines Kopeken aus jener Zeit 11 Doli, so daß aus 1 Pfund Kupfer 838 Kopeken geprägt werden konnten. Wenn ein Pfund Kupfer, wie wir sehen, 12 Kopeken kostet, so stellt die Verwandlung von 12 Kopeken Kupferwerth durch Prägung in 838 Kopeken Nominalwerth eine Wertherhöhung um das 69fache dar.

Erinnern wir uns nun jener Angabe von Meyerberg, der Zar habe mit 160 Kopeken Silbergeld so viel Kupfer kaufen können, daß er daraus 100 Rubel in Kupfermünze konnte prägen lassen. Für 160 Kopeken kaufte der Zar $13\frac{1}{3}$ Pfund Kupfer. Wenn aber, wie wir sehen, aus 1 Pfund Kupfer 838 Kupferkopeken geprägt werden konnten, so ergeben $13\frac{1}{3}$ Pfund Kupfer in Kopeken umgeprägt die Summe von 111 Rubel 70 Kopeken, eine Ziffer, welche Meyerbergs Angabe (100 Rubel) ziemlich nahe kommt.

Diese Verhältnisse nun lassen uns einen Einblick thun in die unge-

und S. 196 heißt es bei der Beschreibung einer Silberschale: „вѣсу въ чашѣ серебряной съ камнями 73 золотника, цѣна серебру золотникъ по 17 копѣекъ.“ Der Preis von 280 Rubel das Pud stimmt recht gut mit obigen Angaben in Nikons Kassabuche und in dem Münzproject. Aber 280 Rubel das Pud ergiebt ungefähr $7\frac{1}{3}$ Kopeken für den Solotnik, und das will mit 17 Kopeken bei dem Preise des Silbers in der Schale nicht stimmen. Dies ist wohl daraus zu erklären, daß die erstere Notiz von 280 Rubel das Pud sich auf die Zeit der Entstehung des Kunstwerks bezieht, welche vor der Kupfergeldoperation stattfand, die Notiz von 17 Kopeken für den Solotnik dagegen auf das Jahr 1660, wo wie die Entwerthungstabellen ergeben 130—180 Kopeken in Kupfer = 1 Rubel in Silber galten und der Preis von 17 Kopeken sich auf Kupfergeld bezieht

heure finanzielle Bedeutung des Unternehmens. Leider haben wir nur eine Angabe über die Menge des ausgegebenen Kupfergeldes. Dieselbe befindet sich bei Meyerberg, welcher berichtet, der Zar habe innerhalb 5 Jahren die Summe von 20 Millionen Rubel in Kupfergeld ausgegeben *). Erinnert man sich nun des Kupferpreises und des Verhältnisses zwischen Realwerth und Nominalwerth in dem Kupfergelde, so läßt sich berechnen, daß die Menge des in 20 Millionen Rubel enthaltenen Metalles der russischen Regierung nicht über 320,000 Rubel zu stehen kam, so daß dieselbe bei dieser Operation über 19 Millionen Rubel gewann. Allerdings ist durchaus unbekannt, woher Meyerberg diese Ziffer hat entlehnen können, daß aber die Menge des ausgegebenen Kupfergeldes erstaunlich groß gewesen sein muß, bezeugt die furchtbare Geldkrisis in den Jahren 1658—63 und namentlich der Umstand, daß sämmtliche Preisnotirungen in diesem Zeitraum, von denen wir Kunde haben, sich auf Kupfergeld beziehen **).

Die Zeitgenossen hatten auch einen ziemlich hohen Begriff von den Vortheilen, welche für die Regierung aus der Münzverschlechterung und der Herausgabe von Creditgeld erwachsen mußte. Der venetianische Gesandte Vimina, welcher gerade in der Anfangszeit dieser Unternehmung in Moskau war, bemerkte bei dieser Gelegenheit, das Heerwesen komme dem Zaren erstaunlich billig zu stehen, weil man den Soldaten den Lohn in Viertelthalern und in dem noch schlechteren Kupfergelde auszahle ***). An einer andern Stelle spricht er sich in ziemlich energischer Weise über die schnöde Habsucht Alexei's aus; ganz allgemein bekannt sei der Geiz, von welchem dieser Fürst sich beherrschen lasse. Er sinne immer und immer auf neue Mittel Vortheil zu erzielen, ohne Rücksicht auf die Schande,

*) „per integrum lustrum, a quo cudi coeptum fuerat, ducenties centies mille rublos". Mayerberg S. 92.

**) Der Beweis dafür wird in einem spätern Abschnitte geliefert werden. Wenn man sich erinnert, daß in der Zeit des Zaren Alexei's ein Rubel einem Ducaten gleichgeschätzt wurde, und daß ein Tschetwert Roggen, welches heute mehrere Rubel kostet, damals ½ Rubel galt, so wird man die Bedeutung der Summe von 20 Millionen ermessen können. Man vergleiche ferner die Budgetverhältnisse von heute mit denen früherer Zeiten. Im Jahre 1685 betrug das gesammte Staatseinkommen in England 1,400,000 Pfund Sterling, in Frankreich im Jahre 1661 84 Millionen Livres, in Oesterreich 1739 nur 30 Millionen Gulden, in Preußen 1740 nur 7,400,000 Thaler.

***) Vimina S. 309 „con gl'accennati quarti di leone, e con queste più vili monete di rame vien pagato il soldo mensale".

die für ihn daraus erwachse, und ohne Gewissensbisse, indem er in verächtlicher Knickerei sich nicht schäme, den ausländischen Offizieren den Sold in Münzen auszuzahlen, welche nicht den vierten, ja bisweilen sogar nur den zwanzigsten Theil von dem werth sind, was man ihnen schuldet*). Alexei galt also bei den Zeitgenossen für gewinnsüchtig, und diese Münzoperation wurde für ebenso vortheilhaft für den Zaren, wie nachtheilbringend für das Publikum gehalten. Schon damals also war übrigens mit dergleichen Plusmachereien einige Schande für die Regierungen verbunden; schon damals hatte man Gelegenheit die Erfahrung zu machen, daß die Interessen der Gesellschaft und des Staates mit einander bisweilen zu collidiren pflegen. Der Gedanke, daß der Staat als die Gesammtheit seiner Angehörigen zuletzt doch von jedem Uebel, welchem die Gesellschaft unterworfen ist, mitergriffen werde lag noch ferne. Es war ja der Anfang jener Zeit, welche man wohl mit dem „aufgeklärten Despotismus" zu bezeichnen pflegte.

Auch Meyerberg ist davon überzeugt, Alexei habe in dem ganzen Spiel Unermeßliches gewonnen, während das Publikum verlor. Er bemerkt sehr beißend: „Es ist vielen Fürsten widerfahren, daß sie zur Strafe für den Krieg Armuth leiden müssen. Alexei hat sich durch Kupfergeld von einer solchen Strafe losgekauft. Indem er Kupfergeld in großer Menge durch alle Provinzen seines Reiches ausstreute, ließ er zugleich eine ungeheure Masse Gold und Silber einziehen und die äußerste Noth würde ihn kaum zu zwingen vermögen, das edle Metall wieder herauszugeben. So häufte er Schätze an, während seine Unterthanen zu Kupfergeld verdammt waren"**). Wir werden Gelegenheit haben zu sehen, daß der letz-

*) „Più notabile è conosciuto l'avaritia da che viene questo Prencipe regolato, applicato a tutte l'inventioni, ancorche abiette, pur che possano riuscirgli di vantaggio, senza riguardo di biasimo, nel quale incorre appresso il Mondo, e senza rimorso di conscienza, non ischivandosi di mutilare con vituperabile scarsezza le grosse provisioni convenute con Capitani stranieri, col far loro pagamento in monete, delle quali alcune non vagliono il quarto, alcune la vigesima parte di ciò, che loro sarebbe dovuto".

**) Usuvenit omnibus Principibus, ut in poenam protacti diu belli paupertate mulctentur. Alexius verò, dum bella gessit, ab eâ aere mendiante se redemit. Illud enim per omnes provincias suas late spargendo ingentem auri argentique signati thesaurum per submissos homines coemptum congessit, quem reconditum neque extremae necessitatis vis in lucem extrahere potis erit. Interea subditi omnes ad metallum, sed aereum, damnati etc". Iter in Moscoviam p. 92.

tere Ausdruck, die Unterthanen seien zu Kupfergeld „verdammt“ gewesen, überaus treffend ist; daß der Zar sich nicht leicht von seinen Schätzen trenne, war auch eine durchaus richtige Bemerkung. An keiner Stelle in den officiellen Urkunden finden wir auch nur eine Andeutung von einer Einlösbarkeit des Kupfergeldes.

Als später die Entwerthung des Kupfergeldes und die Preissteigerung auf alle Waaren eintraten, da schalt die Regierung ihre Unterthanen, sie seien so erpicht gewesen auf das Silber, während sie doch zwischen Kupfer- und Silbergeld um so weniger einen Unterschied hätten machen sollen, als das Kupfergeld nur „als Zugabe zu dem Silbergelde“ (въ прибавку къ серебряннымъ) gemacht worden sei. Aber eine ganze Reihe von Verordnungen enthält mancherlei Winke darüber, wie die Regierung selbst bei jeder Gelegenheit dem Silbergelde den Vorzug gab vor dem Kupfergelde.

In der ersten uns bekannten Urkunde, welche von dem Kupfergelde handelt, finden wir, daß die Regierung die vor dem Jahre 1656 fälligen Steuern in Silberkleingeld erheben will*), was schon ziemlich klar darthut, daß dieselbe zwischen beiden Geldsorten und zwar zu Gunsten des guten Silbergeldes einen Unterschied machte. Dieselbe Beschränkung wird einer Urkunde vom 8. April 1657 wiederholt und hier begegnen wir zugleich der Besorgniß von Seiten der Regierung, daß das Publikum in Betreff des neuen Geldes die Ansichten der Regierung theilen dürfte**). Es wird nämlich mit großer Strenge und unter Androhung schwerer Strafen allen Ständen befohlen, das neue Geld ohne das geringste Zögern im Handel und Verkehr anzunehmen. Während aber die Regierung sich in dieser Weise der Hoffnung hingab, daß das neue Geld gleichen Curs mit dem früheren haben würde, that sie ihrerseits mancherlei, um ihre Kupfermün-

*) А. А. Э. IV № 90 „а за прошлые годы, государевы долговые денги имать въ государеву казну мелкими серебряными денгами“.

**) П. С. З. I № 204 „также есмя указали и торговымъ и всякихъ чиновъ людямъ ѣхать къ Москвѣ и по городамъ со всякими своими товары, и съ хлѣбными и съ ѣстными запасы, а уѣзднымъ съ дровы и съ хлѣбовъ и торговать и денги имать торговымъ людямъ за всякіе товары и за хлѣбные и за всякіе запасы и за дрова и за лѣсъ у служилыхъ, у торговыхъ и у всякихъ чиновъ людей серебряными ефимками и четвертинами, мѣдными полтинниками и алтынниками и грошевиками и копѣйками и деньгами съ признаками, безо всякаго сомнѣнія, и у томъ указали есмя кликати бирючамъ по многіе дни“. Wer das neue Geld nicht nehmen werde „тѣмъ людямъ чинить наказаніе, чтобъ въ томъ межъ торговыхъ и служилыхъ и всякихъ людей смуты не было“.

zen in Mißcredit zu bringen. Ein sprechendes Zeugniß hiefür liefert ein Erlaß vom 28. Juli 1656, in welchem die Regierung verordnet, daß die Staatseinnahmen zu zwei Drittheilen in Silbergelde und nur zu einem Drittheil in Kupfergeld erhoben werden sollten*). Wenn die Regierung über das quantitative Verhältniß der circulirenden Metalle zu einander nicht sehr genau unterrichtet war, wenn sie nicht genau wußte, daß es dem Publikum nicht schwer fallen würde, die Zölle und Steuern in dem Verhältniß von $^2/_3$ Silber- und $^1/_3$ Kupfergeld zu erlegen, so schloß eine solche Verordnung offenbar die größten Gefahren in sich. Daß nun diese Bedingungen zum Vermeiden der Gefahr nicht bestanden, zeigt das gleichzeitige Bestreben der Regierung möglichst viel Kupfergeld auszugeben und das edle Metall möglichst an sich zu ziehen.

In dieser Beziehung ist eine Verordnung überaus wichtig, von welcher wir durch ein, den 12. Februar 1659 datirtes Actenstück, Kunde haben. An diesem Tage wird nämlich an den Archimandriten von Tichwin geschrieben**): es sei nach Nowgorod der Befehl ertheilt worden, die Jefimki und Viertelthaler einzuziehen und dieselben gegen Kupfergeld einzuwechseln. Diese wichtige Thatsache: die Einziehung des Silbergeldes und die wiederholte Ausgabe von Kupfergeld wird auch von Meyerberg bestätigt. Bei Gelegenheit der Beschreibung eines Viertelthalers bemerkt er: „Bis auff Anno 1658 hat gegolten iedes Oertlein fünffzig silberne Kopeken u. s. f. Hernach hat der Zar solche örtter alle eingewechselt und vor jedes gegeben funffzig Kupfferne Kopeken mit bewilligung der russischen Kauffleute und in die Schatzkammer gebracht"***). Ueberaus merkwürdig ist die Mittheilung Meyerbergs, diese Einziehung des Silbers sei mit Bewilligung der russischen Kaufleute geschehen, und das Silber dann in die Schatzkammer gebracht worden. Die Kupfergeldoperation erhält dadurch noch mehr Aehn-

*) A. A. Э. IV № 93. Ein solcher Erlaß dürfte nicht so sehr eine Analogie als ein Gegensatz zu der Verordnung Katharina II. genannt werden, welche bei Herausgabe des ersten russischen Papiergeldes ihren Unterthanen zur Pflicht machte, mindestens 5 % der einzuzahlenden Steuern in dem neuen Creditgelde zu entrichten.

**) A. A. Э. IV № 110 „ефимки и четвертины съ признаки примать въ государеву казну; и тѣ ефимки и четвертины велѣно присылать къ Великому Государю къ Москвѣ . . . у всякихъ чиновъ у кого будетъ въ привозѣ ефимки и четвертины съ признаки мѣнять въ таможнѣ на мѣдныя деньги".

***) S. Abelung S. 177. Jener Irrthum von 50 Kop. statt 25 wird durch die Urkunde vom 12. Februar 1659 A. A. Э. IV № 110 widerlegt.

lichkeit mit späteren Papiergeldemissionen*). Das Silber im Schatz erscheint gewissermaßen als eine Garantie für den im Umlaufe befindlichen Kupfergeldvorrath, und wenn die Ansichten mancher Ausländer von den unermeßlichen Schätzen Alexei's damals verbreitet waren, so mochte man vielleicht in der That zu dergleichen Operationen Vertrauen haben. Indessen finden wir, wie schon bemerkt, nirgendwo eine Andeutung über eine Einlösbarkeit des Kupfergeldes.

Leider wissen wir nichts Bestimmteres über den Zeitpunkt der Einziehung des Silbers und der vermehrten Ausgabe des Kupfergeldes, als daß dieselbe vor dem 12. Februar 1659 muß stattgefunden haben, weil ihrer in einem Actenstücke dieses Datums erwähnt wird. Nach Meyerberg's Worten sollte man fast vermuthen, daß diese Maßregel bereits in das Ende des Jahres 1658 fallen dürfte. Die Bestimmung dieses Zeitpunktes ist hiebei von besonderer Wichtigkeit, weil im September 1658 die Entwerthung der Kupfermünze, wie wir später genauer sehen werden, ihren Anfang nimmt, und eine solche Maßregel wohl geeignet sein konnte das Vertrauen zu der Kupfermünze zu erschüttern.

Gewiß mußte eine solche Verordnung ebensosehr die Menge des im Umlauf befindlichen Silbers verringern, als die des Kupfergeldes vermehren, so daß eine Fortsetzung der Erhebung der Steuern zum größten Theile in Silber fast als eine Unmöglichkeit erscheint. Dennoch besitzen wir mancherlei Zeugnisse davon, daß die Regierung von ihren Unterthanen durchaus edles Metall verlangte, während sie vor allen dafür sorgte, daß dasselbe möglichst rasch aus dem Verkehr verschwand.

Kotoschichin erzählt, man habe von Bauern und Kaufleuten den Zehnten und Fünften in Silbergeld erhoben und den Soldaten ihren Sold in Kupfergeld ausgezahlt, und wiederholt diese Aussage an einer andern Stelle auf das Entschiedenste**). Indessen wissen wir aus einer Urkunde,

*) Кош. S. 83 „а съ торговыхъ людей и съ крестьянъ десятую и пятую денгу имали въ казну серебряными деньгами а ратнымъ людемъ давали жалованье мѣдными деньгами“, und ferner S. 108: „для нынѣшніе Полскіе войны сбирано со всего же Московскаго государства, со всякихъ торговыхъ людей, и съ вотчинниковыхъ и помѣщиковыхъ крестьянъ и бобылей, сперва двадцатую денгу, потомъ десятую денгу, не по одинъ годъ, а 166[illegible]-мъ и 3 годѣхъ собирали со всякаго чину людей, которые писаны выше сего пятую денгу серебряными денгами“.

**) In späteren Zeiten besichtigten Vertreter der Kaufmannschaft die Baarvorräthe in der Peterpaulsfestung zu St. Petersburg, welche als Einlösungsfond des curirenden Papiergeldes gelten sollten.

daß die Regierung namentlich Steuern, deren Ertrag zum Unterhalt der Soldaten verwendet werden sollte, in Kupfergeld eintrieb*). Zwei andere Urkunden**) enthalten die Bemerkung, daß man, in manchen Fällen wenigstens, bei Käufen und Verkäufen den dabei zu entrichtenden Zoll in der Geldsorte erhob, in welcher das Geschäft abgeschlossen worden war. Dagegen ersehen wir aus einer Urkunde vom 30. Januar 1663, daß die Regierung bisweilen auch nur Silbergeld verlangte***), und dieses wird auch durch eine Bittschrift der Beamten und Soldaten am Terek bestätigt †). Es wird darin in dringlichster Weise die durch das Kupfergeld angerichtete Verwirrung geschildert und namentlich darüber Klage geführt, daß man ihnen die Gehalte in Kupfergeld auszahle, während die Wojewoden des Zaren die Zölle, Steuern und Einkünfte für Branntwein und andere Waaren, welche die Krone lieferte, durchaus in Silbergeld erheben wollten.

Solcher Art waren die Auspicien, unter denen die Regierung ihr gewagtes Finanzunternehmen begann und fortführte. Nicht lange ließen die Symptome auf sich warten, welche hier einen ganz besonders eclatanten Fall der Wirthschaftsphysiologie, eine besonders anziehende Krankheitserscheinung ankündigten. Man sollte eine furchtbare Krisis erleben.

Die Grenzgebiete.

Creditgeld ist seiner Natur nach, in Bezug auf seine Geltung und Umlaufsfähigkeit, auf ein bestimmtes Gebiet angewiesen. Man muß bei der Ausgabe desselben die Grenzen eines solchen Gebietes genau bestimmen, wenn anders große Gefahren für den Credit vermieden werden sollen. Alles dieses erfordert vor allem klare Einsicht des Staats in die Sachlage: er muß wissen, wem das Creditgeld im Handel und Verkehr angeboten werden dürfe.

Der Verlauf der Kupfergeldoperation des Zaren Alexei zeigt, daß die Regierung allerdings den Umlaufskreis der neuen Münzen genau abzu-

*) П. С. З. I № 322. 15. Juni 1662. О сборѣ мѣдныхъ денегъ на жалованье ратнымъ людямъ со всѣхъ чиновъ, которымъ на службѣ не быть со двора по полтинѣ, а съ гостей пятую денгу.

**) А. А. Э. IV № 139 und П. С. З. I № 322. „Кто на какіе деньги купитъ и продастъ такими деньгами велѣть и пошлины имать“.

***) П. С. З. I Нум. 332.

†) Дополненія къ А. И. IV Нум. 154 vom 13. Juni 1664. „Намъ мѣдная казна взять не мочно“, weil man „на насъ со всякихъ оброковъ станутъ править въ твою казну серебряныхъ денегъ“.

grenzen versuchte, daß sie indessen nicht im Stande war, in Bezug auf die Grenzgebiete, alle Eventualitäten im Voraus zu berechnen. Der Verlauf der Angelegenheit hat den Erwartungen der Regierung nicht entsprochen, ihre Verordnungen erwiesen sich als unwirksam. Es konnte nicht fehlen, daß gerade an den Grenzgebieten alle Gefahren, die nothwendig mit einer solchen Operation verbunden sind, sich in bedauerlichster Weise kund thaten, und daß der erschütterte öffentliche Credit eine Menge Verlegenheiten bereitete.

Wir betrachten hiebei zweierlei Gruppen von Erscheinungen: die Verhältnisse in Sibirien und die Verhältnisse zu den Ausländern.

In Betreff Sibiriens verordnete die Regierung, daß das neue Silbergeld dort circuliren solle, das Kupfergeld dagegen nicht. In der erwähnten an den Wojewoden Bunakow in Jlimsk gerichteten Urkunde*) vom 8. April 1657 wird ausdrücklich bemerkt, daß in Sibirien sowohl bei Erhebung der Staatseinnahmen, als auch im Handel und Verkehr zwischen Privaten die neuen Silbermünzen Geltung haben sollten; in Betreff des neuen Kupfergeldes dagegen wurde auf das allerstrengste verordnet, daß es unter keiner Bedingung in Sibirien circuliren dürfe.

Trotz dieses strengen Verbots Kupfergeld nach Sibirien zu bringen, finden wir wenige Jahre später, namentlich 1662, Sibirien gleich den anderen Theilen des Reichs von Kupfergeld überschwemmt, in den Strudel des allgemeinen Bankerotts mithineingerissen. Zwei Urkunden enthalten über die Sachlage dort überaus lehrreiche Winke: sie sind an die Wojewoden in Beresow und in Werchoturje gerichtet und beide vom 18. Juni 1662 datirt**). Ihr Inhalt ist ziemlich übereinstimmend. Es wird darin mitgetheilt, der Wojewode Chilkow habe auf Bitten der Einwohner von Tobolsk gemeldet, daß aus Rußland viele Kaufleute mit Kupfergeld nach

*) П. С. З. I Нум. 204. О запрещенiя въ Сибирскихъ городахъ торговать мѣдными денгами: „а мѣдными ефимками (so werden die Kupferpoltinniks genannt, welche je die Größe der Jefimki hatten) и алтынниками и грошевиками и копейками и мелкими деньгами въ Сибири торговать не велѣли, чтобъ тѣхъ мѣдныхъ ефимковъ и алтынниковъ и грошевиковъ и копѣекъ и мѣлкихъ мѣдныхъ денегъ въ Сибирскихъ городахъ не было".

**) Дополненiя къ А. И. IV Нум. 120. Грамота Березовскому воеводѣ Алексѣю Давыдову о запрещенiи пріѣзжимъ торговымъ людямъ пускать въ обращеніе въ Сибири привозимую ими мѣдную монету; und А. И. IV Нум. 168. Верхотурскому воеводѣ Камынину о непропускѣ въ Сибирскіе города торговыхъ людей ѣдущихъ безъ товаровъ съ однѣми мѣдными деньгами.

Sibirien kommen, dort allerlei Waaren, namentlich kostbares Pelzwerk, zu hohen Preisen einkaufen, bei den Sibiriern das mitgebrachte Kupfergeld gegen Silbergeld einwechseln, indem sie zweimal so viel Kupfergeld geben als Silbergeld erhalten und dann mit den eingekauften Waaren und dem eingewechselten Silbergelde nach Rußland zurückkehren. Waaren würden, so lautete die Klage weiter, gar nicht mehr nach Sibirien gebracht, sondern nur Kupfergeld; vergebens habe der Wojewode Chilkow den russischen Kaufleuten, die nach Sibirien reisten vorgestellt, sie sollten nach wie vor Waaren nach Sibirien bringen und nicht blos Kupfergeld, weil ja sonst in Sibirien Theuerung entstehen müsse. Demgemäß wird denn von Moskau aus an die Wojewoden in den Grenzstädten Beresow und Werchoturje der Befehl ertheilt, solche Kaufleute, welche ohne alle Waaren, sondern nur mit Kupfergeld nach Sibirien reisten, und ebenfalls solche, welche eingewechseltes Silbergeld nach Rußland bringen wollten, an der Grenze anzuhalten und diese Verordnungen durch Ausrufer viele Tage hindurch laut und öffentlich verkünden zu lassen. Die Regierung ist hiebei sehr ungehalten über die Gewinnsucht der russischen Kaufleute und auch über die Bestechlichkeit der Wojewoden, welche solchen Unfug duldeten. Allerdings waren, wie aus mancherlei Berichten von Reisenden, z. B. aus den Mittheilungen Webers (das veränderte Rußland) zu ersehen ist, gerade die Wojewoden an der sibirischen Grenze der Bestechung sehr leicht zugänglich: der rege Handelsverkehr an dieser Grenze, namentlich in Werchoturje, wo eine Zollstätte war, bot vielfache Gelegenheit dazu. Deshalb bedroht auch diesmal die Regierung ihre Wojewoden in den obenerwähnten Verordnungen mit Strafe und Ungnade, wenn sie den russischen Kaufleuten und Industriellen durch die Finger sehen würden*). Der werchoturische Wojewode wird noch dazu mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, daß er es unterlassen habe, über das Vorkommen solcher Reisenden an die Regierung in Moskau Nachricht zu geben; Werchoturje sei der Hauptort, da müsse man am meisten aufpassen, statt einer nichtsnutzigen Habsucht zu fröhnen.

So viel ist also aus diesen Urkunden klar, daß trotz des Verbots vom Jahre 1657 im Jahre 1662 das Kupfergeld auch in Sibirien circulirte, und daß es vortheilhaft war dasselbe dort einzuführen, offenbar weil die Entwerthung desselben dort nicht so weit vorgeschritten war wie in Ruß-

*) „будетъ ты такимъ пріѣзжимъ торговымъ и промышленнымъ людемъ впередъ станешь наравить“ .... „вы то учинили для своей многой бездѣльной корысти“.

land. Die Speculation hatte in Folge großer Coursdifferenzen gewaltigen Spielraum. Ueber diese Unverhältnißmäßigkeit der Entwerthung und die Ursachen der Theuerung in Sibirien werden wir in einem späteren Abschnitt ausführlich handeln.

Dagegen ist aus diesen Urkunden nicht zu ersehen, ob oder wann das früher erlassene Verbot, das Kupfergeld im Handel und Verkehr in Sibirien zu verwenden aufgehoben wurde. Es scheint, als finde die Regierung nicht sowohl den Import von Kupfergeld überhaupt, als vielmehr den ausschließlichen Import von Kupfergeld ohne alle Waaren verbrecherisch. Im Jahre 1662 scheinen ferner die Sibirier bereits daran gewöhnt gewesen zu sein, ihre Waaren gegen Kupfergeld zu verkaufen. Die Regierung spricht von diesen Fällen als von häufig vorkommenden, obgleich allerdings, wie in der Urkunde erwähnt wird, die Einwohner von Tobolsk über die russischen Kaufleute, welche nur Geld und keine Waaren brachten, Klage führen. Es ist durchaus unklar, wie und wann das Kupfergeld über die sibirische Grenze zu strömen begann; vielleicht daß noch ungedruckte Urkunden einst Aufschluß über diese Frage geben werden.

Uebrigens stellte die Regierung, wenn sie Sibirien anfangs nicht in das Bereich der Kupfergeldcirculation aufnahm, diese Provinz in Bezug auf die neuen Münzen nicht mit den Ausländern in gleiche Reihe. Während in Sibirien nur das Kupfergeld verboten, das neue Silbergeld dagegen gestattet war, sollte im Handel und Verkehr mit den Ausländern der Gebrauch sämmtlicher neuen Münzen verpönt sein.

Es war ganz richtiger Tact von Seiten der russischen Regierung, wenn sie bei der Ausgabe des neuen Kupfer- und Silbergeldes ihren Unterthanen verbot, die neuen Münzen den Ausländern anzubieten*). Man hatte das Gefühl davon, daß wenn man den ausländischen Kaufleuten für ihre Waaren Kupfergeld anbiete, eine ungeheure Preissteigerung die Folge sein müsse; und dieser Fall scheint nach einer Aeußerung im Theatrum Europaeum in der That eingetreten zu sein. Es heißt dort bei Erwähnung der Moskauischen Angelegenheiten**): „der Czaar hatte bei den bisherigen langwierigen Kriegszeiten, welche das Land meistens alles Silbergelds entblößt hatten, küpfferne Müntze schlagen lassen, die dem vorigen schönen

*) A. A. Э. IV Нум. 90. 3. März 1656: „а съ Нѣмцами-бы Русскіе люди отнюдь не торговали“ mit diesen neuen Geldsorten „а торговали бы съ ними мелкими серебряными денгами“.

**) IX S. 647.

Gelde sowohl an der Größe als auch am Werthe gleich sein mußte. Weil aber die Einheimischen dafür mit außländischen Teutschen Kaufleuten (als welche ihre gute Waaren um kein Kupfer Geld geben wolten) nichts handeln konnten, gerieth dahero dieses Jahr (1662) das Kupfergeld in solchen Abschlag, daß 100 Rubelen Kupffer-Müntze mehr nicht als 10 Rubelen in Silber-Gelde golten, wodurch denn das Land in unglaubliche Theuerung, das gemeine Volk in unerträgliche Noth, die Teutschen bei Hofe und in Kriegsdiensten aber in merkliche Armuth gesetzt wurden." Es ist also klar, daß man wegen des schlechten Geldes im Verkehr mit den Ausländern schlimme Erfahrungen machte, weil jenes Verbot, im Handel mit ihnen die neuen Münzen zu brauchen, übertreten wurde. Dies kann um so begreiflicher erscheinen, als das Silbergeld überhaupt aus mancherlei Gründen zu verschwinden begann, und diejenigen, welche den Ausländern etwas abkaufen wollten, ihnen überhaupt nicht viel Anderes zu bieten haben mochten, als Kupfergeld.

Solche Schwierigkeiten treten nicht blos im Verhältniß zu den westlichen Kaufleuten ein, sondern auch in dem Verhältniß zu den Orientalen. Die bereits erwähnte Bittschrift vom Terek*) enthält hierüber sehr beachtenswerthe Angaben. Die dortigen Einwohner klagen, daß sie für das Kupfergeld, in welchem die Regierung seit 1662 den Sold auszahlen lasse, von den orientalischen Händlern nichts kaufen könne, so daß aller Handel stocke und auch von Astrachan keine Käufer mehr an den Terek kämen. Es fehle an Allem, z. B. an Pferden, aber niemand wolle ein Pferd für Kupfergeld verkaufen und wo man Silbergeld hernehmen solle, wisse man nicht u. s. f.

Die Regierung hatte streng verboten den Ausländern im Handel und Verkehr die neuen Geldsorten anzubieten, aber sie selbst hat dieses Verbot unberücksichtigt gelassen. Darüber hatten namentlich die mancherlei Ausländer Klage zu führen, welche sich in russischen Sold verdungen hatten. Der Bericht in dem Theatrum Europaeum, den wir oben anführten, zeugt von dieser Unzufriedenheit, und noch genauere Angaben über diese Mißverhältnisse enthält das Tagebuch Gordons, welcher wie viele andere Ausländer im russischen Heere diente und gleich am Anfange seines Aufenthaltes in Rußland von dem allgemeinen Ruin durch das Kupfergeld mitbetroffen wurde. Daß er gleich an der Grenze beim Verkauf seines Pferdes betrogen wurde, indem man ihm den Kaufpreis mit Kupfergeld erstat-

*) Доп. къ А. И. IV Нум. 154.

tete, war noch nicht so schlimm, als daß die Regierung ihm den ausbedungenen Sold in der Creditmünze auszahlte. Er berichtet, daß er am 26. September 1661 sein Gehalt in gangbarer Kupfermünze erhalten habe und klagt, man habe ihm doch versprochen, daß er seinen Sold nicht anders als in Silber oder anderer gleichhaltiger Münze bekommen solle, nicht aber in Kupfer. Er denkt daran, sich von dem russischen Dienste loszumachen. Im Januar 1662 reicht er eine Klage- und Bittschrift bei den Behörden ein, daß sein Gehalt, da es in Kupfergeld ausgezahlt werde, nicht ausreiche, worauf denn allerdings dasselbe um den vierten Theil erhöht wurde. Gordon bemerkt, daß dieses nicht geholfen habe, und was konnte auch am Anfang 1662 eine Gehaltzulage um 25 % helfen, wenn die Geldentwerthung im Januar bis März 1662 so weit vorgeschritten war, daß 4 Rubel in Kupfermünze 1 Rubel in Silbermünze galten*). Da jammert denn der arme Gordon darüber, daß die schönen Dukaten, welche er in Polen verdient hatte, nun in Rußland draufgehen müßten; und obgleich er im October 1662, wie er erwähnt, eine fernere Soldzulage um ein zweites Viertel erhielt**), so war auch dieses sehr unwesentlich, weil in dieser Zeit das Agio bereits 900 % betrug. Das Theatrum Europaeum erzählt, die ausländischen Söldner hätten endlich dem Zaren einen Fußfall gethan, man möge sie entweder ganz vom Dienste befreien und sie außer Landes gehen lassen oder sie „mit gutem Silbergelde zu besserem Unterhalt begnadigen, wiewol sie doch ein mehrers nicht erhielten, als etliche Säcke Mehl und Habern und die Vertröstung, daß sie auff den Neuen Jahrstag (welcher bei den Muscowitern der 1. September ist) besser sollten begnadigt werden." Es ist aus den officiellen Acten zu ersehen, daß man im Herbst 1661, wo die Theuerung bereits sehr drückend war, dem Desertiren der Söldner dadurch Einhalt zu thun suchte, daß man dieselben für das schlechte Geld durch Naturallieferungen entschädigte***).

Jener Fußfall wird von dem Theatrum Europaeum als unmittelbar auf den Aufstand folgend dargestellt, der im Sommer 1662 stattfand, demnach hätte die versprochene Verbesserung am 1. September 1662 eintreten

*) S. Gordons Tagebuch Bd. I S. 291, 293, 306.

**) II. C. 3. I S. 578.

***) II. C. 3. I Nym. 314. 27. November 1661. Грамота Боярину Князью Лобанову-Ростовскому съ товарищи. О выдачѣ всякимъ ратнымъ людямъ хлѣба по разсмотрѣнію .... отъ хлѣбныя скудости многіе ратные люди съ Нашея Государевы службы разбѣжались.

sollen; aber aus Gordons Tagebuche ist zu ersehen, daß der Jammer auch für die ausländischen Söldner noch einige Monate länger fortdauerte. Im October 1662 berichtet er*): „die geringhaltige Kupfermünze wurde von Tag zu Tage schlechter. Den Truppen wurde auf vieles Bitten ihr Sold mit einem zweiten Viertel erhöht. Bald darauf mußten ihnen die Bojaren welche ihre Güter in den moskowitischen Districten hatten, auf Verlangen des Zaren Heu und Holz, einem Jeden nach seinem Charakter liefern." Noch im Februar 1663 schreibt er an einen Freund, daß die Kupfergeldnoth noch immer fortdauere.

So handelte die Regierung im Verhältniß zu den Ausländern und untergrub dadurch das Vertrauen zu ihr; während Letzteres doch zu den ersten Bedingungen des Erfolges in der auswärtigen Politik gehörte.

Kleinrußland nimmt in dieser Zeit eine zwischen Polen und Moskau schwankende Lage ein und gerade in die Zeit, wo die Kupfergeldkrisis in Moskau in ein bedenkliches Stadium tritt, fallen die Unterhandlungen der russischen Agenten mit dem Hetman Wygowski, welcher mit verrätherischen Plänen umging und auch in der That dem Zaren abtrünnig wurde. Die Niederlagen der russischen Feldherren in dem polnischen Kriege gingen Hand in Hand mit den moralischen Niederlagen, welche die Autorität des russischen Staats durch die Entwerthung des Kupfergeldes erlitt. In Kleinrußland ereignet sich im October 1659 folgende Episode**). Der Hetman Wygowski hat mit einem Agenten des Zaren, Namens Puschkarj, welcher von Moskau aus als Kundschafter nach Kleinrußland geschickt war, eine Unterredung. Letzterer erinnert den Hetman an den Eid, welchen er dem Zaren geschworen. Da nahm Wygowski russisches Geld aus der Tasche, warf es trotzig auf den Tisch und sagte: „der Zar von Moskau will uns den Sold in Kupfergeld zahlen. Was ist denn das für Geld? Wie soll man es annehmen?" Darauf entgegnete Puschkarj (Пушкарь): „Und wenn der Zar Papierschnitzel für Geld ausgeben wollte, so würde ich solche als einen Lohn von ihm nehmen, wenn nur des Zaren Name darauf ist."

Aber gerade in den Grenzgebieten hatte man entschieden mehr Ursache das Kupfergeld vom Gesichtspunkte des Hetmans Wygowski aus zu betrachten, als dasselbe so günstig zu beurtheilen, wie Puschkarj es that.

*) S. Gordons Tagebuch I S. 315 ff.

**) Соловьевъ, Исторія Россіи XI S. 14 und 15, wo Архивъ Министерства юстиціи столбцы Малоросс. приказа Num. 5852 citirt ist.

Gerade Grenzorte mußten am raschesten und verderblichsten von dem Bankerott ergriffen werden, wie jener herzzerreißende Jammer der Soldaten und Beamten vom Terek und das Beispiel der Stadt Mohilew es bezeugen, deren Bürger Handel und Wohlstand durch das Kupfergeld vollkommen zu Grunde gehen sahen und in der größten Erbitterung und Verzweiflung die russische Besatzung tödteten*).

In Bezug auf das Verhältniß zum Auslande verdient noch ein Umstand Beachtung. Man war für edle Metalle und auch für Kupfer auf die Einfuhr vom Auslande angewiesen. Bei der günstigen Bilanz in dem russischen Handel war es erklärlich, wenn jährlich beträchtliche Summen edlen Metalls in Münzen nach Rußland eingeführt wurden. Die Regierung hatte überdies, in ihrem Streben möglichst viel edles Metall an sich zu ziehen, den Ausländern vorgeschrieben den Zoll in Gold- und Silbermünzen zu entrichten. Die Importlisten, welche wir aus jener Zeit besitzen**), weisen bedeutende Summen von Dukaten und Thalern auf, die fast mit jedem neuankommenden Schiffe in Archangel eintrafen.

Diese günstige Bilanz schien die Creditoperation zu erleichtern. Der Italiener Vimina, der im Jahre 1657, also gerade am Anfange der Kupfergeldperiode und zu einer Zeit in Moskau war, wo diese Angelegenheit noch keine katastrophische Wendung genommen hatte, drückt sich über die muthmaßlichen Eventualitäten der Kupfergeldemission folgendermaßen aus: „Bei Einführung des Kupfergeldes läuft man hier keine Gefahr, daß solche Nachtheile daraus entstehen könnten, wie sie in Spanien daraus erwachsen sind: Spanien wurde dadurch alles edlen Metalles beraubt, während aus Moskau nicht ein Heller ausgeführt zu werden pflegt, sondern im Gegentheil große Massen Goldes und Silbers in's Land strömen***)."

Allerdings war Spanien für die Befriedigung seiner Bedürfnisse fast ausschließlich auf das Ausland angewiesen, ohne demselben außer edlen Metallen viele andere Gegenwerthe zuführen zu können; allerdings ver-

*) Kochowski, Annalium Poloniae etc. Climacter Secundus p. 519.

**) S. Kilburger, Kurzer Unterricht vom russischen Handel, in Büschings Magazin III S. 384 ff. Die Verzeichnisse der eingeführten Waaren in den Jahren 1671—73.

***) „Ne pero si corre qui pericolo, che vengano apportato dall' uso di queste monete quegli svantaggi, ch'a sentita la Spagna per l'introdutione delle monete di rame facendosi per questo esausto d'oro. Perochè dalla Moscovia non esce un denaro, permutandosi le merci da Mercanti stranieri, et essendo da questi introdotto, non cavato l'argento e l'oro, che poi tutto si vede colare nei tesori del Principe."

schwand dort, namentlich zur Zeit der Kupfergeldemission am Anfange des 17ten Jahrhunderts, das edle Metall fast spurlos: aber es fragt sich, ob nicht ganz ähnliche Erscheinungen in Folge der Kupfergeldoperation Alexei's auch in Rußland möglich waren. Vimina mochte im Jahre 1657, als er in Rußland war, nicht ahnen, welchen Krisen dieses Land entgegen ging und wie die allgemeinen Gesetze der Wirthschaftsphysiologie, welche Spaniens Elend vermehren halfen, auch hier Anwendung finden sollten.

Das Silber verschwand aus dem Verkehr und an dessen Stelle trat die Kupfermünze. Da die Regierung die größern Silbermünzen einzog, so muß es natürlich erscheinen, wenn die sonst wichtige Zufuhr von Silber stockte und zugleich Kupfer ins Land zu strömen begann. Die Quellen geben über diese Verhältnisse leider nur sehr spärliche Auskunft. Eine Andeutung ist vielleicht in dem Theatrum Europaeum von 1662 enthalten. Es heißt nämlich dort in etwas unverständlicher Weise:*) „Der Zar ließ (1662) auff Eingeben seiner Räthe nicht nur den Russischen, sondern auch den Teutschen Kaufleuten, welche zwar von dem Liefländischen Kriege seine Gefangenen und Sklaven, dabei aber sehr reich waren, alle ihre Güter und Waaren mit Gewalt abnehmen, unter dem Schein, als wolte er durch ein Monopolium das Silbergeld wieder ins Land bringen, welches ihm aber auff dem jetzigen Jahrmarkte zu Archangel, da die Schiffe alter Gewohnheit nach, lauter Waaren und kein baar Geld mitbrachten, nicht angehen wollte". Wenn es auch nach diesen etwas unklaren Worten scheinen mag, als hätten die Schiffe „alter Gewohnheit nach" stets nur Waaren und kein Geld nach Archangel gebracht, so wird dieses doch durch Kotoschichins, Kilburgers u. a. Zeugnisse und durch die Thatsache der günstigen Bilanz widerlegt. Dagen ist aus dem Angeführten mit Gewißheit zu entnehmen, daß in diesem Jahre 1662, wo die Kupfergeldkrisis sich bereits ihrem Höhepunkte näherte, kein edles Metall nach Archangel ankam.

Was nun Viminas Ausspruch anbetrifft, daß Rußland nie edles Metall auszuführen pflege, so scheint er sich auch hierin getäuscht zu haben. In den Einfuhrlisten der Jahre 1171—73 finden wir bedeutende Summen in russischen Rubeln neben Thalern und Dukaten als vom Auslande eingeführt**). Es ist wohl Grund zu vermuthen, daß dieses Geld, ent-

*) XI 648.

**) Kilburger a. a. O. 348 ff.

weder in den Thalerrubeln von 1654, deren wir erwähnten oder auch in Silberkleingeld zu der Zeit ausgeführt worden war, als die russische Regierung das Land mit Kupfergeld überschwemmt hatte.

Bei der in Spanien am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts stattgefundenen Kupfergeldemission ereignete es sich, daß vom Auslande her Kupfer und Kupfergeld nach Spanien eingeführt wurde. Namentlich die Holländer schlugen spanisches Kupfergeld, bezahlten spanische Waaren damit und tauschten spanische Silbermünzen dagegen ein*). Es entsteht nun die Frage, ob nun auch bei Gelegenheit des russischen Kupfergeldes vom Auslande her der Versuch gemacht wurde, Kupfer und Kupfergeld nach Rußland einzuführen? Auch hiefür giebt es in den officiellen Urkunden aus dieser Zeit eine Andeutung, welche geeignet sein dürfte über diese Verhältnisse einiges Licht zu verbreiten. Im December 1661 wird an die russisch-finnische Grenze der Befehl gesandt, die dort aufgestellten Strelzy sollten an den gehörigen Stellen darauf Acht haben, daß neben andern verbotenen Waaren nicht auch Kupfergeld über die Grenze gebracht werde**). Eine solche Verordnung deutet offenbar darauf hin, daß Kupfergeld von Schweden aus über die finnische Grenze nach Rußland eingeführt oder eingeschmuggelt wurde, und freilich mußte ein solches Geschäft große Vortheile bieten. Zeugnisse von Zeitgenossen bestätigen diese Nachricht von eingeführtem Kupfergelde. Es war dieses eine der vielen Formen der Falschmünzerei.

Die Falschmünzerei.

Alle Zeitgenossen, welche von dem in dieser Zeit erschienenen Kupfergelde berichten, erwähnen, daß es sowohl in Rußland gemacht als auch vom Auslande her eingeführt worden sei. Dieser Einfuhr gedenkt Kotoschichin und erzählt, die großen Falschmünzer hätten bedeutende Partien Kupfer aus Schweden bezogen***). Meyerberg berichtet, es werde außer dem vielen Kupfer, welches in Rußland bereits in Umlauf war, noch sehr viel vom Auslande her heimlich über die Grenze gebracht†). Das Thea-

*) Herrmann, Innere Geschichte Spaniens ꝛc. S. 329.

**) Воеводская наказная память Олонецкимъ Стрѣльцамъ, объ осмотрѣ на пограничной Кондуйской заставѣ торговыхъ людей, чтобъ они не провозили тайно съѣстныхъ припасовъ, мѣдныхъ денегъ и никакихъ заповѣдныхъ товаровъ. Акты Истор. IV. № 162.

***) „покупали мѣдь на Москвѣ и въ Свѣйскомъ государствѣ“.

†) „ut fama fert clam in Moscoviam invehitur“.

trum Europaeum bemerkt, es hätten Falschmünzer „des liederlichen Geldes allzuviel über des Czaren Ordre in's Land gebracht“ *) und Gordon schreibt ebenfalls: „es wurde viel Kupfermünze heimlich zur See eingebracht, und in Moskau und in andern Städten von Privatpersonen geprägt“ **).

Wie eine Epidemie hatte die Falschmünzerei um sich gegriffen. Bei Meyerberg finden wir die merkwürdige Notiz, daß im Monat December des Jahres 1661 in Moskau nicht weniger als 400 Falschmünzer sich in Haft befanden, so wie auch, daß der Schwiegervater des Zaren Alexei allein für seine Rechnung Kupfergeld für die Summe von 120,000 Rub. habe prägen lassen. Alle Kreise nehmen an der Falschmünzerei Theil: die höchststehenden Beamten, wie die letzten Bettler, die nächsten Verwandten des Zaren, wie die geringsten Bauern, die „Commerzienräthe“ der Regierung, wie die Gewerbetreibenden und Kaufleute aus dem Privatstande, officielle Münzbeamte in den zarischen Münzstätten bei hellem Tage und große und kleine Gauner in ihren Falschmünzerhöhlen bei finsterer Nacht.

Kotoschichin entwirft ein höchst lebhaftes Bild von der durch alle Schichten der Gesellschaft verbreiteten Falschmünzerei. Er erzählt: „Alsbald, da kam in Moskau und in den Städten unter dem Kupfergelde viel falsches zum Vorschein. Man ergriff die Leute, bei denen man es fand und folterte sie, sie sollten gestehen, von wo sie das Geld hätten. Aber die Leute sagten aus, sie seien keine Falschmünzer, sie hätten das Geld im Handel und Verkehr angenommen, ohne falsches von wahrem unterscheiden zu können. Da machte man sich an die Silberschmiede und Zinn- und Bleigießer. Man wunderte sich nämlich, wie diese Leute, welche, da es noch kein Kupfergeld gab, in bescheidenen Verhältnissen lebten, nun steinerne und hölzerne Häuser bauten, ihren Frauen prächtige Kleider kauften und in den Buden aller Art Waaren, Silberzeug und Lebensmittel in großer Menge und zu hohen Preisen erhandelten, ohne auch nur einigermaßen mit dem Gelde zurückzuhalten. Man paßte ihnen auf, verhaftete sie und fand bei ihnen falsches Geld, welches sie bei nächtlicher Weile, heimlich, in tiefen Kellern gemacht hatten. Man nahm ihnen die Prägstöcke ab, mit denen sie das falsche Geld gemünzt hatten, man folterte sie. Und sie sagten aus, sie hätten große Summen falschen Geldes in Umlauf gesetzt; ja noch mehr, sie hätten auch Prägstöcke angefertigt, und dieselben an viele Personen aus allen Ständen verkauft; an Kaufleute und Handwerker,

*) IX 647.

**) I 306.

Bauern und Gesinde und Bettler. Manche dieser Käufer von Prägstöcken gaben sie an, Andere kannten sie nicht. Nun griff man die Angegebenen und folterte sie. Wer sich schuldig bekannte, wurde hingerichtet, oder die Hände wurden ihm abgehauen und an die Mauer des Münzhofes genagelt; das Vermögen der Schuldigen wurde confiscirt. Indessen achteten die Falschmünzer auf solche furchtbare Strafen und Folterqualen nicht und setzten ihr Geschäft fort bis zur Abstellung des Kupfergeldes. Wenige von ihnen entgingen der Strafe. Die reichen Falschmünzer, welche ergriffen worden waren, kauften sich mit Geld von der Strafe los, bestachen die höchsten Beamten, u. a. des Zaren Schwiegervater Ilja Danilowitsch Miloslawski und den Dumny Dworänin Mätjuschkin und die Richter und Wojewoden und geringere Beamten, und diese alle halfen den Falschmünzern, welche vor Gericht gestellt wurden, für große Summen Geldes aus der Noth".

„Dann wurden auf den Münzhöfen in Moskau und in den andern Städten beeidigte Beamten angestellt, welche das Herbeischaffen des Kupfers und das Prägen des Kupfergeldes beaufsichtigen sollten. Es waren ehrliche und wohlhabende Leute. Aber der Teufel umstrickte ihren Sinn, als wären sie noch nicht reich genug. Sie kauften Kupfer in Moskau und auch in Schweden, brachten dieses Kupfer zugleich mit dem zarischen Kupfer in die Münzhöfe, ließen daraus Münzen prägen, und ließen es auch zugleich mit dem zarischen Kupfergelde aus dem Münzhofe bringen. Das Kupfergeld des Zaren schickten sie in die Regierungskassen, ihr eigenes Kupfergeld dagegen ließen sie in ihre Häuser bringen. Sie wurden angeklagt von Leuten, welche gesehen hatten, wie dieses Geschäft vorgegangen war. Man griff und folterte sie, und sie sagten aus, daß viele hohe und niedere Beamten sich von vielen Falschmünzern hätten bestechen lassen, und darauf hätten auch sie gebaut, und es gewagt, falsches Geld zu machen. Man griff nun einige von den Beamten und wollte sie foltern, aber auch ohne Folter gestanden sie, daß sie sich hätten bestechen lassen. Der Zar grollte seinem Schwiegervater lange Zeit hindurch, und Matjuschkin wurde seiner Stelle entsetzt, aber gestraft wurden sie nicht. Dagegen strafte man die minder hohen Beamten, und die beeidigten Münzwardeine und die andern Falschmünzer; man richtete viele hin, vielen hieb man Hände und Füße, und Finger und Fußzehen ab, und verschickte viele in entfernte Städte".

Wir machen auf die wichtigsten Punkte dieses ausführlichen Berichtes aufmerksam:

Einige werden durch Falschmünzerei in sehr kurzer Zeit erstaunlich reich und suchen ihr Vermögen in Gestalt von Häusern, Waaren, Kleidern, Lebensmitteln und namentlich von Silbergeschirr anzulegen. Der Tauschwerth des Geldes erweist sich als schwankend, während der Gebrauchwerth der Sachgüter eine solidere Grundlage des Wohlstandes abgiebt.

Es werden für den Ankauf von Waaren hohe Preise bewilligt, um nur das falsche Kupfergeld los zu werden.

Die Falschmünzerei ist so allgemein verbreitet, daß die Anfertigung von Prägstöcken ein besonderer Industriezweig, der Verkauf derselben ein Handelszweig wird. Reiche und Arme, Hohe und Niedrige nehmen so allgemein an der Falschmünzerei Theil, daß selbst die geringsten Kaufleute, Bauern vom Lande, ja sogar Bettler als Käufer von Prägstöcken auftreten.

Die vornehmen, reichen und hochstehenden Beamten gehen straffrei aus, während über die Geringern die grausamsten Strafen verhängt werden. Dieser Grundsatz: die kleinen Diebe zu hängen und die großen laufen zu lassen, wird, wie wir später aus Kotoschichins Erzählung sehen werden, eine der Veranlassungen zu einem gewaltigen Aufruhr in Moskau.

Schon früher hatten grausame Strafen gegen Falschmünzer bestanden. Den Münzbeamten, welche eine falsche Legirung machten, und etwa zu viel Blei in die Münzen thaten, goß man gescholzenes Metall in den Hals; Gold- und Silberarbeiter, welche eine allzugeringe Probe anfertigten, wurden gepeitscht u. dgl. m.*). In den schlimmen Zeiten des Kupfergeldes mußte das Ueberhandnehmen der Falschmünzerei eine um so größere Strenge hervorrufen. Aus den hierüber erlassenen Gesetzen und Verordnungen können wir auf die allgemeine Verbreitung des Uebels und die vielerlei Arten und Formen des Falschmünzens schließen. Wir finden u. a. folgende Bestimmungen**):

Wer Stempel schneidet und damit Münzen prägt, verliert die linke Hand und beide Beine.

Wer Stempel findet und es unterläßt davon Anzeige zu machen, verliert die linke Hand.

*) П. С. З. I 7.

**) А. И. IV Nym. 158 vom 18. September und 21. October 1661. О наказаніяхъ поддѣльщикамъ монеты и ихъ соучастникамъ.

Wer Stempel kauft oder stiehlt, oder auch selbst anfertigt, aber noch keine Münzen darauf geprägt hat, verliert zwei Finger.

Wer falsches Kupfergeld wissentlich im Handel und Verkehr annimmt, oder kauft, verliert die linke Hand.

Wer Falschmünzer bei sich aufnimmt, verliert sein Vermögen und die linke Hand.

Wer an Falschmünzer Kupfer verkauft, verliert die linke Hand.

Wer Kupfer in Brot oder in den Kleidern verborgen in den Münzhof bringt, verliert die linke Hand.

Die Gefängnißwärter, welche Falschmünzer aus dem Gefängniß entweichen lassen, müssen die Strafe der entwichenen Falschmünzer erleiden.

Die Arbeiter im Münzhof, bei denen man Geld findet, erleiden die Knute und müssen ein halbes Jahr in Ketten arbeiten.

Aus diesen Bestimmungen kann man auf die Verbreitung der Falschmünzerei schließen; alle Stände, Mönche und Geistliche nicht ausgeschlossen, sind davon inficirt. Unter solchen Umständen mußte der Handel mit Kupfer durch das ganze Land überaus lebhaft sein. Leider wissen wir darüber nur sehr wenig und besitzen nur eine Urkunde, welche über diesen Gegenstand einiges Licht verbreitet. Der Wojewode von Nowgorod, Fürst Repnin, schickt an das Tichwinsche Kloster eine Verordnung, der zufolge allen Einwohnern Tichwins auf das Strengste verboten wird, irgend jemandem Kupfer zu verkaufen, außer dem beeidigten Beamten Piskulin, welcher zum Einkauf von Kupfer nach Tichwin kommen werde. Wer Kupfer besitzt und solches verheimlicht, der läuft Gefahr, daß dasselbe confiscirt werde. Daraus geht offenbar hervor, daß die Regierung es für gefährlich hielt, sowohl den Verkauf von Kupfer an Privatpersonen zu gestatten, als auch Kupfer im Besitz von Privatleuten zu lassen *).

Man kann denken, wie ein solches Uebel alle Ordnung im Geschäftsverkehr lockern, den öffentlichen Credit untergraben und zum Hereinbrechen

*) А. А. Э. Нум. 131. 12. Februar 1662. Отписка Новгородскаго воеводы Князя Репнина въ Тихвинскій Монастырь: о запрещеніи Тихвинцамъ продавать принадлежащую имъ красную мѣдь кому-либо, кромѣ посланнаго къ нимъ цѣловальника Пискулина. „Посланъ Новгородскій посадскій человѣкъ Ульяшко Пискулинъ на Тихвину для покупки мѣди. У кого есть мѣдь они-бъ на сторону никому не продавали и въ отвозъ никуда не возили... продавать только Пискулину, а будетъ сыщется мѣдь у посадскихъ и пріѣзжихъ людей, которые будутъ таить ее, тое мѣдь возмуть на Великаго Государя безденежно".

einer verhängnißvollen Krisis beitragen mußte. Wir werden sehen, wie sowohl die Regierung als auch das Publikum dem Erscheinen des falschen Kupfergeldes das Mißlingen der ganzen Finanzoperation zuschrieben; eine Ansicht, welche auch hier und da in neuerer Zeit in der Literatur über diesen Gegenstand Vertreter gefunden hat. Und in der That: wer wollte leugnen, daß die große Menge falschen Kupfergeldes sehr wesentlich beigetragen habe zur Entwerthung der Kupfermünze und zur entsetzlichen Theurung.

(Schluß folgt.)

A. Brückner.

Geschichtlicher Nachtrag zur Sylvesterrede an die Forstmänner und Jagdliebhaber *).

Die Kämpfe, welche die ersten Menschenfamilien ihrer eigenen Sicherheit wegen zu bestehen hatten, werden um so mehr die Herausbildung von Jägern unter ihnen befördert haben, als sie bald Nutzen aus der Beute zu ziehen lernten. Dabei gelangten die Menschen zum Bewußtsein, daß sie durch Vernunft und Geschicklichkeit zur Herrschaft über die ihnen häufig an Stärke überlegene Thierwelt bestimmt seien. Eine Keule mag das erste einfache Jagdgewehr gewesen sein, bis man sich zum Spieß und Bogen emporgeschwungen hatte. Der muthigste, stärkste und geschickteste Jäger war meist auch ein unerschrockener Krieger. Vertrauen, Achtung und Liebe seiner Umgebung, die sich unter seinem Schutz stellte, machten ihn freiwillig zum Herrscher, und so gründete die Jagd, wie es auch einzelne geschichtliche Data zu beweisen scheinen, die ersten Throne. Ja die Griechen versetzten ihre vorzüglichsten Jäger als Halbgötter auf den Olymp. Jäger und Hirten waren gewiß die ersten Beobachter der Natur und trugen so die ersten Grundsteine zu einer Naturwissenschaft zusammen. Gewiß gehörte die Jagd auch zu den ersten Vergnügungsspielen der Männer.

So finden wir denn auch dieselbe sowohl als geachtete Beschäftigung und Kunst, wie als besonders gesuchtes Vergnügen bei allen alten Völkern, ausgenommen bei den kraftlosen und weichlichen Chinesen und Hindus. Die dem Menschen angeborene Freude an der freien Natur, verbunden

*) Im Januarheft der Baltischen Monatsschrift d. J.

mit der ihm gleichfalls einwohnenden Thatenlust, sind die Ursache, daß die Jagdlust, gleichsam als eine fortgesetzte Seite des Naturzustandes, auch auf die gesitteten Völker unserer Zeit überging und durchbricht, wo sich nur irgend günstige Gelegenheit dazu bietet. Menschen jedes Alters, jedes Standes, jeder Lebensbeschäftigung, jeder Geistesrichtung werden von ihr fortgerissen. Im Walde finden sich der Fürst mit dem Proletarier, der Krieger mit dem Philosophen, der Dichter mit dem Banquier, der Actenmann mit dem Löwen der Gesellschaft zusammen, und es giebt kaum ein Vergnügen bei welchem sich die Standesunterschiede so leicht und natürlich ausgleichen als auf der Jagd, wo ein wackerer Jäger gern dem andern die Hand schüttelt.

Wenn aus den in der Sylvesterrede hervorgehobenen Vorzügen der Jagd als Vergnügen hervorgeht, daß sie dem berufstreuen Geschäftsmann eine erfrischende Erholung, dem gemüthvollen Naturfreunde eine reiche Quelle stiller und belehrender Genüsse ist, dem Krieger einen Nothbehelf für seine Thatenlust gewährt, den Sorgenvollen durch Vorführung fremder reizender Bilder erheitert, den Städter vor Verweichlichung schützt, und daß sie durch Uebung der Körperkräfte und mancher Geisteskräfte sittliche Elemente im Menschen zu entwickeln fähig ist, so müssen doch auch manche Abwege, zu welchen die Jagd führen kann bezeichnet werden.

Nicht nur der Landmann und Bürger der Stadt werden zu ihrem großen Nachtheil durch eine unbezähmte Jagdlust aus ihren nothwendigen Lebensbeschäftigungen und ihrem Hauswesen herausgerissen, indem sie einen Hang zum Nichtsthun entwickelt und den Verirrten häufig damit befriedigt, daß er in der Weinstube ähnlichen Müßiggängern seine Abenteuer erzählen kann; ihn durch Verarmung, Trunksucht und zerstörtes Hauswesen ins Elend stürzt, oder durch Aussicht auf leichten und angenehmen Gewinn zur Wilddieberei führt, und wenn die Quelle dieses leichten Erwerbs versiegt, zu Missethaten bringt. Auch in höheren und gebildeteren Ständen, wo sich das Vergnügen mit Anstand und Prunksucht verbindet, spricht der Verfall manches Herrenhauses, manches Familienglücks, ja selbst die Erschütterung von Thronen, für die dämonische Gewalt mit welcher die Jagdlust fortreißen kann.

Obgleich das canonische Recht sagt: Esau venator erat, quoniam peccator erat, et penitus non invenimus in scripturis sanctis sanctum aliquem venatorem; piscatores invenimus sanctos; und ferner: Qui venatoribus donant, non homini donant sed nequissimae arti — und ob-

gleich das Agathensische Concil 516 der Geistlichkeit alles Jagen verbot, so sah sich Karl der Große doch genöthigt 789 das Verbot nachdrücklich zu wiederholen. Und wenn wir sehen, daß der hohe Reiz der Jagd fähig ist sonst ehrenhafte Männer zu Uebertretung anerkannter Eigenthumsgesetze zu verleiten, so muß man zugeben, daß ein gewisser Grad moralischer Kraft dazu gehören muß, wo nicht andere starke Interessen das Gleichgewicht erhalten, sich mit diesem Vergnügen innerhalb gewisser Grenzen zu bewegen; ja daß es bei ungünstigen Anlagen des Gemüths leicht zu einer Verwilderung desselben führen kann. Friedrich August der Starke vergeudete auf seinen Jagden das Mark und die Arbeitskraft seiner Unterthanen. Unter den türkischen Kaisern des vorigen Jahrhunderts waren einige die nicht, wie wir sie in Tausend und einer Nacht oder auf den Brettern vorgeführt finden, nur mit verschlungenen Beinen auf Teppichen im Serail sitzend, umgeben von armenischen und tscherkessischen Sklavinnen alle diejenigen Freuden des mohamedanischen Paradieses genossen, welche den gehorsamen Unterthanen erst jenseits versprochen wurden. Bajazet I., Muhamed II., Murad IV., Mustafa II. und Achmet III. waren so leidenschaftliche Jäger, daß sie ungeheure Summen dabei verschwendeten und so ihre Unterthanen marterten, daß in Folge dessen im Munde des Volkes ein Verslein folgenden Sinnes geläufig geworden war:

Wer Spieler mordet und Jäger erschlägt,
Mit Recht die Heldenkrone trägt.

Bajazet I. unterhielt unzählige Jäger, die zugleich die ersten Stellen im Staate bekleideten, dabei 7000 Falkeniere und 6000 Jagdhunde. Durch eine Koppel guter Jagdhunde oder durch einen gut abgerichteten Falken konnte man für Alles gnädiges Gehör bei ihm finden. Für den gefangenen Grafen von Navarra verschmähte er jedes Lösegeld, gab ihn aber frei gegen zwölf isländische Falken, die ihm klüglich vom Herzog von Burgund zugesendet wurden. Einmal entgingen nur durch Fürsprache jenes Gefangenen 2000 Falkeniere der Hinrichtung, da sie den Favoritfalken zu früh losgelassen und dadurch verdorben hatten. „Menschen, sagte der Sultan dabei kalt, habe ich genug, aber gute Falken wenig."

Muhamed IV. beschäftigte sich von Jugend auf nur mit der Jagd, weshalb er auch in Adrianopel, dessen waldreiche Umgebungen zur Jagd besonders geeignet waren, residirte. Durch die Nacht aufgehalten, schlief er auf demselben Divane ein, auf welchem er sein Mahl gehalten hatte, erwachte dann bald um seufzend den Wachthabenden nach dem noch fernen

Tage zu befragen, bis er mit dem ersten Sonnenblick seine Leute durch die Trommel alarmiren ließ und sich in den Sattel schwingend in das Gebirge davon stürmte. Selbst das im Jagdeifer errungene Bruchleiden, das ihn häufig zwang vor Schmerz wimmernd sich vom Pferde helfen zu lassen, hinderte ihn nicht, sogleich nach gemildertem Leiden sich wieder auf sein Jagdpferd zu schwingen. Seine armen Unterthanen mußten zu 30 bis 40,000, in vieltägigen Treibjagden ihre Gesundheit opfernd und ihre eigene Saaten zertretend, in Bezirken von ganzen Tagereisen das Wild zusammentreiben und durch eine lebendige Wand gefangen halten. Die Kosten einer solchen Jagd beliefen sich auf 30,000 Thaler, oder es wurden dazu noch außerordentliche Abgaben erhoben. Als laute Klagen einen Günstling bewogen es zu wagen, dem Sultan wegen des landverderblichen Jagdkrieges Vorstellungen zu machen, wurde derselbe nachdem er im Gefängniß gebüßt aus dem Serail verwiesen. Einst als nach einer solchen mühevollen Jagd sein Oberjägermeister bemerkte, die armen Sklaven könnten nicht länger im Schneegestöber ausdauern und in der letzten Nacht seien dreißig von ihnen schon erfroren, antwortete er gleichgültig: „sorge für meine Hunde, sie müssen doppelte Decken haben." Aber diese Antwort beförderte den Ausbruch einer Revolution, die ihn, vom Throne entsetzt, den Tod im Gefängniß finden ließ*).

Aber noch von einer andern Seite her droht die Jagdlust dem menschlichen Gemüthe mit schädlichen Eingebungen, deren Wirkung nur dem erklärlich wird, der den Reiz derselben in seinem ganzen Umfange kennen lernte. Der Neid ist es, der mitunter selbst Charaktere von edler Haltung beschattet, zuweilen hervorgerufen durch die nichtssagende Auszeichnung von Glücksfällen Anderer, bei gerechtem Bewußtsein eigener größerer Geschicklichkeit. Vielleicht ist es, abgesehen von dem dabei zu erringenden materiellen Vortheil, dieser Mißgunst zuzuschreiben, daß von jeher das Jagdrecht von den Mächtigern so ungern mit Niederern getheilt wurde, und so eifersüchtig, wie kaum ein anderes Recht, bewacht wird. Es ist nicht zu leugnen, daß bei der unbezähmbaren Jagdlust der Menschen dieses Recht so vielfach und so dringend angetastet wird und daß maßlose Despotie älterer Zeiten wenig Rücksicht auf die natürlichen Neigungen Anderer zu nehmen gewohnt war; aber dennoch möchte man glauben, daß

*) Jagemanns Beschreibung des Kanals von Konstantinopels, S. 158. — Ricaut Hist, de trois derniers Empereurs des Turcs, III p. 156. — Vand Hist. gen. des Turcs, T. IV p. 69. — Hist. de Mahomed IV. depossedé, p. 24.

hauptsächlich Neid und Eifersucht wegen persönlicher Beeinträchtigungen zu Rathe gesessen hatten, um für die Uebertretungen des Jagdrechts Strafen zu ersinnen, vor denen jedes Menschenherz zurückbeben sollte, und die den rohen Sinn vieler Fürsten der vorigen Jahrhunderte bezeichnen. Der König Guntram von Burgund ließ nach Gregor von Tours mehrere Höflinge hinrichten, weil sie ohne seine Erlaubniß einen Auerochsen erjagt hatten. Karl der Große bestrafte Wilddieberei mit dem Tode. Herzog Ulrich von Würtemberg befahl 1517 Wilddieben die Augen auszustechen und in Sachsen drohte ihnen noch 1584 der Galgen. Abhauen der Hände, Galeerenstrafe waren gleichfalls gebräuchlich, Staubbesen und Landesverweisungen gehörten zu den mildesten Strafen. Die Folge davon, daß die Jagdlust, ohne Rücksicht auf die des Volkes, nur als ein Recht der höchsten Stände angesehen wurde, war, daß sich nicht allein ein förmlicher Kriegszustand zwischen den Wilddieben und Forstbeamten ausbildete, sondern auch, in Folge verhängter harter Strafen eine Art Blutrache, der Meuchelmord gegen die letzteren, für erlaubt gehalten wurde.

Wenden wir uns jetzt zu den geschichtlichen Quellen über das Jagdwesen, theils um uns manche Aufschlüsse über ältere Einrichtungen und Gesetze zu verschaffen, theils um eine sichere Grundlage für eine nothwendige neue Ordnung derselben zu gewinnen.

Obgleich die Zend-Avesta in ihrem mindestens viertausendjährigen kurzen Abriß einer Naturgeschichte schon von der Bekanntschaft mit vielen jagdbaren Thieren zeigt, finden wir in ihr der Jagd mehr als einer Nothwehr denn als eines Erwerbszweiges oder Vergnügens erwähnt*). Die Unbekanntschaft mit dem Elephanten und Eber beweisen das Alter des Documents. Auch bei den dem Zendvolke verwandten Hindus scheint die Jagd mehr als Nothwehr betrieben worden zu sein, ja in ihren religiösen und philosophischen Schriften wird sie zu den sündhaften Vergnügungen der Menschen gezählt. Die Schriften der Hebräer dagegen sprechen von der Jagd als von einer rühmlichen Beschäftigung. Die ersten Beweise einer gewissen Ausbildung des Jagdwesens finden wir bei den Griechen. Ihre Sagen sind reich an Kämpfen mit wilden Thieren und Homers Gesänge erwähnen der Jagd, aber Xenophon, dessen unsterblicher Lehrer schon vom Nutzen derselben spricht, verfaßte 400 Jahre v. Chr. eine Abhandlung über die Jagd, in welcher er mit dem damaligen Jadgebrauch, zugleich seine eigenen Erfahrungen mittheilt. Wir finden darin An-

*) J. G. Rohde, die heilige Sage des Zendvolkes, Frankfurt a. M. 1820, S. 531.

leitung zur Racenkenntniß und Dressur verschiedener Jagdhunde, und Anweisungen mit Vortheil verschiedene Thiere zu jagen, aus denen zugleich hervorgeht, daß die Griechen als geschickte Läufer, ihre Jagden vorzüglich zu Fuß anstellten. An Wild fehlte es nicht, denn ihre Wälder waren von Hirschen, Rehen und wilden Schweinen belebt, und wenn Morea Wölfe und Bären aufzuweisen hatte, so waren die Colonien in Kleinasien reich an solchen Raubthieren, die mehr dem Süden angehören. Die fruchtbaren Ebenen Griechenlands nährten Fasanen, Rebhühner, Hasen, Kaninchen und ihren Begleiter den Fuchs, und die Küsten waren von Wasserwild belebt. Bogen und Spieß waren die Jagdwaffen, Fanggruben, Schlingen und Netze die Hülfsmittel. Die kampffertigen Thiere persönlich anzugreifen, galt für das männlichste Vergnügen. Das andere Hochwild wurde von Hunden bis zur Ermüdung gejagt, mit Lanzen oder Pfeilen erlegt; indessen benutzte man hiebei auch schon Netze, die sonst mit den Fallen und Schlingen nur auf kleines Wild angewandt wurden. Arrian der Nikomedier beschreibt 150 v. Chr. mit großer Ausführlichkeit die damalige Jagd, in Beziehung auf die Zucht und den Gebrauch der Hunde, sowie auf die Anwendung der Netze, Schlingen u. s. w. Bei den Griechen scheint die Jagd überall frei gewesen zu sein und vorzüglich von der wohlhabenden Jugend als Vergnügen und Vorübung für den Kriegsdienst betrieben worden zu sein. Ob das vorzugsweise Abhalten der Jagden im Herbst und Winter von gewissen herkömmlichen oder gesetzlichen Bestimmungen in Beziehung zu den Saatfeldern oder zur Hegezeit, oder zur kühleren Jahreszeit gestanden hat, läßt sich nicht nachweisen. Wahrscheinlich gebot der größere Vortheil das Zweckmäßige. Von den Römern besitzen wir nur wenige Andeutungen über die Jagd, und obgleich sie nach einer Aeußerung des Sallust „er könne sich nicht entschließen seine Erholungsstunden mit einem so ermüdenden, unnützen Müßiggange, oder mit einer Beschäftigung, die wie der Ackerbau, nur den Sklaven gebührt, hinzubringen“ auch unter ihnen ihre Verächter gezählt hat, beweist doch der in der Sylvesterrede angeführte Brief des Plinius, daß auch Menschen höherer Bildung die Jagd zum Vergnügen und zwar in einer Weise betrieben, wie es auch heutzutage selten geschieht.

Das Jagen scheint nach dem römischen Recht, indem das Wild in die Kategorie der Niemand gehörigen Sachen gestellt wurde, Jedem und überall erlaubt gewesen zu sein, obgleich eine andere Bestimmung, nach

welcher es jedem Grundeigenthümer frei stand, das Betreten seiner Grenze zu verbieten, damit in Widerspruch steht *).

Die dichten und sumpfigen, an wilden Thieren überreichen Wälder des ebenen und gebirgigen alten Germaniens, welche nach Julius Cäsar unter dem Namen der hercynischen Wälder zusammen begriffen wurden, waren gemeinschaftlich von den deutschen Stämmen bewohnt. Jagd und Krieg waren ihre Hauptbeschäftigungen, und wenn sie im Kampf mit den wilden Thieren Mittel zur Existenz fanden, machte sie derselbe zugleich ihren Feinden gefährlich. Neben den überall verbreiteten Hirschen, Rehen und Hasen, Ebern, waren die hercynischen Wälder damals noch von Elennthieren und Auerochsen, welche letztere allmälig durch die Cultur in die Waldeinöden Ostpreußens und Polens verwiesen wurden, bewohnt. An einheimischem Federwild und Zugvögeln gab es einen Ueberfluß. Muthig und roh, wie unsere Vorfahren waren, galt ihnen der Kampf mit Raubthieren, deren gewöhnliche nordische Arten reichlich vertreten waren, als der ruhmvollste. Die Hörner des Auerochsen prangten bei ihnen als Siegeszeichen oder als Pokale bei festlichen Gelagen. Darum behielten sich in späteren Zeiten die Könige die Jagd auf denselben vor. Keule, Lanze, Wurfspieß und Schwert waren die Waffen, denn den Bogen und die Netze lernten sie erst durch die Römer kennen. Jeder freie Mann, der Waffen führen durfte, was den Leibeigenen verboten war, hatte das unbeschränkte Recht zu jagen, jedoch scheinen die einzelnen Stämme ihre Reviere gegen fremden Eindrang bewacht zu haben. Als diese Stämme durch die Berührung mit römischer Cultur und später durch das Bezähmende des Christenthums ihre unstäten Sitze in feste umwandelten und der Ackerbau die abnehmende Jagdbeute ersetzen mußte, bildeten sich bestimmtere Eigenthumsverhältnisse aus. Und in dem Maße als das Wild abnahm, regelte sich alsbald der Jagdbetrieb dahin, daß nur der wahre Grundeigenthümer, nicht aber der persönlich oder erblich Belehnte das Jagdrecht ausüben durfte; ja diese Beschränkung stand auf so festem Rechtsgrunde, daß Verbote in dieser Beziehung gar nicht nöthig gewesen zu sein scheinen. Mit der Abnahme des Wildes und der Bekanntschaft mit Bogen, Armbrust und Netzen nahm die Jagdweise eine andere Form an und die sonst verschonten Gemsen und Steinböcke mußten auch ihren Tribut zahlen. Man benutzte gezähmte Hirsche um durch ihr Geschrei während der Brunstzeit andere herbeizulocken. Gegen Raubthiere gebrauchte

*) l. 3 § 1. D. de acquir. ver. dom.

man auch vergiftete Pfeile, stellte ihnen mit Gruben, Fallen und Selbstgeschossen nach, oder tödtete sie in ihren Höhlen durch Rauch; und zur Jagd auf diese wurden auch Leibeigene und Hörige zugelassen, z. B. der werthvollen Bären-, Biber-, Ottern- und Marderfelle wegen.

Bald tauchten auch Regalitätsbestrebungen auf, denn die fränkischen Könige vom Merovingerstamme behielten sich allein das Recht vor, Hirsche zu jagen. Zugleich stieg der Werth guter Jagdhunde aller Art, auf deren Abrichtung große Mühe verwandt wurde, so daß Strafen für ihre Entwendung einen Platz im Gesetzcodex einnahmen. Nach alemannischen Gesetzen überstieg die Strafe für Entwendung eines Leithundes zwölfmal und die eines Windspiels sechsmal die für eine gestohlene Kuh. Bei den Burgundern mußte der Dieb dem entwendeten Hunde den H.. küssen und noch ein bedeutendes Strafgeld an den Herrn desselben, sowie an eine öffentliche Kasse entrichten.

Die Kunst, Raubvögel zur Beize abzurichten, scheint zuerst bei den Franken ausgebildet worden zu sein, da wir bei Griechen und Römern keine Andeutung darüber finden, und von dort aus verbreitet sich die Falkenjagd über das ganze westliche und südliche Europa bis in die Türkei, wo sie sich am längsten erhalten hat, und noch heute wird sie am Kaukasus und in den Steppen betrieben. Sie hatte auf die Jagd einen zweifachen Einfluß, indem sie derselben den Character eines reinen Vergnügens und einen romantischen Zug mittheilte, so daß selbst die Edelfrauen den Jägern den Aufenthalt in den Wäldern verschönten; zugleich aber forderte sie auf, da gut abgerichtete Falken in entsprechender Zahl, sowie die dazu gehörigen berittenen Falkoniere nur von Fürsten und reichen Edelleuten gehalten werden konnten, einen Aufwand zu entfalten, wie ihn unsere Wälder nie gesehen haben. Die Kunst, Falken abzurichten wurde zu einer hohen Vollkommenheit gebracht und so geschätzt, daß der Falkenmeister nicht nur der oberste Jagdbeamte, sondern zugleich einer der vornehmsten Hofbeamten war. Noch im 13ten Jahrhundert schrieb Kaiser Friedrich II. sein Buch De arte venandi cum avibus.

Unter Karl dem Großen, der ein so eifriger Jäger war, daß er seine Prinzen in Bezug auf Falken und Hundedressur durchaus jagdgerecht erziehen ließ, gewann die Jagd eine neue Gestalt. Außer daß er dieselbe mit viel Kraftaufwand und Pracht betrieb, führte er den umfänglicheren Gebrauch der Netze und Tücher zur Umstellung ganzer Districte ein, wobei auf dem sogenannten Lauf, ein Raum, in welchen die von allen Seiten

TU Braunschweig

gescheuchten Thiere zuletzt hineingedrängt wurden, fünfzig bis sechszig Reiter mit Schwert und Lanze die Thiere niedermetzelten. Er benutzte in Deutschland zuerst den kleinen Panther, Felis uncia, der zu diesem Zweck im Orient schon lange abgerichtet wurde, zu seinen Jagden. Dieses Thier wird leicht gezähmt, und in Persien, wo Hunde seltener sind, der Art zur Jagd abgerichtet, daß es sich auf dem Pferde hinter dem Reiter zu erhalten lernt und von demselben, sobald er ein größeres Wild z. B. eine Antilope aufscheucht, auf dasselbe losgelassen wird. Mit unglaublicher Geschwindigkeit und Gewandtheit ereilt es seine Beute und kehrt dann zum nahenden Reiter zurück, wieder seinen Platz auf dem Pferde einnehmend *). Der Pabst Leo X. erhielt vom König Emanuel von Portugal solch ein abgerichtetes Thier zum Geschenk, und der Kaiser Leopold I. erhielt mit der Gesandtschaft des türkischen Sultans zwei derselben **).

Karls des Großen ordnender Geist ergriff auch die Jagd, und um so mehr, da er sie leidenschaftlich liebte. Er verordnete zuerst eine Hegezeit und beschränkte das Jagen auf die Monate Juli, August, September, indem er in den Wintermonaten hauptsächlich die Eber und die großen Raubthiere verfolgte. Er war der Erste, der mit Bohlen eingezäunte Jagdgehege anlegte, und Fasanen, aus Frankreich eingeführt, allmälig aus den Fasanerien in die Wildniß übersiedelte. Die Wolfsjagden wurden unter ihm ein Gegenstand der Verwaltung, indem er anordnete, daß jeder Verweser seiner Güter zwei Wolfsjäger halten mußte, die verpflichtet waren, Wolfsfelle in die kaiserliche Pelzkammer zu liefern. Auch stammt aus seiner Zeit das erst in neuester Zeit aufgehobene Hundeservitut, indem seine Hunde sowol auf seinen Gütern als auch auf denen seiner Unterthanen zur unentgeltlichen Fütterung untergebracht wurden. Die Größe seines Geistes stand jedoch noch unter dem Einfluß der Rohheit seiner Zeit wenn er zur Aufrechthaltung seiner Jagdreviere Gesetze einführte, nach welchen der Wilddieb, dessen Begriff nicht genau bestimmt war, körperliche Verstümmelungen oder selbst die Todesstrafe erdulden mußte.

In dieser Zeit war durch allmälige Ausbildung der Grundeigenthumsrechte das bis dahin bestandene Recht der freien Jagd für die persönlich freien Glieder der Gemeinden eingegangen und es bestanden schon gesetz-

*) Voyages de Tavernier. Rouen 1713. T. 2, p. 26. Voyages de Chardin en Perse. Amsterd 1711. T. 2, p. 32.

**) Histoire des conquêtes des Portugais par Lafitau. Paris 1733. T. 1, p. 525. Rinks Leben des Kaisers Leopold, Thl. 1, p. 95.

liche Bestimmungen, nach denen ohne Willen des Eigenthümers Niemand dessen Boden betreten durfte. Dagegen konnte nur ein persönlich Freier überhaupt wahres Eigenthum besitzen, wozu das abgeleitete oder Lehneigenthum einen Gegensatz machte. Der wahre Grundeigenthümer hatte zugleich das Jagdrecht nicht allein auf eigenem Boden, sondern häufig auch Theil an der Nutzung von Besitzungen die der Gemeinde, zu welcher er zählte, gehörten, wie z. B. Hölzungsrecht und Jagd.

Zwischen den Grundbesitzrechten der Fürsten, des Adels und der Freien wurde kein Unterschied gemacht, außer daß sich die Könige bei Vertheilung der Lehen häufig die Jagd vorbehielten. Als nun Karl der Große angefangen hatte bestimmte Jagdreviere in Bannforsten umzuwandeln und bei einer höheren als der gesetzlichen Strafe, dem Königsbann, das Jagen in denselben streng untersagt hatte, wurde dieser Rechtsbegriff bald überhaupt auf alle Wälder, in denen bis dahin das Jagen frei gewesen war, unter dem Namen Wildbann übertragen. Das Recht solche Bannforste anzulegen, ging mit dem Steigen der Vasallenmacht gegenüber den Königen, mittelst Lehens- oder Uebertragungsrecht bald auch auf jene über, so daß endlich nur einige wenige freie, in der Geschichte als Reichsforsten paradirende Waldungen übrig blieben. Solche Reichsforsten, bestanden nach Urkunden aus dem 15. Jahrhundert in Franken, Schwaben, im sogenannten Freien im nördlichen Deutschland, in der Grafschaft Hoya im Hannöverschen, in Hildesheim u. s. w. und fielen, nachdem sie zu vielfachen Beschwerden Veranlassung gegeben hatten, endlich auch mit dem Ableben des heiligen römischen Reiches. In den Reichsforsten hatten Fürsten, Edle, Freie und Bürger die sogenannte freie Pürsch, mit einem Pürschcollegium und einer Pürschordnung, wobei mitunter wie in Schwaben die Reichsstädte den Vorsitz hatten.

Man hat fälschlich mit dem Namen freie Pürsch, den in Kurland herkömmlichen aber nicht gesetzlichen Gebrauch des dortigen Adels, überall zu jagen, bezeichnet; ein solcher Brauch bestand übrigens mit einigem Rechtsgrunde nur im Piltenschen Kreise, wo der fast allein besitzliche Adel unter sich eine gegenseitige Uebereinkunft darüber getroffen hatte, wonach aber ausdrücklich die Hegezeit berücksichtigt werden mußte*). Den geschichtlichen Quellen nach verhält sich die Sache anders. Bekanntlich wurden die Hoch- und Herrmeister mit Liv- und Kurland belehnt, womit ihnen zugleich das

*) Stat. Pilt. sub Tit. Jagen.

Recht den Wildbann auszusprechen verliehen wurde, so z. B. geschah es namentlich mit Plettenberg durch Karl V.*). Als aber bei der Unterwerfung Livlands unter Polen der Adel das freie Jagdrecht für sich in Anspruch nahm, antwortete das Privilegium Sigismundi nur sehr allgemein darauf und mit der ausdrücklichen Weisung, daß dem nutzbaren Eigenthum des Herrmeisters in den ihm verbliebenen Landen kein Abbruch geschehen solle. Der Adel des Erzstiftes Riga, welcher sonst die Privilegien des übrigen livländischen Adels theilte, ging in diesem Punkte ganz leer aus**). Der Herzog Gotthard gestand anfangs dem kurländischen Adel nur sein Recht auf eigenem Boden zu jagen zu, fügte aber 1570 in einem Nachtrage zu den Privilegien das Recht Hasen auch auf fremder Grenze jagen zu dürfen hinzu, jedoch ohne Anwendung von Fallen und Netzen und unter Beobachtung der gesetzlichen Hegezeit von Ostern bis Bartholomäi, deren Uebertretung mit 50 Thaler gestraft wurde. Die übrigen Bestimmungen gleichen denen aus der schwedisch-livländischen Zeit. Zugleich bestanden unter dem Herzog wirkliche Bannforsten, die genau bezeichnet waren, wobei später zugegeben wurde, daß sie mit Einwilligung des Adels beständen; ja der Herzog Friedrich sicherte dem Adel sogar die Beförderung zu Staatsämtern zu, sofern sie sich des Jagens in seinen Gehegen enthielten.

Uebrigens bestanden sowohl im polnischen Preußen wie in Lithauen von 1538 bis 1582 ganz ähnliche Verhältnisse des adlichen Jagdrechts, welches im polnischen Preußen erst zu der Zeit Friedrichs des Großen Aenderungen erlitt***).

In den Verordnungen von 1638 findet sich in Betreff der kurländischen Jagdgesetze nichts Neues und 1649 enthält der Entwurf des neuen Landrechts nur eine Zuerkennung der niederen Jagd, dagegen eine Strafe von 50 Thaler für Fällen hohen Wildes oder Aufrichten von Ballhähnen auf fremder Grenze. Dasselbe galt von den Schützen des Adels. Bei Pachtungen fürstlicher Güter war dem Adel ausdrücklich nur die kleine Jagd gestattet. Erst im Landtagsabscheide von 1684 war in ungenauer Ausdrucksweise dem Adel gestattet worden, auf fremdem Boden auch hohes Wild mit der fliegenden Jagd, deren Begriff seitdem immer der Knotenpunkt des Streites blieb, zu fällen, bis Landtagsbeschlüsse der neuesten

*) Arndts Chronik Thl. II, S. 196 und 215 und Beilage Nr. 39.

**) Privileg. Sigism. Aug. de Anno 1561, art. 21 und Beilage Nr. 53 ad finem.

***) Chwalkowski, Jus publ. Polon. l. II. c. 9. — Stat. Lith. c. 10, Art. I. — Grube, Corp. const. Pruten, P. III, p. 91.

Zeit das Jagdrecht auf den eigenen Grund und Boden zurückgewiesen haben *). (Der betreffende kurländische Landtagsschluß ist aber von der Staatsregierung noch nicht sanctionirt worden, sondern das projectirte kurländische Jagdgesetz „bis zur Erlassung eines neuen Jagdgesetzes für das ganze Reich" vertagt worden).

Aus dem Angeführten geht hervor, daß eine freie Pürsch, in dem Sinne wie in Deutschlands Reichsforsten, in Kurland nie bestanden hat.

Kehren wir nach dieser Digression nach Deutschland zurück, wo bis zum 14. Jahrhundert die Jägerei eine gewisse staatliche Bedeutung gewonnen hatte, indem Reichsoberjägermeister eingesetzt wurden, ein Amt um welches man sich besonders bewarb und welches später zu einer Reichswürde erhoben wurde. Auf dem Reichstage von 1356 unter Karl IV. fungirte der Markgraf von Meißen in dieser Würde gleich nach den Kurfürsten bei der Tafel, indem er nebst seinem Unterjägermeister, einigen Jagdhunden, Jägern und Spielleuten lärmend einen Hirsch und eine Sau auf die Tafel trug. Diese Würde war Folge ausdrücklicher Lehnbriefe. Schon 1348 waren nach vorhandenen Diplomen die Herzoge von Pommern wegen der Fürstenthümer Stettin und Rügen zu Reichsjägermeistern ernannt worden, und noch früher um 1235 waren die Grafen Urach kaiserliche Unterjägermeister, ein Amt das noch später die Grafen Schwarzburg in Thüringen bekleideten. Auch Reichsvogelmeister gab es. Die Jagd hatte unterdessen auch eine kirchliche Vertretung erhalten, denn der Sohn des Herzogs Bertram von Aquitanien, der durch die Erscheinung eines Hirsches mit einem Crucifix zwischen seinen Geweihen zum Christenthum bekehrte heilige Hubertus, ward zum Schutzpatron der Jagd erhoben. In Folge dessen wurde 1444 vom Herzog Gerhard von der Pfalz der Hubertusorden gestiftet. Der Herzog Georg Wilhelm, der letzte Piast von Brieg, stiftete den Orden des güldenen Hirsches, der jedoch mit seinem Tode einging. Dasselbe Schicksal hatte auch der von Erhard Ludwig in Würtemberg gestiftete reine Jagdorden des heiligen Hubertus, während der 1709 durch den Kurfürsten Johann Wilhelm von Baiern erneuerte noch als bairischer Hausorden fortbesteht.

---

*) Vergl. hierüber Ziegenhorns Staatsrecht der Herzogthümer Curland und Semgallen. Königsberg 1772, § 632. — v. d. Recke, Alphabetischer Auszug kurländischer Rechtsquellen. Mitau 1790. Lit. Jagd. — Rummel. Chronologische Zusammenstellung der Quellen des kurländischen Landrechts. Dorpat 1851.

Da das abgeleitete Eigenthum der Bauern, als ursprünglich Eigenhöriger, nicht mit dem Jagdrecht verbunden war, verblieb dasselbe daher auch den Rittergütern auf den Bauergrundstücken, zugleich konnte es, wie manche Verkaufs- und Vergleichsurkunden beweisen, vorbehalten werden, also unter Umständen vom Eigenthum losgetrennt werden. Indessen in Sachsen, wo schon in alter Zeit auch Bürgerliche das Recht Rittergüter zu besitzen erhalten hatten, findet sich der Grundsatz vom alleinigen Jagdrecht des Adels nicht ausgesprochen. Auch finden sich daselbst sogenannte Schulzenlehen und Erblehngerichte, deren Jagdbefugniß zuweilen noch über die Grenzen des Dorfes hinausgeht. Gesetze über Verletzungen des Privatjagdrechts finden sich aus der ältesten Zeit keine.

Auch hatten sich nach und nach Beschränkungen des Jagdrechts der Privatbesitzungen mit einem gewissen Rechtsgrunde herausgebildet, wie z. B. Feststellung einer Hegezeit, Bestimmungen über Jagdfolge, über die Verfolgung reißender Thiere. Willkürlicher waren die Beschränkungen durch Eintheilung der Jagd in eine hohe, mittlere und niedrige, sowie die Erhebung gewisser Jagdabgaben. Andere Beschränkungen flossen aus dem Lehensrecht, indem der Lehensherr bei Belehnungen entweder für sich oder seinen Bevollmächtigten die sogenannte Mitjagd, oder das Recht einige Jagden vorher abzuhalten, die Vorjagd, sich vorbehielt. Das Recht, sein Jagdrecht als Grundeigenthümer für eine Zeit übertragen zu können, bestand; nur Fälle einer gänzlichen Ablösung desselben vom Boden scheinen nicht vorgekommen zu sein.

Obgleich das Bestehen einer Hegezeit, als im Interesse der Jäger selbst liegend, schon lange vor den Verordnungen einer ausgebildeten Landeshoheit nachweisbar ist, so wurden doch die gesetzlichen Bestimmungen für jene erst in diesem Zeitraum mehr ausgebildet.

Die Jagdfolge, weil sie Gegenseitigkeit gestattet und eigentlich natürlich ist, kann nicht zu den Beschränkungen gezählt werden. Die Verfolgung reißender und schädlicher Thiere war selbst in den Bannforsten Jedem erlaubt, und dieser Brauch hat sich fast überall bis auf den heutigen Tag erhalten; nur in Bezug auf das Recht am Balg der Raubthiere weichen hie und da die gesetzlichen Bestimmungen ab.

Die in Deutschland allgemeine Eintheilung der Jagd in hohe und niedere, obgleich an und für sich zweckmäßig, gab Veranlassung, daß in späterer Zeit die Landeshoheit oder der Fiscus den besseren Theil in Anspruch nahm. Durch die an die Landeshoheit geknüpfte Jagd- und Forst-

hoheit war ihr das Recht zuerkannt, volkswirthschaftliche und staatspolizeiliche Vorschrifen über die Jagd ausgehen zu lassen und ihre Aufrechthaltung zu bewahren, wie die Hegezeit, das Jagdrecht, Wilddieberei, Verfolgung von Raubthieren.

So ungefähr stand es bis ins 14. Jahrhundert, als durch das Recht, Bannforsten einzurichten, sich auch ein Jagdregal auszubilden begann, für welches übrigens kein geschichtlicher Rechtsgrund aufweisbar ist, weil die Kaiser bis dahin ein solches Regal nicht begehrt hatten. Als sich im 15. Jahrhundert der Begriff der Landeshoheit vollkommen ausgebildet hatte, so daß der Landesherr nach der damaligen Ansicht zugleich als allgemeiner Landeseigenthümer angesehen wurde, dem die Förderung des Allgemeinwohls im weitesten Sinne in die Hand gelegt war und dem nach dem Princip des römischen Rechts auch ein Recht auf die sogenannten herrenlosen Sachen, wozu das Wild gleichfalls gerechnet wurde, zukam, gestaltete sich, unterstützt durch das Raisonnement von Rechtsgelehrten, wie z. B. des Kanzlers Fritsch*), das Jagdregal zum Grundsatz des positiven Staatsrechts, welches in allen deutschen Bundesstaaten zur Geltung kam, obgleich es weder in der Natur des Grundeigenthumes, noch im römischen Rechte, noch in irgend einem deutschen Staatsrechte seine Begründung hatte**). Durch das Jagdregal war somit die grundsätzliche Verbindung des Jagdrechts mit dem Boden aufgehoben, indem dasselbe etwa nur durch herkömmlichen Gebrauch, stillschweigende Gestattung oder besondere Verleihung genutzt werden durfte. Bei Jagdverleihungen lag es in der Befugniß des Regals, die hohe Jagd als unbedingt dem Landesherrn zukommend anzusehen. Eine nothwendige Folge davon war, daß beim Uebergange eines Rittergutes in bürgerliche Hände der Landesherr die Jagd auf demselben untersagte und sie zur Betreibung dem Fiscus übergab. Ja selbst Vasallen suchten sich ihre Jagd zu sichern, indem sie dieselbe nicht allein auf fremdem Boden, sondern auch für den eigenen vom Landesherrn förmlich ankauften.

Unterdessen hatte die Jagd durch die Erfindung des Schießgewehrs das nach einem Jagdedict des Herzogs Heinrich von Braunschweig vom 4. August 1559 schon damals im Gebrauch gewesen sein muß, obgleich die 1531 erschienene deutsche Ausgabe des Buches über Ackerbau ꝛc. von Peter de Crescentiis nur von Bögen und „Armbrosten" spricht, einige wich-

*) Corpus juris venatorius et forestalis Thl. III,

**) Klüber, das deutsche Bundesstaatsrecht, § 453

tige Veränderungen erlitten. Nach Brantome wurde das Feuergewehr bei der Jagd in Frankreich um 1554 eingeführt, allein als Georg Kühfuß und Caspar Recknagel zu Nürnberg durch die Erfindung des deutschen Radschlosses die auf der Jagd nur höchst unvollkommen anwendbaren Luntengewehre verbesserten, wurde die Anwendung allgemeiner; 1595 war sie schon gewöhnlich. Aus der Anwendung mehrerer Kugeln, um sein Ziel sicherer zu treffen, floß die Erfindung des Schrots, welcher nach einem Verbot seines Gebrauchs in der mecklenburgischen Landesordnung, 1562 schon benutzt wurde. Allein die schwierige Handhabung der noch gewichtigen Gewehre mit dem unbeholfenen Radschlosse machten, daß noch zu Flemmings Zeiten das Schießen im Lauf und Fluge für etwas Unerhörtes und mitunter für nicht mit rechten Dingen Zugehendes gehalten wurde. Erst die Erfindung des französischen Flintenschlosses machte das Feuergewehr zu dem bald jedem Jäger unentbehrlichen Kleinod, das bald an Güte, künstlicher und reicher Ausstattung kaum noch etwas zu erwarten übrig ließ, und dessen untrüglicher und genußreicher Gebrauch die Freuden der Jagd um Vieles erhöhte. Die zu Ende des 17. Jahrhunderts in Gebrauch gekommenen Windbüchsen wurden ihrer Unsicherheit und Unbeholfenheit wegen allmälig ganz verdrängt, obgleich dieselben für Wildbahnen und Thiergärten wegen der Geräuschlosigkeit manchen Vorzug hatten und auch deswegen vom Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt noch im 18. Jahrhundert auf hohen Jagden beibehalten wurden. Da versuchte man die durch den französischen Chemiker Berthollet entdeckten Percussionsstoffe, mit der Eigenschaft sich durch einen Schlag zu entzünden, zur sicherern Entzündung des Schießpulvers fruchtbar zu machen, und der Engländer Forsyth erwarb sich 1807 zuerst ein Patent auf seine Zündpulverschlösser, bis endlich nach manchen Abänderungen der Franzose Deboubart 1820 die Jäger mit den Kupferhütchen, wie sie noch heute unentbehrlich sind, überraschte. Dazu kam noch eine wesentliche Verbesserung für die Schnelligkeit, eigene Gefahrlosigkeit und Bequemlichkeit beim Gebrauch des Jagdgewehrs, durch die verschiedenen Einrichtungen dasselbe von hinten zu laden, so daß es jetzt auf einer Stufe der Entwickelung steht, die kaum mehr überschritten werden kann; es müßte denn sein, daß jemand die zwar für den Krieg, aber nicht für die gewöhnliche Jagd zu empfehlenden Revolver für dieselbe brauchbarer machte.

Durch das Schießgewehr wurde die Jagd vereinfacht, zugleich aber der einzelne Jäger dem Wilde gefährlicher, namentlich aber wurde die

Federwildjagd gehoben. Der Aufwand, den die Falken- und Parforcejagd erforderten, verschwand. Letztere, aus Frankreich herübergekommen, war mehr ein Vergnügen für wilde Reiter und hatte auch viel Rohes und Grausames, so daß es nicht wundern kann, daß ein vornehmer Holländer, dem zu Ehren man eine solche Jagd angestellt hatte, die ganze dabei entzückte Gesellschaft höchst gleichgültig betrachtete und als man sich endlich zum Heimzuge rüstete, trocken den Fürsten fragte: „Ihro Durchlaucht, wann geht denn das Plaisirchen eigentlich an?“ Diese Jagdart ging ein mit dem Ableben des letzten Herzogs von Dessau und nur Karl X. von Frankreich machte wieder einen neuen Versuch damit.

Die Falkenjagd wurde in unserem Jahrhundert auch wieder in Holland und Belgien durch eine meist aus Engländern bestehende Gesellschaft jedoch ohne weiteren Anklang versucht.

Auf den Bauernstand, der obgleich noch im allgemeinen zu den Leibeigenen gehörig, sich seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts auszubilden begonnen hatte, waren neben den sehr schweren Frohndienstpflichten auch noch die Lasten, welche die Jagd mit sich brachte, übergegangen. Zu diesen letzten gehörten persönliche Leistungen, als Treiberdienste, Jagdfuhren; dann Zahlungen, als Wolfsjagdgelder, Heckwild- und Wildhuferhafersteuern; dazu noch Jagdeinquartierungen und Hundefütterungen u. s. w. Diese Belastung trug nicht wenig zum Ausbruch der Bauernkriege bei, wie sich in dem ihnen 1521 vorausgehenden Manifeste deutlich ausspricht. Jedoch wurden die Warnungen, welche man sich hieraus hätte nehmen können, wenig berücksichtigt und der auf Bauern und kleineren Grundbesitzern lastende Jagddruck steigerte die Unlust, mit der er getragen wurde, zu einem tiefen Grimm gegen das ganze Jagdwesen. Zur Zeit der ersten Revolution, in welcher am 26. März 1798 das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden schon gesetzlich aufgehoben worden war, machte sich jener Grimm zuerst Luft, und auch die Presse begann in Schlözer (Staatsanzeiger) sich ohne Schonung über die Jagdtyranneien mit guter Wirkung auszusprechen.

Aber noch selbst nach dem Freiheitskriege Deutschlands, als es zur Erwägung der Volksrechte kam, schien man noch immer nicht recht an eine Rücksicht, die man dem Bauern in Betreff der Jagd schuldig war, glauben zu wollen und fuhr mit neuen Bedrückungen gemüthlich fort. Namentlich waren es König Friedrich I. von Würtemberg, der sich die alte deutsche Jagd in ihrer ganzen Größe und Pracht zum Muster genommen zu haben schien, während auch die Fürsten von Hannover, Nassau, Reuß bald Ver-

anlassung zu lauten Klagen gaben, auf welche man fürs erste mit einer beträchtlichen Verminderung des Wildes zu antworten versuchte. Friedrich August von Sachsen führte seine Jagden schon viel gemäßigter fort und nach seinem Tode wurden die Sauen soviel als möglich, das Rothwild bis zur Unschädlichkeit ausgerottet. Auch fing man an, die oben angegebenen aus der Feudalzeit den Bauern belastenden Jagdleistungen theils zu mindern, theils aufzuheben oder ihnen dadurch eine erträglichere Form zu geben, daß man ihre Ablösung hin und wieder gesetzlich bestimmte. Dennoch waren namentlich in Sachsen, besonders aber in Hannover, Braunschweig, Nassau und den kleinen Fürstenthümern die Klagen über Wildschaden ein stehender Gegenstand der Ständeverhandlungen, und Jeder sah ein, daß von den Jagdberechtigten die moralische Verpflichtung zum Schadenersatz anerkannt werden müßte, obgleich noch keine gesetzliche Norm darüber festgestellt, sondern die Sache meist einem gegenseitigen Uebereinkommen überlassen war. Die Bauern dagegen wandten oft die gewöhnlichsten Verscheuchungsmittel nicht an, oder brachten mit lockenden Früchten bestellte Aecker, in der Absicht, hohen Schadenersatz zu erlangen, den Wäldern recht nahe, ja manche Grundstücke erhielten dadurch einen Werth, den sie sonst nicht gehabt hätten. Durch alle diese Umstände gezwungen, wurden nun besondere Wildschadengesetze erlassen, die jedoch in den dabei befolgten Grundsätzen von einander abweichen, indem die Abschätzungsart wie der Vergütungswerth, ebenso die Grenzen des angehenden Wildschadens verschieden bestimmt wurden.

So erlaubte die herzoglich braunschweigische Verordnung nur dann von Schadenersatz zu reden, wenn die Menge des Wildes gewisse Grenzen überschreiten sollte*), indem sie die Rechte der Jagdinhaber mit denen der Ackerbauer in Gleichgewicht zu bringen strebte, und forderte auch von den letzteren die pflichttreue Anwendung von Scheuchmitteln, so daß der Bauer nur dann Schadenersatz zu fordern berechtigt war, wenn er dieselben erwiesener Maßen angewandt, der Jagdberechtigte dagegen seine Verpflichtungen nicht gehalten hatte. Bei diesen Bestimmungen war, da das Schwarzwild überall ausgerottet und auf das kleinere Wild keine Rücksicht genommen wurde, hauptsächlich das Rothwild herausgehoben. Dabei sollte eine Zahlung von fünf Stück auf 1000 preußische Waldmorgen die Norm eines mäßigen Wildstandes abgeben, welcher durch jährlichen, öffentlich bekannt

*) Abwendung der Wildschäden und deren Vergütung betreffend den 16 Sept. 1827 und Instruction der Wildhüter vom 9. Jan. 1828.

zu machenden Abschluß in seinen Grenzen zu erhalten sei. Zugleich sollten zur Abwehr des Wildes keine den Jagdinhaber beeinträchtigenden Mittel wie Schießgewehr und Hunde, angewandt werden, dagegen Einfriedigungen, Scheuchen, Feuer, Lärm, und jeder Grundbesitzer war verpflichtet, auf seine Kosten einen Wildhüter anzustellen, um auf Entschädigung Anspruch machen zu dürfen. Die Wildhüter erhielten eine besondere Instruction und waren unter die Aufsicht der Forstbeamten gestellt. Aller Wildschaden in Wäldern, Gärten, Gehöften wurde nicht ersetzt.

Das badensche Gesetzbuch hatte mehr den Grundbesitzer und den größtmöglichsten Schutz der Landescultur im Auge, indem es den Grundsatz unbedingten Schadenersatzes voranstellte und zwar für jeden Wildschaden, ausgenommen den durch Raubthier, Strich- und Zugvögel verursachten. Die Taxation, die zur Zeit der Ernte gemacht werden mußte, waren auf Hausgärten, Baumschulen, Obstbäume im Freien mit einem Schutzmantel, angepflanzte und besamte Wälder, wenn dabei neue Besamung oder Anpflanzung nöthig wurden, und Vergnügungsschläge, die sich nicht mehr erholen konnten, unterworfen. Der Schaden in Wäldern mußte wenigstens fünf Gulden, auf den Feldern 40 Kreuzer betragen, um Gegenstand von Ersatz zu sein. Besondere Instructionen für Anstellung und Nachachtung von Taxatoren wurden gleichfalls gegeben *).

Die hannoverschen Verordnungen verwarfen gleichfalls die Annahme eines mäßigen Wildstandes, wollen aber, daß der Wildschadenersatz unter festgestellten Bedingungen durch gütliche Vereinigung abgemacht werde, und zwar nur wo ein regelmäßiges Austreten des Hochwildes zu erwarten ist, wo Wildhüter angestellt sind, wo der Schaden binnen drei Wochen gemeldet und binnen fünf Wochen vor der Ernte zur Abschätzung gebracht wurde und nicht geringer als die Abschätzungskosten ausfallen möchte **).

Mit dem März 1848 gewann die Sache indessen eine andere Gestalt, denn die bis dahin in den Ständeversammlungen fortdauernden Klagen über Jagddruck brachen nun in ein allgemeines ungestümes Verlangen nach Ablösung desselben hervor und wurden nun gehört. So wurde denn die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grunde ohne Entschädigung von der constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt in die Grundrechte des deutschen Volkes, § 35 aufgenommen (5. October 1848) und in der

*) Gesetz über Wildschadenvergütung vom 31. October 1833. — Instructionen für Wildschadentaxatoren vom 8. Januar und 24. Februar 1834.

**) Instruction über Ausmittelung von Wildschaden vom 24. October 1834.

Sitzung des 20. Decembers des Jahres das Jagdrecht für ein mit dem Grundeigenthum verbundenes Recht erklärt. Somit waren alle Jagdfrohnden und Abgaben aufgehoben und nur Jagdrechte, die durch geschlossene Verträge auf einem Grundstück lasteten, für ablösbar erklärt. Uebrigens hatten die meisten Ständeversammlungen schon vor den Verhandlungen der Nationalversammlung sich für die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Boden ausgesprochen, nur daß man sich in einigen Staaten zugleich für Ablösung entschieden hatte. So z. B. hatte sich das von den Ständen Baierns modificirte Gesetz vom 4. Juni 1848 für Aufhebung des Jagdrechts ohne Entschädigung, für die Regierungsbezirke diesseits des Rheins ausgesprochen, aber nur wer einen Besitz von 300, im Hochgebirge von 600 bairischen Tagewerken nachweisen konnte, durfte die Jagd selbst betreiben; auf den kleineren Besitzungen sollte sie durch Verpachtung von den Gemeinden benutzt werden: Bestimmungen, wie sie schon durch den französischen Codex in den Rheinprovinzen eingeführt waren.

Hannover stellte in den Verhandlungen des 2. Juli 1848 gleichfalls eine Jagdablösung in Aussicht. Hessen-Darmstadt sprach das Jagdrecht am 27. Juli desselben Jahres zwar ohne Weiteres dem Grundbesitz zu, wollte aber, daß die Gemeinden es zum Nutzen der Steuerpflichtigen verpachten und zugleich für den Wildschaden haften sollten. Hochwild sollte nur in Gehegen gehalten werden. Selbständiges Jagdrecht sollten nur Besitzer von 300 Morgen ausüben dürfen. Alle Jagdberechtigungen jedoch, die in den letzten 30 Jahren gekauft oder als Belohnung zugetheilt worden waren, sollten durch Rückzahlung der Kaufsumme aus der Staatskasse entschädigt werden.

Weimar befolgte in seiner Publikation vom 10. Januar 1849 ähnliche Grundsätze, gestattete aber die persönliche Benutzung des Jagdrechts nur einem Besitzer von 200 Morgen und zugleich die Vereinigung kleiner benachbarter Reviere zu größeren.

Braunschweig hatte sich am 8. September 1848 für Ablösung, deren Form der Größe und der land- und forstwirthschaftlichen Bedeutung des Flächenraums angepaßt sein sollte, bestimmt und Gärten, Anger, Teiche u. s. w. sowie einige besonders bezeichnete Landesstrecken am Harz dabei ausgeschlossen. Die Grundbesitzer wurden verpflichtet, Hochwild, das nicht in gegen das Feld hin einzufriedigenden Forsten stand, auszurotten, auch jeden Wildschaden zu vergüten und sollten zur persönlichen Ausübung der Jagd, wenigstens 300 Feldmorgen besitzen.

Auch die älteren Gesetze über Jagdfrevel und Wilddiebstahl erlitten im Jahre 1848 eine zeitgemäße Aenderung; denn obgleich die Wilddieberei in einigen Ländern Deutschlands eine Stufe erreicht hatte, auf welcher das Leben der Jagdbeamten stets in Gefahr war, so waren doch die vielen dagegen erschienenen Gesetze weder geeignet derselben zu steuern, noch rechtlich der Sache angepaßt. Man hatte nicht bedacht, daß in der Schärfe der Strafen selbst für Abenteuer suchende, wilde Charaktere eine Verlockung enthalten ist, das zu strenge Gesetz dennoch zu überlisten; daß in der stets gewaffneten Hand des Jägers eine große Versuchung liegt, dieselbe in der Noth zu gebrauchen; daß die den Forstbeamten zugestandene Berechtigung, bei gefährlichen Drohungen des Wilddiebes, diesem thätlich mit dem Gewehr zuvorzukommen oder wenn er nach zweimaligem Anrufen das Gewehr nicht niederlegt oder damit flieht, auf denselben ohne weitere Verantwortung loszudrücken, geradezu einen Kriegszustand heraufbeschwor, und daß dabei Leuten niederer Bildungsstufe das augenblickliche Urtheil über Leben und Tod anderer, durch die Ueberraschung des Moments oft verwirrter Menschen in die Hand gegeben war. Besonders war es das hannoversche Gesetz, das die Sache in dieser Fassung behandelt hatte *).

Wenn nun auch die alten barbarischen Strafen abgeschafft waren, so waren doch die Leibesstrafen und hohen Geldstrafen Grund genug, sich denselben womöglich zu entziehen. So wurde in Coburg nach der Jagdordnung vom 10. März 1810, Art. 39, der widersetzliche Wilddieb körperlich hart und außerdem für einen Hirsch mit 500, für ein Reh mit 200 für einen Hasen mit 50 Gulden gestraft. Die früheren gesetzlichen Bestimmungen über Wilddieberei waren in die Criminalcodexe, die über Jagdfrevel in die polizeilichen Verordnungen aufgenommen **).

Die Beschlüsse von 1848 verhängten über den Wilddiebstahl nur polizeiliche Strafe, wie z. B. im oben angeführten hannoverschen Wildschadengesetz vom 20. Juli.

Die älteren Bestimmungen in Betreff der Hegezeit waren, wie natürlich, meistens geblieben. Die niedere Jagd, die während der Monate September bis Januar gestattet war, hatte einen von der Jahreswitterung abhängigen veränderlichen Anfangstermin, der, wenn auch selten, zuweilen noch vor den 1. September fiel. Sehr unzweckmäßig war in Sachsen

*) Gesetz über die Bestrafung des Wilddiebstahls u. s. w. vom 6. September 1840, Art. 21 und 22.

**) Siehe das sehr vollständige Jagdstrafgesetz vom 6. Juni 1839.

der Schluß derselben auf den nach dem Osterfest sehr veränderlichen Sonntag Invocavit festgesetzt. Auch in Deutschland war die Jagd auf Auer- und Birkhähne von Anfang April bis Ende Mai meist gestattet, sowie die auf Schnepfen und Zugvögel. Hirsche wurden vom November bis Juli geschont, Rehe vom Januar bis zum November, doch die letztern in manchen Gegenden das ganze Jahr hindurch geschossen. Für Raubthiere, zu welchen in neuester Zeit noch das wilde Schwein hinzugezählt worden ist, besteht keine Hegezeit. Die Strafen gegen Uebertretung der Hegezeit für Jagdberechtigte, waren nach den Staaten verschieden, meist mäßig, so z. B. 1843 in Preußen für einen Hirsch 30, für ein Reh 10, für einen Hasen 4 Thaler.

Obgleich man bald nach unbedingter Uebertragung des Jagdrechts auf den Grundbesitzer während der französischen Revolution von 1798, die übeln Folgen davon merkte und sich wiederum gezwungen sah, durch polizeiliche Vorschriften verschiedener Art, wie Lösung von Waffenscheinen zu hohen Preisen, verschiedene Gesetze zum Schutz der Wildbahnen, der Ausrottung alles Wildes vorzubeugen, ließ sich die Nationalversammlung zu Berlin im October 1848 dennoch nicht abschrecken, denselben Fehler zu begehen. Man beschränkte den Eigenthümer dabei nur durch jagdpolizeiliche Vorschriften zum Schutz der öffentlichen Sicherheit und zur Schonung der Feldfrüchte, und hob sogar die gesetzlichen Bestimmungen für die Hegezeit auf. Man erkannte indessen bald in den Kammern den unausbleiblichen Nachtheil solcher Einrichtungen für die privatrechtlichen und volkswirthschaftlichen Interessen und einige Staaten kamen bald zu dem Entschluß, die Ausübung des Jagdrechts, soviel als thunlich, dem Einzelnen zu entziehen und ganzen Gemeinden in die Hand zu geben.

Werfen wir einen Rückblick auf die vorgeführten geschichtlichen Thatsachen, um bei etwanigen neuen Anordnungen für unsere Provinzen in dieser Beziehung den Mißgriffen anderer Länder zu entgehen, da diese um so schwieriger auszugleichen sind, je bestimmtere geschichtliche Stützen sie zur Unterlage haben, so werden wir hauptsächlich der volkswirthschaftlichen und staatspolizeilichen Seite des Jagdwesens unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben.

Obgleich man, wie wir sahen, die erstere wenig zu berücksichtigen gewohnt ist und es als richtig anerkannt werden muß, daß nur eine unumschränkte Benutzung des frucht- und holztragenden Bodens den höchsten Ertrag zu liefern fähig ist, so darf ein mäßiger Wildstand durchaus als

keine Beschränkung desselben angesehen werden; im Gegentheil, da das Wild seine Nahrung an sehr vielen dem Menschen nutzlosen und von ihm nicht beachteten Bodenerzeugnissen hat, ein unausbleiblicher geringer Wildschaden aber in keinem Verhältniß zum Werth der Jagdbeute steht, so erhöht die Jagd den Bodenertrag auf eine kaum zu ersetzende Weise. Das Wild ist eine auf eigene Fütterung, Hütung und Pflege angewiesene Heerde. Der Wildschaden läßt sich durch einen der Eigenthümlichkeit der Reviere angepaßten Wildstand, sowie durch zweckmäßige Abwehrmittel bis zur Unmerklichkeit vermindern.

In den fruchtbaren Gegenden Magdeburgs, wo die Domainenpächter gewöhnlich auch die Jagd mitpachten, wird ein sehr bedeutender Hasenstand erhalten, was sie ohne Zweifel unterlassen würden, wenn es der Ackercultur namhaften Nachtheil brächte. Nach einer durchschnittlichen Berechnung für die Jahre 1836 — 44 wurden dort auf einem Flächenraum von 457,000 preuß. Morgen jährlich 48,700 Hasen und 28,000 Rebhühner, die einen jährlichen Ertrag von 18,500 Thaler abwarfen, erlegt. In der Sitzung der Nationalversammlung zu Berlin am 5. October 1848 wurde der Reinertrag für den preußischen Staat auf 110,000 Thaler angegeben. Anderen Berechnungen zufolge entspricht derselbe für ganz Deutschland der Rente eines Capitals von 80 Millionen Thaler, wobei die Beute an Raubthieren, Zug- und Wasservögeln mit eingerechnet wurde*).

Welch einen Reichthum an Wild Schonung und Cultur desselben begünstigen könne, ohne daß die Ackercultur gerade als solche dadurch wesentlich gelitten hätte, erfährt man durch die Beuteliste der 44 Jahre der Regierung Johann Georgs I. von Sachsen, nach welcher 15,750 Hirsche, 31,170 Rehe, 1,045 Dammhirsche, 31,912 Sauen, 238 Bären, 3,872 Wölfe, 217 Luchse, 12,047 Hasen, 19,015 Füchse, 37 Biber, 81 Fischottern, 1,542 Dachse, Marder u. s. w. auf seinen Jagden erlegt wurden. Aber noch bei dem letzten Prunkjagen, welches der König von Würtemberg am 9. November 1812 mit großem Aufwand abhielt und das F. v. Matthisson in seinem Dianenfest von Babenhausen zu besingen für werth hielt, erlegte man in zwei Stunden 297 Hirsche, 211 Rehe, 233 Sauen und eine große Zahl Füchse und Hasen. Ein Wildreichthum, wie er in unseren Provinzen, wegen ungünstigerer klimatischer Verhältnisse und un-

*) Tharander Jahrbücher, Bd. 3, S. 255. — v. Behlen, Forst- und Jagdzeitung, Jahrg. 1838, S. 365. — Pfeil, kritische Blätter der Forstwissenschaft, Bd. 18, Hft. 2, S. 197.

gestörterem Hausen von Raubthieren, wohl auch geringerer Cultur, nie dagewesen sein mag, auch schwerlich jemals erzielt werden kann. Indessen zeigt die größere Ordnung in manchen Forsten Kurlands, sowie in einigen wenigen Livlands, daß Elenn- und Rehstand bald eine ökonomische Bedeutung gewinnen könnte. Die Hasen- und Federwildcultur könnte fast überall namhaft erhöht werden, wie hie und da durch Bestrebungen in kleinem Maßstabe bewiesen wird. Was einen mäßigen Wildstand in Beziehung auf Hasen und Rebhühner anlangt, so hat man in Preußen für 10,000 Morgen pr. 150 der ersteren und 80 Paare der letzteren angenommen, wobei der jährliche Abschuß 250—300 von jenen und 300—350 von diesen betragen könnte. Bei uns würde die Cultur der Rebhühner durch Härte des Klimas sehr gehindert werden, desto besser aber die der Birkhühner und weißen Hühner gelingen.

Noch ist zu Gunsten der Jagd von volkswirthschaftlicher Seite zu sagen, daß sie zu den sogenannten erwerbenden Zweigen gehört; Gewehr-, Pulver- und Schrotfabriken, Schneider, Schuhmacher, Riemer, Fuhrleute u. s. w. haben ihren namhaften Gewinn davon. Ich kann zuverlässig versichern, daß den Jagdliebhabern aus der Stadt jede Waldschnepfe, die sie selbst auf dem Zuge erlegen, an 2 Rub. S. zu stehen kommt.

Was die polizeiliche Beaufsichtigung der Jagd anbelangt, so bleibt ein strenges Aufrechthalten der Hegezeit und eine strenge Controle des Wildverkaufs die Hauptsache. Die letzte ist zugleich am geeignetsten dem Wilddiebstahle zu begegnen. Von einem Wildschaden kann fürs erste bei uns nicht die Rede sein, da unser Hochwild meist von Rinden und Knospen werthloserer Bäume und Sträucher und von Gräsern lebt; es wäre denn daß der Schaden, den das Elennthier an den jungen Fichtensprossen und Erlenfrüchten anrichtet, in Anschlag zu bringen sei; ich sah freilich in den Waldungen der Kronsforstei Taurkaln in Kurland, wo ein bedeutender Elennthierstand erhalten wird, die Sprossen aller jungen Fichten auf einem Flächenraum von mehreren Werften abgebissen. Den Schaden, den das Reh, hauptsächlich die Weidenarten in Anspruch nehmend, außerdem im Winter den Heuschobern zufügt, bezahlt es reichlich mit seinem Fleische und Felle.

Vielleicht trägt das hier Erörterte mit der Zeit doch seine Früchte, denn auch in dieser wie in manchen Angelegenheiten liegt es nicht an dem guten Willen der Staatsverwaltung, sondern an der Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit der Beamten, wie an der Eigennützigkeit und Unwissenheit

eines großen Theils des Publikums; es müssen daher für das Gedeihen des Ganzen Grundbesitzer, Forstbeamte, Jäger und Stadtbewohner Hand in Hand gehen.

Die bisher über die Jagd gesammelten Erfahrungen und Unterweisungen, die eine ganz ansehnliche Bibliothek bilden und deren Gesammtheit die Jagdwissenschaft einschließt, beginnen, wie wir sahen, schon im griechischen Alterthume. Die ersten Versuche in Deutschland finden sich den landwirthschaftlichen Schriften beigegeben, zuerst in einem 1471 von Peter de Crescentiis „Ruràliam commodorum libri XII; dann in den 1579 von Sebizius verfaßten „Sieben Bücher vom Feldbau"; und am ausführlichsten in der 1595 erschienenen „Oeconomia ruralis et domestica" des Colerus.

Die Anfänge einer besonderen Jagdliteratur, die der eigentlichen Forstwissenschaft lange vorhergeeilt sind, finden sich in einem 1506 in Hamburg herausgegebenen Buche, genannt „Der geöffnete Reitstall, Fechtboden und Jägerhaus", und bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts waren schon eine Menge besonderer Anleitungen zur Jagd erschienen, die sich im folgenden Jahrhundert noch bedeutend vermehrten aber bei wenig brauchbarem Inhalte immer voluminöser wurden. Diese Bücher handeln nur das Technische der Jagd nach ihrem damaligen Standpunkte ab, haben aber gegenwärtig nur geschichtlichen Werth, weil der Gebrauch des Feuergewehrs eine vollständige Umwälzung der Jagd bewirkte. Dahin gehören: Tänzers: Jagdbuch, oder der Diana hohe und niedere Geheimnisse, Kopenhagen 1682, in 3 Bänden; Göchhausers: Notabilia venatoris oder Jagd- und Waidwerksanmerkungen, Nordhausen 1710; Flemmings berühmtes Buch: Der deutsche Jäger und Fischer, Leipzig 1719, in 2 Bänden; Doebels: Neueröffnete Jäger-Practica oder vollständige Anweisung zur hohen und niedern Jagdwissenschaft, Leipzig 1746, in 4 Bänden, später neu bearbeitet. Allein allen jenen Werken kommt der von dem letztgenannten gebrauchte Ausdruck „Jagdwissenschaft" noch keineswegs zu, da sie nur sehr mangelhafte und verworrene, mit Aberglauben durchwebte Kenntnisse von der Natur, dem wahren Boden der Jagd, verrathen, und erst Bechsteins: Vollständiges Handbuch der Jagdwissenschaften, Nürnberg 1801, in 3 Bänden, und Jesters: Die kleine Jagd zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber, Königsberg 1797, in 8 Bändchen, später vermehrt von Berg, Leipzig 1848, können Anspruch auf jene Bedeutung machen; wie überhaupt die Fort-

schritte der neueren Naturwissenschaft die wahren Grundlagen zu einer Jagdwissenschaft darboten. Nennenswerth sind noch Hartigs: Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen, Tübingen 1810, 2 Bände. Wie Nells: Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber, Leipzig 1804, 3 Bände; Trains: Des gerechten und vollkommenen Waidmanns Practica zu Holz, Feld und Wasser, Weimar 1842. Außerdem, daß nun in vielen Zeitschriften für Forst- und Jagdkunde Einzelnes aus der letztern zu finden ist, wie in Mosers Forstarchiv, Berlin 1782; Gatterers Forstarchiv, Ulm 1800; des Grafen von Mellin: Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen und Thiergärten anzulegen, mit Kupfern, Berlin 1800; Hartigs Journal für das Forst-, Jagd- und Fischerwesen, 1806, und desselben Forst- und Jagdarchiv für Preußen, 1816; in Pfeils oben citirten kritischen Blätter; Behlens Forst- und Jagdzeitung; ferner im Jagdalmanach des Freiherrn v. Wildungen, Marburg 1801—12; in Gatterers und Laurops Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft, Darmstadt 1811; im Sylvan, Jahrbuch für Forstmänner und Jäger für 1813 u. s. w. — ist die Jagdkunde nach ihrer technischen, rechtlichen und naturwissenschaftlichen Seite auch in vielen Monographien bearbeitet worden.

S.

Ueber den ersten Unterricht in der Geometrie.

Die Frage, wie der erste Unterricht in der Geometrie zu ertheilen sei, gehört bekanntlich mit zu den Zeitfragen, welche die gegenwärtige Pädagogik bewegen. Dessen ungeachtet ist sie durchaus nicht eine neue, sondern vielmehr eine schon recht alte Frage. Denn zum ersten Mal tauchte sie auf in der Pestalozzischen Schule. Dem Vater der neueren Pädagogik, der mit der ganzen Macht seines schauenden Genius so kräftige Elementarideen in die Didaktik hineingeworfen, ihm konnte es nicht entgehen, daß, wenn die Geometrie, die mit ihren festen Normen den jugendlichen Geist mehr als nach einer Seite hin bilden kann, auch für den niederen Unterricht fruchtbar gemacht werden soll, sie dazu einer Propädeutik bedürfe. So entstanden die Maßverhältnisse Pestalozzi's, so die im Sinne des Meisters von Joseph Schmid entworfene und im Unterrichte gehandhabte erste geometrische Formenlehre. Aber wie es Pestalozzi bekanntlich selbst oft erfahren mußte, daß seine fruchtbarsten Ideen in der Praxis des Unterrichts zu dürrem Formalismus verknöcherte, so verlor sich auch diese erste Formenlehre alsbald in rein subjective Verstandesoperationen, ohne aus der concreten Anschauung in einfacher und naturgemäßer Weise zur geometrischen Reflexion überzuleiten.

Waren aber auch die ersten Lösungen des für jeden Freund wissenschaftlicher Methodik interessanten Problems verunglückt, so hatte die Geometrie dadurch doch Eingang in den niederen Schulunterricht erhalten;

denn bis dahin war sie — den ganz vereinzelt stehenden Versuch im Philanthropin zur Veranschaulichung ihrer Sätze abgerechnet — meist nur die vornehme Wissenschaft des höheren Unterrichts gewesen.

Ein zweiter Versuch zur Lösung der Aufgabe erfolgte von einem zweiten großen Pädagogen. Harnisch schrieb 1822 seine Raumlehre.

Hatte Joseph Schmid sich von der Anschauung der Körper alsbald ganz und gar verloren, so vertiefte Harnisch sich um so mehr in sie hinein und traf zuerst den rechten Weg dazu. Karl v. Raumers ABC der Krystallkunde war 2 Jahr früher erschienen; aus diesem Buche nahm Harnisch Vieles in seine Raumlehre hinüber, wodurch er dem Princip der Objectivität von vorn herein und durch das ganze Gebiet der Raumlehre Rechnung trug. In der in mehrfacher Hinsicht lesenswerthen Vorrede zu seinem Buche sagt Harnisch, er habe sich bemüht, Lehren auf Uebungen, Gesetze auf einzelne Fälle, Theorie auf Praxis folgen zu lassen; denn dies sei der alte, natürliche Weg des Lebens. Die Geschichte der Mathematik zeige überall, daß die wichtigsten Entdeckungen bei sogenannten praktischen Versuchen gemacht wurden. Ueberall aber, wo das Wissen dem Können, die allgemeine Lehre der besonderen Anwendung vorangeht, werde man bei ihm beide doch innigst verknüpft finden, so daß sie sich wechselseitig beleuchten und durchdringen. Obgleich er das Ganze in der Anschauung begründet habe, so sei bei weiterem Ausbau dem Verstande doch alles Recht widerfahren, und er sei keineswegs der Meinung, daß das, was Sache des Verstandes ist, der Anschauung solle überwiesen werden. Der Schüler dürfe, wenn er nicht oberflächlich werden soll, sich nicht mit einem ungefähren Beweise begnügen, sondern er soll streng und vollständig beweisen. Man habe den Weg der Anschauung darum getadelt, daß dadurch die Schüler nie einen Satz beweisen lernten; allein das habe daran gelegen, daß der Lehrer die Schüler, sobald diese zu den Sachen des Verstandes kamen, nicht auch auf die gehörige Verstandesbahn hingeleitet hätte. „Die ganze Raumlehre, sagt Harnisch weiter, enthält wenigstens ebensoviele Anschauungs- als Verstandeswahrheiten; und alle letzteren gründen sich auf die ersten.“ Darum müsse der Schüler, der auf dem rechten Wege zu den letzten gelangen soll, ordentlich mit den ersten befreundet sein. Dazu aber müsse man ihm viele Aufgaben geben, damit er darin arbeite und lebe. Dann werde er die Verstandessätze nachher finden und der Lehrer brauche sie ihm nicht vorzulehren. „Hätte bei den sinnigen Griechen die Anschauung nicht überall so viele Gegenstände vorgefunden, hätten sie selbst nicht so

fleißig in Marmor gearbeitet, so würden ihre Fortschritte in der Raumlehre nicht so groß gewesen sein". — Und diese durchaus zutreffenden Anschauungen, die noch heute nach 40 Jahren jeder Lehrer der Mathematik — und warum nicht auch jedes anderen Unterrichtsfaches? — zum obersten Regulativ seiner Wirksamkeit nehmen kann, sie bleiben bei Harnisch nicht Anschauungen und Worte, wie so oft bei Pestalozzi, sondern er hat sie in seiner Raumlehre realisirt. Wir werden gleich sehen, in welcher Weise.

Schon 1828 trat Diesterweg mit seiner „Raumlehre für Lehrende und Lernende" hervor. Daß wir so namhafte Pädagogen an der Lösung unserer Aufgabe sich betheiligen sehen, schon das allein, wenn wir nicht selbst davon überzeugt wären, bürgt uns dafür, daß wir es hier durchaus nicht etwa mit einer schulmeisterlichen Grille zu thun haben, sondern mit einem wirklichen didaktischen Problem. Denn mit Diesterweg sind alle, die vor ihm und nach ihm sich mit Beantwortung der uns vorliegenden Frage beschäftigt haben, darin vollkommen einverstanden, daß der geometrische Unterricht in der überlieferten Weise in der Schule weitaus nicht das leiste, was er seiner Natur nach leisten könne und solle.

Sehen wir nun genauer zu, wie Harnisch und wie Diesterweg ihre Aufgabe, den Schüler durch die Anschauung auf die geometrische Reflexion vorzubereiten, jeder in seiner Weise, lösen.

Auch Diesterweg geht vom Körper aus; nicht Alle, die auf unserem Gebiete gearbeitet haben, nehmen diesen Anfang, namentlich Mathematiker nicht. Während aber Harnisch von Anfang an mit vergleichender Betrachtung mehrerer Arten von Körpern beginnt, mit Prismen, Cylindern, Pyramiden, Kegeln, den regelmäßigen Polyedern und der Kugel — führt Diesterweg dem Schüler nur einen Körper zur Zeit vor, zuerst den Würfel, darauf das 3-, das 6-seitige Prisma, den Cylinder, die regelmäßigen Körper; und während Harnisch an mehreren Körpern zuerst nur Eins zeigt, ihre Lage nämlich, und daran anschließend sofort die Nachbildung der Grundflächen fordert, und erst in zweiter Vorführung auf die Grenzen der Körper eingeht, zeigt Diesterweg an einem Körper gleich Alles: Ecken, Flächen, Kanten, Linienwinkel und sogar Achsen; woraus dann wieder, weil auch er, wie Harnisch, auf das receptive Anschauen die productive Nachbildung durch Zeichnung folgen läßt, sich von selbst ergiebt, daß sein Zeichenstoff gegen den von Harnisch oft als dürftig erscheint und des zur Weckung der Reflexion erforderlichen comparativen Momentes,

wenigstens zu Anfang, ganz entbehrt. Bei Harnisch bekommt der Schüler gleich in der zweiten Uebung, der ersten fürs Nachzeichnen, nicht nur das gleichseitige, gleichschenklige, das ungleichseitige Dreieck, die Parallelogramme, sondern auch Polygone, den Kreis und die Ellipse. Bei Diesterweg zeichnet der Schüler zuerst nur Linien in verschiedener Richtung und Quadrate, später erst andere Parallelogramme und auch Dreiecke; dann regelmäßige Polygone. Wenn man aber auch die Art und Weise, wie Harnisch von dem Schüler das Nachzeichnen im allerersten Anfang fordert — durch Umziehung der auf die Schiefertafel gelegten ausgeschnittenen Zeichnungen — vom Gesichtspunkte des Zeichnens anfechten wollte, so muß man sie im Interesse des geometrischen Unterrichts doch nur billigen. Denn was in diesem durch sein ganzes Gebiet hin zum Beweise der Congruenz in der Vorstellung vollzogen wird, dasselbe und nichts anderes vollzieht sich unter den Händen des kleinen Schülers auf der ersten Stufe in greifbarer Wirklichkeit.

Finden wir gleich im Anfang von Harnischens und Diesterwegs Lehrgange bei aller Aehnlichkeit doch einen nicht zu übersehenden Unterschied, so gehen im ferneren Verlauf beide noch weiter auseinander. Auf die Zeichnung der Körpernetze nämlich läßt Harnisch auf 23 Seiten die Formübergänge der Körper folgen, die allerdings in einzelnen Partien nicht ganz leicht, jedenfalls aber sehr geeignet sind, den Schüler sich in die Eigenschaften der Körper einleben zu lassen. Diese Formübergänge läßt Diesterweg, wiewohl er sie als höchst bildend anerkennt, aus mehrfachen Gründen ganz weg: weil sie zum Fortschreiten nicht unumgänglich nöthig seien, weil schriftliche Darstellung ohne mündliche Belehrung für den Leser nicht ausreiche u. s. w. Dagegen beschäftigt er den Schüler auf mehr denn 50 Seiten mit meist rein aprioriſchen Rechnungen: wie oft mehrere Punkte in verschiedener Ordnung nebeneinander gestellt werden können; Berechnung der höchsten Anzahl gerader Linien zwischen einer Anzahl von Punkten, von denen je 2 in derselben Richtung; Menge der Fälle, welche bei einer Anzahl gerader Linien sich ergeben können in Bezug auf Parallelismus, Nichtparallelismus und Lage in einer Richtung; bis er endlich mit der Berechnung der Anzahl von Ecken, Linien und Winkeln an Körpern vor den die eigentliche Geometrie einleitenden Zeichnenübungen den Abschluß macht.

Solche rein aprioriſche, den Schüler in das weite Gebiet der Möglichkeit führende Berechnungen, bei denen nie gefragt wird, ob alle diese

Fälle denn auch wirklich einmal vorkommen, finden sich bei Harnisch gar nicht. Dieser nämlich setzt in weiser Beschränkung die Reflexion des Schülers immer nur durch concrete Fälle, durch Anschauung von den Körpern selbst in Bewegung; Diesterweg dagegen läßt den Schüler als Vorübung auf die Geometrie auf eigene Hand alle möglichen Fälle sich denken und annehmen. Harnisch nöthigt den Schüler zur Anerkennung gegebener Körperverhältnisse, Diesterweg übt die eben erst erwachende Reflexion des Schülers in Selbstbewegung.

So zeigt sich denn auch auf dem für die Sittlichkeit gänzlich indifferenten Gebiet der Mathematik, der weitgreifende Gegensatz beider Pädagogen — ein Gegensatz, welcher in der ethischen Sphäre des Lebens und Unterrichts bekanntlich zum offenbaren Widerspruch geworden ist und bei der consequenten Beharrlichkeit Diesterwegs auch werden mußte. Bei ihm waltet die Subjectivität stark vor, so stark, daß die objectiven Normen fast als von der Reflexion abhängig erscheinen; bei Harnisch dagegen reflectirt der ganze Mensch, der sittliche wie der intellectuelle, immer nur innerhalb der Grenzen objectiver Verhältnisse. Leicht könnte ein eifriger Lehrer, abgesehen von sittlichen Intentionen, dem Diesterwegschen Lehrgange den Vorzug zu geben sich versucht fühlen, weil dieser die Selbstthätigkeit des Schülers bei weitem mehr in Anspruch nimmt und weil auch große Geometer des Alterthums Körperformen erfunden haben, die mit den in neueren Zeiten entdeckten Krystallen übereinstimmten. Allein die Elementarschüler der Geometrie sind keine Archimede, die mit derselben Kraft des Geistes, welche das δός μοι ποῦ στῶ ausrief, auch Körperformen erfanden. Und hat zweitens die Selbstthätigkeit des Schülers keinen objectiven Halt, der zur Reflexion ebenso reizt, wie er sie in Schranken hält, so sind Uebereizung und Dünkel nicht zu vermeiden und dann wird der Segen einer selbstsuchtlosen Verstandesbildung nicht erreicht. Auch gehen drittens Geometrie und Arithmetik, als Lehre von den Größen und von den Zahlen darin auseinander, daß letztere einzig und allein aus der Thätigkeit des Geistes resultiren, während die Größen von dem Menschen ebensosehr schon vorgefunden, wie sie ideell von ihm erzeugt werden. Es giebt eine objective Geometrie — die Krystallkunde; man kann aber in demselben Sinne nicht behaupten, es gebe eine objective Arithmetik, deren Gehalt nicht aus unserer Reflexion hervorginge und somit von dieser unabhängig wäre.

Wenn diese Gründe schlagend erscheinen sollten, so wird man das

Princip absoluter Objectivität, als den obersten Grundsatz annehmen müssen, nach welchem ein vorbereitender geometrischer Unterricht zu normiren ist. Das Formal-Bildende ergiebt sich eben am natürlichsten und ungezwungensten aus der Anerkennung der festen Normen der geometrischen Körper selbst, ohne daß in irgend einem Abschnitte dieses Unterrichts der Anfang vom reflectirenden Subject aus zu machen wäre.

Was haben wir aber nun von den mannigfachen Versuchen zu halten, welche, um die Geometrie dem Schüler zugänglich zu machen, von Punkt und Linie ausgehen?

1844 erschien das werthvolle Büchlein des Mathematikers Unger: „der erste Unterricht in der Geometrie". So erfreulich es auch war, daß der Fachgelehrte sich auch auf dem Gebiete der Geometrie zur Lösung einer rein methodischen Frage herbeiließ, wie er es in seinem „Leitfaden für den Unterricht im Kopfrechnen" für die Arithmetik gethan, so möchten wir nach allem Vorausgegangenen, seinen Anfang wenigstens nicht als den ersten und für uns brauchbaren halten. Unger behandelt an Beispielen zuerst das „Wesen der geometrischen Aufgabe" und darauf fußend im 2ten Cursus das „Wesen des geometrischen Lehrsatzes"; man könnte das Büchlein also füglich einen umgekehrten kleinen Euklid nennen. Aber von Punkt und Linie geht auch Unger aus, wie Euklid und dessen Anhänger; und Punkt und Linie sind ihm nicht Abbildung von Ecke und Kante, wie in der Formenlehre, sondern nur Mittel das blos Vorgestellte und nirgend Wirkliche zu versinnlichen. Ueber den Ursprung dieser Abstractionen aber bleibt der Schüler bis auf Weiteres im Dunkeln. Dennoch kann dieses Buch in der Geometrie selbst dem Lehrer durch die Zerlegung der Aufgaben, wie der Lehrsätze in ihre Momente, sowie durch die sich anschließenden treibenden Fingerzeige, wodurch die ganze Darstellung, ohne freilich die Euklidischen Hülfslinien zu beseitigen, den Charakter der Untersuchung annimmt, zur Ausbildung des Lehrgeschicks sehr nützlich werden.

Von den zahlreichen literärischen Leistungen der Neuzeit erlaube ich mir als sehr brauchbar zu nennen: 1) Geometrische Formenlehre von Zizmann, mit empfehlendem Vorwort von Prof. Stoy. 1852, I. Heft Lehrstoff, II. Heft Uebungsstoff. Der erste Theil jedes Heftes behandelt nur die hauptsächlichsten geometrischen Körper und zwar nach einander, aber genau und bestimmt; der zweite bespricht den Strahlenbündel und seine Verbindung mit Körpern. 2) Die geometrische Anschauungslehre vom Schulrath Mocnik. 2 Hefte, 4. Ausgabe 1859 und 1861, ist keine

Formenlehre, sondern eine populäre, anschauliche Geometrie, die vom Punkt ausgeht. 3) Das bedeutendste Werk unter den neuern: der geometrische Anschauungsunterricht von Lorey 1859; wie Diesterweg mit dem einzelnen Körper beginnend, entwickelt der Verfasser an diesem sogar die geometrischen Lehrsätze in zureichender Weise, doch muß, weil immer nur ein Körper zur Zeit der Anschauung vorliegt, der Faden des Zusemmenhanges immer wieder angeknüpft werden.

So zeigt denn die pädagogische Literatur schon in diesen allgemeinen Umrissen, daß die ersten Keime, welche Pestalozzi vor einem halben Jahrhundert in den Boden der Schule senkte, jetzt zu einem stattlichen Baum aufgewachsen sind.

Fragen wir nun weiter: wie die Praxis unserer Schulen dieser in der Geschichte der Pädagogik nicht wegzuleugnenden Bewegung gegenüber sich verhalten hat, so wird jeder, der die Sachlage nur einigermaßen überschaut, uns antworten: äußerst spröde und zurückhaltend.

Sehen wir zunächst auf die Schilder unserer Schulen, auf ihre Lehrpläne, so schreibt der Lehrplan für Gymnasien v. J. 1842 in der Geometrie für die damalige Tertia sofort Planimetrie vor, und die modificirte Fassung, welche derselbe Lehrplan in manchen andern Fächern im Jahre 1849 erhielt, zeigt an diesem Punkte in der Mathematik keine weitere Aenderung, als daß die Geometrie im I., die Algebra im II. Semester beginnt, während früher die umgekehrte Reihenfolge vorgeschrieben war. Aber auch die Lehrpläne für 2- und für 1-klassige Kreisschulen schreiben für den Anfang nichts Anderes vor, als geometrische „Grundbegriffe" und Planimetrie. So herrschte denn nach den erlassenen Vorschriften auch in unseren Schulen Euklid lange Zeit als ein wahrhafter late rex und mit ihm die abstracte Methode.

Vor etwa 7 Jahren jedoch änderte sich die Sachlage wie mit einem Zauberschlage. Denn in dem lediglich für den mathematischen Unterricht auf Gymnasien im Jahre 1855 erlassenen Programm sehen wir unter andern Abänderungen plötzlich ein ganz neues Fach aufgenommen, den „vorbereitenden geometrischen Unterricht". Vor mehr als 50 Jahren ging in Deutschland die erste Anregung zu derartiger Propädeutik nicht von einem Fachlehrer aus, sondern von einem Pädagogen. Wem aber haben unsere Schulen diese Neuerung im Lehrplan der Gymnasien zu danken, einem Fachgelehrten oder einem in der Pädagogik theoretisch und praktisch bewanderten Schulmanne?

Seitdem nun ist dieser vorbereitende geometrische Unterricht auch in den Lehrplan der Parallelclassen (und hier mit dem Beisatze: mit Zuziehung stereometrischer und krystallographischer Körper) — sowie des 7-klassigen Gymnasiums aufgenommen.

Während man aber für höhere Schulen den pädagogischen Zeitforderungen endlich nachgab, blieb der wohlthätige Rückschlag auf die niederen unerwartet ganz aus. Und hier hätte die bezeichnete Reform eigentlich doch zuerst eintreten sollen. Denn den jetzigen Quartaner des Gymnasiums findet der Euklid doch unvergleichlich reifer als den Kreisschüler, welchen letzteren die Geometrie gleich in der untersten Klasse empfängt, wo er ihr nichts anderes entgegenbringt als die mittelbare Vorbereitung der Elementarschule; während der Quartaner, abgesehen von der aus anderen Wissenschaften gewonnenen größeren Geistesreife, die ganze Arithmetik und sogar einen Theil der Algebra hinter sich hat. Dem Quartaner ist in Quinta ein vorbereitender Unterricht in der Geometrie ertheilt worden; der Kreisschüler, eben erst der Elementarschule entwachsen, fängt mit dieser selbst an.

Und nun die Literatur unserer inländischen Lehrbücher. Hier erfreut die Mathematik sich besonders zahlreicher Leistungen; unter den mehr als 12 mathematischen Leitfäden, sind 5 für Geometrie, von welchen letzteren wieder 2 eigens für die Kreisschulen bearbeitet sind. Sie alle aber behandeln, bis auf die neuesten Erscheinungen, die Geometrie selbst, mit Ausschluß aller Propädeutik.

So blieb denn dem einzelnen Lehrer nichts anderes übrig, als mit Benutzung der bei jeder Kreisschule vorhandenen Sammlung sehr sorgfältig gearbeiteter geometrischer Körper und des vorgeschriebenen Unterrichts im geometrischen Zeichnen, die Vorschriften des Lehrplans, wie man zu sagen pflegt, ihrem Geiste nach zu erfüllen; und ich selbst habe nach den ersten Monaten fruchtloser Arbeit nach Euklid diese Vergeistigung des Lehrplans in der unteren Klasse der Kreisschule so weit getrieben, daß im Unterricht nichts als der Körper übrig blieb.

Im Anschluß an dieses Bekenntniß erlaube ich mir nun, auf die in diesem Unterricht gemachten erfreulichen Erfahrungen fußend, den meiner Auffassung nach einzuhaltenden Lehrgang in allgemeinen Umrissen anzudeuten.

Der Lehrer zeigt zuerst die schönsten Exemplare einer Krystallsammlung vor. Wenn das lautlose Betrachten aufhört, giebt er Notizen aus

der Mineralogie, die sich auf den physischen Körper beziehen, z. B. über die Fundorte. Dann paart er verschiedene Krystalle von gleicher oder ähnlicher Form zusammen (z. B. Alaun, Magneteisen; Flußspath, Steinsalz, Schwefel) und führt dadurch, ohne zu definiren, auf die Unterscheidung von physisch und geometrisch. Steht keine Krystallsammlung zu Gebote, so werden der Ofen, ein stehendes Buch und ein Schrank, ein Ball und der Globus, ein cylindrischer Ofen und ein ebensolches Penyal, ein liegendes Buch und ein Kasten verglichen.

Fortan werden nur die geometrischen Körper benutzt. Der Lehrer legt mit einem Mal die ganze Sammlung und wo möglich noch eigene Pappkörper ohne alle Ordnung vor und fordert die Schüler auf, die gleichartigen Körper zusammen zu stellen. Unter den Händen der kleinen Demiurgen ordnet sich, wenn der Lehrer ab und zu die Rolle des irreleitenden negativen Princips übernimmt, die chaotische Menge nach und nach zum geometrischen Kosmos.

Zunächst werden 3 Gruppen hergestellt: ebenflächige, krummflächige und ebenkrummflächige Körper; und letztere treten, als die Vermittler des Gegensatzes von eben und krumm in die Mitte der Gruppen.

Eine einzige ebene; viele krumme Flächen (am Cylinder, Kegel, Ellipsoïd, Sphäroïd, an der Kugel). Den Gegensatz von Seiten- und Grundfläche zeigen am augenfälligsten die ebenkrummflächigen Körper; daher hier die Unterabtheilung: Cylinder und Kegel; ebenso aber auch in der ersten Gruppe: Prismen und Pyramiden. Alle vier auch in folgender Ordnung: Prismen, Cylinder; Pyramiden, Kegel. Wie unterscheidet sich diese Reihenfolge von der ersten? (Körper mit zwei und mit einer Grundfläche).

Auf den Grundflächen steht, auf den Seitenflächen liegt der Körper. Liegt der Cylinder, so rollt er; liegt der Kegel, so dreht er sich, während der Gipfel ruht. Wie der Cylinder, so rollt auch das Ellipsoïd der Länge nach; in seiner Breite rollt er fallend. Schön rollt der senkrechte Cylinder, unschön der schiefe; ebenso die Drehung des senkrechten und schiefen Kegels. Am schönsten rollt die Kugel. Welcher von den drei rollenden Körpern berührt die Ebene am meisten und welcher am wenigsten?

Einige Körper sind am schönsten, wenn sie schweben — die Doppelpyramiden.

Wo Flächen sich berühren, entsteht eine Schärfe, die Kante. — Wo entsteht eine gerade, wo eine krumme Kante? — Gieb das Ende einer Kante an. Die krumme Kante hat kein Ende, keinen Anfang. — Welche Körper haben keine Kanten und warum nicht? (Körper mit einer und mit mehr als einer Fläche).

Grundkanten, Seitenkanten. Welche Körper haben nur Grundkanten, keine Seitenkanten? warum fehlen ihnen diese? — Eine Seitenfläche und mehrere Seitenflächen.

Die Seitenkanten der Prismen und der Pyramiden geben den Gegensatz von Parallelismus einerseits — und Divergenz zur Grundfläche, Convergenz zum Gipfel andererseits. Vierecke und Dreiecke).

Wo Kanten zusammentreffen entsteht eine Ecke. — Warum haben krummflächige Körper keine Ecken und warum ebenkrummflächige nicht?

I. Eine Fläche. II. 1) Zwei oder drei Flächen; eine ist krumm, zwei oder eine ist eben. 2) krumme Kanten. III. 1) Ebene Flächen mindestens vier; 2) gerade Kanten; 3) Ecken.

Wie die Seitenflächen Dreiecke und Vierecke sein können, so auch die Grundflächen; daher die Eintheilung in 3- und 4-seitige, — ebenso auch vielseitige Prismen und Pyramiden; und sie alle sind wieder einerseits regelmäßig und dann auch senkrecht (gerade); andererseits unregelmäßig und dann senkrecht oder schief.

Der Unterschied zwischen den vierseitigen Seitenflächen der Prismen und irgend welcher vierseitigen Grundflächen der Prismen sowohl, wie der Pyramiden leitet auf die Unterscheidung von Viereck und Parallelogramm. So sondert sich aus den Prismen als eine besondere Art aus: das Parallelepipedum.

Aber die „vier Brüder" nebst ihrem „Stiefbruder" können ebenso gut auch Grundflächen der Pyramiden sein. — Vergleiche die Seitenflächen der senkrechten, geraden Pyramide, die das Rechteck zur Grundfläche hat, mit einer ebensolchen, deren Grundfläche ein Rhombus ist.

Nun folgt das Zählen der Flächen, Kanten und Ecken, wozu hier nur die allgemeinen Bestimmungen stehen mögen; während im Unterricht die Berechnung immer nur an Körpern von bestimmter Seitenzahl gemacht wird.

Prismen haben n+2 Flächen;	Pyramiden n+1 Fl.
n S. K. +2n Gr. K.	n S. K. +n Gr. K.
=3n Kanten	=2n Kanten.
2n Ecken	n+1 Ecke.

An Grundecken laufen immer nur 3, am Gipfel der Pyramiden n Kanten zusammen.

Bei der regelmäßigen Pyramide mit quadratischer Grundfläche können Seitenkanten und Grundkanten gleich sein. Geschieht dieses am senkrechten Parallelepipedum mit quadratischer Grundfläche, so werden auch alle Flächen gleich und das Parallelepipedum ist dann ein Würfel. Sollen an der regelmäßigen Pyramide Kanten und Flächen gleich sein, so erhalten wir das Tetraeder. Wir stehen somit in der Betrachtung der regelmäßigen Polyeder.

Das Oktaeder ist eine 4seitige Doppelpyramide mit unsichtbarer Basis. Können zwei gleiche Tetraeder auch so zu einer Doppelpyramide vereinigt werden und wird diese auch ein regelmäßiger Körper sein? Kanten und Flächen sind doch gleich; aber nicht die Ecken; und warum nicht? — Das Oktaeder kann als Doppelpyramide in zwei Hälften zerlegt werden. Wird jede Hälfte ein regelmäßiger Körper sein? warum nicht?

Am Tetraeder und Hexaeder vereinigen sich stets 3 Flächen und 3 Kanten zu einer Ecke, am Oktaeder dagegen 4 Flächen und 4 Kanten. — Stoßen nun 5 gleichseitige Dreiecke zu einer Ecke zusammen, so entsteht das Ikosaeder: eine fünfseitige Doppelpyramide mit zwischenliegendem Rumpf von 10 in einander greifenden Dreiecken.

Aber auch Fünfecke können zu einem regelmäßigen Körper verbunden werden: das Dodekaeder. Es hat zwei Grundflächen und 10 in einander greifende Seitenflächen, von denen nach der Natur der regelmäßigen Körper jede wieder Grundfläche sein kann. Denn jeder von ihnen steht oder liegt auf jeder Fläche; die Doppelpyramide aus dem Tetraeder aber liegt mit einer Hälfte, während die andere sich hebt.

Diesen Uebungen gehen von Anfang an die entsprechenden im Zeichnen mit der planimetrischen Terminologie zur Seite; aber mit Darstellung der Körpernetze beginnt auch das Verfertigen der mannigfachsten Prismen und Pyramiden, endlich der regelmäßigen Polyeder. — Geübteren Schülern kann dann auch die Aufgabe gegeben werden, regelmäßige Sechs- und Achtecke zu Körperecken zu vereinigen; ebenso auch mehr als 5 gleichseitige Dreiecke, mehr als 3 Quadrate und mehr als 3 regelmäßige Fünfecke.

Die erfolglose Mühe führt dann rein praktisch auf den Lehrsatz, daß die Summe der Linienwinkel einer Ecke weniger beträgt als 4 Rechte.

Aus der eingehenderen Betrachtung der regelmäßigen Polyeder erlaube ich mir zwei Proben anzuschließen.

Das Oktaeder. I. ruhend: 2 entgegengesetzt ruhende Grundflächen, 6 in einander greifende Seitenflächen; S. 8 Fl. 3 obere, 3 untere Grundkanten, 6 Seitenkanten im Zickzack; S. 12 Knt. 3 obere, 3 untere Ecken; S. 6 Ecken. Jeder oberen Ecke liegt eine untere Grundkante gegenüber und umgekehrt. II. schwebend: 4 obere, 4 untere Flächen. 4 obere, 4 untere divergirende Kanten, 4 mittlere horizontale Kanten. 1 obere, 1 untere Ecke, 4 mittlere Ecken. Jeder Ecke liegt eine andere gegenüber; gegenüberliegende Kanten und Flächen sind parallel.

Das Ikosaeder, schwebend: 5 obere, 5 untere Flächen; 10 in einander greifende Seitenflächen; S. 20 Flächen. 5 obere, 5 untere Gipfelkanten; 5 obere, 5 untere in 2 parallelen Reihen horizontale Grundkanten, 10 Seitenkanten im Zickzack; S. 30 Kanten. 1 obere, 1 untere Gipfelecke, 5 obere, 5 untere Seitenecken; S. 12 Ecken. Ecken, Kanten und Flächen liegen paarig gegenüber; die gegenüberliegenden Kanten und Flächen sind parallel.

Vom Sichtbaren zum Vorgestellten. Schon beim Oktaeder wurde die gemeinschaftliche Basis seiner Hälften unsichtbar; so auch bei den Gipfelpyramiden des Ikosaeders daher folgt jetzt der Durchschnitt.

Dieser ist bei der Kugel stets ein Kreis; bei dem Ellipsoid eine Ellipse und ein Kreis; beim Cylinder und Kegel ein Kreis, wenn der Grundfläche parallel, und wenn senkrecht auf ihr, ein Parallelogramm und ein Dreieck; beim schiefen Cylinder ein schiefwinkliges Parallelogramm; beim schiefen Kegel ein rechtwinkliges oder stumpfwinkliges Dreieck; beim geraden Kegel ein gleichschenkliges Dreieck. Beim horizontalen Schnitt der Prismen und Pyramiden ist zugleich Congruenz oder Aehnlichkeit mit der Basis zu entwickeln.

Alle Kreise sind einander ähnlich; aber auch alle gleichseitigen Figuren von gleicher Seitenzahl. Alle regelmäßigen Körper von gleicher Flächenzahl sind ähnlich; alle Kugeln sind ähnlich.

Von den vorgestellten Ebenen zu den intelligiblen Linien, den Achsen; von den Achsen der Kugel und des Ellipsoids rückwärts zu den Flächenachsen, Kantenachsen und Eckenachsen der regelmäßigen Polyeder — und

hier ist der Uebergang in die Planimetrie; denn die Achsen des Ellipsoids und der Ellipse liegen schon in einer Ebene und bilden Neben- und Scheitelwinkel.

Billig läßt sich jetzt die Frage aufwerfen: „ist der Schüler durch diese Anschauungen und durch die sich anschließenden ersten Regungen der Reflexion reif geworden für die Euklidische Geometrie? Ohne diese Propädeutik zu hoch zu veranschlagen, glauben wir doch antworten zu können: wenn nicht reif, so doch gewiß um vieles reifer.

Sehen wir ferner Linien, Winkel und Figur nicht als ein für alle Mal fertige Dinge an, sondern als werdende, so setzt sich das bei Schnitt und Achse eingetretene dynamisch-genetische Element in der Planimetrie weiter fort und beseitigt, ohne der Wissenschaftlichkeit Eintrag zu thun, manchen Beweis per Formel und Gleichung.

Die rein formalen Sätze sind im Bewußtsein unmittelbar gegeben und erweisen sich bei jeder Veranlassung auch da wirksam, wo alle theoretische Bildung fehlt. Der Bauer führt seine vier Wände auf und weiß, daß Parallele zwischen Parallelen gleich sind; nur weiß er nicht, daß er es weiß. Die Magd, welche die Wäsche sorgfältig zusammenlegt, folgt dem Satze, daß die Diagonale das Parallelogramm in zwei congruente Dreiecke zerlegt; und die sinnige Hausfrau deckt bei zahlreichem Besuch den Tisch in der Richtung der Diagonale ihres Zimmers, weil diese länger ist als eine Seite des rechtwinkligen Parallelogramms.

Wer es erfahren hat, welche saure Arbeit, — wenn nicht Verstandesdressur statt Bildung erzeugt werden soll, die Euklidische Geometrie in der oberen Klasse der Kreisschule macht und wie sie in der unteren, ohne vorausgegangene Formenlehre gradezu zur Unmöglichkeit wird, den wird die Ansicht nicht befremden, „auf niederen Schulen müsse man aus der Formenlehre übergehen in die populäre Geometrie".

Die rein anschaulichen Beweise sind, besonders wenn sie Allgemeinheit haben, nicht weniger werth als mancher der Euklidischen und wo man diese im niederen Unterricht beibehalten will, wird man durch anschauliche Beweise auf sie vorbereiten, nicht aber mit ihnen anfangen dürfen.

Die neueren Leistungen auf dem Gebiete der Formenlehre und populären Geometrie haben die älteren in vielem Einzelnen überholt, namentlich mit Lorey ist ein Fortschritt in der Entwickelung eingetreten. Den-

noch bleiben die Anschauungen von Harnisch, wie ich sie zu Anfang ausführlich mitzutheilen mir erlaubte, in ihrem vollen Rechte. Sie sind ein wahrer Harnisch gegen den abstracten Begriff.

Das Resultat des Vorstehenden läßt sich in folgende 5 Punkte zusammenfassen:

I. Der vorbereitende geometrische Unterricht hat mit den Körpern anzufangen, nicht mit Punkt und Linie.

II. Nicht soll an Einem Körper alles angeschaut werden, sondern an vielen Körpern immer nur Eins; denn nur die vergleichende Anschauung bringt es zur Reflexion.

III. Was angeschaut und in Worte gefaßt worden ist, soll durch die sauberste Zeichnung und durch Nachbildung in Pappe dargestellt werden; denn nicht das Sehen allein, sondern vielmehr technische Arbeit erzeugt Anschauung und Reflexion.

IV. Aber auch durch die ganze Geometrie lasse man viel und mannigfaltig zeichnen. Ein sauber geführtes geometrisches Zeichnenheft ist ein Commentar zum knapp gehaltenen Leitfaden, der in nicht zahlreichen Klassen in der Geometrie eben so entbehrt werden kann, wie unter allen Umständen in der Arithmetik.

V. Auch im niederen geometrischen Unterricht darf der Lehrsatz nicht das Erste, sondern er muß das Letzte sein.

W. Keller.

Ueber Geschworenengerichte.

Die Frage von den Geschworenengerichten ist im allgemeinen dieselbe wie die von der Mitwirkung gewählter Volksvertreter bei der Gesetzgebung und Staatsverwaltung, wie die von der Betheiligung einer Landwehr an der Landesvertheidigung, wie die von dem Antheil der Laien am Kirchenregiment u. dgl. m. Die politische Gesinnung des Einzelnen und seine Ansicht über die breitere oder engere Grundlage der zu erstrebenden Staatsform zeigt sich auch in dem Streite für oder gegen das Schwurgericht*). Englands aus aristokratischen und demokratischen Elementen gemischte Verfassung setzt deshalb jedesmal in Verlegenheit, so oft auf dieses Land von der einen oder andern Seite hingewiesen wird; denn hier findet sich eine Complication, welche dem auf dieses große Beispiel recurrirenden Streiter neben dem gesuchten Lichte jedesmal auch den Schatten, und umgekehrt, darbietet.

Die bei Karow in Dorpat erschienene Broschüre: „Skizzirte Darstellung der Gründe zur Reorganisation des deutsch-gemeinrechtlichen Justizprozesses in unseren Ostseeprovinzen und namentlich in Livland von E. P.

*) Spricht die obige Analogie für oder wider den Wunsch, das Schwurgericht schon jetzt bei uns eingeführt zu sehen? Falls es Länder und Völker geben sollte, welche für eine gesetzgebende Reichsversammlung oder für eine allgemeine Landwehr noch nicht reif sind, so wird es auch solche geben, welche mit der Einführung der Jury sich gedulden mögen. Die breitere oder engere Grundlage der Staatsform ist überall eine Frage der Zeit. Indem wir also das Hauptgewicht der Entscheidung in die „Opportunitätsgründe" verlegen, können wir es eben darum nicht für überflüssig halten, daß der Bequemlichkeit einer principiellen Verwerfung des Schwurgerichtes entgegen getreten werde. D. Red.

v. S." liefert den Beweis obiger Behauptungen. Der Verfasser wird leicht mit dem Institute des Schwurgerichts fertig und will dasselbe nicht nur aus unserer bevorstehenden Justizreform verbannt, sondern auch das übrige Europa davon befreit wissen. Ueber England geht er fein säuberlich hinweg; mit dem aristokratisch-demokratischen England und seiner althergebrachten Jury ist eben nichts anzufangen.

Wie denn aber überhaupt für die Reorganisation der Justiz in unseren baltischen Landen nicht viel zu erwarten ist, solange die „Stände" in ihrer bisherigen Abgeschlossenheit herrschend bleiben, so kann das Schwurgericht am wenigsten auf Einführung zählen, da dieses von den Gegnern richtig als eine der Hauptstützen der Volksbetheiligung am Regiment erkannt wird. Minister und ständige Beamtete sind durchschnittlich immer wider constitutionelle Verfassung, Linienofficiere wider die Landwehr, die Priesterkaste wider die Mitbetheiligung der Laien am Kirchenregiment, die Zünfte wider die Gewerbefreiheit u. s. w. Ein Jeder will wohl Freiheiten für sich, aber keine Freiheit im Ganzen, und „alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn sie gehören zu einem Volke und der Eigennutz ist ihr gemeinschaftliches Vaterland."

„Die Regierung soll nur den Focus der vielartigen Strahlen bilden, aber ihnen ihre Vielartigkeit lassen. Communio est mater discordantium, sagt Paulus der Jurist. Regierungen verstehen ihr Interesse nicht, wenn sie das Volk verhindern sein eigenes zu erkennen. Um groß und herrlich über und für dasselbe walten zu können, müssen sie durch dasselbe groß und herrlich, lichtvoll und reich geworden sein oder werden." — Mit diesen Worten eines berühmten Landsmannes sprechen wir auch unsere Ansicht über das Schwurgericht aus.

Im Criminalprozeß handelt es sich um unveräußerliche Güter und um allgemeine oder öffentliche Rechte. Hier darf eine Verurtheilung nur nach der für die ganze Gesellschaft möglichst gesicherten Wahrheit, nach der moralischen Ueberzeugung der ganzen Gesellschaft erfolgen — und es bleibt Uebermuth eines einzelnen Standes (des juristischen) sein subjectives Ermessen an die Stelle der Gesammtüberzeugung des Staates oder seiner möglichst besten und allseitigen Repräsentation, an die Stelle der Ueberzeugung und Entscheidung „des Vaterlandes" im britischen Sinne setzen zu wollen. Noch heute fordert der Angeklagte in England: „ich verlange durch Gott und mein Vaterland gerichtet zu werden" — und erhält die Antwort: „siehe hier sind redliche Männer, die dein Volk repräsentiren."

Gegen diese Institution nun führen die Gegner Rechts- und Opportunitätsgründe ins Feld. Genügt es nicht mit der Brandmarkung des Schwurgerichts als eines importirten Demagogeninstitutes, so wird der juristische Standesstolz aufgeboten, daß man dem Juristen, der doch sein Leben der Ausbildung für die juristische und richterliche Kunst gewidmet, Nichtjuristen gleichsetze oder gar vorziehe — und verschlägt auch dieses Argument nicht, so wird darauf hingewiesen, daß der Geschworene Wochen und Monate hinopfern müsse, um „mit Kostenaufwand und großer Molestirung" sich bei Schwurgerichts-Verhandlungen aufzuhalten — endlich aber, daß die in den baltischen Provinzen gangbaren Sprachen (deutsch, lettisch, estnisch, russisch) eine babylonische Sprachverwirrung zu Wege bringen müßten.

Zu allem diesen Apparate der Opposition möchte man ausrufen: „Viele Advocaten sind gern auf der Seite des Unrechtes — aus Kunstliebe."

Die Gesetzgebung, sagt Montesquieu, hängt bei jedem Volke auf das genaueste mit seiner allgemeinen politischen Verfassung zusammen. Rohe Völker haben deshalb auch die rohesten Strafgesetze; ein entwickeltes Staatsleben ist undenkbar, solange nicht das Strafrecht sich gleicherweise entwickelt hat. Wir erkennen deshalb, daß es sich hier um eine Lebensfrage handelt und daß sich aus diesem Grunde die Anhänger der Sonderfreiheiten und des Kastengeistes mit aller Macht wider dieses Institut auflehnen, mittelst dessen die Verurtheilung eines Staatsbürgers zu peinlicher Strafe nur möglich ist bei Mitwirkung seiner Volksgenossen.

Diese allein geforderte Mitwirkung (neben der Betheiligung juristischer Fachmänner) ist besonders zu markiren, um die organische Gestalt des Schwurgerichts zu begreifen und als die allein wahre Gerichtshegung im Criminalprozeß zu schätzen und zu schützen. Der Staat mag der Spuren und Werkzeuge des Verbrechens nach wie vor mit Gewalt sich bemächtigen, die Zeugen nöthigenfalls mit Gewalt vor Gericht stellen, den Angeschuldigten verhaften, sein Haus durchsuchen u. dgl. m. — für Beschaffung der Beweismittel ist der Zwang überall gerechtfertigt, und die Voruntersuchung erfordert keine Oeffentlichkeit, keine Betheiligung der Volksgenossen. — Diese Voruntersuchung verbleibt den damit betrauten Juristen (Untersuchungsrichter, Staatsankläger, Vertheidiger); sobald aber die Gerichtsinstanz, welcher die Voruntersuchung vorzustellen ist, dahin erkennt, daß der Rechtsfall dem Schwurgericht zu überweisen sei, beginnt die wahre

Oeffentlichkeit der Verhandlung und die organische Doppelthätigkeit der Richter wie der Geschworenen. Jeder Angriff auf das Innere des Angeklagten ist eine Verletzung des Heiligthums seines Gewissens. — Nunmehr legt man dem Angeschuldigten den ganzen Befund der Wahrheitserforschung öffentlich in lebendiger und feierlicher Weise vor, läßt in einer mündlichen, Alles umfassenden Verhandlung alle Zeugen und Beweisstücke ihm vorführen, der öffentliche Ankläger faßt Alles zu einem Ganzen zusammen und auf diese Weise wird gleichsam die ganze That lebendig vor der Seele des Angeschuldigten wiedergeboren; wenn aber das Alles den Angeschuldigten nicht zum Geständniß treibt, noch auch die Unstatthaftigkeit des Angriffes genugsam aufhellt und den Ankläger dazu drängt, seine Klage zu revociren — wozu derselbe berechtigt ist — so sind Mitbürger des Angeklagten da, welche vor der ganzen Versammlung feierlich geschworen haben das öffentliche Gewissen zu vertreten und nach Anhörung und Anschauung der einschläglichen Verhandlung auf ihren Eid sagen zu wollen, ob sie den Angeklagten schuldig finden oder nicht.

Hier ist nun von dem Verfasser der „Skizzirten Darstellung" eingeworfen:

1) daß die Geschworenen von der Rechtsfrage nichts verstehen;

2) daß dieselben durch das Plaidoyer der Vertheidiger, des Anklägers und des Präsidenten verwirrt werden;

3) daß dieselben abgeschnitten von allem berathenden Succurs, sich entweder an dem Resumé des Präsidenten anklammern, oder das Erkenntniß über Schuld und Nichtschuld hazardiren.

Allein diese drei Einwendungen sind ebensoviele Scheingründe, wenigstens bei einer verständigen Handhabung des Institutes der Schwurgerichte.

ad 1. Ein Collegium von 12 irgend gut ausgewählten Geschworenen (und für eine solche Wahl ist zu sorgen) ist jedesmal im offenbaren Vortheile vor einem Collegio ständiger gelehrten Juristen. Jene gehen unmittelbar aus dem praktischen Leben hervor und wenden ihre ganze Kraft dem vorliegenden einzelnen Falle zu. Sie urtheilen nicht nach der Tour, vereinigen vielseitigere und praktischere Standpunkte und Ansichten zur Beurtheilung der Thatsachen, Aussagen, Mienen und Geberden, und haben zur Uebung in dieser Beurtheilung tägliche Veranlassung besser wie Stubengelehrte, welche durch vorgefaßte Theorien und Phantasien, durch Spitzfindigkeit täuschend aufgeputzte Sophismen, durch irrige Speculationen über entfernte wissenschaftliche Gründe der praktischen Regeln und Wahrheit sich

von diesen selbst abführen lassen und überhaupt den Wald vor Bäumen nicht sehen. Wäre die Frage über die Schuld nur allein von Juristen zu lösen möglich, dann dürfte auch nur ein Jurist, nicht aber der nichtjuristische Verbrecher gestraft werden; es wäre scheußlich jemand zu strafen, wenn nur ein gelehrter Jurist mit seinem juristischen Apparat den verbrecherischen Charakter seiner Handlung entdecken könnte.

Die gegentheilige Anschauung des Verfassers der „Skizzirten Darstellung" ist bereits vor 50 Jahren von Justus Möser gerichtet, wenn derselbe, I. S. 308 seiner patriotischen Phantasien, sagt: „die gefährlichste Wendung aber, welche wir zu befürchten haben, ist nur diese, daß Ungenossen-Richtern die Macht gegeben wird, welche vordem Genossen hatten, Richtern, welche nichts Eigenes haben und keinem Genoß sind, die aus der Türkei oder Tartarei zu Hause sind und die es nach unverwerflichen Gründen darthun können, daß es vernünftiger sei die Beinkleider als Hut unter den Arm zu nehmen" — und ferner (S. 338 l. c.): „was kann unbilliger und grausamer sein, als einen Menschen verdammen, ohne versichert zu sein, daß er das Gesetz, dessen Uebertretung ihm zur Last gelegt wird, begriffen und verstanden habe. Das beste Verständniß eines Gelehrten ist von dem besten Verständniß eines Verbrechers sehr verschieden. Der Gelehrte ist ein Naturkundiger, welcher durch ein Vergrößerungsglas hundert Dinge in einer Sache sieht und entdeckt, welche ein gemeines Auge nicht sieht, und er sollte sich um seines eigenen Gewissens willen nie mit peinlichen Urtheilen abgeben (nie sie ausschließlich und allein fällen wollen), die Geschäftsmänner sollen die Resultate nützen, ohne mit jenen einerlei Gang zu gehen."

ad 2. Bei einer verständigen Schwurgerichts-Ordnung und so auch nach dem „Fundamental-Reglement" steht es jedem Geschworenen frei, selbst Fragen aufzuwerfen und dem Angeklagten oder den Zeugen ꝛc. vorlegen zu lassen, um sich zu instruiren. Wenn der Verfasser in dem Verhandlungsstoffe der öffentlichen Schwurgerichte Verwirrungsmomente erkennt, so sehen wir darin vielmehr die Verbreitung von erforderlichem Licht und Schatten für das Gemälde und finden endlich in dem § 94 II des „Fundamental-Reglements" eine genügende Garantie für das befürchtete Wirrsal, wonach den Richtern zusteht, mit einstimmigem Beschlusse die Erfüllung eines ihnen ungerecht erscheinenden Urtheils (Verdicts) aufzuhalten und die weitere Entscheidung an ein anderes Schwurgericht zu verlegen. Für den vom Verfasser befürchteten möglichen Fall ist also Vorsorge getroffen.

ad 3. Augenscheinlich ist hierbei übersehen, daß das Schwurgericht eben aus der Zusammenwirkung der Juristen (Ankläger, Untersuchungsrichter, Vertheidiger und Assisengericht) und der Geschworenen besteht, daß somit bei einer jeden derartigen Verhandlung die allseitigste Rechtsbeleuchtung einzutreten hat, daß aber endlich bei einer angemessenen Schwurgerichtsverfassung keineswegs die Geschworenen von dem Succurs der Richter abgeschnitten sind, sondern (und namentlich nach englischem Rechte) die Richter gedruckte Darstellungen derjenigen Prozeß- und Beweisregeln zusammenstellen und den Geschworenen zugehen lassen, welche, aus Erfahrungs-Erkenntniß entnommen, jeder mündige Mensch kennen muß; wozu noch kommt, daß ja eben die Richter über die Zulässigkeit der vorgebrachten Beweismittel, z. B. ob ein Geständniß als glaubwürdig, ein Zeuge als untüchtig oder verdächtig anzusehen sei, zu erkennen haben. In vorkommenden Fällen holen sich deshalb die Geschworenen beim Gerichte Belehrung über Rechtsmaterien ein, ohne an selbige gebunden zu sein.

Wenn der Verfasser der „Skizzirten Darstellung" über die Schwurgerichte der deutschen Rheinlande mit ein Paar wegwerfenden Zeilen hinweggeht, daß diese deutschen Landstriche „den französischen Revolutionsheeren unterliegend mit französischen Gesetzen begnadigt worden," so ist uns Anlaß gegeben, bei diesem für den Werth und Segen der Schwurgerichte mehr als alles Andere zeugenden Beispiel stehen zu bleiben. Allerdings hätte der Umstand, daß den Rheinländern dieses Institut von fremden Eroberern aufgedrungen worden — dieselben gegen diese „Begnadigung" stimmen sollen, zumal das Schwurgericht in den Rheinlanden nicht auch die später in Frankreich wesentlich verbesserte Gestalt mitempfangen hat und für politische Vergehen, sowie für Vergehen der Beamteten des Schwurgerichts daselbst 1819 aufgehoben wurde. Dennoch bewahren die Rheinländer (Preußen, Hessen, Baiern) das Schwurgericht als theuersten Schatz und mit der eifersüchtigsten Liebe, und so hat sich auch die von der preußischen Regierung 1819 niedergesetzte Immediatjustiz-Commission in ihrem berühmten Gutachten einstimmig für das Schwurgericht ausgesprochen — was um so größere Bedeutung gewinnt, wenn man bedenkt, wie Deutschland damals vom Franzosenhasse erfüllt war, und wenn man erfährt, daß die erwählten Commissarien ursprünglich gegen das französische Institut und für das deutsche Gerichtswesen eingenommen waren. Ohne Berührung der politischen Wichtigkeit dieses Institutes beschränkten sich die Commissarien allein auf die juristischen Vorzüge des Schwurgerichts, von wel-

chem sie sich durch jahrelange Anschauung und genaue Erforschung unterrichtet hatten; zugleich aber sprachen sie auch aus, daß das Geschworenengericht jedenfalls mit einer streng monarchischen Staatseinrichtung, selbst mit einer nicht-constitutionellen Verfassung sich durchaus nicht im Widerspruch befinden lasse — welch Allem von Seiten der preußischen Staatsregierung endlich auch beigestimmt ward. Dies zur Widerlegung jener Anschauungsweise, welcher das Schwurgericht als ein rothes Gespenst erscheint.

Ehe wir von diesem berühmten Gutachten scheiden, ist noch dessen aus demselben zu erwähnen, daß der berühmte preußische Jurist Daniels ausdrücklich erklärt: daß nicht ein einziger auffallender Mißgriff eines rheinländischen Schwurgerichts bekannt geworden — daß die wissenschaftlichen Richter kein einziges Mal in den Fall gekommen, wegen Annahme einer grundlosen Verurtheilung ihr Suspensionsrecht zum Schütze der Unschuld zu gebrauchen.

Noch wäre dessen zu gedenken, daß die Einführung der Geschworenengerichte in den baltischen Ländern wegen der Mischung einer russischen, lettischen, estnischen und deutschen Bevölkerung unausführbar genannt wird. Allerdings liegt in diesem Momente eine praktische Schwierigkeit, welche Beachtung verdient; allein ist es damit nicht ebenso in den Rheinlanden, wo deutsche und französische Sprachtheilung stattfindet? und mehr noch in den Hafenstädten, wo es etwa gilt über einen Criminalfall eines Portugiesen wider einen Italiener zu erkennen, und zum Mittel der Dolmetschung gegriffen werden muß? Die Rolle des Vertheidigers wird nur besonders wichtig in solchen Fällen. Um dieses Grundes willen darf die ganze volksbildende und rechtssichernde Institution nicht aufgegeben werden, zumal wenn sie im übrigen Rußland ins Leben tritt und wir Schritt zu halten genöthigt sind. Auch bisher haben unsere gelehrten juristischen Richter der Schwierigkeit der verschiedenen Idiome gegenüber gestanden und haben dieselbe im deutschen Protokoll und im deutschen Urtheil überwunden. Das Geschworenengericht müßte gerade ein Mittel zur Germanisirung werden.

Schilderung eines strafrechtlichen Verfahrens mittelst Schwurgerichts.

Sobald eine Untersuchungssache an das Schwurgericht verwiesen worden, welches zu bestimmten Zeiten im Jahre in den verschiedenen Orten (Stadt) zusammentritt, erhebt der Staatsanwalt die Anklage vor dem ver-

sammelten Gerichte, den ausgelosten Geschworenen und dem Angeklagten, wie vor dem sonst im Gerichtslokale erschienenen Publikum.

Zuvor hat aber der Angeklagte sich einen Vertheidiger zu wählen. Der Staatsanwalt verfaßt die Anklageakte auf den Grund des Verweisungsurtheils der Anklagekammer. Von beidem erhält der Angeklagte Abschriften. Dieser selbst wird in das Gefängniß des Ortes gebracht, wo das Schwurgericht statthaben soll.

Der Präsident der Assisen oder sein Stellvertreter verhört den Angeklagten zuvor allein, um hiernach und nach dem in der Voruntersuchung gewonnenen Material einen Anhalt behufs der Leitung der Hauptverhandlung zu erhalten, welche Sache des Präsidenten ist.

Der Staatsanwalt und der Angeklagte reichen dem Gerichte Listen über die Beweismittel (Zeugen 2c.) ein, deren sie sich bedienen wollen. Auch der Präsident kann von sich aus Beweismittel vorlegen. Zu einem bestimmten Tage werden dann alle betreffenden Personen vorgeladen.

Nachdem alle betreffenden Personen, Parteien, Zeugen, Geschworenen, Sachverständigen beim Namen abgerufen worden, beginnt die Verhandlung mit Bildung des Geschworenenpersonals für den vorliegenden Criminalfall.

Der Präsident zieht aus einer Urne, welche alle Geschworenen der vorliegenden Sitzungsperiode enthält und verkündet die Namen. So oft ein Name gezogen wird, erklären der Staatsanwalt und der Angeschuldigte, ob sie den betreffenden Geschworenen acceptiren oder ablehnen — das Recht der Recusation ist für beide Theile gleich; 12 Geschworene müssen übrig bleiben; sobald 12 Geschworene unabgelehnt dastehen, ist die Jury gebildet. Die Geschworenen werden auf feierliche Weise beeidigt und nehmen ihre Sitze dem Angeklagten gegenüber ein.

Das Prozeßverfahren beginnt nunmehr damit, daß der Präsident das Verweisungsdecret und die Anklageakte des Staatsanwalts verliest und damit die Geschworenen von dem vorliegenden Straffall genau unterrichtet. Die Vorakten der Untersuchung brauchen nicht nothwendig verlesen zu werden, da alles darin Angedeutete nunmehr in mündlicher und lebendiger Verhandlung den Geschworenen vorgeführt wird.

Der Präsident geht wesentlich bei der Verhandlung nach den Vorlagen und Anträgen der Parteien, kann aber auch namentlich, wenn die Untersuchung, Zeugenbeweise 2c. der Sache eine veränderte Gestalt geben,

über die Anträge hinausgehen; er kann Richter und Geschworenen behufs Einnahme des Augenscheins anordnen u. dgl. m.

Nach Verlesung der Anklageakte hat der Präsident den Angeklagten zu einer vollständigen Erklärung über die That und deren einzelne Umstände, sowie über die Vertheidigungsgründe anzuhalten.

Der Präsident *kann* je nach Umständen hier die Protokolle über die Erhebung des Thatbestandes mittheilen, die Geschworenen haben aber nicht auf alle diese Einzelnheiten hin zu entscheiden, sondern vielmehr den *Gesammteindruck* der mündlichen Verhandlung auf ihr Gewissen wirken zu lassen.

Nunmehr werden die Zeugen vorgerufen, vereidigt und vom Präsidenten befragt, nöthigenfalls auf Widersprüche mit ihren Aussagen in der Voruntersuchung aufmerksam gemacht und zu deren Zurechtstellung aufgefordert.

Nach Beendigung jeder Vernehmung eines Zeugen (oder Beweisstückes) wird der Angeklagte vom Präsidenten aufgefordert, seine Bemerkungen über den Inhalt der Aussage zu machen.

Wollen Richter oder Geschworene, wozu sie das Recht haben, besondere Fragen an den Zeugen, Sachverständigen ꝛc. stellen, so erbitten sie hierzu die Erlaubniß beim Präsidenten; auch dem Staatsanwalt und Vertheidiger des Angeklagten ist dieses Recht zu gewähren.

In der Regel verbleibt der vernommene Zeuge im Verhörsaal, der Präsident hat aber auch das Recht denselben abtreten zu lassen.

Selbst den Angeklagten kann der Präsident zeitweise abführen lassen, hat dann aber beim Wiedererscheinen desselben allemzuvor ihm das Resultat der Zwischenverhandlung vollständig mitzutheilen.

Sachverständige und Urkunden oder sonstige Ueberführungsstücke werden im Laufe der Verhandlung, wenn die Sachgestaltung solches erfordert, dem Angeklagten oder Zeugen vorgelegt.

Nach geschlossener Beweisführung erhalten die Parteien das Wort, zuvörderst der Staatsanwalt, welcher aber nicht gezwungen ist wider den Angeklagten zu sprechen oder aufzutreten, sondern seiner Ueberzeugung zu folgen hat.

Der Angeklagte und Vertheidiger können antworten; der Staatsanwalt replicirt; *das letzte Wort aber muß stets dem Angeklagten bleiben.*

Ist Alles aufgeklärt, so spricht der Präsident den Schluß der Ver-

handlung aus, hält einen Schlußvortrag über deren Ergebniß (Resumé) und stellt die Fragen an die Geschworenen.

Mit diesen Fragen begeben sich die letzteren in das Berathungszimmer, woselbst sie ohne Gegenwart eines Nichtgeschworenen berathschlagen und abstimmen müssen. Die Leitung hat ein von den Geschworenen gewählter Obmann. Die Eingänge des Berathungszimmers werden bewacht und ohne schriftliche Erlaubniß des Präsidenten darf Niemand Zutritt erhalten, bis die Geschworenen melden lassen, daß der Wahrspruch (Verdict) beschlossen sei. Nunmehr kehren die Geschworenen in den Verhörsaal zurück, der Präsident befragt sie in Anwesenheit des Angeklagten nach dem Ergebniß ihres Beschlusses, der Vorsteher (Obmann) erhebt sich und verkündet den Beschluß.

Ist das Ergebniß der Fragestellung nicht entsprechend oder nicht erschöpfend, so sendet der Präsident die Geschworenen ins Berathungszimmer zurück, um eine neue Erklärung zu geben.

Sobald die Erklärung erledigend abgegeben ist, fällen die Richter ganz auf den Grund des Ausspruchs der Geschworenen das freisprechende oder verurtheilende Erkenntniß, es sei denn, daß sämmtliche Richter (s. oben) das Erkenntniß für unrechtfertig erachten und auf ein anderes Schwurgericht provociren dürfen.

Auf diese Weise erhalten — nach einem Ausspruch Schwarze's — Richter, Geschworene, Staatsanwalt, Vertheidiger und Zeugen die vollständigste und treueste Kenntniß von allen den Thatsachen, die bei der Untersuchung sich ergeben, und es ist fortwährend eine leichte und erfolgreiche Gelegenheit geboten, diese Kenntniß zu vervollständigen und zu berichtigen. Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege reiht sich sofort als natürliche Folge an die Oeffentlichkeit der Gesetzgebung und vollendet erst deren Segen, weil sie das nationale Rechtsbewußtsein in jedem einzelnen Falle lebendig und so das Gesetz erst wahrhaft zum geistigen Eigenthum aller Bürger macht.

Mitau, den 27. Mai 1863.

Redacteure:
Th. Böttticher A. Faltin G. Berkholz

Druckfehler im Juniheft.

S. 521 Z. 12 v. o. lies: wenig Richtigem st. viel Richtigem.
„ 530 „ 3 „ „ „ unverhältnißmäßigen st. nur verhältnißmäßigen.
„ 533 „ 13 „ „ „ bewegen st. bewähren.
„ 535 „ 4 „ „ „ Geburts-, Civil-Proclamations- oder Civil-Copulations- und Sterberegister.
„ 536 „ 17 „ „ streiche: gesammtem.
„ 536 „ 9 „ u. lies: allgemeiner st. allgemein.

Die Blatternfrage.

Dem Zuge der Bevölkerung und Cultur über die Erde, von Osten nach Westen, folgte aus der Heimath der Geschlechter auch der Tod in seinen verheerendsten Gestalten auf dem Fuße. Blattern, Pest, Cholera stammen aus dem Morgenlande. Schriftliche Denkmale einer fernen Vorzeit bezeugen es, daß die Blattern, anfangs beschränkt auf die östlichen Reiche des Morgenlandes, schon lange das üppige Wachsthum der Menschengeschlechter gelichtet hatten, ehe ihre schonungslose Sichel über das Abendland dahinging. Ihr Rasen gegen unser Geschlecht begann in einer Zeit, in der man noch nicht gelernt hatte Krankheiten als Erscheinungen eines Naturganzen aufzufassen, daher haben auch die Blattern ihren Mythus. Schon vor Jahrtausenden verehrte man in Indien unter grausamen Gebräuchen eine Schutzgöttin wider dieselben. Im Athar-Veda, einem der ältesten der Veda's, finden sich an diese Göttin gerichtete Gebete, deren sich die Brahminen bei einer damals gebräuchlichen Impfung bedienten [1].

Der Santeja Grantham, das große indische, im Alter sich an die Veda's anschließende Werk, das auf Eingebung Dhanvatari's, des Aeskulaps der Inder, von Susfruta, ihrem Hippokrates, verfaßt sein soll, handelt im 20. Kap. der Heilkunst, wo von den kleinen Krankheiten die Rede ist, auch von den Blattern. Sie sind dort nach ihrer Aehnlichkeit mit einer kleinen Erbsenart, masûrika, genannt, und es werden zu ihrer Heilung auch gegen den Aussatz gebräuchliche Salben empfohlen [2].

Was man auch gegen die Zeitrechnung der Inder einwenden möchte, so ist man doch genöthigt den Anfang ihrer zuverlässigen Geschichte in das 12. Jahrhundert v. Chr., mit dem Ursprung der Krischnasecte und der Niederschreibung des Gesetzbuches des Manu, zu setzen, wonach den Veda's ein viel höheres Alter zukommt [3]). Aber selbst wenn wir gegen einige neuere Berechnungen, denen zufolge die Abfassung der Veda's, anstatt 1000 Jahr v. Chr., ungefähr in die ersten Jahrhunderte nach Chr. fiele, nichts vorzubringen hätten, wäre auch in diesem Falle die sehr frühe Bekanntschaft der Inder mit den Blattern erwiesen [4]).

Auch im chinesischen Volke lebt der durch Urkunden befestigte Glaube an ein dreitausendjähriges Alter der Blattern. Französische Missionäre theilten einen Auszug aus medicinischen Schriften, die bei der großen Bücherverbrennung durch den Kaiser Schi-hoangti verschont geblieben waren, mit, und es findet sich in demselben auch eine Abhandlung unter dem Namen „Herzenstractat über die Blattern", in welchem diese Gift der Mutterbrust genannt werden [5]).

Nach der Meinung chinesischer Aerzte waren die Blattern, weil ihre Urkunden nur bis in die Zeit Tschehu's reichen, bis zum Jahre 1122 v. Chr. unbekannt, und eine Art Impfung sei erst im 10. oder 11. Jahrhundert n. Chr. bei ihnen gebräuchlich geworden [6]). Im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erwähnen die auf Befehl des Kaisers Kien-long gesammelten, die Arzneikunst betreffenden Schriften der Blattern als einer vom Himmel gesandten Beule und unterscheiden 40 Arten derselben [7]).

Zwar behauptet man, daß die Blattern wie in Indien, China und Japan, in welchem letzteren sie 737 nach Chr. als dort lange bekannte Seuche sehr verheerend herrschten, auch seit den ältesten Zeiten in Aegypten bekannt gewesen seien, und wollte sie, verleitet durch die Schilderung des jüdischen Philosophen Philo, in einer der ägyptischen Plagen wiedererkannt haben [8]). Allein wollte man auch das vorzügliche Sterben der Erstgeburt für Kinder im allgemeinen gelten lassen, so hätten die Juden wenigstens für Blattern durchaus unempfänglich sein müssen, wogegen ihre jetzt häufig benarbten Gesichter sprechen. Sehr zu beachten dabei ist, daß man bisher an den so vielfach aufgefundenen Mumien Aegyptens noch keine Blatternarben beobachtete [9]).

Was die Quellen des griechischen und römischen Alterthums betrifft, aus denen das Vorhandensein der Blattern in jenem nachgewiesen werden könnte, so liegt es außerhalb des Zweckes dieser Schrift, den Streit dar-

über zu erneuern, und wir wollen nur, indem wir auf die Schrift Dr. C. F. Krause's verweisen, der sowohl eine Geschichte jenes Streites, wie die bezüglichen Schriftstellen aufgezeichnet hat, die wichtigsten dieser Stellen berühren [10]). Obgleich aus den Betrachtungen Krause's hervorgeht, daß in jener Zeit die Blattern mit anderen pestartigen Krankheiten und Ausschlägen leicht verwechselt und mit denselben Namen bezeichnet werden konnten, um so mehr da im Orient noch heute Pest und Blattern häufig einander folgen [11]), so hieße es doch jenen als Beleg angeführten Schriftstellen Gewalt anthun, wenn man sie für hinreichende Beweise gelten lassen wollte.

Weder der durch seine allgemeine Fassung dunkle Sinn einiger hippokratischen Aphorismen [12]); noch die oberflächliche Schilderung, die Thucydides von der attischen im Piräus von Athen losgebrochenen Pest giebt, und welche, im 2. Jahre des peloponnesischen Krieges in Aethiopien entsprungen, Aegypten und einen Theil Persiens verheert haben soll [13]); noch die geringen Andeutungen des Curtius in Bezug auf die Krankheit, die das Heer Alexanders des Großen auf seinem Zuge durch die Wüste Gedrosiens aufrieb [14]); noch die durch Dionysus von Halikarnaß gelieferte Beschreibung jener Pest, die unter Tarquinius Superbus besonders das Landvolk, namentlich viele Kinder und Schwangere hingerafft haben soll, wobei das miterkrankte Vieh die Ansteckung vergrößerte [15]), berechtigen zu der Behauptung, daß die Blattern schon lange vor der sichern Kunde über dieselben in Nordafrika, Vorderasien und im griechischen Archipel gehaust hätten. Die meiste Uebereinstimmung mit ihnen hat die Pest, die nach Diodor aus Lybien gekommen die Karthager während der Belagerung von Syrakus überfiel [16]); ebenso könnten die im Aetius enthaltenen Fragmente Herodots, eines Arztes aus Lycien, die von Pestarten im allgemeinen handeln, eine Bekanntschaft mit den Blattern vermuthen lassen [17]); indessen bleibt es dabei auffallend, daß Galen ihrer gar nicht erwähnt, obgleich man sehr bemüht gewesen ist Andeutungen über dieselben in seinen Schriften hineinzudichten [18]). Wer möchte zugeben, daß eine durch so ausgeprägte Merkmale bezeichnete Krankheit, die man bei allen Völkern, wo sie auftrat, mit kenntlichen Namen bezeichnete, den Geschichtsschreibern und Aerzten des klassischen Alterthums entgangen wäre. Schon die Narben, wie Werlhof richtig bemerkt, durch welche diese Seuche vor so vielen anderen sich auszeichnet; das vorzügliche Hinsterben der Jugend; das Geborenwerden mit Blattern oder Narben bedeckter Früchte; das in die Augen fallende

Gesichertsein gegen eine zweite Ansteckung, sind so auffallende Erscheinungen, daß sie einem griechischen Beobachtungssinn sicher nicht entgangen wären. Ueberdem gaben die Narben Gelegenheit zu bezeichnenden Beinamen geschichtlicher Personen, zur Uebertragung auf Bildwerke und beim schönen Geschlecht zur Anwendung von Mitteln gegen ihre Spuren, wodurch alles die Blattern sich leicht verrathen konnten. Abhandlungen über dieselben finden sich indessen bei den Griechen erst vom 12. Jahrhundert an.

Auffallend ist es gleichfalls, daß in einer Zeit, in der Viehzucht ein wesentlicher Culturzweig war, der Thierblattern gar nicht erwähnt wird, daher denn auch die Behauptung, das Impfen der Schafblattern sei den Griechen schon lange bekannt gewesen, sehr ungegründet erscheint; auch findet sich Nachricht über das Auftreten dieser Seuche unter den Heerden persischer Nomadenstämme erst in ganz neuer Zeit [19]). In Betreff der Bekanntschaft des Plinius mit der Rinderblatter hat man ihm offenbar Gewalt angethan [20]).

Erwägt man, wie schnell die Blattern nach der ersten sichern Kunde von ihnen sich über die bekannten Länderstrecken ausbreiteten, so bleibt, unter der Voraussetzung ihrer sehr frühen Gegenwart in den Küstenländern des Mittelmeeres, ihre Beschränkung auf diese ein Räthsel. Denn seit den ältesten Zeiten herrschte hier ein reger Handelsverkehr durch phönizische Seefahrer; stete Uebersiedelungen und Kriegszüge bewegten sich zwischen Nordafrika, Kleinasien, dem griechischen Archipel, der italischen und iberischen Küste. Nur die Annahme einer selbständigen Wiedererzeugung der Blattern in Nordafrika oder Kleinasien kurz vor ihrer bekannten Ausbreitung bliebe übrig, hätte man nicht genügende Gründe zu behaupten, daß sie aus Indiens seuchenerzeugendem Boden stammen und von dort aus vielleicht mit Baumwollen oder Seidenstoffen, wie einst aus Spanien nach Amerika durch wollene Decken, kamen. Zwar kann man dagegen einwenden, daß die Züge des Bachus, der Semiramis, des Cyrus, Darius Hystaspis, daß die schon im 8. Jahrhundert v. Chr. unter Benutzung der Passatwinde bestehenden Indienfahrten, für welche die von Ezion-Geber ausgehenden Hieram-Salomonischen Handelsflotten sprechen, und die mit indischen Namen bezeichnete Handelsgegenstände führten; daß die an der Ostküste Afrika's angesiedelten offenbar indischen Geschlechter [21]) von jeher Gelegenheit zur Verschleppung der Blattern hätten bieten müssen. Aber abgesehen davon, daß Indien wie China von jeher durch ihre Abgeschlossenheit ausgezeichnete Reiche waren; daß daher die Berührungspunkte für

den Handel wahrscheinlich nur auf streng begrenzte Küstenorte beschränkt wurden; daß selbst die Züge Alexanders des Großen keineswegs über den Ganges, bis zum Sitz der reinen Brahmaverehrer reichten, sondern nur bis zum heiligen Sarasvati, der diese von den rohen, königslosen Negerstämmen des Aufganges schied; daß es erst dem Seleucus gelang über den Ganges zu dringen und mit Tschaedragupta, dem Beherrscher Indiens anzuknüpfen, was jedoch auch nur eine sehr kurze, wenig ausgebreitete Berührung zur Folge hatte[22]); so mag die Erhaltung des Ansteckungsstoffes auf langen See- und Karawanenwegen, nicht hinreichend durch die zersetzenden Wirkungen dortiger klimatischer Verhältnisse begünstigt worden sein, und erst einem regeren Handelsverkehr, durch vollkommenere Küstenbefahrung und Transport reicherer Waarenmassen, gelang vielleicht nach vielen fruchtlosen Wiederholungen endlich die Verschleppung. Aus den bekannten geschichtlichen Quellen läßt sich die Frage, ob China etwa ältere Ansprüche auf den Besitz der Blattern habe, nicht beantworten. Nur muß es auffallen, daß die Chinesen, die schon 256 v. Chr. ihre Schutzmauer gegen die Tataren aufthürmten, tausend Jahre später diesen, und noch zweihundert Jahre später den zu Hülfe gerufenen Mongolen zinsbar geworden und endlich nach Vertreibung dieser an ihren Grenzen mit den Mantschu-Tataren verschmolzen, allen erwähnten Völkerschaften die Blattern nicht mitgetheilt zu haben scheinen. Namentlich durch Tatarenstämme, die in ihren Kriegszügen bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts die Ebenen der Slaven durchzogen, hätten die Blattern viel früher zu diesen gelangen müssen, wogegen sie erst am Anfange des 17. Jahrhunderts an der Grenze China's zuerst unter den Russen ausbrachen.

Für eine Einschleppung der Blattern aus Indien waren die Handelsküsten Arabiens, Nordafrika's und Syriens am günstigsten gelegen, womit auch die ersten Nachrichten von ihrem Auftreten stimmen. Wollte man die nach Eusebius[23]) und anderen Kirchenvätern, unter Diocletian und Galerius, in Syrien vom Jahre 302 an herrschende Seuche, die darin den Blattern entsprach, daß Tausende durch sie erblindet sein sollen, nicht als ersten Angriff der Blattern auf die Küste des Mittelmeeres gelten lassen, obgleich auch die folgenden arabischen Angaben dafür sprechen, so ist ihr Erscheinen in Syrien um das Jahr 572 n. Chr. unzweifelhaft.

„In diesem Jahre, schreibt der Araber Massudi, erschienen endlich in den Ländern der Araber die Blattern und Masern, die unter den Juden schon früher geherrscht hatten, aber in Länder der Araber noch nicht ein-

gedrungen waren“ [24]). Weiter berichtet er, was auch El Hamyst, ein anderer Araber, bestätigt, daß im zweiten Jahre des Elephantenkrieges die Abessinier, während sie die Araber in Mekka belagerten, durch Blattern fast aufgerieben seien. Die Mythe darüber, wie sie auch in der 105. Sure des Korans enthalten ist, sagt, es seien eigene Vögel, Ababil genannt, ein persisches in Arabien zur Bezeichnung der Blattern gebräuchliches Wort [25]), vom Meere gekommen und hätten kleine Steine, denen kein Panzer widerstehen konnte, auf die Belagerer herabgeworfen [26]). Die Vögel kamen vom Meere (Zugvögel, Karawane) zur Zeit, da die große justinianische Pest sich von Unterägypten aus bis nach Konstantinopel ausgebreitet hatte. In einer zu Axum aufgefundenen Chronik war verzeichnet, daß unter Omar, dem Nachfolger des Propheten, wiederum Araber auf einem Zuge gegen die Abessinier begriffen, durch den Ausbruch der Blattern in ihrem Heere zum Rückzuge gezwungen worden waren [27]). Die Vermuthung, daß die auf der Straße von Indien nach Dschedda vor Mekka stehenden Abessinier sich durch Plünderung arabischer Karawanenzüge die Blattern zugezogen hätten, hat viel Wahrscheinliches [28]).

Um die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts, also lange vor dem Beginn der Eroberungszüge Omars, hatten sich die Blattern schon verheerend von Pelusium in Nordafrika aus über Alexandrien bis Palästina u. s. w. ausgebreitet, wie Procop in seiner Geschichte der Perser und Gothen berichtet [29]). Es ist nicht zu leugnen, daß das große Kalifat durch seinen ausgedehnten Verkehr die Verbreitung der Blattern besonders begünstigte, daher auch die bedeutenderen Verheerungen durch dieselben mit den Zügen Omars beginnen. Ihnen folgend wütheten sie 640 n. Chr. in Aegypten und nach den Siegen der Mauren in Italien, Spanien, Frankreich [30]). Aber die Araber waren es nicht, die zuerst die Blattern nach Europa brachten; nach Sprengel wird es vielmehr wahrscheinlich, daß die unter dem Statthalter des syrischen Grenzgebietes, Aretas, den Abessiniern zu Hülfe geführten Griechen bei ihrer Rückkehr nach Italien sie mit herüberbrachten [31]); denn schon 614 herrschte daselbst eine ausgebreitete Epidemie derselben [32]). Ja nach dem Annalisten Sigbert ist zu vermuthen, daß die Blattern schon um ein Jahrhundert früher in Gallien ausgebrochen waren [33]), aber 55 Jahre später herrschten sie daselbst von der Ruhr begleitet zweifellos, brachen auch 15 Jahre später wieder von Neuem los [34]).

Gewiß ist es, daß sie in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts schon in mehreren von einander entlegenen Ländern Europa's festen Fuß ge-

faßt hatten. Krankengeschichten beweisen ihr unzweifelhaftes Vorkommen in Frankreich und der Schweiz während der Jahre 804 bis 981 [35]).

Der Name Variola findet sich schon in einer Beschwörungsformel des 9. Jahrhunderts [36]). Im Zeitraum der Völkerwanderung um das Jahr 907 zeigten sich schon Spuren der Blattern an den Grenzen Deutschlands, dorthin durch Ungarnhorden verschleppt. Indessen scheinen die Kreuzzüge Veranlassung zu erneuerter Einführung des Giftes aus dem Orient gegeben zu haben, denn die unter Ludwig VII. fechtenden Truppen des Kaisers Konrad brachten dasselbe bei ihrer Rückkehr von Neuem nach Spanien. In Indien selbst schienen die Blattern unterdessen vergessen zu sein, so daß man sie dort erst für ein Gastgeschenk der Portugiesen, später der Holländer erklärte [37]).

Nach isländischen Annalen fanden sie sich in Island schon in den Jahren 1241—42 epidemisch [38]), und erreichten somit diese entlegene Insel früher als England, wo sie erst 1270 auftraten, während Irland noch 200 Jahre länger verschont blieb [39]). Nach Deutschland wurden sie von den Kriegsknechten Maximilians I., die von einem Zuge gegen die Niederlande durch französisches Gebiet zurückgekehrt waren, eingeschleppt [40]).

Schon 16 Jahre nach der Entdeckung Amerika's machten sich die Blattern zu Verbündeten der Spanier, um den Vertilgungskrieg gegen die Eingeborenen Hayti's zu beginnen, und drei Jahre später durch eine Expedition, die mit Blattern behaftete Neger mit sich führte, von Cuba nach Mexico gebracht, rafften sie daselbst nach kurzer Frist drei und eine halbe Million Eingeborener dahin. Die Einfuhr von Negersklaven aus Afrika hatte häufig Erneuerungen von Blatternausbrüchen zur Folge [41]).

In Schweden drangen die Blattern jedenfalls vor 1578 ein, und ebensowenig genau läßt es sich angeben, wann und auf welchem Wege sie Rußland anfielen; indessen ist es wahrscheinlich, daß sie auf dem älteren Handelswege aus der Bucharei eingeschleppt wurden. Es war vor dem Jahre 1630, als die Bewohner Naryms, einer Stadt Sibiriens an der Mündung des Lett in den Ob, dem Sammelorte der Pelztribute von den Nomaden, durch die Seuche ergriffen wurden [42]). Von dort aus im folgenden Jahre über Turuchanskoje Simowoje den Ostjaken, Tungusen und Samojeden mitgetheilt, entvölkerten sie über ein Jahrhundert lang Sibirien, so daß noch 1767 die Einwohner Kamtschatka's bis auf den 20. Theil ausstarben [43]). Unter der Regierung des Zaren Feodor Alexejewitsch erging 1680 ein Befehl an alle Hauseigenthümer, sogleich von

Blatternkranken Anzeige zu machen, und 1727 das Verbot, aus durch Blattern heimgesuchten Oertern bei Hofe zu erscheinen, wodurch jedoch nicht verhindert werden konnte, daß drei Jahre später Peter II. ein Opfer derselben wurde [44]). Sehr verheerend brachen sie 1718 in der Capstadt und 1733 in Dänemark aus, und ließen, von hieraus nach Grönland verschleppt, von 2000 Befallenen nur sieben mit langwierigen Fußgeschwüren Behaftete am Leben [45]). Unterdessen hatten sie, 1707 von neuem nach Island gekommen, 16,000 Menschen, mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, hingewürgt.

In den Jahren 1770—80 begannen sie ihre Tribute von den Südseeinseln einzufordern, deren einige, wie Honolulo, bis 1853 verschont geblieben sind. Nur das ewig gesunde Vandiemensland und noch einige Südseeinseln, sowie Lappland, sind bis hierzu von der Seuche verschont geblieben. Daß sie jedoch in letzterem gleichfalls gedeihen würden, unterliegt um so weniger einem Zweifel, als Dr. A. v. Middendorff dort die Masern in hohem Grade herrschen sah.

Seit den Kreuzzügen bis zur Einführung der Schutzblatternimpfung, in einem Zeitraum von 800 Jahren, herrschten die Blattern fast ununterbrochen in Europa, sowie seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts auch in Amerika. Zuweilen eine Reihe von Jahren unterbrochen, wie nach Sydenham von 1667 bis 1675; dann plötzlich über ungeheure Länderstrecken sich ausbreitend, so daß, wie im Jahre 1614, eine zusammenhängende Epidemie von Persiens und Asiens Innerem aus über Nordafrika, bis in das Herz von Europa bestand. Noch nach Einführung der Schutzblattern breiteten sich Epidemien von Chile über das Meer her durch Europa bis ins Innere von Rußland aus, wie 1823 [46]). In den Jahren 1836—37 durchzogen die Blattern unsere Ostseeprovinzen viele Opfer fordernd, und 1838 verlor die Insel Sitcha ein Drittel ihrer Bewohner, während die Aleuten gänzlich entvölkert wurden. Noch 1856 und 1857 zeigten sie sich wieder in einzelnen im Ganzen gutartigen Zügen, in der Richtung zwischen Petersburg, Pleskau und Riga, und in neuester Zeit wurde Preußen und Oesterreich wieder von ihnen heimgesucht. In Berlin sollen alle 4—6 Jahre kleine Epidemien ausbrechen, die einen Verlauf von einem bis ein und einem halben Jahre haben; dasselbe wird von Zürich berichtet.

Die Steppenländer Asiens werden alle 10 bis 15 Jahre noch immer von dem Uebel durchzogen, wo dann bei seinem Herannahen alles die

Flucht ergreift und die Kranken sich selbst überläßt [47]). In Ostindien sollen alle 3—5 Jahre zwei Drittheile der Bevölkerung erkranken, die Hälfte davon erliegen und der Rest siechen [48]), wozu die Behandlung von Seiten der Brahminen durch Beschwörungsformeln und lärmende Musik viel beiträgt. Selbst die ärztliche Behandlung besteht dort hauptsächlich im Gebrauch des Saftes von Wassermelonen, die man außerdem ausgehöhlt dem Kranken auf den Kopf setzt, oder in Eintauchen desselben in Wasser, das mit einigen Tropfen aus dem heiligen Flusse geweiht wurde; wonach von 100 meist 99 sterben. Wenige benarbte Gesichter beeinträchtigen daher den Ruf indischer Schönheit.

In Aegypten sollen die Blattern zerstreut sich beständig finden, ebenso in Syrien und in der Wüste [49]). An der Goldküste werden sie besonders Erwachsenen gefährlich [50]). Auch im ganzen Binnenlande Südafrika's sind sie verbreitet, und die Kaffern behaupten, die Seuche sei bei ihnen von jeher endemisch gewesen, wofür ihre große Entfernung vom Meere und ihr geringer Verkehr mit Weißen, deren Dasein sie noch im vorigen Jahrhundert für eine Fabel gehalten hatten, wohl sprechen könnte. Die letzte Blatternepidemie jedoch geben sie an durch Vermittelung eines andern nördlich lebenden Stammes erhalten zu haben [51]). Ebenso verheerend soll die Seuche an der Westküste fortwirken [52]). Nach der mündlichen Mittheilung des Missionärs Hahn aus Neu-Barmen an den heißen Quellen des Swakop wären die Blattern vom Süden herauf nur bis zum Orangefluß gedrungen, über diesen aber hinaus (28° S. B.) unter den Hereros und ihren Nachbaren noch unbekannt; daher das Impfen dort noch nicht üblich ist.

In Nordamerika rast die Krankheit hauptsächlich unter den Indianern der Urwälder fort, die unter freiem Himmel nackt, von einer einfachen Decke bedeckt, mit der größten Ruhe ihre Leiden tragen, während die Gesunden stoisch zwischen ihnen umherwandeln. Zur Behandlung werden die Kranken in ein Loch gesteckt und mit Wasser begossen; sie sterben in der Ueberzeugung, die Weißen hätten ihnen das Uebel zugefügt, und sind nur schwer zur Impfung zu überreden. In Californien werden die Chinesen und Eingeborenen weggerafft, in Mittelamerika neben den Indianern die Neger und Mestizen. In Brasilien, wo seit 1814 geimpft wird, wirkt auch die Seuche weniger verheerend; dagegen ist in den übrigen Theilen Südamerika's die Impfung noch wenig verbreitet [53]).

Die Tödlichkeit, in welcher selbst die Pest den Blattern nachstand, war entmuthigend, und obzwar sie kein Alter verschonten, denn Früchte im Mutterleibe mußten schon mit ihnen kämpfen und Greisen machten sie die letzten Tage streitig, so traf doch ihr voller Haß die blühende Jugend. Europa begrub jährlich zwischen 4—500,000, Preußen allein 30—40,000 und Berlin ein Zehntel seiner Einwohner. Frankreich verlor in einem Jahre 64,000 und Paris allein in demselben 20,000 größtentheils Kinder, so daß die Erwachsenen einsam in den Familien dastanden [54]). Von den Bewohnern Marseille's erkrankte die Hälfte, davon starb der vierte Theil. Im allgemeinen starb in Frankreich der 7. Theil der Befallenen.

England betrauerte jährlich den zwölften Theil seiner Blüthe und nach P. Frank war in Europa der zwölfte aller Todten einer an Blattern.

In den Steppen Nordasiens kam nur der Zehnte kränklich davon, aber in Kamtschatka damals nur der Zwanzigste [55]). Quito verlor nicht selten in einem Jahre 100,000, so daß die Bevölkerung meist bis auf den achten Theil verzehrt wurde.

Es gab Epidemien, in welchen der Sechste, Vierte, ja der Dritte erlag, und im Durchschnitt wurde der Sechste getödtet, der Zehnte verstümmelt, und häufig folgten einem martervollen Lager Zerrüttung aller Lebenskräfte, Zehrung, Lungensucht, fressende Geschwüre, Knochenfraß, Blindheit, Taubheit, Geisteszerrüttung, und lange nach errungenem Siege an geschlagenen Wunden dennoch der Tod. Treffend sagt Hufeland von dieser Krankheit, daß sie den gesundesten, blühendsten Menschen in acht Tagen in ein unförmliches, faulendes, stinkendes Aas umzuwandeln vermag!

Die erste wissenschaftliche Beschreibung der Blattern vom Jahre 622 n. Chr. findet sich in den Bruchstücken erhalten, die dem arabischen Arzte und Priester Ahrun zugeschrieben werden, und welche der dreihundert Jahre später lebende arabische Arzt Rhazes in seine Schriften aufgenommen hatte [56]). Ihm folgen die Beschreibungen vieler anderer Araber, wie überhaupt nach der Eroberung Alexandriens die Araber von den Blattern als allgemein bekannter Seuche handeln [57]). In Europa ergoß sich seit Constantinus Afer [58]) zu Salerno und Joh. v. Gaddesden [59]) eine Fluth von Schriften über sie, so daß Krünitz schon 1768 gegen 817 Monographien aufzählen konnte. Zu Anfange des 16. Jahrhunderts waren zu Florenz und Palermo [60]) auch die Windblattern schon beschrieben worden, und in Frankreich hatte man die Bekanntschaft der Schafblattern gemacht, obgleich erst 1578 durch Rabelais und Joubert sichere Nachrichten

über dieselben kamen, und in Deutschland wurden sie erst ein Jahrhundert später von Stegemann beschrieben [61]). Die Blattern forderten unterdessen mit gleicher Grausamkeit ihre Opfer fort, und die Feder wurde vergebens gegen sie gespitzt, kein sicheres Schild war gegen dieses vielköpfige Ungeheuer zu schmieden. Allmälig hatte man zugleich einsehen gelernt, daß weder das Entleeren des Nabelschnurblutes nach der Geburt, noch das Einsalzen der Nabelschnur selbst, noch Amulete von Moschus und Kampher, noch warme Wachholderbäder gegen das Ungethüm schützen konnten; daß weder Queckſilber und Antimon, noch Kampher, Aloe, Guajac, Theerwasser u. s. w. die geeigneten Waffen gegen dasselbe seien. Der Erfolg ärztlicher Behandlung, deren damaliger Standpunkt noch auf sehr unwissenschaftlichem Cothurn daherschritt, war hauptsächlich vom jedesmaligen Charakter der Epidemie und vom Grade der einzelnen Krankheit abhängig, daher wenig trostbringend, und erst mit Einführung der Blatternimpfung erhob sich der Muth der Aerzte und wieder das Vertrauen der Menge zu diesen.

Ob Zufall, ob Absicht auf das Impfen geführt hatten, genug die ersten Spuren desselben finden wir gleichfalls schon in Indien, wo man Pockenkrusten mit Zuckerwasser hatte trinken, oder mit Blatterneiter getränkte Baumwollenfäden durch die Haut des Oberschenkels hatte ziehen lassen. In Georgien und Tscherkassien soll das Impfen schon seit Jahrhunderten als eine Kunst der Sklavenhändler bekannt gewesen sein [62]). Auch in China hatte man schon 1014 n. Chr. Blatterneiter mit Moschus gemischt mittelst Baumwolle in die Nase gebracht [63]). Durch eine Thessalierin soll die Kunst nach Konstantinopel gelangt sein und erregte hier die Aufmerksamkeit des englischen Gesandten Montague, der nachdem er sich vom Nutzen des Impfens überzeugt hatte, 1670 seine Frau und Kinder mit dem besten Erfolge impfen ließ. Jedoch erst 1713 wurde die Kunst von dem griechischen Arzte Erman Timoni dem Dr. Wood in England mitgetheilt, und nachdem man in London das Verfahren an Waisenkindern und Verbrechern glücklich geprüft hatte, ließ Georg I. auch seine Kinder impfen. Das Verfahren war 1721 auch schon in Deutschland bekannt geworden, aber noch 1726 versuchte C. Maitland es vergebens allgemein in England einzuführen, bis Ausübung und Ruf sich erst allmälig über ganz Europa ausbreiteten, ja 1738 schon nach Amerika hinübergegangen waren. In Dänemark und Schweden wurde schon 1754 geimpft und in Rußland das Verfahren 1755 durch eine Schrift empfohlen [64]). Der Dr. Schulinius hatte dasselbe schon hier erprobt, allein erst unter der Regierung der Kaiserin

Katharina II. suchte man es zu verbreiten [65]). Nachdem die Kaiserin selbst und der Thronfolger durch den dazu berufenen Dr. Dimsdale 1768 glücklich geimpft worden waren, wurde eine Acte darüber aufgenommen und im Senatsarchiv aufbewahrt, auch ein jährliches Gedächtnißfest zur Feier des Tages eingesetzt [66]). Sodann berief die Kaiserin den Pastor Eisen aus Torma bei Dorpat, weil er über diesen Gegenstand geschrieben hatte, 1769 nach St. Petersburg und alsbald wurde die Impfung für das ganze Reich angeordnet, auch mit besonderer Berücksichtigung Sibiriens in Irkutsk ein Impfhaus angelegt [67]).

Das nach und nach geläuterte Verfahren hatte glänzende Erfolge. Man milderte das Blatterngift durch vieljähriges Bewahren, Trocknen in Torfrauch, Eingraben in Kampher; man wählte eine günstige Impfzeit und bereitete die Impflinge vor. Das in der Haut niedergelegte Gift schien seine Wirkungen auch hauptsächlich auf diese, unter Verschonung innerer wichtiger Organe, zu beschränken. Im günstigsten Falle starb von 500 Impflingen einer. Jedoch Künsteleien, welche den Impfstoff mitunter gänzlich entarten ließen, den Impfling durch Abführmittel zu sehr schwächten oder seine Haut durch übermäßige Anwendung von Kälte in ihrer Thätigkeit lähmten; sowie Unwissenheit, die häufig Windblattern statt der wahren weiter impfte, beeinträchtigten den günstigen Fortgang der Sache. Dabei fielen manche Schattenseiten derselben leicht in die Augen. Während einer Epidemie blieb das Impfen immer sehr gefährlich und die Menge wehrte sich nicht ohne Grund dagegen. Zugleich konnte die eigenmächtige Verbreitung des immer von neuem unter die Menschen gestreuten Giftes nicht verhindert werden, denn als Maria Theresia einige Kinder eines Dorfes impfen ließ, wurde das ganze Dorf mit ergriffen; daher nach solchen Erfahrungen der Kaiser 1768 in Belgien befahl, die Impfung nur in einer Entfernung von 200 Ruthen von den letzten Häusern einer Stadt vorzunehmen. In London hatte die Zahl der Sterbefälle an Blattern in den ersten 40 Jahren nach Einführung der Impfung um 24,500 zugenommen [68]).

Unter den Aerzten wurde de Haen einer ihrer starrsten Widersacher [69]). Andere schlugen vor, um der Sache mit einem Male ein Ende zu machen, durch eine gleichzeitige Impfung über die ganze Erde die Blattern für immer auszurotten [70]). Aber schon Reimarus machte auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche der Völkerverkehr der Sache in den Weg stellen möchte. Ja schon der nach Haggarths Vorschlag zu Chester in England begonnene

Versuch einer allgemeinen Impfung scheiterte an den Vorurtheilen des Volks. Vorschläge einer strengen Quarantaine konnten nur hier und da, wie z. B. auf Rhode Island, Neu-England, St. Helena mit Nutzen ausgeführt werden.

Unterdessen erhielt die große Ausbildung des Verfahrens durch englische Aerzte, sowie der in vielen Fällen ausgezeichnete Erfolg immer noch das Zutrauen zu dem einzigen wenngleich zweideutigen Mittel, durch das die Menschheit sich die Bürde einer, wie es schien, unabwendbaren Schickung zu erleichtern hoffen durfte.

So stand es, als sich eine neue Entdeckung von unberechenbarem Werthe gleichsam wiederholt aufzudrängen strebte; denn selbst ganze ärztliche Versammlungen behandelten sie anfangs geringschätzend. Man hatte nämlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts an verschiedenen Orten Europa's die im östlichen Asien schon seit Jahrtausenden bekannten Rinderblattern [71]) kennen gelernt. Das Volk in den südlichen Grafschaften Englands, sowie in den nordwestlichen Gegenden Deutschlands, war lange mit der Erfahrung vertraut gewesen, daß Kühe von einem blatternähnlichen Ausschlage des Euters befallen werden und daß derselbe sich gern auf die Hände der Melker übertrage, weswegen manche Pächter nur Leute zum Melkgeschäfte nahmen, die durch das Ueberstehen von Menschenblattern dagegen gesichert zu sein schienen. Von der andern Seite hatte man beobachtet, daß solche von der Kuh Angesteckte 30—40 Jahre von Menschenblattern verschont geblieben waren [72]); so daß schon 1763 der Landprediger Heim zu Sachsen-Meiningen den Ausspruch gethan hatte, eine solche Ansteckung schütze wirklich gegen die Blatternkrankheit [73]), und bald darauf erwähnte eine Göttinger Zeitschrift dieser Erfahrung als einer unter alten Leuten ganz bekannten [74]).

Die englischen Aerzte Sutton und Fewster machten schon 1765 an solchen von Kühen Angesteckten glückliche Gegenversuche mit Blatterneiter; als sie aber dem ärztlichen Rathe zu London Anzeige darüber machten, beachtete man dieselbe nur durch Verweisung auf weitere Erfahrungen [75]). Die Idee der Schutzblatternimpfung, die ein Geistlicher zu Montpellier gradezu aussprach [76]), wurde 1781 durch einen Wundarzt zu Devonshire an seinen eigenen Kindern ausgeführt, und im darauf folgenden Jahre machten der Franzose Nash und der Engländer Archer neue bestätigende Gegenversuche mit Blatterneiter an Solchen, die vor einiger Zeit von der Kuh angesteckt gewesen waren.

Fast gleichzeitig lernte man die in Arabien einheimischen, den Aerzten des Alterthums wohlbekannten Pferdeblattern kennen, und sowohl ihre Beschreibung [77]), als auch die Kenntniß von ihrer eigenthümlichen Beziehung zur Rinderblatter, fallen mit der Beschreibung dieser in das Ende des 18. Jahrhunderts [78]), indessen die Beobachtung der Schweine- und Hundeblattern der neuesten Zeit angehören.

Zwanzig Jahre waren seit den ersten bestätigenden Versuchen über die Schutzkraft der Rinderblattern verflossen, bevor der Engländer Dr. E. Jenner aus Glocestershire sie für die Menschheit fruchtbar machte. Er hatte diesem Gegenstande schon seit 1776 seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, impfte jedoch noch 1789 seinen Sohn mit Menschenblattern. Die von dem Lehrer Plett in Holstein 1791 an seinen Kindern glücklich ausgeführte Impfung mit Rinderblattern-Lymphe [79]) scheint ihm unbekannt gewesen zu sein, denn erst eine von Vielen übersehene Anmerkung einer 1795 vom Arzte Thomas Beddoes veröffentlichten Schrift [80]), in welcher von der Erfahrung älterer Aerzte die Rede ist, „daß im Fall nach einer Ansteckung durch die Kuh die Achseldrüsen mit ergriffen würden, dadurch Schutz gegen die Menschenblattern erreicht werde und daß diese Erfahrung in Zukunft großen Nutzen bringen könne", veranlaßte Jenner zu seinen segensreichen Versuchen. Der 14. Mai 1796, der durch ein bleibendes alljährliches Fest verherrlicht werden könnte, ist jener denkwürdige Tag, an welchem die erste Uebertragung der Schutzblatter von einem Menschen auf den andern ausgeführt wurde, worauf dann am 1. Juli die Gegenversuche mit Blatterneiter gemacht wurden. So glänzend der Erfolg war, trat Jenner doch erst zwei Jahre später schriftlich darüber auf [81]). Mit Recht preist man ihn, dessen Erfindung Millionen von Menschen vor einem frühen qualvollen Tode oder Siechthum und Verstümmelung bewahrt; indem er seinen Namen in die Tafel der für die Menschheit Unsterblichen eingrub, sorgte das englische Parlament für sein Zeitliches durch ein Geschenk von 24,000 Pfund Sterl.

Seine Bekanntmachung wurde in allen Kreisen der Gesellschaft mit Begeisterung ergriffen und anfangs beeiferte sich alles dabei thätig zu sein, so daß die Angelegenheit in eine Art Modekrankheit ausartete. Es bildeten sich Gesellschaften für unentgeltliche Impfung; man verbreitete anpreisende und aufklärende Schriften; gestattete nach einigem Unterrichte Hebammen, Lehrern, Pfarrern das Impfen, eine Einrichtung, die anfangs unendlich viel zur Ausbreitung desselben beitrug, zugleich aber auch den

Grund zum späteren Verfall der Sache legte. Um die Wichtigkeit der Impfung dem Volke recht ans Herz zu legen, wurde z. B. in Genf bei der Taufe jedes Kindes den Zeugen eine gedruckte Ermahnung überreicht, welche die Aufforderung enthielt, vier Wochen nach der Taufe Sorge für die Impfung des Kindes zu tragen, wobei zugleich Gefahrlosigkeit und unentgeltliche Ausführung derselben versprochen wurden [82]).

Am 2. November 1799 wurde in London die Cow-pox-Anstalt gegründet, woselbst noch 2110 Gegenversuche angestellt und im nächsten Jahre 6000 Kinder geimpft worden sind. Aehnliche Anstalten traten in Berlin und Wien ins Leben, und nachdem im ersteren Ort durch die Doctoren Heim und Zenker noch eine Reihe Gegenversuche angestellt worden waren, impfte man im Jahre 1820 daselbst 400,000 Kinder [83]). In Deutschland war die Sache zuerst durch ein Schreiben aus London an den Bergrath Scherer in Weimar angeregt worden; Dr. Woodville verpflanzte die Schutzblatternimpfung nach Frankreich, Dr. Marshall nach Italien und Spanien, und de Carro, der in Wien schon 1799 begonnen hatte, stattete die einst aus Konstantinopel empfangene Wohlthat in einer segensreicheren Form dahin zurück [84]). Im russischen Reiche wurde durch die Doctoren Huhn und Halliday schon 1800 von Kurland und Livland aus mit der Schutzblatternimpfung begonnen, und 1801 durch den Leibarzt Dr. Weikardt von St. Petersburg aus. Von hieraus wurde 1803 Dr. Buttaza ins Innere des Reichs zur Verbreitung des Impfens abgefertigt [85]), und in den Jahren 1810 und 11 erfolgten eine Menge Verordnungen in Bezug darauf, namentlich zur Errichtung der noch heute bei uns fortwegetirenden Schutzblattern-Comitäten. Die Impfung im Reiche hatte jedoch, theils weil es an sachverständigen Impfern, theils weil es an Lymphe fehlte, keinen guten Fortgang, daher gab das Mitglied der freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg, der wirkliche Staatsrath Golinsky 1824 zur Verbreitung derselben 5000 Rubel Silber und die Gesellschaft ihrerseits noch 10,000 Rubel Silber von ihrem Capital hinzu, wozu noch viele bedeutende einmalige und jährliche Beiträge von Mitgliedern hinzuflossen. Gleich im ersten Jahre wurden 7000 Gläser Impfstoff, nebst 1000 Lanzetten versandt. Als aber der Kaiser Alexander I. noch 25,000 Rubel Silber aus dem Reichsschatz zum Betriebe anwies, verwandte man sogleich 15,000 Rubel davon, um 60,000 Exemplare einer in allen Landessprachen gedruckten Impfanleitung und Blatternbehandlung, sowie 20,000 Impfnadeln zu versenden. Ein Jahr darauf erließ der Kaiser

Nicolaus I. den Befehl, daß jedes Gouvernement zehn Jahre hindurch 1000 Rubel Silb. jährlich der ökonomischen Gesellschaft zum Betriebe der Impfung einzahlen sollte, welche Abgabe 1837 auf noch zehn Jahre verlängert wurde. Von 1824 bis 1844 waren 12,618 Impfer gebildet und 17 Millionen Kinder, sowie Tausende von Erwachsenen geimpft worden. Zur Belohnung und Aufmunterung hatte man in dieser Zeit 182 goldene und 349 silberne Medaillen an verdienstvolle Impfer vertheilt. Von Rußland aus drang die Impfung bis zu den Aleuten und nach Californien vor[86]). Eine Theilnahme der Verwaltung an der Sache, wie sie kaum ein anderes Land aufzuweisen hat, und doch bleibt wegen unzulänglicher Ausführung für die Größe des Reichs noch viel zu thun übrig.

In Amerika ist die schon 1804 dorthin durch Jenner selbst verpflanzte Impfung noch wenig verbreitet[87]). In Nordindien, wo sie ziemlich geregelt betrieben wird, trägt die Vorliebe der Brahminen für dieselbe viel dazu bei, daß die Blattern daselbst häufig herrschen, indem sie den Impfstoff fast bis zur Unwirksamkeit schwächen[88]). Auch finden sich unbesiegbare Hindernisse in manchen religiösen Vorurtheilen, namentlich in Hinterindien und dem Archipel[89]). Der Eifer Dr. Pearsons pries die Impfung der chinesischen Regierung an, und von dieser weislich für eigene Erfindung ausgegeben, ward sie dort willig aufgenommen[90]). Ebenso wirksam fand man sie in neuerer Zeit bis ins Innere von Aegypten und zu den Araberhorden vorgedrungen[91]), und Dr. Barth fand sie im Gebiete der Marghi's im Innern Afrika's ganz gebräuchlich. Bei den Hottentotten soll sie ganz allgemein sein, daher sie weniger leiden als die Kaffern, die jede Impfung verabscheuen[92]). Nördlich von diesen über den 29° S. B. hinaus sollen Blattern und Impfung noch unbekannt sein.

Gleich nach der ersten glücklichen Ausführung wurde die Schutzblatternimpfung in den meisten europäischen Staaten gesetzlich befestigt und nur in England, das aus seiner Nationalanstalt, Board, nach beiden Indien hin Lymphe versandte, geschah das erst 1840, wobei zugleich die bis dahin noch übliche Blatternimpfung verboten wurde. In Frankreich, wo man schon 1800 mit den Schutzblattern begonnen hatte, blieben dennoch in der ersten Zeit Millionen ungeimpft, und erst in neuester Zeit hat man sich der Sache aufmerksam angenommen. In Portugal wird seit 1812 jedoch lässig geimpft; nicht besser steht es in Spanien[93]). In Italien, wo die Impfung bisher ziemlich unordentlich von Badern betrieben wurde, scheint

ſie in neueſter Zeit die beſondere Aufmerkſamkeit der Aerzte erregt zu haben, in Folge großartiger Mitübertragungen von Syphilis.

Das Schlagende der Gegenverſuche, verbunden mit noch geringer Erfahrung über Maß und Dauer des Schutzes unter den mannigfaltigen Umſtänden, befeſtigten in der erſten Zeit einen unwandelbaren Glauben an die Unfehlbarkeit der Schutzblattern, ſowol bei Laien als Aerzten. Der Erfolg war nachzuweiſen, denn Bevölkerung und Lebensdauer hatten nach ihrer Einführung überall zugenommen. Nach Dr. Williams wurden in England von 260,000 Menſchen nur die Hälfte von Blattern ergriffen, und die Geſammtzahl der Sterbefälle an denſelben war von 60,000 auf 11,000 herabgeſunken. Im Heere wurden von 2000 Mann jährlich nur Einer ergriffen, und unter der aus 7952 Mann beſtehenden Seemannſchaft waren in ſieben Jahren nur ſieben tödliche Fälle vorgekommen. In Berlin war die Sterblichkeit der Kinder von 51 Proc. auf 43 geſunken. In ganz Preußen war unter 122 Sterbefällen nur einer an Blattern [94]). In Paris ſtarben noch auffallend mehr Knaben, weil die Mütter ihre Töchter williger zur Impfung brachten. Seltene Fälle mißglückten Schutzes thaten dem Fortgange der Sache anfangs keinen Abbruch, und das Obercollegium der Aerzte in Berlin konnte am 2. Mai 1802 dreiſt den Ausſpruch thun, daß die Schutzblattern ebenſo ſicher als die Blatternimpfung ſeien, wodurch die Gründung der Impfanſtalt daſelbſt hervorgerufen wurde.

Allein ſchon 1799 war durch die Schutzblatternanſtalt zu London eine vom Dr. Pearſon verfaßte Schrift bekannt gemacht worden, in welcher dargethan wurde, daß obgleich man ſich täglich von der Schutzkraft der Rinderblatter überzeugen könne, dennoch in ſeltenen Fällen Blattern auf Schutzblattern in derſelben Weiſe wie nach Blattern vorkämen und daß nur wenn Schutzblattern gegen ſich ſelbſt unempfänglich machten, ſie auch gegen Blattern ſchützten, ſowie umgekehrt [95]). Im Jahre 1800 waren ſchon mehrere Fälle bekannt geworden, wo ſelbſt tödtliche Blattern nach Schutzblattern vorgekommen waren, und da es Aufſehen unter der Menge erregte, war zur Beruhigung derſelben von der Jenner-Societät zu London eine Verſammlung von 25 Mitgliedern berufen worden, die nach Unterſuchung der Ereigniſſe ſich zu dem Urtheil genöthigt ſah, daß unleugbar Blattern nach Schutzblattern, ſowie nach ſich ſelbſt folgen könnten, daß das aber höchſt ſeltene Ausnahmen vom gewöhnlichen natürlichen Gange ſeien. Sieben Jahre ſpäter erklärte das ärztliche Collegium in London nachträg-

lich, daß die Zahl der mißglückten Schutzimpfungen immer noch viel geringer als die der an Blatternimpfung Gestorbenen sei, und stellten das Verhältniß auf 1 : 3000 [96]). Aber auch dieses noch sehr günstige Verhältniß sah man bald herabsinken, so daß Pearson dasselbe bald auf 1:500 stellen durfte, und zwar in einer Zeit, wo die Kuhpockenlymphe noch nicht entartet sein konnte, das ganze Geschäft mit großer Vorliebe betrieben wurde und nach einem Schreiben von Jenner in kurzer Zeit 880,000 Impfungen vollzogen waren, es also an Material zu Folgerungen nicht fehlen konnte. Zuletzt sprach Pearson unverholen aus, daß die Schutzblattern, wenn auch nicht unbedingt schützen, doch wenigstens meist vor Gefahr sichern [97]). Die Fälle mißlungener Schutzimpfung mehrten sich indessen so sehr, daß man mit Recht zu behaupten anfing, das Impfen der Menschenblattern selbst sei am Ende nicht allein sicherer, sondern was die Zahl der Todesfälle anlangt, sogar noch vortheilhafter [98]). Die Menschenblattern begannen unter diesen Umständen wieder kleine, anfangs milde Epidemien unter dem Namen Varioloiden zu bilden, forderten aber mitunter auch bösartiger auftretend manche Opfer. Aus dieser üblen Lage gegenüber der Menge suchten sich die Aerzte auf verschiedene Weise zu retten. Man beschuldigte die ausgeartete Lymphe, die Impfmethoden, ja einige Aerzte erklärten die Varioloiden für eine besondere Blatternart, gegen welche daher die Schutzblattern unwirksam seien, und bemühten sich ihre Existenz vor der der Blattern nachzuweisen [99]). Man wollte sogar Blattern auf jene folgen gesehen haben und gestand den Schutzblattern nur einen mildernden Einfluß auf diese Art zu. Was schien natürlicher, als daß man zu einer selbständigen Impfung derselben rieth und sie auch alsbald vollzog [100]). Unterdessen erwies sich bald, daß den Varioloiden in vielen Fällen kein ächte Blattern bezeichnendes Merkmal fehlte, wenn auch die Krankheitsabschnitte im allgemeinen rascher verliefen; ja noch schlagender war die Erfahrung, daß sich aus den Varioloiden Epidemien ächter Blattern herausbildeten, wie 1825 in Würzburg eine vollständige Blatternepidemie ausbrach, in welcher die zuvor mit Schutzblattern Geimpften an Varioloiden, die Ungeimpften an Blattern befielen, so daß z. B. geimpfte Mütter von jenen, ihre noch ungeimpften Kinder von diesen ergriffen wurden [101]). Zugleich gelang es hie und da das Umsichgreifen von Varioloidenepidemien durch allgemeine Schutzblatternimpfung aufzuhalten, und man gelangte endlich zu dem einfachen Ergebniß, daß die Varioloiden nur eine mildere Form der Blattern seien, indem ihre Stärke, dem Grade der für sie

wiedergekehrten oder durch mangelhafte Impfung nicht hinreichend abgestumpften Empfänglichkeit entsprach.

Gleich während der ersten Verbreitung der Schutzblattern waren selbst Aerzte wie M. Herz, Weiß, Bechstein, Moseley, Moos u. a. als Gegner derselben aufgetreten, indem sie behaupteten, man greife dem Schicksale in die Rechte, der Vorsehung in die Zügel, verhindere zur Entwickelung des Menschengeschlechts nothwendige Krankheiten, bringe Thiergifte — was selbst der vielerfahrene Hufeland fürchtete — in das Menschengeschlecht, vermehre dadurch andere Krankheiten wie Skrofeln, Tuberkeln, oder erzeuge ganz neue wie Unterleibstyphus, Cholera u. s. w.; man übertrage andere Krankheiten mit, so daß, wie noch in neuester Zeit ausgesprochen wurde, von Skrofulösen entnommener Impfstoff stets Skrofeln erzeuge [102]). Dann behauptete man nach der Impfung, namentlich nach zu früher, hirnzerrüttende Folgen, Ausschläge, Drüsenleiden, selbst plötzlichen Tod unter Zuckungen gesehen zu haben [103]); ja man warf den Schutzblattern sogar ihre zufällige Uebertragung vom Kinde auf die Mutter oder auf andere Kinder vor [104]). Man bemühte sich zu beweisen, daß sie die Empfänglichkeit für Blattern nur für einige Zeit unterdrücken aber keineswegs erschöpfen, ja nicht einmal die gegen sich selbst; zugleich ließe sich nie mit Bestimmtheit nachweisen, ob ein Geimpfter nicht etwa ohne wahre Blatternanlage sei, und im Falle er diese nicht besäße, werde eine unvollständige Lymphe fortgepflanzt. Das lasse sich aber um so weniger nachweisen, da die äußere Form der Schutzblatter dabei ungefährdet bleiben könne; bei Menschenblattern dagegen könnten die Irrthümer der Art gar nicht vorkommen [105]). Ueberhaupt beweise die Schutzblatter gar nichts, denn selbst Aerzte, die ohne Zweifel Blattern überstanden hatten, sahen democh regelrechte Schutzblattern an sich verlaufen [106]).

In Erwägung alles Angeführten sprachen sich Viele für den Vorzug der älteren Blatternimpfung aus, da sie doch am Ende die größte Sicherheit gewähre, man für die Wahl der Lymphe gutartige und bösartige Fälle wohl unterscheiden könne, nur der Zwanzigste der Geimpften bedeutender erkranke, und im schlimmsten Falle Einer von Zweihundert, im günstigsten Falle Einer von Tausend dabei sterbe [107]). Man führte noch an, daß die in neuerer Zeit unwiderleglich dargethane Abnahme des Schutzes, selbst nach Erneuerung der Lymphe vom Rind, nur durch eine größere Milderung des Blatternverlaufes, erhöht worden sei, so daß der König von Preußen sich unter diesen Umständen genöthigt sah, neben der bisherigen

Empfehlung der Schutzblattern, unter Verhütung nachtheiliger Folgen, das Impfen ächter Blattern wiederum zu gestatten. In Frankreich traten noch 1848 Aerzte, die bis dahin fleißige Verbreiter der Schutzblattern gewesen waren, als entschiedene Gegner derselben auf. Schon 1806 hatte Düvillard die Sterblichkeit an Blattern berechnet und wollte hier einen besondern Verlust an Kindern von 6—8 Jahren bemerkt haben; er behauptete, obgleich die Zahl der Ehen zunehme, bleibe die der Geburten, durch größere Sterblichkeit im zeugungsfähigen Alter, fast unverändert; überhaupt hätte sich die Sterblichkeit im Alter von 20—30 Jahren seit der Einführung von Schutzblattern beinahe verdoppelt, und es wäre daher rathsam mit ihnen einzuhalten. Hiezu kam nun, daß das letzte Annuaire du bureau des longitudes von 1848 unter 269 Blatternleichen 146 im Alter von 15—20 Jahren gezählt hatte. Durch solche Angaben verleitet, wandte sich der französische Privatmann Hector Carnot mit der Behauptung an das französische Impfinstitut, daß zwar viele Kinder durch die Schutzblatternimpfung gerettet, aber desto mehr Erwachsene geopfert würden, und kam mit neuen Vorschlägen, die indessen verworfen wurden, worauf er schriftlich an das französische Volk appellirte. Er stützte sich auf den Ausspruch der modernen Gesellschaft, die behaupte, daß jedes von ihr auferzogene Glied ihr verschuldet bleibe, und lasse diesem der Tod keine Zeit, seine Schuld zu tilgen, so sei es besser, es wäre früher dahingegangen, ohne seinen Mitbürgern zur Last gefallen zu sein.

Den schädlichen Einfluß der Schutzblattern wollte man schon seit 1807 bemerkt haben, gerade als man sich von ihrer Unzuverlässigkeit überzeugt haben wollte, wie während der Epidemie von Marseille, wo ihre Schutzkraft nicht nachhaltig genug gewesen war oder durch einen epidemischen Einfluß vermindert sein konnte [108]).

Im Jahre 1857 erhoben sich wiederum in Preußen neue Stimmen gegen die Schutzblattern, jedoch waren ihre an die Kammern gerichteten Zumuthungen zurückgewiesen worden. Im darauf folgenden Jahre erschien in Stuttgart vom Mag. Philos. und Stadtpfarrer zu Eslingen M. F. Hochstädter eine neue Anklage unter dem Titel „Die Kuhpockenimpfung vor dem aufgeklärten Theil von Europa, mit Beleuchtung des dem englischen Parlamente in dieser Angelegenheit vorgelegten Blaubuchs" und während der Verhandlungen der zweiten Kammer in Stuttgart ging eine Petition mit 1042 Unterschriften ein, in welcher die Petitionscommission um Aufhebung des Impfzwanges ersucht wurde. Dabei wurde vorgebracht,

daß man ja die gute Absicht Jenners durchaus nicht verkenne, daß aber die Blattern vielleicht wie der schwarze Tod und andere Seuchen allmälig von selbst nachlassen würden und daß man durch die Schutzblattern nur einzelne Kinder rette aber Hunderte einem sicheren Tode zuführe; daß man wenigstens den Impfzwang aufheben müsse, und das Volk durch Belehrung willig machen möge, weil sonst Petitionen der Art nicht aufhören würden. Die Antwort darauf lautete, daß wenn auch alles Uebrige den Schutzblattern Vorgeworfene wahr wäre, man sie schon deswegen beibehalten müsse, weil doch niemand leugnen kann, daß seit ihrer Einführung die großen Verheerungen durch Menschenblattern endlich aufgehört hätten; daß 10,000 Kinder gerettet würden und nur Eines derselben dabei einer unbedeutenden gefahrlosen Krankheit ausgesetzt werde; daß der Impfzwang die persönliche Freiheit keineswegs mehr beschränke als jedes in einem wohlgeordneten Staate die Gesundheitspolizei gegen ansteckende Krankheiten betreffende Gesetz und daß es genau genommen eine Grausamkeit wäre, in solchen Fällen das Volk erst durch Belehrung klug werden zu lassen; daß 300 Aerzte um ihre Stimme von der Kreisregierung befragt, fast einstimmig für die Schutzblattern sich entschieden hätten. Uebrigens habe das Medicinalcollegium schon vor einigen Jahren eine ausführliche Belehrung darüber gegeben. Die Kammer nahm den Antrag auf einfache Tagesordnung in der Sache mit 57 Stimmen gegen 22 an [109]). Eine ähnliche Petition soll in demselben Jahre bei uns an die Ritterschaft Estlands eingegangen sein.

Mit das Neueste der Art ist ein Buch unter dem Titel: Das ärztliche Concordat. I. Das illegitime Bündniß der Staatsgewalt mit den Dogmen der Impfärzte. II. Das legitime Bündniß der Wissenschaft mit der Staatsgewalt u. s. w., Stuttgart 1861, von einem Ungenannten, in welchem die Vaccination in schwülstiger und verworrener Sprache für die Wurzel alles Uebels und als eine Vergiftung der Menschheit dargestellt wird. Kaum lesens- noch weniger der Widerlegung werth. Einen andern ähnlichen Ausfall suchte Wilh. Christern in einer Broschüre zu widerlegen, die betitelt ist: Die Vorwürfe und Beschuldigungen gegen die Kuhpockenimpfung vom Standpunkt moderner Wissenschaft aus, für das größere Publikum beleuchtet und widerlegt, Altona 1861.

Prüft man alles gegen die Schutzblattern Vorgebrachte so ergiebt sich:

1. Das Impfen der Menschenblattern verdient keinen Vorzug, weil die Ergebnisse daraus ungünstiger sind, als es oberflächlich betrachtet er-

scheint, woran offenbar die verschiedenen Zubereitungsmethoden des Blatterngiftes, ohne welche die Impfung aber wiederum sehr gefahrvoll wird, Theil haben; denn z. B. in den älteren Epidemien von Marseille starb 1 Proc. der Geimpften, in Schottland $^2/_3$ derselben. Was aber den Nachlaß in der Intensität der Blattern anlangt, so hat man während ihrer fast tausendjährigen Herrschaft über Europa noch keine bemerkt, denn Ungeimpfte sind, wie Beispiele neuester Zeit beweisen derselben Gefahr ausgesetzt.

2. Was die schädlichen Folgen der Schutzblattern anlangt wie z. B. von einem Thiergift, die man ebenso bei zu häufigen Revaccinationen zu fürchten hätte und die sich besonders in einem sonderbaren Benehmen des Impflings ausgesprochen hätten, so sind darin leicht einfache Fieberphantasien, wie sie bei etwas erregbaren Kindern bei jedem Fieber vorkommen können, zu erkennen. Solche Erscheinungen kommen aber nach der Blatternimpfung häufiger und heftiger vor. Die plötzlichen Todesfälle, welche die Schutzblattern begleitet haben sollen, standen wo sie vorkamen nicht erwiesen mit ihnen in einem ursachlichen Verhältniß und konnten von gleichzeitigen anderen offenen und verborgenen Uebeln abhängen. Sollten sie aber wirklich durch jene bedingt worden sein, so wäre das von der Blatternimpfung um so gewisser zu erwarten gewesen.

3. In Betreff der Vermehrung anderer Krankheiten durch die Schutzblattern ist es erwiesen, daß Viele, welche die angegebenen Krankheiten überstanden hatten, dennoch hart von den Blattern ergriffen wurden und Andere, die nicht geimpft worden waren, dennoch jene Krankheiten überstehen mußten. Wenn aber mehr Kinder an andern Krankheiten starben, so kam es daher, daß die Schutzblattern mehr übrig ließen, und die geringe Vermehrung jener Todesfälle, ist nicht mit der viel größeren Verminderung dieser an Blattern zu vergleichen.

4. Die gefürchteten Nachkrankheiten der Schutzblattern beruhen, wo sie von einiger Bedeutung sind — denn in der größten Zahl der Fälle erscheinen gar keine — auf gleichzeitig vorhandenen Anlagen und wirklichen Krankheiten anderer Art, äußern sich dann ebenso nach Menschenblattern und andern fieberhaften Krankheiten, stehen aber den Nachkrankheiten der geimpften Menschenblattern jedenfalls an Bedeutung nach, da diese mitunter dauernde Drüsenleiden, Knochenkrankheiten und Blindheit zur Folge hatten.

5. Was die Mitübertragung anderer Krankheiten mittelst des Impfstoffs anbelangt, so ist sie wo sie überhaupt stattfinden kann, wie bei der

Syphilis, Krätze, dem Scharlach, den Masern und Flechten, bei der Blatternimpfung in gleichem Grade zu fürchten. Sie kann aber durch die Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit hinreichend gebildeter Impfer gänzlich vermieden werden.

6. Die freiwillige Uebertragung der Schutzblattern in Familien, die weder gefürchtet noch verhindert werden soll, kann nur als ein zugleich wohlthuender Beweis für vorhandene Blatternempfänglichkeit angesehen werden, da dieselbe dadurch zugleich getilgt werden kann.

7. Solche Fälle, wo keine wahre Blatternanlage vorhanden wäre, wodurch eine untaugliche Lymphe fortgepflanzt werden könnte, sind sehr selten und lassen sich am ganzen Verlauf der Schutzblattern, selbst wenn es unbekannt wäre, ob der Impfling diese oder Menschenblattern überstanden hätte, wohl unterscheiden, denn in solchen Fällen fehlt die sogenannte zweite Röthe, wodurch man aufgefordert wird, die Impfung mit einer Lymphe zu wiederholen, über deren Aechtheit kein Zweifel obwalten kann. Daß aber Fälle der Art selten sind, beweisen die hintereinander zu Tausenden mißlungenen Gegenversuche mit Menschenblatterngift [110]). Und selbst in solchen Fällen nahm man noch einen zeitlich beschränkten Schutz wahr [111]).

8. Die Angaben größerer Sterblichkeit nach Einführung der Schutzblattern, beruhen auf oberflächlichen Berechnungen, denn nach Dieterici nimmt die Sterblichkeit überall und immer vom fünften Lebensjahre bis zum siebenzigsten gleichmäßig in Procenten zu [112]). Villerme suchte zu zeigen, daß die Lebensalter, welche ohnehin am meisten bedroht werden, es auch in Epidemien sind; und nach Quetelets Berechnungen steigt die Lebenscurve bis zum 14. Jahre, in welchem die Lebensfähigkeit am stärksten ist, fällt dann rasch bis zum 30. und nimmt dann gleichmäßig bis zum Greisenalter ab. Die Curve ist bei Weibern regelmäßiger und nimmt nach der Zeit der Zeugungsfähigkeit schneller ab, während sie in derselben geringer war. Dr. Nairot berechnete, daß die Sterblichkeit zwischen dem 20. und 30. Jahre, welche im 17. Jahrhundert 15 Proc. betragen hatte, im 18. Jahrhundert nur 10 und im 19. 11 Proc. betrug und daß die Lebensdauer, welche von 1821—1835 um 41 Tage gefallen war, von da an bis 1843 von 60 auf 120 Tage gestiegen war; so daß, wenn man auf der einen Seite durch die Ausrottung der Blattern beunruhigende Uebervölkerung befürchtete, diese auf der anderen Seite durch Sterblichkeit an andern Uebeln, Schwächlichkeit, Mangel und Entsagung, durch stehende

Armeen, Commis- und Klosterleben, falschen Ehrgeiz, Sittenverderbniß u. s. w. leicht ausgeglichen werde.

Das sind eben auch die Gründe, weshalb die Zahl der Familienglieder, die im 17. Jahrhundert $5^1/_5$ Häupter in jeder Familie zählte, im 18. Jahrhundert auf $5^1/_5$ und im 19. auf $3^2/_5$ gesunken war. Dennoch nimmt aber die Bevölkerung in Europa jährlich um eine Million zu, und in Frankreich betrug diese Zunahme von 1820 bis 1849 fünf Millionen. Zwar sind Hundertjährige im Ganzen selten, aber die allgemeine Lebensdauer hat seit 1807 unter Mitwirkung von Cultur und Wissenschaft um sieben Jahre zugenommen, gerade zu einer Zeit als man die üblen Wirkungen der Schutzblatternimpfung zu bemerken glaubte. Andere unbekannte Verhältnisse bewirken es, daß in manchen Ländern die Zahl der Geburten und Sterbefälle sich ziemlich gleich bleibt oder daß z. B. in der Schweiz seit 1820 die Zahl der Geburten abnahm, dagegen die Lebensdauer wuchs und daß England weniger Geburten aber längere Lebensdauer als Belgien zählt [113]).

Die Lichtseiten der Schutzblatternimpfung bleiben immer die große Gefahrlosigkeit selbst für das zarteste Alter, während der Schwangerschaft, bei gleichzeitigen anderen Krankheiten, wie z. B. mäßigem Zahnen, häufiger Bräune, Scharlach, Masern, Keuchhusten u. s. w.; ferner die kurze Dauer des Unwohlseins, der große Vortheil, die Impfung auch während Blatternepidemien ohne Gefahr fortführen zu dürfen und sie so unterdrücken zu können. Revaccinationen können alle fünf Jahr, wo es erforderlich scheint, an Erwachsenen wiederholt werden, ohne daß man je einen Nachtheil davon gesehen hätte, sobald die Lymphe nur rein war. Die sehr wünschenswerthe Eigenschaft der Schutzblattern, einfältige Kinder klug zu machen [114]), hat sich freilich nirgends bestätigt.

Nur durch die Schutzblattern wäre es überhaupt möglich, die in Europa wenigstens nicht freiwillig auftretenden Menschenblattern zu vertilgen und auf ihrem Mutterboden durch Beschränkung der Fälle der Verschleppung entgegenzuarbeiten. Die in geordneten Staaten immer seltener werdenden Blatternnarben sprechen hinlänglich für die Sache, und Berechnungen zeigen, daß von 1781 bis 1805 auf 292 Lebende eine Blatternleiche, wogegen nach Einführung der Schutzblattern von 1810 bis 1815 auf 1795 eine und von 1818 bis 1831 auf 10,000 eine kam. Von 1832 bis 1846 war das Verhältniß auf 5588:1 und von 1847 bis 1849 auf

3553:1 gesunken[115]), was, wenn nicht eine entschieden große Blatterndisposition die Ursache davon war, von Lücken im Impfgeschäft abzuleiten ist.

Zugleich erwies sich, daß in den letzten Epidemien nur $^1/_{10}$ an ächten Blattern befallen war[116]) und daß überhaupt die geographische Verbreitung derselben in den letzten Jahrzehnten wesentlich von dem Umfange, in welchem die Schutzblattern an den wenigen Punkten der Erdoberfläche eingeführt wurden, abhängig war[117]).

So unwiderruflich der Nutzen der Schutzblattern dasteht, so sehr vermag derselbe noch durch Ordnung, Umsicht und Fleiß erhöht zu werden, und wo dennoch die Menschenblattern erscheinen sollten, kann man versichert sein, daß sie nicht gefahrvoller sein werden als wo sich dieselben an einem und demselben Menschen wiederholen; ja es liegen Beobachtungen vor, daß sie in solchen Fällen selbst heftiger als nach Schutzblattern auftreten könne (siehe d'Espine, Arch. général de médécine, Juin et Juillet 1859, p. 233).

Ich hatte Gelegenheit mich aus den Kirchenbüchern eines Kirchspiels in Livland, wo der weiland Consistorialrath Ageluth, ein Ehrenmitglied des Jennervereins, die Impfung mit Sorgfalt und Fleiß handhabte, zu überzeugen, daß in einer Reihe von 30 Jahren es den Blattern nicht gelungen war in das Kirchspiel einzudringen, obgleich sie einigemal an seinen Grenzen geherrscht hatten. Als auf dem Festlande Amerika's 1838 die Blattern bis zum Bereich der West-Hudsons-Compagnie am Columbiaflusse verheerend herrschten, blieb die englische Colonie, wo die Impfung streng ausgeführt worden war, frei. Ebenso geschah es in Roß, einer frühern russischen Niederlassung auf der californischen Küste, wo nur wenige Varioloiden erschienen und ein sehr alter Aleute starb (siehe d. Medicin. Zeitung Rußlands 1844 Nr. 11).

Die Krankenlisten der preußischen Armee von 1840 weisen nur sieben Fälle ächter und 21 veränderter Blattern nach, und von den zwei daran Gestorbenen hatte Einer grade die Blattern in der Jugend schon einmal gehabt, der Andere war bei der Impfung übersehen worden[118]). Während der Blatternepidemie von 1857 war die aus 12,000 Mann bestehende Militairbevölkerung Berlins frei geblieben; 1858 waren nur 8 an Varioloiden und Varicellen erkrankt, darunter 5 Vaccinirte und 2 Revaccinirte und nur ein 67-jähriger hatte ächte Blattern; niemand starb[119]). Von

40,000 Rekruten, die revaccinirt worden waren, kamen nur wenige vereinzelte Fälle von Varioloiden vor [120]).

Und doch möchte an der allgemein in Preußen herrschenden Impfmethode sowie ihrer Ausübung, die durchaus keinen festen Bestimmungen unterworfen ist, noch Manches auszusetzen sein, sonst wäre es kaum erklärlich, warum in der jüngsten Epidemie in den Jahren 1856—60 daselbst 46,878 an Blattern erkrankten und 4078 (d. i. 8,8 Proc.) davon starben [121]). Dabei fanden sich noch 15 Proc. Ungeimpfte, von denen 28 Proc. auf Kinder und 10 Proc. auf Erwachsene kamen; von den Kindern war aber nur ein kleiner Theil für die Impfung zu jung gewesen [122]). In Genf, während dieser seit Einführung der Schutzblattern heftigsten Epidemie, erkrankten 2,1 Proc., von denen 10,8 Proc. starben [123]). In Wien wurden von 1855—59 im Klinikum für Hautkranke 2056 an Blattern behandelt, von denen 6,3 Proc. starben [124]) und wahrscheinlich war der Abgang an diesen noch größer, da man dort auch Varicellen in die Gesammtzahl aufnahm.

Von den Geimpften starben in Berlin 5,2 Proc., in ganz Preußen 7 Proc., im Canton Genf 9 Proc., im Regierungsbezirk Frankfurt 4, in Wien 3 Procent.

Aber selbst noch unter diesen Umständen stellt sich der große Nutzen der Schutzblattern heraus; denn in Preußen starben von den Ungeimpften 23 Proc., von welchen 12 auf Erwachsene und 32 auf Kinder kamen. Im Wiener Klinikum starben von ihnen 14,8 Proc., in Genf 45 Proc. [125]).

Wenn im Jahre 1859 im russischen Reiche von 6706 Blatternkranken 1242 starben [126]), so bezieht sich das ohne Zweifel auf eine große Zahl Ungeimpfter.

So steht nun die Blatternfrage bis zum heutigen Tage, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß lässige Betreibung des Impfgeschäfts, namentlich aber Anvertrauung desselben an Unwissende, unzweckmäßige Maßregeln der Verwaltung, nachlässige polizeiliche Aufsicht, viel zum Wiederaufleben der Blattern beitrugen, so ist es ebenso gewiß, daß sehr allgemein verbreitete falsche Ansichten in Betreff der Eigenschaften des Impfstoffes, sowie der Impfmethode einen ebenso großen Antheil daran haben, da ja, wie Eisenmann richtig bemerkt, die Fälle, wo Kinder von Aerzten nach den Schutzblattern an Blattern erkrankten, nicht selten sind.

Man hatte vergessen, daß die Schutzblattern eine den Blattern nur ähnliche Krankheitsform sind, daß diese Aehnlichkeit, auf welche eben der

Schutz beruht, durch verschiedene Umstände erhalten, ja gewissermaßen vermehrt, daher aber auch verändert und vermindert werden könne, und versäumte die über die Natur der Blatternkrankheiten gewonnenen Erfahrungen zur Ausfüllung der Lücken des theils erhärteten, theils willkürlich ausgeübten Impfgeschäfts zu verwenden.

Diese Erfahrungen lehren deutlich:

1) daß man bei der Wahl des Impfstoffs, sowie in der Beurtheilung der Güte der Schutzblattern mit größerer Umsicht verfahren müsse;

2) daß man auf das Alter des Impflings besondere Rücksicht zu nehmen habe;

3) daß der Impfstoff in kürzeren Zeiträumen vom Rinde erneuert werden muß;

4) daß man eine größere Zahl von Schutzblattern zu erzielen habe;

5) daß das Abnehmen der Lymphe von ein und demselben Impfling einem gewissen Maße unterworfen bleiben muß;

6) daß die Impfung nach dem Eintritt der Mannbarkeit wiederholt werden muß;

7) daß das Impfgeschäft den Händen der Unwissenheit entrissen werden und einer genaueren Controle unterworfen werden muß.

Dieser Aufsatz, welcher ursprünglich bestimmt war, die Einleitung zu einer größeren Schrift über die Natur der Menschen- und Thierblattern, mit den sich ergebenden Folgerungen zur nothwendigen Ausfüllung der Lücken des Impfgeschäfts, zu bilden, soll dem größeren Publikum die wahre Sachlage vorführen, indem das Uebrige nur dem Urtheil der Aerzte zu unterwerfen sein wird. Indessen habe ich die Absicht, da es daran fehlt, in einem der nächsten Monatshefte einen den gesichteten Erfahrungen entsprechenden Leitfaden zum Impfen unserem Lande zur allgemeinen Benutzung zu übergeben.

Ich schließe in der Hoffnung, daß dieser kleine Beitrag zum Wohl unseres Landes die Aufmerksamkeit wohlwollender Leser in Anspruch nehmen wird.

J. E. E. Schönfeldt,
prakt. Arzt zu Dorpat.

Citate.

[1]) Hollwell, Account of the manner of inoculating for the Smallpox in the East-Indies, London 1767. Th. Moore, History of the Smallpox, London 1815, chapt. 1. Weimarſches Oppoſitionsblatt 1809 Nr. 307. Dr. Bärenſprung, die Krankheiten der Haut, Erlangen 1859 1 Lief. p. 11.

[2]) Dr. O. Böthlingk, Akademiker für das Fach der orientaliſchen Sprachen zu St. Petersburg, in einer brieflichen Mittheilung über den Santeja Grantham.

[3]) Klaproth, Asia polyglotta, Paris und Stuttgart 1823. Vorrede.

[4]) G. A. Liétard, Essai sur l'histoire de la médécine chez les Indous, Strasbourg 1858, p. 63.

[5]) Chineſ. Schrift, überſ. von Lockhardt, Dublin Journ. 1842 März. Th. Moore l. c. p. 22.

[6]) l. c. p. 22.

[7]) Gerſon und Julius Magaz. 1828, Hft. 3, p. 726.

[8]) Philo, Op. omn. Francof. 1692, p. 622.

[9]) Pruner, Krankheiten des Orients, Erlangen 1847, p. 464.

[10]) Krauſe, Ueber das Alter der Blattern, Hannover 1825.

[11]) Larrey, Recueil des mémoires de chirurgie, Paris 1821.

[12]) Hippocrat. Aphorism. Sect. III 19 und 20. Dr. Bärenſprung l. c. p. 5.

[13]) Thucydides, de bello Peleponnes. Lib. II, cap. 50.

[14]) Curtii historia, Lib. IX cap. 8 und 9.

[15]) Dionysius Halicarnass. Antiq. Rom. Lib. X cap. 53.

[16]) Diodorus, Biblioth. hist. Amstelod. 1735, Lib XIV cap. 70 et 72.

[17]) Herodoti Tetrabibl. Lib. II Serm. 1 cap. 129 (Ven. ap. Ald. 1534, fol. 69).

[18]) Galeni Epid. Hippocrat. lib VI, comment. 1 Aph. 29. Method. medend. lib V cap. 12, de atra bile cap. 4. Hippocrat aphor. Com. III aph. 57. Prorhet. Comm. 1 de venar. et arteriar. dissect. cap. 7.

[19]) Veith, Handbuch der Veterinärkunde, Wien 1832, 3. Aufl. Bd. II p. 495. Ruſt, Magaz. Bd. XXX Hft. 3, S. 403—428.

[20]) Plinii histor. nat. lib. XXIV cap. 8, lib. XXVI cap. 11, lib. XXVII cap. 18. Prela di Plinio congettura su la storia della vaccinazione; Mailand 1823.

[21]) Humboldt, Kosmos Thl. 2. Heeren's Ideen über Politik, Verkehr und Handel der alten Völker. Göttingen 1815 Thl. 1.

[22]) A. v. Humboldt l. c. Plin. hist. nat. Lib. VI cap. 7.

[23]) Eusebii hist. ecclesiast. ed Stroth. Hal. 1779, Lib. VII cap. 21 und 22.

[24]) Reiske, Miscell. ex Arabum monument. Abſchn. I, 572. Bruce Reiſen zu den Nilquellen, Bd. 1, S. 558, überſetzt Leipzig 1790.

[25]) Sprengel, Geſchichte der Medicin 1793, Thl. 2 p. 290. An Inquiry into the Antiquity of the Smallpox etc. in Miscellaneous Works of the late R. Willan, London 1822. Th. Moore l. c. p. 94.

[26]) Bruce l. c. Reiske, Diss. miscell. observ. ex Arab. monum. exhib. I Lugdun 1746 p. 9.

[27]) Bruce l. c. Bd. 1 cap. 8.

[28]) Schaufuß, Neue Entdeckungen über das Vaterland und die Verbreitung der Blattern. Leipzig 1805.

29) Procopii Persica lib. IV et Gotthica lib. IV überſetzt Augsburg 1607.

30) Mead, de origine variol. Op. omn. T. I p. 302, Paris 1707.

31) K. Sprengel, Geſchichte der Ausbreitung der Blattern in den Beiträgen zur Geſchichte der Medicin. Bd. 1 St. 1 S. 7—36. Hurtrel d'Arboval, Wörterbuch der Thierheilkunde, deutſch von Dr. Th. Renner, Weimar 1831, Bd. 1 p. 258.

32) Anastasii biblia de vita pontific, cap. 69.

33) Sigberti anal. Marius v. Avanches, chronicon in du Chesne Francor scriptor. coaetan Vol. 1 p. 237. Bousquet, Recueil T. II p. 16.

34) Gregor v. Tours, de miracul. St. Martini L. I cap. 32, L. II cap. 51, L. III cap. 34. Francor hist. L. VI cap. 8, 36, L. IX cap. 13, L. X cap. 27. De gloria confessor. cap. 24.

35) Krauſe l. c. p. 156, 159.

36) Willan, über die Schutzblatternimpfung, p. 96.

37) Th. Moore l. c. p. 37.

38) Wendt, Efterretninger om Börnekopper etc. Kjöbenh. 1824, p. 67.

39) Th. Moore l. c. p. 84.

40) Naumann, Krankheiten der Menſchen, Handbuch der mediciſchen Klinik Bd. III Abthl. I p. 576.

41) E. Wilſon, Hautkrankheiten p. 114. Dr. A. Hirſch, Handb. d. hiſtor. geogr. Pathologie, Erlangen 1859, Bd. I p. 227.

42) Watson, Lectures islandic. edit. Vol. II p. 657. Wendt l. c. p. 67.

43) Richter, Geſchichte der Medicin Rußlands, Moskau 1817, Thl. III p. 313.

44) Müllers Sammlung ruſſiſcher Geſchichten, Thl. V p. 74 und 75. Pallas Reiſen, Thl. III S. 25.

45) Richter l. c. p. 349.

46) Chapman Lectures, Philadelphia Journ. of med. and phys 1824 Fbr.

47) Gräfe und Walther Journ. Bd. XI Hft. I ſ. Blattern.

48) Transactions Litterary Society of Bombay. Allgem. med. Centralzeitung Jahrgang XXVIII St. 57 II.

49) Pruner l. c. p. 127 und 128.

50) Froriep Not. Bd. XI p. 127.

51) Hufeland Journ. XXXI Hft. I p. 1.

52) Edingb. Journ. 1856 Decbr. 249.

53) Hirſch l. c. p. 221. Med. Zeitung Rußlands, Jahrg. 1844 Nr. 11.

54) Hufeland Journ. Bd. 17 St. 4 p. 110.

55) l. c. Bd. 19 St. 1 p. 71. Naumann, l. c. p. 567—575.

56) Rhazes de variol. et morbill. überſ. London 1747 und Göttingen 1781.

57) Haly Abbas, Theoria Lib. V c. 1. Abu Dschafar, Ahmed's Zad al Mosafar 1080 überſetzt ins Griech. aufgenommen von Synesius de febrib. ed. J. A. Bernard, accedit viatica Constantini Africani L. VII Amstelod. 1749. Avicenna, Canon L. IV Tract. 4 cap. 6.

58) Lecon. commun. Lib VIII cap. 14.

59) Prax. medic. rosa anglica dicta, Augsb. 1595 p. 1071.

60) Vidus Vidius, Florenz 1542. Ingrassias, Palermo 1553.

61) Veith l. c. Bd. II p. 495.

62) Hufeland Journ. Bd. 12 St. 1 p. 87. Hurtrel d'Arboval l. c. Bd. 1 p. 240.

63) Gerson und Julius, l. c. Hft. 3 p. 126. Maitland, Account of inoculating the Smallpox, London 1722. Medical Essays and Observation publ. by a Society in Edingb. 1747 Vol. 1 p. 285. Rahn, Gemeinnütz. Magaz. Jahrg. II. Heinsius, Gründe für und wider die Blatternimpfung. Hensler, Briefe über das Blatternbelegen.

64) Ежемѣсячныя сочиненія къ пользѣ и увеселенію служащія, Ч. 1 стр. 37.

65) Richter l. c. Thl. II p. 349.

66) Полное собраніе законовъ, С. Петерб. 1830 T. XVIII 13204.

67) l. c. T. XIX 13755, T. XXI 15607.

68) Hufeland Journ. Bd. 2 St. 2 p. 34. Louis Torf Fastes des calamités publiques. Par. 1858.

69) Haen, Quaestiones super methodo inoculand. variol. Vienn. 1757.

70) Puffendorff, Ausführlicher Vorschlag zur Ausrottung der Blattern, Braunschweig 1792. Scuderi desgl. Schnepfenthal 1794. Eulenberg in der Zeitschrift für gerichtl. und öffentl. Medicin von Joh. L. Casper Bd. XX Hft. 2 p. 347. Berlin 1861.

71) Pearson, Analytical review 1798. Hufeland Journ. Bd. 2 St. 2 p. 167, 178.

72) Hufeland l. c. Bd. 12 St. 1 p. 66.

73) l. c. Bd. 19 St. 1 p. 57.

74) Faust, Allgem. Unterhalt. Göttingen 1767 p. 39.

75) Naumann l. c. p. 580.

76) Diction. des Sc. médic. T. LVI Art. vaccine.

77) Sammlung von Veterinärschriften auf Befehl Constantins VII. im Jahre 912. Veterin. med. Lib II ed Sim. Grynaei, Basel 1557 p. 205.

78) Salger, De lue vaccarum, Lond. 1713.

79) Hufeland Journ. Bd. 13 St. 3 p. 105. Hellwag im nord. Arch. für Natur- und Arzeneikunde, Kopenh. 1801 Bd. 1 S. 43. Provinzialbericht von Schleswig-Holstein 1815 S. 77.

80) Th. Beddoes, Oneries respecting a safer method of performing inoculation, London 1795.

81) Jenner, über die Ursachen und Wirkungen der Kuhpocken, deutsch von J. Ballhorn, Hannover 1799 2. Aufl., latein. von de Carro, Wien 1799.

82) Hufeland Journ. Bd. 11 St. 3 XI p. 158, Bd. 19 St. 1 p. 71.

83) l. c. Bd. 2 St. 2 VIII p. 81, 184, 187, Bd. 17 St. 4 p. 110, Bd. 6 St. 4 p. 907.

84) l. c. Bd. 11 St. 4 X p. 187.

85) l. c. Bd. 13 VII p. 164. Полное собраніе законовъ T. XXVII 20226, T. XXI 24622.

86) Med. Zeitung Rußlands, Jahrg. 1 Nr. 2.

87) Günthers Gesch. der Vaccin., Köln 1802. Allgem. med. Centralzeitung, Jahrg. XXVIII St. 57 II f.

88) Duncan Stewart p. 280.

89) Hirsch l. c. p. 220.

90) Annales of philosoph. 1832 p. 150.

91) Pruner l. c. p. 136.

92) Zeitschrift der Gesellsch. Wiener Aerzte 1858, Nr. 11.

93) Heim, über den Stand der Vaccination in England, Heidelberg klinisch. Annal. Bd. IV Hft. 1 p. 66. Gerson und Julius l. c. 1830 Hft. 1.

94) Williams, Elements of Medicin p. 49. Hufeland Journ. Bd. 19, St. 1 p. 71, Bd. 14 St. IV p. 134.

95) Montly Magaz. Febr. 1806 p. 161.

96) Hufeland Journ. Bd. 1 St. 3, März Nr. 1.

97) William, Geschichte der Menschenblattern u. d. Vaccine, Sulzach 1849 p. 29.

98) Robert, über die Blattern, nach dem Französischen von E. W. Güntz p. 119.

99) Abrégé pratique des maladies de la peau, Bruxelles 1834. Schedel und Cazenave, Neue Entdeck. über die Verhütung der Menschenblattern bei Vaccinirten, Leipzig 1829. Henke, Zeitschrift für Staatsarzeneikunde 1828, Vol XV p. 259. Fuchs, Hautkrankheiten p. 1151.

100) Sachs Jahrbücher der Medicin 1838 p. 217.

101) Froriep Not. Bd. XXIX p. 256.

102) Hufeland Journ. Bd. 12 St. 1 p. 70, Bd. 15 St. 2 p. 36—39. Oesterreich. Wochenschr. von Raimann und Rosas 1843 IV Nr. 43—48. Zeitschrift der Aerzte in Wien Nr. 44 und 47.

103) Bernhardi, Zeitschrift für wissenschaftliche Therapie Bd. IV Hft. 3 p. 230.

104) Hufeland Journ. l. et l. c.

105) l. c. Bd. 12 St. 1 p. 70 und 82, Bd. 14 St. 1 IV p. 94.

106) l. c. Bd. 14 St. 1 IV p. 98.

107) Robert l. c. p. 110. Hufeland Journ. Bd. 12 St. 1 p. 79 und 85, Bd. 2 St. 2 VIII p. 180.

108) Tagesberichte über die Fortschritte der Natur- und Heilkunde von Froriep, Weimar 1850 Juli Nr. 164. Gaz. médic. de Paris 1850 Jun. 26 und 30.

109) Augsburger Zeitung vom 3. Octbr. 1858, Beilage Nr. 276. Wochenblatt der Zeitschrift der Aerzte in Wien Nr. 44 und 47, p. 290.

110) Hufeland Journ. Bd. 15 St. 2 p. 98.

111) l c. p. 44. Bd. 14 St. 1 p. 114.

112) Dieterici, Ueber die Vertheilung der Bevölkerung nach Geschlecht, Alter ꝛc. Berlin 1848 p. 8.

113) Vergl. Citat Nr. 77.

114) Hufeland Journ. Bd. 15 St. 2 p. 133.

115) Dieterici, Mittheilungen des statist. Büreaus, 4. Jahrg. Berlin 1851, p 322.

116) Lebert, Handbuch der Medicin, Tübingen 1853 Thl. 1 p. 68.

117) Hirsch l. c. Abthl. 1 VI.

118) Med. Zeitung des Vereins für Heilkunde in Berlin 1841 21. April V.

119) Bernhardi l c. p. 228.

120) Med. Zeitung des Vereins für Heilkunde 1859 Nr. 51 p. 257.

121) Preuß. Med.-Zeitung 1861 Nr. 2 und 3 vrgl. die einzelnen Angaben der Zeitschrift des Vereins für Heilkunde 11. Jahrg. Nr. 51 und 52, 8. Jahrg. Nr. 10.

122) Med. Zeitung des Vereins für Heilkunde 1859 Nr. 51 p. 257.

123) Med. chirurg Monatshefte von Friedrich und Vogel, Jahrg. 1859 Septbr.

124) Spitalzeitung Nr. 15, Beilage zur wiener med. Wochenschrift Nr. 31.

125) Vergl. Citat 122, 123, 124.

126) Bericht über den Volksgesundheitszustand ꝛc. für 1859 auf Befehl des Herrn Ministers des Innern. Nach officiellen Berichten zusammengestellt vom Medicinal-Departement. St. Petersburg 1861.

Die Reise des Bibliothekars J. D. Schumacher im Jahre 1721—22.

Der Elsaßer Joh. Daniel Schumacher, welcher im Jahre 1710 in den Dienst Peters des Großen gezogen worden war und sowohl in der Stellung als Bibliothekar des großen Monarchen als auch später bei der Akademie der Wissenschaften eine der einflußreichsten Rollen spielte, fand sich im Jahre 1721 veranlaßt seinen hochbetagten Vater zu besuchen. Diese Reise erfreute sich nicht nur der Genehmigung seines Herrn, sondern sollte für letzteren noch eine Gelegenheit darbieten eine Reihe verschiedener Wünsche erfüllt zu sehen. Der neulich von P. Pekarski in seinem Werke über die Wissenschaft und Literatur in Rußland zur Zeit Peters des Großen*) veröffentlichte Bericht Schumachers über seine Reise, enthält eine ganze Reihe interessanter Punkte, deren Mittheilung auch nichtrussische Leser mehr oder weniger interessiren dürfte.

In Folge eines Kaiserlichen Befehls erhielt Schumacher eine von dem Leibmedicus Laurentius Blumentrost ausgefertigte Instruction zu seiner Reise nach Frankreich, Deutschland, Holland und England. Die darin enthaltenen Aufträge bestanden in folgenden Punkten:

1) Die auf Befehl des Kaisers angefertigte Karte des Kaspischen Meeres der Académie des sciences in Paris sammt einem Schreiben des Kaisers zu überreichen.

*) Наука и Литература въ Россіи при Петрѣ Великомъ. Изслѣдованіе П. Пекарскаго. Спб. 1862. 2 Bände in 8°.

2) Zeichnungen von den verschiedenen auf dem Pariser Observatorium befindlichen Maschinenmodellen anfertigen zu lassen.

3) Bei dem namentlich durch seine Kenntniß in den physikalischen Wissenschaften, besonders der Mechanik bekannten P. Sebastian (Truchet) über verschiedene Werkzeuge und Instrumente, über ein darüber verfaßtes Werk nebst Abbildungen und über die tuba acustica die nöthigen Nachrichten einzuziehen.

4) Mit dem älteren Herrn Du Verney wegen der aus Wachs herzustellenden anatomischen Gegenstände Rücksprache zu nehmen.

5) Den Herrn De l'Isle, den Geographen und Astronomen, und Herrn Du Verney den jüngeren, den Anatomen, für den Dienst des Monarchen zu gewinnen.

6) In Deutschland aber den Herrn Professor Christian Wolff.

7) Mit Orffyraeus wegen des von ihm erfundenen Perpetuum mobile womöglich zu unterhandeln, wenn nämlich Professor Wolff die Sache für nützlich erachtet.

8) Einen Gärtner, welcher in Leyden bei Herrn Court van der Voort gearbeitet hat, nach Rußland zu ziehen.

9) Bei Herrn Fahrenheit verschiedene Thermometer und bei Herrn Muschenbroek verschiedene Maschinen und zur Experimentalphysik gehörige Instrumente zu bestellen.

10) In England irgend einen Mann aufzutreiben, welcher im Stande wäre Experimente anzustellen und die dazu nöthigen Instrumente anzufertigen.

11) Sowohl öffentliche als Privat-Museen zu besuchen und Acht zu geben, in welchen Stücken sich dieselben von dem Museum des Kaisers unterscheiden. Finde es sich, daß das Kaiserliche Museum Lücken hätte, so sollte Sorge getragen werden, dieselben auszufüllen.

12) Eine vollständige Bibliothek für den Kaiser einzurichten und

13) mit Gelehrten in Correspondenz zu treten zur Förderung der Künste und Wissenschaften in den Staaten Seiner Majestät und zumal, um eine Societät der Wissenschaften, ähnlich der in Paris, London, Berlin u. a. O. befindlichen, zu begründen.

Außerdem trug der Leibmedicus Blumentrost ihm auf, einige geschickte Aerzte und Chirurgen, womöglich einen vollkommenen Operateur nach Rußland zu besorgen, chirurgische Instrumente bei dem besten Meister in Paris zu bestellen und auf den Zustand der Medicin in den einzelnen Ländern Acht zu haben.

Die auf der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften befindlichen Briefschaften Schumachers setzen uns in den Stand seine Reise etwas genauer zu verfolgen. Er muß um die Mitte des Februars 1721 von Petersburg, wo er seine Braut, die Tochter des Küchenmeisters der Kaiserin, Velten, zurückließ, abgereist sein und zwar zunächst nach Riga, wo er in der Citadelle bei dem Feldapotheker Schweikert abgestiegen zu sein scheint. Um die Mitte März war er in Königsberg, von wo er nach Danzig und dann nach Berlin ging. Zu Anfang Juni finden wir ihn schon in Amsterdam, wohin er über Hamburg gegangen war. Ein Brief des Archiaters Laur. Blumentrost, datirt Reval den 1. Juni, den er am 9. Juni in Amsterdam erhielt, fordert ihn auf möglichst schnell nach Paris zu gehen, bevor die Pest diesen Ort erreicht habe, um dort das Sendschreiben des Kaisers zu überbringen. Es muß die Gefahr nicht so groß gewesen sein, da wie wir unten sehen werden, er erst den 9. August in Paris anlangte. In der Zwischenzeit scheint er seine Geschäfte in verschiedenen Städten Hollands betrieben zu haben. In Paris muß Schumacher bis spät in den October hinein geblieben sein, begab sich dann nach seiner Vaterstadt Colmar, wo er auch seine Gymnasialstudien beendigt hatte, bevor er die Universität zu Straßburg bezog, um seinen dort lebenden 70-jährigen Vater zu besuchen. Dorthin ward ihm am 19. November gemeldet, daß sein Freund Scherz in Straßburg sich am letztvergangenen Sonntage habe von der Kanzel herabwerfen lassen und daß das Hochzeit-Festin am 26. November celebriret werden solle. Am 19. December hatte er bereits Straßburg verlassen und war nach Frankfurt gegangen. Im Februar finden wir ihn wieder in Holland und bis zum April in London, von wo er über Holland nach Hamburg und von dort gegen Ende des Juli nach Lübeck ging, um nach St. Petersburg zurückzukehren.

Wenden wir uns nun wieder zu dem oben angeführten Bericht aus dem Jahre 1722, so lautet derselbe nach der Reihenfolge der einzelnen Paragraphen der Instruction, welche der Verfasser festhält, in deutscher Uebersetzung also:

§ 1. Als ich den 4. August in Paris anlangte und mit meiner Equipage so weit in Ordnung war, daß ich ausfahren konnte, begab ich mich unverzüglich zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Abbé Bignon, und übergab ihm das Schreiben des Herrn Leibmedicus, in welchem dieser meine Sendung ankündigte.

Sobald jener den Brief gelesen hatte umarmte er mich nach fran-

zösischer Art überaus freundlich und wünschte das Schreiben Ew. Kaiserlichen Majestät und außerdem die Karte zu sehen, ich aber antwortete, daß ich dieselben nicht bei mir hätte und mir überdies befohlen worden, sie in öffentlicher Sitzung zu überreichen, und bat deshalb eine solche anzuberaumen, was er auch, nach vorläufiger Meldung an den Regenten, am folgenden Tage that.

An welchem Tage morgens Herr De l'Isle, der Königliche Geograph, zu mir in die Wohnung kam und mich im Namen der Königlichen Societät einlud, das allergnädigste Schreiben Ew. Kaiserlichen Majestät und die Karte um drei Uhr Nachmittags im Louvre, wo die Sitzung anberaumt war, zu überreichen.

Zur festgesetzten Zeit erschien ich dort, wurde von Herrn De l'Isle dahin geführt, wo ich die erlauchte Societät versammelt sah, wo die Herren Marquis de Torcy, welcher zu der Zeit das Präsidium hatte, der Cardinal Polignac, der Abbé Fleury, der Bischof Fréjus und die übrigen geehrten Mitglieder sich befanden.

Als ich das allergnädigste Schreiben Ew. Kaiserlichen Majestät dem Secretär Fontenelle überreicht hatte, und zwar mit der üblichen Begrüßung, daß mir durch diese Sendung ein überaus großes Glück zu Theil geworden, denn einerseits hätte ich das Glück den allergnädigsten Befehl eines so großen Monarchen zu vollführen, andererseits mit so berühmten Männern bekannt zu werden und aus ihren Vorträgen Nutzen zu schöpfen, wurde das Schreiben mit aller Reverénz gelesen und mit großer Aufmerksamkeit gehört. Darauf dankte der Marquis de Torcy im Namen der Akademie mit aller Reverenz für das allergnädigste Schreiben, zumal weil es ihnen so bewundernswerth vorgekommen, daß ein so berühmter Monarch aus Liebe zu den Künsten und Wissenschaften sich so zu erniedrigen geruht, unter Privatpersonen Platz zu nehmen. Dem Secretär aber befahlen sie ihren allerunterthänigsten Dank an Ew. Kaiserliche Majestät ebenfalls schriftlich auszusprechen, und mir wurde dieser Brief vor meiner Abreise von der Societät übergeben. Darauf las man auch das Schreiben des Herrn Leibmedicus vor den Mitgliedern der Akademie, in welchem er ausführlich auseinandersetzt, was in der Karte verbessert worden und wie man die Absicht habe, in Rußland eine Akademie der Wissenschaften zu stiften und welchen Anfang man schon in dieser Sache gemacht habe.

Darauf las man das Specimen ornithologiae oder eine kurze Beschreibung der von Dr. Messerschmidt in Sibirien gesehenen Vögel als

Probe. Der Einrichtung und der Methode zollte die Akademie ihre Bewunderung und man wünschte nur, daß auch der übrige Theil der Naturgeschichte aller russischen Provinzen ebenso umständlich beschrieben und die wichtigsten Gegenstände colorirt werden möchten, in welchen Dingen die Akademie alle Zeit bereit wäre ihre Meinung abzugeben.

Die Karte bewunderten alle sehr, da das Kaspische Meer gegen die Ansicht aller Geographen eine andere Gestalt bekommt, besonders bei der Bucht von Abscheron, wo dem Meere keine größere Breite als 15 Meilen zugewiesen wird. Darauf richtete man eine Frage an mich, die ich, wenn ich mich nicht zuvor auf dieselbe vorbereitet hätte, schwerlich hätte beantworten können. Der Cardinal Polignac sagte, natürlich mit den Worten des Herrn De l'Isle: „Wir sehen aus der Sondirung, daß das Meer von Astrachan bis nach Farabad befahren worden, denn alle Häfen, Seen und Flüsse sind fleißig verzeichnet; woher glaubt man denn, daß diese Gegend nicht befahren worden und es deshalb unmöglich sei anzunehmen, ob die gegebene Situation richtig sei"?

Hierauf antwortete ich, daß diese Gegend von denselben Leuten auf dieselbe Weise sondirt worden sei, Ew. Kaiserliche Majestät aber aus einigen Staatsgründen es bis dahin noch nicht zu veröffentlichen geruht, daß es aber zu rechter Zeit der Akademie mitgetheilt werden würde.

Mit dieser Antwort schien ich alle zufriedengestellt zu haben, denn man wünschte, daß der allerhöchste Gott Ew. Kaiserlichen Majestät auf viele Jahre Wohlsein und Leben verleihen möchte, damit man nicht allein diese, sondern auch alle andern Pläne Ew. Kaiserlichen Majestät, welche es auf die Förderung der Künste abgesehen, vollendet sehen könnte.

Hiermit endigte die Sitzung, nachdem zuvor der Präsident dem Herrn De l'Isle die Karte und Herrn Danty d'Isnard das Specimen Ornithologiae druckfertig zu machen aufgetragen hatte, um es in die Memoiren zu bringen, dabei befahl er beiden mich überall hinzuführen, alles zu zeigen, was ich zu sehen wünschte und mir in allen Stücken zu helfen. Es war nur mein Unglück, daß man wußte, daß ich das Glück habe Bibliothekar bei Ew. Kaiserlichen Majestät zu sein, denn dieser Charakter brachte sie auf den Gedanken, daß ich mit den Bibliothekaren anderer Monarchen gleichstände. Deshalb war ich genöthigt mich nach ihrer Meinung zu richten und, um den Respect meines Herrn aufrecht zu erhalten, eine sehr theure Equipage haben.

§ 2. Am nächstfolgenden Tage begab ich mich mit den mir zugewie-

senen Männern aufs Observatorium, um die dort befindlichen Instrumente und Maschinen anzusehen Ich ließ dieselben durch einen geschickten Mechaniker mit größter Mühe abzeichnen, weil sich bei demselben keine Zeichnung befand, und da viele ohne Bezeichnung des Maßstabes verfertigt waren, hatte der Zeichner große Schwierigkeiten zu bestehen. Ew. Kaiserliche Majestät werden ersehen, ob sie das Lob verdienen, das ihnen gezollt wird.

In der That habe ich dergleichen an vielen Orten gesehen und was hier nicht erwähnt wird, ist bereits in Memoiren mit Zeichnungen gedruckt worden, sowie auch Leonhard Sturm davon Erwähnung gethan und ich dessen Zeichnungen hinzugefügt habe.

§ 3. Zeichnungen von allerlei Kunstwerken sind nicht viel angefertigt, und seit der Zeit, als Ew. Kaiserliche Majestät Paris verlassen haben, sind nur 18 beendigt worden, welche Herr v. Reaumur zur Ueberreichung an Ew. Kaiserliche Majestät übergeben hat.

Obwohl die Erklärung derselben schon fertig ist, ist sie noch nicht druckfertig, doch glaubt man, daß sie bald veröffentlicht werden könne. P. Sebastian (Truchet) hat die tuba acustica noch nicht vervollkommnet, die Trommel, welche aus einer sehr dünnen Membrane besteht, wird bei feuchter Witterung sehr schwach und dient deshalb denen, welche zu ihrem Gebrauch gezwungen sind, wenig oder gar nicht. Diesem Mangel hat er bisher noch nicht abhelfen können und man darf darauf keine große Hoffnung haben, weil Truchet bei dem herannahenden Alter sehr schwach und mißvergnügt wird.

§ 4. Mit Herrn Du Verney, welcher eine Anatomie aus Wachs anzufertigen versprochen und darüber auf Befehl Ew. Kaiserlichen Majestät mit dem verstorbenen Herrn Dr. Areskin einen Contract gemacht hatte, habe ich viel Mühe gehabt, denn er hat viel Hinterlist beurkundet und mir eine Rechnung gemacht, über die ich erschrecken und mich wundern mußte. Auch zeigte er mir vernichtete Bankbriefe, welche er statt des zu diesem Zwecke gesandten Geldes anzunehmen gezwungen worden, sowie auch einen Brief des verstorbenen Dr. Areskin, welchem zufolge letzterer ihm eine vollständige Sammlung billiger anatomischer Präparate versprochen, sein Wort aber nicht gehalten. Deshalb behauptet er, daß er, weil von unserer Seite der Contract gebrochen sei, er ihn auch seinerseits nicht zu halten brauche. Außerdem sei der Modelirer jenes Körpers gestorben. Ich dankte Gott, daß ich mit großer Mühe und allerlei Finessen das Gehirn

sammt der Hirnschaale von ihm erhielt, allein er wollte es mir nicht früher geben, als es die Königliche Majestät gesehen, und deshalb erwirkte er die Erlaubniß in Gegenwart Sr. Majestät eine Demonstration des Gehirns vortragen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit wurde ich der Königlichen Majestät von deren Lehrer, dem Herrn Abbé Fleury, Bischof von Frejus, mit diesen Worten vorgestellt: „Sire, dies ist Derjenige, welcher das allergnädigste Schreiben des Kaisers aller Reußen unserer Akademie überbracht hat". Worauf Se. Königliche Majestät mich zum Handkuß zuließ und der Marschall von Villeroy antwortete: „Es ist in der That ein großer Monarch, den jetzt alle übrigen Monarchen als ihr vollkommenes Vorbild betrachten können".

§ 5. Der jüngere Du Verney konnte nicht als Anatom in den Dienst Ew. Kaiserlichen Majestät treten, da er kurz vorher sich verehelicht und seine Frau durchaus nicht aus Paris fort will. Er ist der geschickteste Anatom in Paris und trägt verschiedenen Chirurgen, welche von den Königen von Preußen, Dänemark und Schweden dahin geschickt worden sind, Anatomie vor. Auch erbietet er sich, falls Ew. Kaiserliche Majestät einige junge Leute deshalb hinschicken will, dieselben mit allem Eifer und Fleiß zu unterrichten.

Herr De l'Isle, der Geograph und Astronom, aber nahm jene Gnade mit Freuden an und überläßt die Bestimmung seines Gehalts dem allergnädigsten Ermessen Ew. Kaiserlichen Majestät, und da er Bücher und zum Observiren nöthige Instrumente, auf welche er sich verlassen kann, braucht, bittet er allerunterthänigst, daß ihm zu diesem Behufe und zur Bestreitung der Reisekosten 10,000 Livre vorausgezahlt werden. Die Motive oder Ursachen, weshalb er dies thut, sowie auch was er hier auszuführen gesonnen und was er ausführen kann, hat er in einem Brief an den Herrn Leibmedicus umständlich auseinandergesetzt.

Was ich in Kunstkammern, sowie auch in öffentlichen und Privatbibliotheken gesehen und was dort gekauft, werde ich unten in Paragraph 11 und 12 melden.

Nur will ich noch erwähnen, daß, da die Gelehrten kein Encouragement haben und mehr an das tägliche Brot als an irgend welche Speculationen zu denken gezwungen sind, unter der gegenwärtigen Regierung der Kunst eher Schaden als Vortheil bevorsteht. Auch ist zu beachten, daß Herr von Reaumur der Akademie angezeigt hat, als habe er das Geheimniß entdeckt, Gußeisen so weich zu machen, daß man es wie Schmiedeeisen

feilen, schweißen u. s. w. könne, auch hat er über diesen Proceß Ew. Kaiserlichen Majestät schreiben wollen und wie ich glaube es schon gethan.

§ 6. Nichts hat mir so viel Vergnügen gewährt als die glückliche Erfüllung des Auftrags, welcher mir in Betreff des Hofraths und Professors Wolff gegeben worden war; denn ich habe ihn so beredet, daß er gern darauf einging in den Dienst Ew. Kaiserl. Majestät zu treten. Anfangs machte mir dies viele Mühe, denn er sagte mir, daß er kein besseres Leben wünsche, daß er einen gnädigen Monarchen, Lob von den Studiosis, eine feste Anstellung und ausreichende Einnahmen habe, die er alljährlich durch seine Schriften, durch die Gesellschaften, Disputationen und von seinem Gehalte 4000 Thaler gewinnen könne und außerdem in einem mäßigen Klima lebe; dagegen sei es unbekannt, ob er das Glück haben würde Ew. Kaiserl. Majestät zu gefallen, ob seine Grundsätze dem Adel und den Gelehrten genehm sein würden, ob er nicht bald es bereuen würde und der Schade, den er in Deutschland durch den Eintritt in den russischen Dienst erleiden würde, ersetzt werden könne; deshalb dürfe man es ihm nicht übelnehmen, wenn er das Bekannte dem Unbekannten vorzöge. Aber alle diese Bedenken habe ich ihm ausgeredet, wie er es selbst in einem Briefe vom September*) 1722 bekräftigt, und habe ihm den Dienst Ew. Kaiserl. Majestät so geschildert, daß er sich nicht mehr weigerte in denselben zu treten.

Die Bedeutung und den Ruhm, den er in der Philosophie und zumal in der Mathematik und Experimentalphysik durch seine Werke bei den Gelehrten verdient hat, sind Ew. Majestät sehr bekannt.

Er verspricht es, falls es nützlich ist, ein Perpetuum mobile zu Stande zu bringen, eine Societät der Wissenschaften zu begründen und sie so zu halten, daß sowohl auswärtige als hiesige Gelehrte Nutzen und Vergnügen daran hätten, und übrigens verspricht er all seine Studien und seine Wissenschaft zum Nutzen des Publikums und der Lernenden zu verwenden und erwartet von Ew. Kaiserl. Majestät nur die allergnädigst confirmirte Vocation und Capitulation.

§ 7. Bevor ich mit dem Erfinder des Perpetuum mobile Orffyraeus sprach, habe ich mich darüber mit dem Herrn Professor Wolff berathen und ihm die Absicht Ew. Kaiserl. Majestät kundgethan, daß obwohl

*) Es ist wohl der fünfte Brief (vom 18. Aug. 1722) in der 1860 von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Sammlung der Wolffschen Briefe gemeint.

Ew. Majestät zu allgemeinem Nutzen gern eine gewisse Summe hergeben wolle, dieselbe jedoch nicht umsonst hinauswerfen möchte. Deshalb bat ich ihn, daß er mir seine Meinung darüber sagen möchte. Er antwortete, daß man darüber fast nichts sagen könne, denn obwohl Orffyraeus ein Rad gemacht habe, das sich ohne äußere Kraft dreht und Schweres aufhebt (anzieht), man deshalb doch nicht sagen könne, daß es in der That ein Perpetuum mobile sei und dem Publikum großen Nutzen bringen werde; denn die innere Structur könne man nicht sehen. Und er befahl mir darüber mit dem Erfinder zu sprechen und ihm wieder Meldung darüber zu thun, was geschehen solle, dann wolle er seine Meinung schriftlich geben.

Ich wollte mich ohne alle Zögerung gerade nach Kassel und Weißenstein begeben in der Meinung, den Herrn Orffyraeus dort zu treffen, erhielt aber die Nachricht, daß der Herr Landgraf ihn mit den zerschlagenen Theilen des Perpetuum mobile nach Carlshafen (früher Siburg genannt) fünf Meilen von Kassel geschickt und ihm ein besonderes Haus angewiesen habe, damit er besser seinen Gedanken und Rechnungen nachgehen könne, sowie auch um einen so widerwärtigen Gast loszuwerden. Ew. Kaiserl. Majestät geruhen nun allergnädigst zu hören, weshalb der Erfinder seine Maschine zerschlagen hat.

Der obenerwähnte Herr Landgraf hatte den Herrn Professor 's Gravesande aus Leyden eingeladen, damit er ihm die physisch-mathematischen Experimente, welche in seinem Werke veröffentlicht sind, demonstrire, und dabei kam das Gespräch auf das Perpetuum mobile und ob das Rad des Orffyraeus in der That ein Perpetuum mobile sei. Der Herr Landgraf behauptete es und befahl dem Orffyraeus es dem Herrn 's Gravesande zu zeigen, ohne ihm zu sagen, wer 's Gravesande wäre. Orffyraeus gehorchte dem Befehl und zeigte seine Maschine in Gegenwart des Herrn Landgrafen. 's Gravesande aber that soviel Fragen und wollte so dringend die innere Structur sehen, daß Orffyraeus auf den Gedanken kam, man wolle sein Geheimniß herausbekommen; weshalb er nichts mehr zeigte und sobald man fortgegangen war seine Maschine zertrümmerte, damit er nichts zu befürchten habe. Und als ich in Siburg einige Tage mit dem Erfinder verkehrt hatte und ihm ein recht guter Freund zu sein glaubte, that ich ihm Ew. Kaiserl. Majestät hohe Absicht kund, worauf seine erste Frage war: „Hat Herr Schumacher Geld?" Ich antwortete, daß dafür mehr Geld in Bereitschaft sei als er zu bekommen gedenke und

daß S. Kaiserl. Majestät große Gnade die Zahlung für seine Erfindung zu zollen wünsche, wenn sie nur die Probe aushielte. „Allerdings wird sie die Probe aushalten und ich bin bereit meinen Kopf zu verlieren, wenn das nicht wahr ist." Darauf antwortete ich: „Wollen wir zwei der berühmtesten Mathematiker einladen, welche, nachdem sie zuvor einen Eid geleistet haben, daß sie das Geheimniß nicht verrathen werden und nachdem der Erfinder die Summe deponirt weiß, die Maschine prüfen sollen und damit wollen wir zufrieden sein."

Hierauf konnte ich von ihm keine Resolution erhalten, denn er blieb bei seiner Meinung, daß die Maschine richtig sei und niemand dieselbe tadeln könne, es sei denn aus Mißgunst. Die ganze Welt sei voll von schlechten Menschen, denen es schwer sei zu glauben und sein letztes Wort nur: „Auf eine Seite legt ihr mir 100,000 Thaler und auf die andere lege ich meine Maschine." Mehr konnte ich nicht mit ihm ausrichten, wenn ich auch ein ganzes Jahr mit ihm verkehrt hätte. Deshalb kehrte ich wieder nach Halle zurück und berichtete dem Herrn Professor Wolff darüber, was ich bei Herrn Orffyraeus gethan. Es ist in der That schwer zu glauben, was für Streitigkeiten das Perpetuum mobile hervorgerufen. Herr Professor 's Gravesande glaubt, daß ein Perpetuum mobile nicht den mathematischen Principien widerstreite und obwohl man nicht behaupten könne, daß das Rad des Orffyraeus einen großen Nutzen dem Publikum bringen werde, so streite es doch nicht wider die Vernunft und könne, falls es in die Hände geschickter Mathematiker käme, zu größerer Vollkommenheit gebracht werden. Dieselbe Ansicht hat der deutsche Mathematiker Kaschube, dessen Entwurf und Zeichnung ich von ihm erstanden habe. Herr Mangold, Dr. med. in Rinteln, glaubt auch eins gefunden zu haben und hat darüber eine kleine Schrift veröffentlicht. Ich bin eigends zu ihm gefahren, um darüber bessere Nachrichten einzuziehen. Er hatte aber nichts fertig und alles was er hatte, besteht in der Theorie und in Projecten, und wenn eine hohe Person die Unkosten tragen will, verpflichtet er sich viele Dinge zu machen.

Des Herrn Gärtner Perpetuum mobile, das ich in Dresden gesehen, besteht aus Leinwand, welche mit Sand bestreut ist, und einer schleifsteinartigen Maschine, welche sich von selbst hin und zurück bewegt; aber nach den Worten des Erfinders kann sie nicht gar groß verfertigt werden.

Die französischen und englischen Mathematiker geben nichts auf alle solche Perpetuum mobile's und sagen, daß dies gegen die Principien der

Mathematik sei. Aber der Herr Professor Wolff hat seine Meinung darüber schriftlich gegeben, welche ich hier wörtlich wiederzugeben für gut befunden habe. Denn sie stimmt mit der Meinung fast aller Mathematiker überein und lautet also:

Wahrhaftes Urtheil über das orffyräische Perpetuum mobile.

1) Zuvörderst findet kein Zweifel statt, daß das Rad des Orffyraeus sich nicht durch eine äußere Kraft bewegt, sondern diese Bewegung durch besonders gegen einander gestellte Kugeln bewerkstelligt wird: a) denn ich habe selbst gesehen, wie sich dieses Rad ohne alle äußere Berührung in gleicher und schneller Bewegung, wenn es von außen nicht aufgehalten wurde, drehte. Ein Betrug von außen konnte nicht stattfinden, da es von beiden Seiten frei und offen dalag und auf Wunsch von einem Orte zum andern getragen werden konnte. b) Als das Rad von seiner Stelle gerührt wurde, nahm der Erfinder, welcher bei den dazu erwählten Commissaren eine Probe machte, einige Gewichte, von denen er eines in ein Tuch gewickelt befühlen ließ; und zwar nicht von der Seite, sondern nur der Länge nach durfte man es befühlen, es hatte eine cylindrische Gestalt und war nicht sehr dick. c) Ebenso hörte man, daß die Gewichte in der Richtung, wo das Uebergewicht stattfand, stark aufschlugen und daraus erhellt, daß durch ihr Schlagen das Uebergewicht bewerkstelligt wurde. d) S. Durchlaucht der Landgraf von Hessen-Kassel, welcher ein geschickter Beurtheiler mechanischer Dinge ist, hat das Rad inwendig gesehen und mehrere Wochen in einem verschlossenen Gemache, dessen Thüren und Fenster er mit seinem Petschaft versiegelt hatte, gehalten. Er versichert sowohl durch mündliche als gedruckte Zeugnisse, daß die Bewegung nur durch die Gewichte bewerkstelligt wird und so lange vor sich gehen könne als die innere Structur keine Veränderung erleidet.

2) Weil es nach den Demonstrationen der Mathematiker unmöglich ist, daß eine Maschine sich durch eigene Kraft in beständiger Bewegung befinde, deshalb muß eine Materie von außen einige Hülfe gewähren, welche durch die Sinne nicht so bald wahrgenommen werden kann und deshalb nur solchen Männern verständlich ist, welche die Natur genauer kennen. Allein ich glaube, daß die Gewichte, welche durch einige Stäbchen an der Peripherie befestigt sind, also angefertigt sind, daß sie sich von der einen Seite, wo sie leicht sind, erheben und dann durch die Drehung des Rades wieder fallen und durch die Kraft, welche sie durch diesen Fall haben, auf ein an die Peripherie befestigtes Brettchen fallen und auf dasselbe anschla-

gen. Dergestalt erhält das Rad seine Bewegung durch das Anschlagen der Gewichte, wie man es hören kann, die Kraft des Schlagens hat es aber nicht von der Maschine, sondern durch eine dünne unsichtbare Materie, durch welche die Bewegung der fallenden Körper fortwährend beschleunigt wird.

Denn es besteht die Erfindung des Orffyraeus in der Kunst die Gewichte so einzurichten, daß sie sich von der leichten Seite stets erheben, aber durch den Fall wird nach meiner Meinung das hervorgebracht, was er verschweigt. Es ist wahrscheinlich, daß, wie Orffyraeus sagt, jeder die Erfindung begreife, der nur die innere Einrichtung des Rades gesehen.

3) Allein es könnte sein, daß wenn die innere Structur der Maschine bekannt würde, viele Mathematiker sie nicht mehr für ein Perpetuum mobile halten würden, da noch eine äußere Kraft da ist, welche mit hilft; das ist die unsichtbare Materie, durch welche schwere Körper in Bewegung kommen, wenn sie fallen und durch welche die Kraft der Bewegung zunimmt.

4) Da sich nun aber diese Materie überall befindet und unbehindert wirkt, man möge das Rad hinstellen wohin man will, deshalb ist es ebenso, als wenn die äußere Kraft auch nicht hülfe, und seiner Wirkung nach einem Perpetuum mobile gleich nach dem Wunsche der Mathematiker, welche darüber also urtheilen.

5) Inwieweit die innere Structur des Rades unbekannt ist, insoweit ist es unmöglich zu sagen, ob man die Kraft desselben verstärken könne oder nicht; vielleicht nimmt die Kraft nur bis zu einem gewissen Grade zu, dann aber wieder ab, wenn man das Rad größer machen will und auf solche Weise wäre die Vergrößerung schädlich.

6) In dem Zustande, in welchem sich das Rad jetzt befindet, kann man von ihm keine große Wirksamkeit erwarten; als ich dasselbe sah, waren die Speichen sehr dünn, die Nabe aber hohl zum Behuf schnellerer Bewegung des Rades, welche Bewegung zum Aufheben einiger Dinge gar viel beiträgt, aber man kann sie nicht stark anwenden, denn solche dünne Speichen nutzen bald ab und eine solche Nabe zerbricht gar bald. Außerdem ist es ein sehr großer Unterschied, ob sich die Maschine fortwährend bewegt oder nur eine kurze Zeit, wenn sie einige Minuten lang etwas zieht oder aufhebt.

7) Wer das orffyräische Rad zu kaufen wünscht, der sieht entweder

auf die Curiosität oder auf den Nutzen, um es mit Vortheil zur Bewegung einer Maschine anwenden zu können.

Im ersten Fall muß man das, was im ersten und fünften Punkt vermeldet worden, in Betracht ziehen, in letzterem Falle das, was im 5. und 6. Punkt erwähnt wird. Christian Wolff,

Den 5. Juli 1721. Sr. königl. preuß. Majestät Hofrath, Professor der Mathematik und Physik.

Aus diesem Schreiben wird Ew. Kaiserl. Majestät ersehen, daß das Perpetuum mobile noch nicht sehr vervollkommnet ist. Darauf schrieb mir Orffyraeus, daß, da ein gewisser Monarch die gedachte Summe allein auslegen will und deshalb dem Publikum seine Maschine mit seiner Unterschrift kund thun, er deshalb Ew. Kaiserl. Majestät allerunterthänigst ersuche, daß Ew. Kaiserl. Majestät geruhen möchte daran einen gewissen Antheil zu nehmen.

§ 8. Bei Herrn Court van der Voort in Leyden, dessen Liebhaberei die beste Grundlage hat, wurde ich ausgezeichnet gut empfangen. Den Gesellen, welcher in seinem Fruchtgarten arbeitete und in der Fruchtgärtnerei, namentlich was die schnelle Erziehung der Frucht anbetrifft, sehr erfahren ist, konnte er Ew. Kaiserl. Majestät nicht überlassen, da er nur ihn allein hat und ohne ihn auf keine Weise auskommen kann. Allein er erbietet sich einen oder zwei junge Leute, welche deutsch verstehen, verständig sind, Lust zur Gärtnerei haben und arbeitslustig sind, in zwei oder drei Jahren so in der Kunst zu fördern, daß sie hier das ausführen können, was er dort zur Verwunderung seiner Nachbarn ausführt. Und wenn jemand die Art und Weise seiner Impfung, den Wärmegrad, welchen jeder Baum und jede Pflanze erfordert, und die betreffende Anwendung des Thermometers von ihm erlernt, sowie seine unterirdische Oefen besichtigt hat, so kann er sich bald in diesen Stücken vervollkommnen. Einen Abriß dieser Oefen habe ich mitgebracht, welcher hier bei den Modellen vorliegt.

Unter andern Dingen, welche in seinem Garten befindlich sind, ist eine außergewöhnliche amerikanische Ananas besonders bewundernswerth; ein Exemplar habe ich Ew. Kaiserl. Majestät durch die Post, vier Bäume mit der Frucht aber zu Wasser zu senden das Glück gehabt, was alles wohlbehalten hier angelangt ist.

Herr Court van der Voort, dem ich den Zustand der Ananase Ew.

Kaiserl. Majestät schilderte, wundert sich sehr, daß die genannten Bäume sich nicht nur erhalten haben, sondern manche von ihnen umgesetzt worden sind, von denen man sich auch noch Früchte verspreche.

§ 9. Einige tragbare Thermometer kaufte ich in Amsterdam bei Herrn Fahrenheit, von denen ich eines dem Herrn Abbé Fleury von Fréjus, das andere dem Herrn Pajot Comte d'Ons-en-Bray verehrte, die übrigen aber mitgebracht habe. Einen Schiffsthermometer aber habe ich nicht genommen, da Fahrenheit selbst sagte, daß man sich auf solche nicht gut verlassen könne. Und in der That würde es sich bei genauerer Untersuchung ergeben, daß beide Arten nicht sehr richtig sind.

Bei Musschenbroek in Leyden kaufte ich eine camera obscura, eine lucerna magica und andere Instrumente, welche zur Injection nöthig sind; es sind dieselben von dem Herrn Professor 's Gravesande corrigirt. Ich habe oben erwähnt, daß der gedachte 's Gravesande Physica mechanico-Newtoniana experimentis illustrata herausgegeben, wo alle Maschinen zu den mechanischen, statischen, hydrostatischen, physischen und optischen Experimenten gezeichnet und gedruckt sind und verschiedene Monarchen haben solche Maschinen bei Musschenbroek bestellt und da ich wußte, daß solche Maschinen Ew. Kaiserl. Majestät gefallen, bin ich ihrem Beispiel gefolgt und habe dem Meister 200 Gulden Handgeld gegeben. Obwohl Musschenbroek ein guter Meister ist, so arbeitet er dennoch, wenn er nicht von einem guten Mathematiker beaufsichtigt wird, nicht sehr exact und deshalb habe ich Herrn 's Gravesande gegen ein Honorar von 100 Gulden verpflichtet darauf zu achten, daß jene Maschinen richtig und ordentlich angefertigt werden. Es ist in der That nicht viel Geld, allein mit großem Nutzen ausgegeben, und so glaube ich, daß Ew. Kaiserl. Majestät es allergnädigst genehmigen werde.

§ 10. In England ist ein Parlamentsact zu Stande gekommen, dem zu Folge kein Künstler es wagen darf ohne Erlaubniß das Land zu verlassen oder in den Dienst eines anderen Monarchen zu treten, und zumal würden es die Hofleute ungern sehen, wenn jemand in den Dienst Ew. Kaiserl. Majestät träte. Indessen habe ich für den Dienst Ew. Kaiserl. Majestät für 15 Rubel monatlich einen jungen Mann gewonnen, welcher physikalische Instrumente und eine Luftpumpe ausgezeichnet anzufertigen im Stande gewesen, und ihn in der Absicht zu mir genommen, um ihn mit den ersten Schiffen hierherzubefördern; allein er verfiel in eine hitzige

Krankheit und starb, wodurch nicht allein ein so ausgezeichnetes Subject, sondern auch das ihm vorgeschossene Geld verloren gegangen.

Ich habe mich dort zuerst incognito unter fremdem Namen aufgehalten und einige Gelehrte besucht, als ich aber ersah, daß der Ruhm Ew. Kaiserl. Majestät und Dero Liebe zu den Künsten bei ihnen in hoher Achtung stand, gab ich mich zu erkennen und muß in Wahrheit zu ihrem Lobe sagen, daß man mir darauf viel Ehre erwies und mir jegliche Gelegenheit gab, was es Wunderbares in England giebt zu besehen. Die königliche Societät erwies mir die Ehre, mich zu ihren Privatsitzungen zuzulassen, welche ich, so lange ich in London war, fleißig besucht habe.

Als das Gespräch auf die Karte des Kaspischen Meeres kam und man die gute Absicht Ew. Kaiserlichen Majestät in Ihrem Reiche, die Künste und Wissenschaften zu fördern, lobte, sprach Dr. Woodward einen Gedanken aus, den ich nicht verschweigen darf. Er sagte: „Hätte unser König eine solche Seele von Gott erhalten, so könnten wir uns freuen und auf bessere Aufmunterung hoffen". Was ich aber in Museen und Bibliotheken gesehen habe, werde ich im nächstfolgenden Paragraph vermelden, nachdem ich zuvor Ew. Kaiserlichen Majestät von dem plötzlichen Tode des Hofraths Bonmassari allerunterthänigst berichtet haben werde.

Als gedachter Bonmassari den 13. Februar 1722 bei dem venetianischen Residenten zu Mittag war, traf ihn nach beendigtem Mahle ein Schlaganfall dermaßen, daß er die Sprache verlor und auch bis zu seinem Tode sprachlos blieb und fünf Stunden später hauchte er in Gegenwart des Residenten von Modena und eines venetianischen Secretärs Namens Ghilansoni und in meiner seinen Geist aus. Die genannten beiden Herren wollten seine Briefschaften und die bei ihm befindlichen Sachen an sich ziehen, indem sie vorgaben, der Verstorbene sei ein venetianischer Edelmann und sie wären demnach verpflichtet die Papiere zum Besten seiner hinterbliebenen Schwester an sich zu nehmen, denn es könnten darunter Wechselbriefe und Obligationen sein. Dagegen protestirte ich jedoch mit allen Kräften und sagte, daß er im Dienst Ew. Kaiserlichen Majestät gestanden und daß ich im Interesse meines Herrn nicht zulassen dürfe, daß sich Fremde in seine Angelegenheit mischten. Sollten sich Wechselbriefe und Obligationen, welche der Familie gehörten, darunter finden, so würden sie ihnen zurückgegeben werden. Während wir stritten trug der Diener des Verstorbenen, welchem ich von vornherein das Nöthige anbefohlen hatte, die nöthigsten Papiere zur Aufbewahrung in meine Wohnung. Als

ich aber die Herren nicht anders los werden konnte, befahl ich die Schatulle zu öffnen und zeigte ihnen alle wichtigen Papiere, sie fanden aber nichts und da sie die Armuth des Verstorbenen sahen, ließen sie alles in Stich. Ich aber ließ an dem Abende einen Lieferanten rufen und befahl den Verstorbenen am nächsten Tage um 8 Uhr seinem Range angemessen in Sanct James zu beerdigen. Die Schulden aber, welche er bei Schneidern, Schuhmachern u. a. hinterlassen hatte, habe ich, wie meine Quittungen ausweisen, bezahlt. Unter den Gläubigern war einer, welchen der Verstorbene während seines Aufenthalts in London als Spion gebraucht hatte. Dieser hat mich sehr geärgert, denn er gab eine Ausgabe von 200 Guineen an, welche er zu Geschenken zu verbrauchen gezwungen gewesen und drohte mir mit Arrest, wenn ich ihm diese Zahlung nicht leisten würde. Ich fand mich mit 50 Guineen mit ihm ab und hatte darauf vor in der Provinz Ew. Kaiserlichen Majestät Befehl abzuwarten. Als aber wegen der gedachten Conspiration ein Gerücht aufkam, befürchtete ich, daß mir unter solchem Vorwande irgend eine Widerwärtigkeit zustoßen könnte, weshalb ich nach Holland reiste und daselbst nach zweiwöchentlichem Aufenthalt den allergnädigsten Befehl Ew. Kaiserlichen Majestät mit allerunterthänigstem Respect erhielt, demselben in allen Punkten nachkam und alle Briefe des Verstorbenen wohlbehalten mit mir fortnahm.

§ 11. Beim Besuch der Museen habe ich weder Zeit noch Mühe und Kosten geschont; sobald ich von einem Museum hörte, bemühte ich mich es in Augenschein zu nehmen, und es sind sehr wenige in Deutschland, Holland, Frankreich und England, welche Ew. Kaiserliche Majestät nicht selbst gesehen, weshalb ich es für überflüssig erachte zu specificiren, was ich in denselben gesehen, wie es auch unmöglich ist, solches kurz abzumachen. Allein in Kürze will ich vermelden woraus jene Museen bestehn.

In Riga ist das Kabinet des Dr. Martini, welches aus verschiedenen Naturalien, besonders aus sogenannten Petrefacten besteht, allein nichts Außergewöhnliches darbietet.

In Königsberg besitzt der junge Dr. Hartmann seines verstorbenen Vaters Bernstein-Cabinet, welches man betrachten muß, da in demselben erstlich allerlei Bernsteingegenstände sich befinden, zweitens ihre Entstehung genau zu ersehen ist.

In Danzig ist das Museum des Herrn Dr. Brayne berühmt wegen der wunderbaren Sammlung von Bernstein und Salzen und wegen der be-

rühmten Flora Japonica, von der ein Theil in der Berliner Kunstkammer zu sehen ist.

Das Berliner Museum wird mehr wegen der hübschen mit Spiegeln und Schnitzarbeit geschmückten Gemächer als wegen der Gegenstände, aus denen es besteht, geschätzt. Naturalien giebt es sehr wenige und ohne Ordnung; die Hauptsache sind: silberne und goldene in Augsburg ciselirte Gefäße. Auch rühmt man sehr Hirschgeweih, welches aus einem Baume hervorkommt, ob es natürlich ist oder nicht, darüber verlange ich das Urtheil Anderer. Das Königliche Münzcabinet und die Antiquitätenkammer, welche sich unter der Aufsicht des Herrn De la Croze befinden, sind aller Achtung werth, nicht allein haben sie eine große Anzahl neuerer Münzen, Medaillen, Gemmen und anderer griechischer und römischer Antiquitäten, sondern es ist auch alles gut geordnet. Sehr bedauernswerth ist es, daß es jetzt nicht mehr zunimmt, sondern täglich abnimmt, da die Königliche Majestät sich mehr darum kümmert, Soldaten zu halten als die Wissenschaften zu fördern.

Von Privatpersonen hat der Geheimrath von Kniepenhausen ein sehr hübsches Medaillencabinet, auch hat er eine hübsche Gemäldesammlung. In Hamburg ist das Museum des Herrn Syndicus Anderson bewundernswerth; wunderbare Sachen e regno minerali kann man nicht besser finden; am meisten zieren dasselbe Marmorarten, Mineralien und Petrefacte aller Länder, die Medaillen aber sind nicht sehr bewundernswerth.

Bei dem Grafen von Löwenhaupt sieht man eine siebenköpfige echidnaähnliche trockene Schlange, ob aber die Köpfe angesetzt sind, kann man nicht sehen, da man sie nicht umwenden darf und nur vom Rücken her sehen kann. Man schätzt sie auf 20,000 Thaler, ich glaube jedoch, daß wenn man sie genau betrachten würde, der Betrug an den Tag kommen würde. Der Herr Landrath von Ahlefeld hat eine hübsche Gallerie, in welcher folgende Originale rühmenswerth sind: 1) eine Venus von Hannibal Carracci, 2) Bacchanalien von Rubens mit 11 Figuren, 3) Moses mit den Gesetzestafeln von Raphael Urbinas, 4) zwei weibliche Personen von van Dyck, 5) zwei Landschaften von Tizian und andere künstliche Gemälde von van Aal, Agricola, Bellini, Hans Pol, Hondius, Karl Morat und Teniers.

Noch ist dort bei einer Wittwe, deren Mann, wie ich glaube, sehr auf die Gesundheit zu trinken liebte, ein ganz absonderliches Cabinet zu sehen. Der gedachte Liebhaber hat mit großem Fleiß die Trinkgefäße

vieler Nationen gesammelt; schwerlich giebt es ein solches Gefäß, das dort nicht zu finden wäre.

In Hannover hat der Abbé Molanus ein Münzencabinet von großem Werth; es besteht aus allerhand Münzen, aber die schöne Sammlung Lüneburger Münzen und Thaler, welche auf Befehl einiger Fürsten geschlagen sind, ist bewundernswerth. Seine Naturalien sind nicht wichtig; von den Reliquien, von denen er ein Verzeichniß hat, werde ich nicht sprechen.

In Leipzig ist auch kein öffentliches Museum, außer daß in der Rathsbibliothek einige Steine, theure Antiquen und alte Mosaik gezeigt werden. Von Privatleuten haben der Apotheker Lincke und Bose einige Naturalien; des ersteren Sammlung ist ausgezeichnet in petrefactis et lapidibus figuratis, unter denen ein schwarzer dünner Stein, auf welchem ein Crocodil ganz deutlich zu sehen ist, merkwürdig ist; die letztere Sammlung an animalischen und botanischen Gegenständen, namentlich Saamen. Bei Herrn Koch giebt es einige chemische und Kunstproducte. Die Glasur, welche er anzufertigen versteht, ziert Thonsachen gar sehr. Herr Dr. Lehmann ist berühmt durch das Modell eines Bergwerks und der zu dem Bergwerk gehörenden Instrumente.

Die Dresdner Kunst- und Naturalienkammer übertrifft die Berliner in vielen Stücken, nur schade, daß sie sehr zertheilt ist. Die Naturalienkammer besteht aus allerlei Naturalien, die Kunstkammer aus verschiedenen alten Kunstgegenständen, wie Uhren, Maschinen, Modellen, verschiedenen Instrumenten und Drechslerarbeiten. Die Antiquitätenkammer besteht aus römischen und griechischen Münzen und Antiquitäten, auch sind dort in einem besonderen Gemache Zeichnungen und Gemälde. Die Königliche Schatzkammer heißt das grüne Gewölbe. Die Wunderdinge Tillingers, bei welchem Ew. Kaiserliche Majestät früher gewohnt haben, namentlich die mit schönen und kostbaren alten und neuen geschnittenen Steinen und schönen Medaillen geschmückte Pyramide, die asiatische Embassade u. a. m. kommen allen merkwürdig vor. Von Privatleuten hat niemand etwas, außer dem Mechaniker Gärtner und das sind Modelle. Er hat ein Perpetuum mobile, von welchem schon oben gesprochen, einen Stuhl, auf welchem sitzend man sich durch eine Feder in senkrechter Linie emporheben und senken lassen kann; auch einen Tisch solcher Art, der mit Speisen und Getränken so herabgelassen und emporgehoben wird. Noch eine Maschine, durch welche man bei starker Sonnenhitze im Zimmer kalten Wind hervorbringen kann. Auch verschiedene Mühlenmodelle hat er, aber wegen

seines vorgerückten Alters kann er nichts mehr vervollkommnen und nichts Neues erfinden.

Das Münzcabinet in Sachsen-Gotha, welches früher dem Fürsten von Schwarzburg gehörte, ist in Deutschland das vorzüglichste und steht an Ruhm keinem andern, das Königl. französische Cabinet ausgenommen, nach; was es Merkwürdiges an Medaillen giebt, findet man daselbst.

In Kassel ist die Kunst- und Naturalienkammer in einem eigens dazu erbauten Hause: die Naturalien sind unten, die Kunstsachen oben. Von jenen nehmen die Mineralien, Steine, Erdatten und Salze ein besonderes Zimmer ein; dann die Thiere; drittens Conchylien und Seegegenstände; viertens Bäume, Kräuter und anderes Botanische. Ebenso sind die Kunstgegenstände geordnet. Die mathematischen Instrumente liegen besonders, so auch die physikalischen, die Maschinen und Modelle — alles in so hübscher Ordnung, daß ich wahrlich sagen kann, daß ich keine Kunstkammer in solcher Ordnung gefunden habe. Von den Modellen sind die vom Schlosser de Grotte zu Weißenstein die vorzüglichsten und die Flugmaschine sehr merkwürdig. Auch giebt es dort eine Menge anderer und guter mathematischen und physikalischen Instrumente.

In Amsterdam fand ich bei Scheinvoet eine vollständige Sammlung von Conchylien, Mineralien und Zeichnungen.

Dr. Jobelirer hat nicht nur ein vollständiges, sondern auch ein vorzügliches Cabinet an Muscheln, Korallen und dunkeln Edelsteinen. Sebe zeichnet sich in Animalien und Mineralien aus. Tencate und Scheidt bemühen sich auch in diesem Punkte, erreichen ihn aber nicht.

Das Wildesche Cabinet ist rücksichtlich antiker Münzen das beste in Holland, und da es verkäuflich ist, habe ich es für gut gehalten, ausführlicher von seinem Inhalte Meldung zu thun. Es hat 1) Kaisermünzen in Gold 166, 2) Consulares aus Silber 489, 3) aus Metall 71; darunder sind 143 auf denen kein Name und keine Familie angegeben, 4) eine Series römischer Silbermünzen 953, 5) aus Metall 1373, 6) römische Kaiser mit griechischer Umschrift, deren viele noch nicht ediret 409, 7) eine Sammlung der besten Münzen, welche Herr de Wilde herausgegeben 150, 8) Münzen verschiedener Länder in Menge, 9) Medaillen mit griechischer Legende in Silber und Kupfer 90, 10) macedonische Könige in Silber und Metall, darunter einige sehr schön und noch nicht herausgegeben sind 72, 11) eine Series ägyptischer und syrischer Könige 180, diese sind sehr schön und so vollständig in keiner andern Sammlung,

12) arabische, samaritanische u. a., 39, 13) Planeten 12 aus Gold, sehr schön, 14) dieselben aus Silber, 15) geschnittene Steine, welche Herr Wilde herausgegeben 188, 16) dergleichen noch 455, 17) ebenfalls sehr schöne und große 26, 18) verschiedene von dem Professor herausgegebene Figuren 60, 19) Sacrificium Priapi, alt und schön, 20) ein gleiches nur nicht so vollkommen, 21) Jupiter in Gestalt eines Schwans, als Leda Castor und Pollux gebiert, nach einer Hebamme eilend, 22 u. 23) verschiedene andere Figuren und chinesische Götzenbilder. Dort befindet sich auch ein Gemälde von einem sehr berühmten Meister, welches die beiden Brüder De Witte darstellt.

Obwohl es in dem Uilenbroekschen Münzcabinet nicht sehr viel gute Münzen giebt, so sind sie gut geordnet, obschon eine große Anzahl derselben paduanische sind, welche er für ächte hält. Viele Zeichnungen und architectonische Entwürfe, griechische und römische Antiquitäten verleihen diesem Kabinete eine große Zierde.

Obgleich Professor Ruysch schon sehr alt und kraftlos ist, bemüht er sich dennoch die Anatomie durch Injection zu vervollständigen und hat jetzt wieder vier Cabinete mit anatomischen Präparaten angefüllt. Unter diesen zeigt er das rete mirabile, welches er bei einem Menschen fand, nachdem er das Cabinet schon verkauft hatte. Uebrigens sind die jetzigen Präparate nicht halb so gut, als die, welche er früher angefertigt hat. An die Anthropologie darf er nicht denken, denn eine solche Sammlung, wie sie in Ew. Kaiserlichen Majestät Cabinet befindlich ist, kann weder er noch irgend ein anderer in solcher Vollständigkeit anlegen.

Der Atlas des verstorbenen Herrn Bundermaker, welcher aus 102 Büchern besteht, ist sehr schön und man kann in Wahrheit sagen, daß es seines Gleichen nicht in Europa giebt, denn er enthält nicht nur die besten General- und Specialkarten, sondern auch die Beschreibung der Hauptstraßen und Städte jeder Provinz, sowie auch die Bildnisse der regirenden Herren und Zeichnungen der in jeder Provinz vorgefallenen Schlachten. Als man ihn in der Auction verkaufen wollte, so rapportirte ich darüber und hielt die Auction ein halbes Jahr über den festgesetzten Termin hin, da ich aber keine Antwort erhielt, ward der Atlas dem Könige von Portugal für 10,000 Gulden zu Theil.

Calf in Sardam hat auch eine Sammlung an Naturalien und Antiquen, letztere sind jedoch besser. In Harlem ist das Vincentsche Naturaliencabinet vorzugsweise berühmt, namentlich wegen der Aufbewahrung von

Insecten, sowohl auf trockenem als nassem Wege; schöne und gut aufgesteckte Schmetterlinge giebt es sonst nirgends. Von dem Cabinet hat er selbst einen Katalog herausgegeben.

Van der Marck, welcher Geld zur Herausgabe der biblischen Figuren hergegeben hat, besitzt einen großen Schatz an geschnittenen Edelsteinen.

In Leyden giebt es eine öffentliche Anatomie und eine Naturalienkammer und was in ihnen befindlich ist, ist Ew. Kaiserlichen Majestät bekannt; es ist nichts Neues hinzugekommen, außerdem giebt es davon einen gedruckten Katalog. Es ist zu bedauern, daß die ... rawenschen anatomischen Präparate nicht besser aufbewahrt werden.

Das Gemäldecabinet des Herrn Court van der Voort ist hübsch. In Haag ist des Herrn Greffier Vagels (?) Münzcabinet wegen der daselbst befindlichen neuen Münzen und Medaillen berühmt.

In Delfft sah ich die berühmte Microscopia Leeuvenhoeks; wie weit er es in derselben gebracht, davon zeugen die von ihm herausgegebenen Werke.

In Utrecht hat Herr van Molen eine hübsche Naturaliensammlung, allein wichtig ist seine Seidenmühle, denn sie ist nicht nur sehr merkwürdig, sondern auch sehr brauchbar, da beim Seidespinnen durch sie zwei Menschen mehr machen können, als sonst 20 Menschen. Deshalb hält er dieselbe sehr geheim. Allein ich bemühte mich auf alle Weise sie kennen zu lernen, und zu der Zeit befand sich in Amsterdam ein in den Maschinen berühmter Mathematiker, Namens Kaschube; mit ihm berieth ich mich darüber und kam überein, daß er mir in Lakaienlivré folgen und wenn man mir die Maschine zeigte, sie sorgfältig in Augenschein nehmen und eine Zeichnung derselben machen sollte. Außer der guten Empfehlung, welche ich von seinen (des Herrn van Molen) Freunden hatte, bewerkstelligten die Bernsteingeschenke, welche ich von Danzig und Königsberg gebracht hatte, mir einen freien Zutritt zu ihm und eine freundliche Aufnahme, so daß ich zwei Wochen lang täglich bei ihm sein mußte. Ebenso behandelte man auch meinen angeblichen Lakaien; er wurde mit den Leuten, welche nichts Arges von ihm dachten bekannt, ging immer unbehindert zur Maschine und hatte Zeit genug alles zu besehen und Zeichnung zu machen, sowie er auch den Grund- und Standriß, welcher bei den Modellen befindlich ist, mir von derselben angefertigt hat.

Diesen Mann nahm ich mit nach Paris, um mir bei solchen Dingen behülflich zu sein, und gerne hätte ich ihn hierher mitgenommen, wenn er

mir nicht so große Kosten verursacht hätte, außerdem war er von Zeit zu Zeit so toll und ungestüm, daß es gefährlich war mit ihm zu leben.

In Antwerpen sah ich die wunderschöne Bildergallerie des Canonicus Douart (?). Er hat Stücke von Rubens, Michel Angelo, van Dyck, Poussin und dgl. guten Meistern, schätzt seine Miniaturgemälde, deren er viele hat, besonders hoch.

In Paris sind öffentliche wie Privatcabinete: die Königliche Naturalien und anatomische Kammer in dem Königlichen Medicinalgarten; eine besteht aus den Naturgegenständen des Landes, diese aus Skeleten sowohl von Menschen als von Thieren. Auf dem Observatorium giebt es Modelle mathematischer und physikalischer Instrumente; alle, welche nicht in den Memoiren veröffentlicht sind, habe ich abzeichnen und eine genaue bei den Zeichnungen befindliche Beschreibung derselben anfertigen lassen. Man muß sich wundern, daß es dort nicht mehr und nicht bessere Sachen giebt. Der Tschirnhausensche Brennspiegel wird dort zu den besten Sachen gerechnet. Im Louvre giebt es auch einige Maschinen, Zeichnungen, Gemälde, von denen es überall Beschreibungen giebt. Das Modellencabinet in Versailles hat solche alte und theure Stücke, wie es dergleichen nirgends in der Welt giebt. Von diesen allen fast habe ich Abdrücke in verschiedenen Materien mitgebracht. Daneben ist das Cabinet von St. Cloud, das mit großen Kosten zu Stande gebracht ist, zu loben. Sehr berühmt ist das Cabinet in St. Geneviève, hat man aber andere gesehen, so findet man nur wenig Bemerkenswerthes.

Von Privatcabineten ist ausgezeichnet an Naturalien und chemischen Gegenständen das Cabinet des Herrn Geoffroy, an mathematischen Gegenständen des P. Sebastian (Truchet), an Medaillen und alten geschnittenen Steinen das Cabinet Crozat, des Duc d'Antin und des Herrn Hombert an Gemälden und Drucken, des Herrn Pajot Comte d'Ons-en-Bray an mechanischen Gegenständen; auch befindet sich dort ein hübscher Anfang einer anatomischen Sammlung aus Wachs. Sein Plan für die Mathematik ist sehr schön, denn er meint alle Theile in Modelle bringen zu können. In der bürgerlichen Architectur ist er weit vorgeschritten und hat allerdings schon verschiedene Modelle von Häusern, Gewölben, Fenstern, Thüren, Brücken, Dächern u. s. w. wie auch in der Fortification. Man sieht, daß dies Cabinet mit guter Ueberlegung angelegt und nutzbar fortgesetzt wird.

In London hat die Societät ein hübsches Naturaliencabinet, es er-

reicht aber nicht die Cabinete des Herrn Sloane und des Dr. Woodward. Außerdem haben beide eine gute Antiquitätensammlung; der letztere hat den Ruhm an Steinen und Mineralien und zeigt gegen die Meinung der Meisten, daß die sogenannten Conchylienpetrefacten nicht in Stein verwandelt sind, sondern ihre Schwere von einer flüssigen Materie haben, welche zeitweise gypsig, mineralisch und steinig ist und durch die Oeffnungen in sie eingedrungen ist. Der Lord Pembroke und Herzog v. Devonshire haben die vorzüglichsten Medaillencabinete in England, aus denen Herr Haym den Thesaurus Britannicus in italienischer und englischer Sprache herausgegeben hat.

In Oxford ist die öffentliche im Universitätshause befindliche Naturalien- und Antikenkammer berühmt; sie enthält Naturalien aus allen Naturreichen, Antiquitäten und Medaillen, über welche verschiedene Bücher gedruckt sind.

Nahe bei Cambridge hat der Lord Narley ein sehr hübsches Medaillen- und Antiquitätencabinet. Eine alte Lampe aus Cypern, welche einst auf dem Altar der Venus gestanden hat, schmückt dasselbe sehr. Der genannte Lord schenkte mir eine Zeichnung derselben, welche ich dem Bericht beigelegt habe. Ich habe noch viele andere Cabinete gesehen, es können sich dieselben aber mit diesem Cabinete durchaus nicht messen.

Da ich mir die vorzüglichsten Cabinete in Deutschland, Holland, Frankreich und England gesehen habe und das Cabinet Ew. Kaiserl. Majestät, welches seinen Anfang mit einigen Thieren und dem lappischen Schlitten machte, genau kenne, kann ich frei herausſagen wodurch es sich von den übrigen Cabineten unterscheidet und woran es Mangel leidet.

Was die Naturalien, namentlich Steine, Mineralien und Thiere betrifft, so hat Ew. Kaiserl. Majestät daran einen guten Vorrath, es sind jedoch die Naturgegenstände dieses Reichs noch nicht genügend erforscht. In der Anatomie hat das Cabinet Ew. Kaiserl. Majestät seines gleichen nicht. Es wird auch gute Ordnung in demselben aufrecht erhalten werden, sobald nur das dazu bestimmte Haus fertig sein wird. Kunstgegenstände, Gemälde, Kupferstiche, physische und mathematische Instrumente, Antiquitäten und Medaillen sind in demselben in sehr geringer Zahl, solche sind aber sehr nöthig, deshalb habe ich in Folge meiner Instruction mich bemüht dem Mangel abzuhelfen, besonders in Betreff des Medaillencabinets, dessen Ew. Kaiserl. Majestät gar sehr bedarf. Das Cabinet, welches ich mit Zahlungscontract auf zwei oder drei Monate in Hamburg bei

Peter Grewe gekauft und dann Ernst Goverts bezahlt hat, hat früher dem berühmten Lüders zugehört; ihm bot die Königin Christine, als das Cabinet noch in gutem und vollständigen Zustande war, 10,000 Thaler dafür, denn man kann sagen, daß es damals das berühmteste in Deutschland war. Er hat sich aber durch dasselbe zu Grunde gerichtet, denn nach seinem Tode blieb nichts nach, um seine Schulden zu bezahlen und seine Erben, welche sich nicht helfen konnten, versetzten das Cabinet für eine gewisse Summe an Juden, diese nahmen aber nur die goldenen und silbernen Münzen und nachdem sie dieselben in verschiedene Säcke gethan hatten, versiegelten sie dieselben mit dem Siegel der Erben. Als aber die Zinsen dafür sehr angewachsen waren, kaufte einer der Erben, Peter Grewe, die Sammlung los und in solcher Gestalt verkauft er dieselbe Ew. Kaiserl. Majestät für 8000 Thaler Banco. Mit dem Sack wiegt das Gold 2043 Ducaten, das Silber aber 3600 Loth. Eins ist nur schade, daß da die Münzen sehr durch einander geworfen sind, derjenige, welcher sie ordnen wird, viele unruhige Nächte haben wird.

Während meines Aufenthalts wurde das Ew. Kaiserl. Majestät bekannte Cabinet des Herrn Chevalier auf einer Auction verkauft, es bestand aus Antiquitäten und alten Steinen. Auf dieser Auction kaufte ich zwei Cylinderspiegel mit einigen Figuren, große und kleine geschnittene Steine älterer und neuerer Zeit, Carneole, Lapis lazuli, Sardonyxe, 66 an der Zahl, alte Lampen und eine Menge alter Spiegel und Ringe, auch einige alte Flöten, wie es das Register ausweist. Ew. Kaiserl. Majestät ist es sehr bekannt, daß in Holland häufig solche Auctionen sind, daß für sie ein Termin festgesetzt wird und nach Ablauf desselben ohne Rücksicht angefangen wird, weshalb es unmöglich ist auf den Befehl seines Herrn zu warten; denn wo ich eine solche Auction antraf und ersah, was man mit Nutzen aus derselben erhalten könnte, habe ich es gewagt auch ohne Befehl Ew. Kaiserl. Majestät zu handeln, in der Hoffnung, daß dies von Ew. Kaiserl. Majestät allergnädigst genehmigt werden würde.

In Amsterdam wurde unter Leitung des Herrn Court van der Voort eine sehr schöne Orangerie versteigert und ein kostbares Cabinet von Gemälden, welche von den besten Meistern herrührten, und da es im Medicinalgarten keine Orangerie giebt und in die neue Bibliothek und Kunstkammer Gemälde sehr hineingehören und diese Sachen nicht sehr theuer verkauft wurden, habe ich die Orangerie und einige Gemälde durch Herrn Larwood und Sohn jene für 823 Gulden, diese für 8382 Gulden gekauft.

Da aber im Medicinalgarten noch kein Platz für eine Orangerie ist, hat der Herr Archiater dieselbe Ihrer Majestät der Kaiserin übergeben und ist dieselbe bereits bezahlt. Die Gemälde sind einstweilen in der Kunstkammer, aber noch nicht bezahlt, die Zahlung dafür verlangen Elmsall und Evans, die Correspondenten Larwoods und Sohn, täglich von mir und lassen mir keine Ruhe; deshalb bitte ich Ew. Kaiserl. Majestät allerunterthänigst, allergnädigst zu befehlen, daß das Geld den Herren Elmsall und Evans ausgezahlt werde; die mathematischen und physikalischen Instrumente habe ich in Leyden von Musschenbroek, in England von Deane, in Frankreich von Vigneron und Eßling, in Berlin von Doppler u. a. gekauft, was ich alles in der Rechnung angeben werde.

§ 12. In meiner Instruction ist mir noch aufgetragen rücksichtlich einer vollständigen Bibliothek Nachricht einzuziehen und darüber Bericht zu erstatten. In Hamburg, im Haag, in Frankreich und England sind zur Zeit meiner Anwesenheit sehr schöne Bibliotheken verkauft worden, und aus ihnen habe ich einige nothwendige Bücher gekauft, daß aber in allen Facultäten vollständige Bibliotheken verkauft worden sind, kann ich in Wahrheit nicht sagen; eine solche Auction kommt schwerlich vor, man müßte denn deshalb einem berühmten Buchhändler einen Auftrag geben, was nach meiner Ansicht füglich geschehen könnte. Einem solchen Buchhändler wird eine Copie des Bibliothekkatalogs gegeben, aus welcher er ersehen kann, was für Bücher in einem bestimmten Fache sind, um dieselbe baldigst auszufüllen. Damit aber kein Betrug stattfinde, muß man mit anderen correspondiren und Kataloge mit Bibliothekspreisen zu erhalten suchen. Ich habe das Verzeichniß der Bibliothek Ew. Kaiserl. Majestät in Holland bei dem berühmten und erfahrenen Buchhändler Waesberge gelassen und die Bücherverzeichnisse mit dem Preise von 16 Jahren mit großer Mühe verfaßt, und somit hängt es nur von dem Willen Ew. Kaiserl. Majestät ab die Bibliothek in wenig Jahren ohne große Kosten zu vervollständigen, was allerdings geschehen muß, wenn das Innere dem Aeußern des Gebäudes entsprechen soll. Obwohl ich, wie schon erwähnt worden, eine hinlängliche Zahl von Büchern gekauft habe, so sind dies doch nur die allernothwendigsten, welche man in einer öffentlichen Bibliothek haben muß, ein Werk ausgenommen, welches ich nur der Curiosität wegen gekauft habe. Es ist bekannt, daß Mainz, Straßburg und Harlem unter einander über die Erfindung der Buchdruckerkunst in Streit sind und daß die ersten Bücher ohne Angabe des Orts und des Jahres gedruckt

wurden. Nun giebt es in holländischer Sprache ein Buch mit dem Titel Speculum salutis. Es enthält in Holz geschnittene biblische Figuren, welche das Geheimniß des Glaubens mit Unterschriften darstellen. Dieses Werk soll in Harlem gedruckt sein als man in Mainz noch nichts vom Drucken wußte. Professor Scriverius sagt in seiner Harlemischen Geschichte, daß er dieses Buch in lateinischer Sprache besitze, welchem viele widersprachen und es nur für Prahlerei gehalten haben. Dieses Buch habe ich, allmächtigster Kaiser, zufällig in Holland gefunden und es verdient in der Bibliothek Ew. Kaiserl. Majestät eine Stelle einzunehmen. Denn aus ihm kann man ersehen, wie Kunst anfänglich nicht vollkommen ist, sondern allmälig durch viele Verbesserungen zur Vollkommenheit gebracht wird.

Was die Bibliotheken betrifft, so sind dieselben entweder öffentliche oder private, und fast jede freie Stadt kann sich rühmen zum Besten des Publikums eine Bibliothek zu haben; von den Königen, Fürsten und Universitäten, welche fast über den Vorrang streiten, wollen wir schweigen, denn der Bericht darüber würde Ew. Kaiserl. Majestät langweilig sein, zumal wenn ich jede Bibliothek umständlich beschreiben wollte. Deshalb werde ich nur die hauptsächlichsten beschreiben, das aber, was sie enthalten, nicht aufführen, weil darüber die über sie veröffentlichten, gedruckten oder schriftlichen Kataloge, welche ich mitgebracht habe, genügende Auskunft geben.

Außer der Kaiserlichen Bibliothek in Wien verdient in Deutschland die erste Stelle die Wolfenbüttelsche. Die Königliche Bibliothek in Berlin ist auch berühmt, wenn man die Spanheimsche hinzurechnet. In Holland ist die Hauptbibliothek die Universitätsbibliothek in Leyden. In Frankreich kann keine Bibliothek sowohl an Quantität als an Qualität der gedruckten und handschriftlichen Werke sich mit der königlichen vergleichen, denn es sind in ihr etwa 80,000 gedruckte Bücher und 17,000 Handschriften und obwohl der Katalog der königl. Bibliothek noch nicht gedruckt ist, so habe ich doch ein Project desselben mitgebracht. Die Handschriften hat Montfaucon zum größern Theil katalogisirt. Die vorzüglichsten und ältesten griechischen Codices sind Nr. 1095 und 2245, der erstere besteht aus verschiedenen Büchern des alten und neuen Testaments. Das Merkwürdigste ist, daß im 12. Jahrhundert ein Schreiber die alte Schrift abgekratzt und statt derselben Ephraemi Opera darüber geschrieben hat, sieht man aber genauer hin, so kann man die alte Schrift lesen. Der andere Codex, welcher im 7. Jahrhundert abgeschrieben zu sein scheint, enthält die Briefe des Apostels Paulus.

Ueber die Leydener Bibliothek hat Montfaucon in seiner Palaeographia umständlich gesprochen und dann Maichel von der Pariser Bibliothek.

Die Universitätsbibliothek in Oxford kommt der zu Cambridge fast gleich, denn jene ist reicher an Handschriften, diese aber durch die Einverleibung der Bibliothek des Bischofs von Ely reicher an Druckwerken. Es schmückt dieselbe besonders der Codex Bezae, welcher die vier Evangelisten und die Apostelgeschichte enthält und aus dem 5. und 6. Jahrhundert herzurühren scheint. Es hat eine solche Aehnlichkeit mit dem oben erwähnten Codex unter Nr. 2245 der königl. Bibliothek zu Paris, daß einige glauben, er sei von derselben Hand geschrieben.

In London sind viele öffentliche Bibliotheken, aber die Cottoniana, deren Katalog ich mitgebracht habe, ist die beste, aber die Bücher mit vergoldeten Buchstaben in derselben sind nicht schön.

Privatbibliotheken habe ich mehr als 200 gesehen, die beste derselben und auf jetzige Art eingerichtete ist in Frankreich beim Marschall d'Estrées, welcher dieselbe durch Auctionen, in welchen er viel gewonnen hat, sehr vergrößert hat; in England beim Lord Sunderland und Lord Harley. In Deutschland fand ich keine Privatbibliothek, welche werth gewesen wäre aufgeführt zu werden; doch habe ich gehört, daß die Bibliothek des Prinzen Eugen den genannten nicht nur gleichkommt, sondern sie sogar übertrifft. Es ist ihre Absicht nicht nur ihre Bibliotheken mit den theuersten und schönsten, sondern auch mit den ältesten Büchern anzufüllen und sie sehen dabei mehr auf die Curiosität und die Kostbarkeit als auf den Nutzen. Und deshalb halten sie ihre Buchhändler in Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, welche stets den Befehl haben Bücher zu kaufen, wenn auch zu sehr hohem Preise, wie ich gesehen habe, daß der verstorbene Lord Sunderland für eine Ausgabe des Homer 50 Guineen bezahlt hat. Viele halten dies für eine Krankheit und nicht für eine wahre Liebe der Wissenschaften.

Der berühmte Mencke, durch den die Leipziger Acta eruditorum herausgegeben wurde, besitzt eine vollständige historische Bibliothek. Ich glaube, daß man ihn dazu bewegen könnte, dieselbe an Ew. Kaiserl. Majestät zu verkaufen.

Die Anordnung der Bibliotheken ist verschieden, denn jeder Bibliothekar folgt seinem Gutdünken. Die gewöhnlichste und bequemste Anordnung ist jedoch, wenn die Bücher nach den Wissenschaften und nach ihrer Größe aufgestellt werden. Ich glaube aber, daß man nicht zu sehr der

Materie folgen darf, damit die Schönheit, welche in einer öffentlichen Bibliothek erforderlich ist, nicht verloren gehe. Außerdem kann ein Buch zu verschiedenen Facultäten gerechnet werden. Ich werde mich bemühen in der Bibliothek Ew. Kaiserl. Majestät dies zu beachten: das Gebäude ist dazu schön und bequem, nur fehlt es uns an guten und auserwählten Werken. Und falls es Ew. Kaiserl. Majestät allergnädigst gefallen sollte eine gewisse Summe dazu anzuweisen, so kann man die Bibliothek in kurzer Zeit in einen guten Zustand bringen. Ebenso kann man auch die Duplicate Ew. Kaiserl. Majestät gegen andere neue Bücher vertauschen und das Uebrige nach und nach zu Wege bringen.

§ 13. Außerdem ist es das beste Mittel die Bibliothek und die Kunstkammer zur Vollkommenheit zu bringen, wenn man mit gelehrten Männern und Liebhabern der Künste und Wissenschaften Correspondenz unterhält, welche, wie ich glaube, schon so bestellt ist, daß man hoffen darf Nutzen und Vergnügen zu haben, namentlich in Riga mit dem Dr. Martini, in Königsberg mit dem Dr. Hartmann, in Danzig mit Jacob Brayne, in Berlin mit dem Herrn de la Croze und Jablonsky, in Hamburg mit dem Herrn Syndicus Anderson, Fabricius, Wolff, in Hannover mit Herrn Eccard und Keußler, in Leipzig mit Herrn Dr. Schacher, mit dem Hofrath Mencke und dem Dr. Lehmann, in Halle mit dem Professor Wolff und dem Dr. Hoffmann, in Dresden mit dem Bibliothekar, in Cassel mit dem Dr. Wolfrath und Orffyraeus, in Eisenach mit dem Astronomen Wagner, in Rinteln mit dem Dr. Mangold, in Amsterdam mit dem Herrn Le Clerc, Clermont und Limiers, welcher gegen ein geringes Gehalt für Ew. Kaiserl. Majestät Bücher schreiben will, in Leyden mit Herrn Boerhave, Burmann und 's Gravesande, in England mit Herrn Sloane, Dr. Woodward und dem berühmten Anatomen St. André, Desaguliers, Herrn Halley und Herrn Wanley, auch mit dem Mechaniker Deane und mit dem Optiker Charlett u. s. w., in Paris mit Herrn Du Verney, Winslow, du Bos, Jussieu, Danty, d'Isnard, Herrn Pajot Comte d'Ons-en-Bray, Herrn Reaumur, Varignon, Montfaucon, Herrn Fontenelle und de l'Isle, in Straßburg mit Dr. Scheidt, Scherz, Böcler, Linck und Lederlin. Mit allen genannten Männern habe ich stark verkehrt. Allermächtigster Kaiser: der Anfang ist schon gemacht und es hängt nur von dem Willen und Befehl Ew. Majestät ab, daß es weiter gefördert, mit Nutzen und Freude zu Ende gebracht werde.

Johann Daniel Schumacher.

Diesem Berichte wäre nur noch eine kleine Charakteristik Schumachers beizufügen, welche man in Büschings Beyträgen zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen Bd. III, S. 199 finden wird. Abgesehen davon, daß er auf seiner Reise mehr das Aeußere im Auge hatte, war er im Ankauf der von ihm Speculum salutis genannten Seltenheit hinters Licht geführt worden. Dieses Werk, welches im Laufe des vorigen Jahrhunderts von manchem Besucher der akademischen Bibliothek in St. Petersburg angestaunt worden ist und in neuerer Zeit Gegenstand eines gelehrten Streites zwischen dem Niederländer Noordzieck und dem bisherigen Director der erwähnten Bibliothek, unserem berühmten Landsmann K. E. v. Baer, wurde, hat sich als eine Biblia pauperum erwiesen — bekanntlich ein Erzeugniß der Pfisterschen Officin in Bamberg, welches mit dem Anspruch der Niederländer auf die Erfindung der Buchdruckerkunst nichts zu schaffen hat. Durch vorstehenden Bericht erst erfährt man, wie das Werk nach St. Petersburg gekommen ist, noch ist es aber nicht ermittelt, durch wen es in Holland an Schumacher gelangte.

A. Schiefner.

Das Kupfergeld 1656—63 in Rußland.

Ein Beitrag zur Geschichte der Finanzkrisen.

(Schluß.)

Die Entwerthung der Kupfermünze.

Ein Nationalökonom des siebenzehnten Jahrhunderts sagt einmal: Münzverschlechterung sei ein eben so unwirksames Mittel den Staatshaushalt zu heben, als wenn jemand, um dem Tuchmangel abzuhelfen, die Elle kürzer macht. Und allerdings: Geld, als der allgemeine Werthmesser muß möglichst stabil erhalten werden, und hat sich dennoch als eine Elle von elastischem Gummi erwiesen, so daß eine Geschichte der Preise nothwendig zugleich eine Geschichte der Münzveränderungen sein muß. Oft wird noch in unsern Tagen die Entwerthung des Geldes mit Theuerung verwechselt, während die letztere nur eine scheinbare ist, insofern sie in der ersteren ihren Grund hat. Und dies namentlich war der Fall in Rußland 1658—63, wo der Rubel in Kleinsilbergeld dem Rubel in Kupfergeld gewichen war, eine Berechnung auf Silber eintrat und eine Preisrevolution alle Verhältnisse erschütterte. Das Agio auf Kupfergeld oder der Preis des letztern ausgedrückt in Silbergeld ist das Regulativ für die Preissteigerung auf Waaren.

Sowohl für die Geschichte der Entwerthung des Kupfergeldes als auch für die Preissteigerung der Waaren fehlt es nicht an mancherlei Angaben. Indessen beziehen sich dieselben alle erst auf die Zeit vom Herbst 1658 an. Von dem 1. September dieses Jahres an bis zur Ab-

stellung der Kupfermünze im Sommer 1663 steigern sich die Mißverhältnisse in immer schnellerem Tempo; der Werth der Kupfermünze fällt mit immer beschleunigter Bewegung.

Wir sehen, daß man den Zeitpunkt der Kupfergeldemission mit ziemlicher Sicherheit in den Anfang 1656 setzen kann. Wenn also die Entwerthung des Kupfergeldes erst im Herbst 1658 begann, so ist es allerdings höchst beachtenswerth, daß sich diese Münzen etwa 2½ Jahre hindurch in ihrem Nominalwerthe haben erhalten können. Daß dieses aber der Fall war, bezeugt auch Kotoschichin *), welcher ausdrücklich erwähnt, das Kupfergeld habe sich lange Zeit hindurch (многое время) in gleichem Werthe mit dem Silbergelde erhalten und sei im ganzen Reiche sehr beliebt gewesen. Dann aber sei das falsche Kupfergeld erschienen und da sei es billiger geworden". Dafür habe ein Rubel in Kupfergeld einen Rubel in Silber gegolten, dann 2, 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 15 und 17 Rubel in Kupfergeld einen Rubel in Silbergeld.

Gordon schreibt ebenfalls die Entwerthung der Kupfermünze dem falschen Gelde zu**). Er bemerkt: „die Ursache, warum die Kupfermünze von Tag zu Tage schlechter wurde, war, weil viel davon heimlich zur See eingebracht und in Moskau und anderen Städten von Privatpersonen geprägt wurde." Aehnliche Aeußerungen finden wir im Theatrum Europaeum und auch die Regierung sprach nochmals von der Falschmünzerei als der Ursache der Entwerthung des Kupfergeldes und klagte namentlich darüber, daß die Falschmünzer für alle Waaren, welche sie einkauften, so hohe Preise bezahlt hätten***).

Daß die Menge falschen Kupfergeldes zur Entwerthung beitrug, ist gewiß, ob dieselbe aber als alleiniger Grund der Geldkrisis bezeichnet werden kann, ist doch eine andere Frage.

Leider besitzen wir keine genauen Angaben über den Anfang der Falschmünzerei, dagegen recht genaue über das Agio auf Kupfergeld. Letzteres

*) „И ходили тѣ мѣлкіе мѣдные денги многое время съ серебряными заровно и возлюбили тѣ денги всѣмъ государствомъ, что всякіе люди ихъ за товары принимали и выдавали", und einige Seiten weiter heißt es (S. 83) „въ денгахъ почало быть воровство великое, а тѣ денги годъ отъ году подешевѣли, сперва ходили рубль противъ рубля, а потомъ почали ходить по 2 и по 3 и по 4 и по 5 и по 6 и по 7 и по 10 и по 15 и по 17 рублевъ мѣдныхъ денегъ за серебряный рубль".

**) Gordons Tagebuch I S. 306.

***) П. С. З. I № 344.

beginnt, wie wir später sehen werden im Herbst 1658. Was nun die Falschmünzerei anbetrifft, so darf man vermuthen, daß sie bereits recht früh ihren Anfang genommen habe, jedoch beziehen sich die uns bekannten, diesen Gegenstand betreffenden Actenstücke erst auf den Herbst 1661.

Andere Gründe für die Entwerthung des Kupfergeldes liegen recht nahe. Schon die Menge des neugeprägten Geldes muß den Preis desselben gedrückt haben. Freilich können wir nicht wissen, woher Meyerberg seine Notiz schöpft, daß der Zar allmälig 20 Millionen ausgegeben habe, aber daß die Menge des ausgegebenen Kupfergeldes sehr bedeutend gewesen sein muß, wird am ausdrucksvollsten durch den Umstand bestätigt, daß sämmtliche Preisnotirungen aus dieser Zeit, von denen wir wissen, sich auf Kupfergeld beziehen. Nur ein sehr großes Quantum Kupfergeld konnte eine so gewaltige Preisrevolution bewirken, wie diejenige war, von der wir in dem folgenden Abschnitte berichten werden.

Ein ferner sehr wirksamer Grund der Entwerthung des Kupfergeldes war das Streben der Regierung das Silber an sich zu ziehen. Nachmals hat der Zar seinen Unterthanen den Vorwurf gemacht, sie hätten das Kupfergeld gering geachtet und das Silbergeld gierig zusammengescharrt; aber dazu hatte die Regierung das Beispiel selbst gegeben, wie Meyerberg sehr anschaulich schildert*), und wie die bereits von uns angeführte Reihe von Erlassen der Regierung bestätigt.

Schon die Beschränkung, daß die Regierung rückständige, vor dem Jahre 1656 fällige Steuern in Kupfergeld anzunehmen sich weigerte**), konnte Bedenken erregen. Noch fataler mag der Eindruck des Erlasses vom Juli 1656 gewesen sein***), nach welchem zwei Drittheile der Zölle und Steuern in Silbergeld gezahlt werden sollten. Am allerschlimmsten aber mochte die Verordnung wirken, deren in der Urkunde vom 12. Februar 1659 erwähnt ist, nach welcher die Regierung die großen Silbermünzen einzog und dagegen Kupfermünzen ausgab†). Ein geeigneteres Mittel das Vertrauen zum Kupfergelde zu untergraben konnte es schwerlich geben.

Man denke ferner, daß die Regierung selbst, bei Entrichtung von

*) „animadvertens populus, quod Aula monetam suam parvi faceret, minoris ipse fecit.“

**) A. A. Э. IV № 90 und II. C. 3. I № 204.

***) A. A. Э. IV № 93.

†) A. A. Э. IV № 110.

Steuern u. s. f., wie wir zeigten, auch späterhin Silbergeld verlangte, während sie selbst das ganze Land durchaus systematisch desselben beraubt hatte, so wird man es begreiflich finden, wenn das Publikum auch seinerseits darnach strebte, sich in den Besitz des edlen Metalls zu setzen. So mußte denn das Agio auf Silbergeld reißend schnell wachsen.

Die früheste Notiz über die Entwerthung der Kupfermünze bezieht sich auf den Zeitraum vom 1. September 1658 bis zum 1. März 1659. Daß die Verordnung erlassen worden sei, die größeren Silbermünzen einzuziehen, wird in einer Urkunde vom 12. Februar 1659 gesagt. Die Gleichzeitigkeit des Anfanges der Entwerthung und jener Verordnung mag auf einen Causalzusammenhang dieser beiden Ereignisse schließen lassen.

Der russische Historiker Solowjew hat eine andere Auslegung dieses Ereignisses. Er meint, daß das Kupfergeld sich in seinem Nominalwerthe gehalten habe, so lange die auswärtigen Angelegenheiten günstig verliefen und daß namentlich der Abfall des kleinrussischen Hetmans Wygowski von Rußland, wodurch der polnische Krieg in die Länge gezogen wurde, auf ein Fallen des Kupfergeldwerths von Einfluß sein mußte*). Es scheint uns, daß man die Analogie mit modernen Verhältnissen nicht so weit treiben dürfe. Wenn heutzutage eine verlorene Schlacht oder auch nur das Gerücht von einer militärischen oder diplomatischen Niederlage den Curs der Staatspapiere drückt, so liegt die Besorgniß zu Grunde, daß der Staat in Folge der Verlegenheiten, darin er sich befindet, seinen Verpflichtungen nicht werde nachkommen können. Da nun bei dem Kupfergelde des Zaren Alexei von einer Einlösbarkeit desselben nicht die Rede war, so hatte der Staat mit der Ausgabe dieser Münzen nicht eigentlich Verpflichtungen übernommen. Die Barometer an dem russischen Geldmarkt von 1658 mochten daher nicht im Entferntesten so empfindlich sein, als die Barometer an allen Börsen heutzutage, wo der geringste Luftzug in der politischen Atmosphäre ein Steigen oder Fallen der Preise bewirkt. Freilich besitzen wir kein hinreichendes Material über die damals herrschenden Stimmungen in Bezug auf die Ereignisse in Kleinrußland. Daß von jedem Siege und von jeder Niederlage dort im Publikum bis zu den tiefsten Schichten hinab weit mehr die Rede war, als namentlich die officiellen

*) XI S. 272. „При благопріятныхъ для государства обстоятельствахъ кредитъ былъ силенъ и мѣдныя деньги держались въ цѣнѣ два года: начали падать съ Сентября 1658 года т. е. съ измѣны Выговскаго, которая затянула войну."

Historiker glauben, ist gewiß. Aber die Creditverhältnisse in jener Zeit waren doch anderer Art als heute. Der Staatscredit bestand nicht so sehr in dem Vertrauen, daß der Staat seine übernommenen Verpflichtungen erfüllen werde, als vielmehr in einem abstracten Bauen auf die Autorität des Fürsten, welcher als solcher Einsicht mit Macht vereinige, die Verantwortlichkeit allein trage und eine Art Vorsehung auf Erden abgebe. Der Agent des Zaren Puschkarj, in dem von uns angeführten Gespräche mit dem Hetman Wygowski, dachte gewiß nicht an Einlösbarkeit des Creditgeldes, als er dem Kupfergelde des Zaren Alexei das Wort redete. Für ihn ist das Bildniß des Zaren Alles. Den mancherlei Kupfergeldprojecten, welchen wir in der russischen Geschichte dieser Zeiten begegnen, liegt der Gedanke zu Grunde, daß nicht der Feingehalt der Münze, sondern das Gepräge mit dem Bildniß und dem Namen des Zaren derselben den Werth verleihe. Auch in den Schriften Iwan Possoschkows begegnen wir, so oft er Münzverhältnisse betrachtet, dem Gedanken an Zwangscurs. Aber freilich: wie jeder Autorität der Gedanke der Macht zu Grunde liegt, so muß mit dem Glauben an die Macht des Fürsten auch diese Art Staatscredit schwinden, und in diesem Sinne stimmen wir Solowjews Ansicht bei, daß der Unstern in Kleinrußland den Werth der Kupfermünze herabgedrückt haben mag. Dennoch aber will es uns nicht wahrscheinlich erscheinen, daß der Abfall des Hetmans Wygowski auf die Entwerthung der Kupfermünze so starken Einfluß geübt habe, als jenes Streben der Regierung das Silbergeld an sich zu ziehen, dessen wir in dem Obigen ausführlicher gedachten.

Wir besitzen zwei ausführliche Tabellen in Bezug auf die Entwerthung der Kupfermünze oder das Anschwellen des darauf zu zahlenden Aufgeldes im Verhältniß zu Silbergeld. Beide Tabellen wurden auf Befehl der Regierung, die eine in Moskau, die andere in Nowgorod zusammengestellt*). Wir stellen sie neben einander und erhalten folgende Uebersicht:

1 Rubel in Silbergeld kostete	in Moskau	in Nowgorod
Sept. 1658 — 1. März 1659	104 K. Kpfgld.	103 K.
— 1. Juli „	108 „ „	August 105 „
— 1. Sept. „	110 „ „	
— 1. Dec. „	115 „ „	bis 1. Jan. 1660 108 „
— 1. März 1660	130 „ „	„ 1. Mai „ 112 „
— 1. Juni „	160 „ „	

*) И. С. З. I № 339 und A. A. 9 IV № 144.

1 Rubel in Silbergeld kostete		in Moskau		in Nowgorod	
Sept. 1658 —	1. Sept. 1660	170	K. Kpfgld.	bis 1. Sept. 1660	120 K.
—	1. Dec. „	180	„ „	„ 1. Dec. „	125 „
—	1. März 1661	2	R. „	„ 1. März 1661	140 „
—	1. Juni „	2¼	„ „	„ 1. Juni „	150 „
—	1. Sept. „	2½	„ „	„ 1. Sept. „	170 „
—	1. Dec. „	3	„ „	„ 1. Dec. „	250 „
—	1. März 1662	4	„ „	„ 1. März 1662	5 R.
—	1. Juni „	6	„ „	„ 1. Juni „	8 „
—	1. Sept. „	8	„ „	„ 1. Sept. „	10 „
—	1. März 1663	9	„ „		
—	1. April „	10	„ „		
—	1. Mai „	12	„ „	„ 1. Mai 1663	10 „
—	15. Juni „	15	„ „	„ 15. Juni „	12 „

Die Vergleichung dieser beiden Tabellen läßt die Frage entstehen, wie es möglich war, daß das Agio in Moskau und Nowgorod gleichzeitig eine verschiedene Höhe erreicht, daß die Entwerthung in Nowgorod anfänglich nicht so rasch vorwärts schreitet wie in Moskau, daß sie dort überhaupt nicht so weit zu gedeihen scheint wie an dem letzteren Orte? Freilich sind die Cursdifferenzen, welche heutzutage das Geschäft der Arbitrage ermöglichen, analoge Erscheinungen; die Wechselplätze weichen in ihren Notirungen vielfach von einander ab; indessen bewegen sich diese Abweichungen in der neuesten Zeit stets in den bescheidensten Grenzen; in Grenzen, welche durch Vervollkommnung der Credit- und Verkehrsanstalten immer näher zusammengeschoben werden. In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts mußte, bei geringer entwickelten Credit- und Verkehrsverhältnissen, und namentlich bei der gewaltigen Ausdehnung Rußlands, der Spielraum für Cursdifferenzen ein weit größerer sein. Die große Unverhältnißmäßigkeit, welche bei der Vergleichung der beiden Entwerthungstabellen von Moskau und Nowgorod sich herausstellt, findet ein merkwürdiges Seitenstück in den Geldspeculationen, welche damals mit Sibirien gemacht wurden

Die Regierung klagt, wie wir sahen, darüber, daß viele russische Kaufleute aus Gewinnsucht Kupfergeld nach Sibirien zu bringen pflegten, um es dort gegen Silbergeld einzuwechseln, wobei sie zweimal so viel Kupfergeld gaben als Silbergeld erhielten*).

*) Доп. къ А. И. № 120 „вдвое больше мѣдныхъ денегъ“.

Wenn sich nun dieser Curs: „zweimal so viel Kupfergeld" auf den Nominalwerth bezieht, so ist das für die erste Hälfte des Jahres 1662 (jene an den Bereſowſchen Wojewoden gerichtete Urkunde ist vom 15. Juni 1662) ein unerhört günstiger Curs, da wie aus obiger Tabelle zu ersehen ist, in Moskau und in Nowgorod in der ersten Hälfte des Jahres 1662 1 Rubel in Silbergeld mit 4—8 Rubel in Kupfergeld bezahlt wurde*).

So erscheint denn die Frage in Betreff der Kupfergeldentwerthung nicht blos zeitlich, sondern auch räumlich sehr complicirt; die Vergleichung der hier und da in den Berichten der Zeitgenossen verstreuten Bemerkungen über das Verhältniß zwischen Kupfer und Silber mit jenen Tabellen ergiebt ebenfalls keine Uebereinstimmung.

Gordon kam 1661 bei der russischen Grenze an und verkaufte dort, in Rußland, seinen Paßgänger, welchen er in Warschau für 30 Thaler gekauft hatte, für 9 Rubel Kupfermünze, „von welchen einer etwa 2 Thaler ausmacht", wie er sehr naiv bemerkt**). Freilich galt in gewöhnlichen Zeiten ein Rubel 2 Thaler, aber mit dem Kupfergelde hatte es, namentlich zur Zeit dieses von Gordon abgeschlossenen Handels, doch eine andere Bewandtniß. Der arme Gordon, welcher meinte, für sein Pferd mit den 9 Rubeln Kupfermünze 18 Thaler erhalten zu haben, wurde wohl schmählich betrogen. In Moskau galt Ende Juli 1661 der Rubel in Silbermünze, wie aus obiger Tabelle hervorgeht, 225 Kopeken in Kupfergeld. Somit hätte Gordon, vorausgesetzt, daß die Entwerthung an der Grenze gleichmäßig mit derjenigen in Moskau vorschritt, sein Pferd für etwa 4 Rubel in Silber oder 8 Thaler fortgegeben und sich also um 10 Thaler betrogen gesehen. Es war nicht schwer dem neuangekommenen Ausländer vorzuspiegeln, daß zwischen Kupfer- und Silbergeld kein Unterschied bestehe, indessen mag damals an der Grenze in der That ein günstigeres Verhältniß bestanden haben als in Moskau. Zwei Monate später, Anfang

*) Nehmen wir als Durchschnittscurs in dieser Zeit in Moskau 6 Kupferrubel = 1 Silberrubel an, so läßt sich berechnen, daß man, wenn man in Sibirien für 2 Kupferrubel 1 Rubel in Silber kaufte und letzteres nach Moskau brachte, dabei 300 % gewann. Man erschien z. B. mit einer Summe von 600 Rubel in Kupfergeld in Sibirien, wechselte dort 300 Rubel Silbergeld ein und kam damit nach Moskau, wo man dafür 1800 Rubel Kupfergeld erhielt; oder: man kaufte in Moskau mit 100 Rubeln in Silbergeld 600 Rubel Kupfergeld, reiste damit nach Sibirien und tauschte dieselben gegen 300 Rubel in Silbergeld ein. Freilich sind hievon die Reise- und Transportkosten in Abzug zu bringen.

**) I 286.

September 1661, kam Gordon in Moskau an und bemerkt gleich darauf*), es seien damals 4 Kupferkopeken auf 1 silbernen gegangen. Nach obiger Tabelle dagegen war in jenem Zeitpunkt das Verhältniß wie $2\frac{1}{2}$—3:1 in Moskau und wie 170—250:100 in Nowgorod. Anfang 1662 bemerkt Gordon, 5—6 kupferne Kopeken hätten 1 silbernen gegolten, während in der obigen Tabelle für jenen Zeitraum in Moskau die Notirung 4, in Nowgorod 5 sich findet.

Im Theatrum Europaeum heißt es an einer Stelle, man könne 5 kupferne Dengi für 1 silberne bekommen und an einer andern**), daß 100 Rubel in Kupfergeld nur 10 Rubel Silbergeld werth seien. Beide Notirungen sind für das Jahr 1662 gemeint: die erstere stimmt mit der Angabe der obigen Tabelle, die letztere scheint in Vergleichung damit fast zu hoch gegriffen, da erst in den letzten Monaten des Jahres 1662 in Nowgorod der Curs von 10 Rubeln, in Moskau der von 8—9 Rubeln vorkommt.

Leider bringt Kotoschichin eine Entwerthungstabelle ohne chronologische Angaben, so daß man sich derselben nicht als Controle der officiellen Angaben bedienen darf. In seiner Darstellung findet in Bezug auf diesen Gegenstand lediglich die Notiz Beachtung, daß das Kupfergeld zur Zeit der höchsten Entwerthung, als es abgestellt wurde, sich zum Silbergelde verhalten haben solle wie 1:17, was ein etwas stärkeres Stadium der Entwerthung andeutet als die officiellen Angaben***).

*) I 291.

**) S. 639 und 647.

***) Wenn der englische Arzt Collins, Present State of Russia S. 127 davon spricht, das Kupfergeld sei gefallen „from one hundred to one till at last it was calld in“ so ist das wohl eine Verwechselung mit dem nachmals eingetretenen Staatsbankerott, wo die Regierung, wie wir sehen werden, bei der Einziehung des Kupfergeldes den unerhört niedrigen Satz von 1 % gelten ließ. Der Realwerth des Kupfers ist schwerlich je 100 mal geringer gewesen als der des Silbers, und der erstere ist doch wohl, wenn nicht äußere gesetzliche Bestimmungen anders verfügten die Minimalgrenze für den Preis von Kupfergeld bei Berechnung auf Silbergeld, so daß ein Agio von 10,000 % wie dasjenige, dessen Collins erwähnt, als ein Unding erscheint. In Schuberts Münzkatalog findet sich S. 29 eine Entwerthungstabelle, deren Quelle der Verfasser nicht angiebt, die indessen in einigen Angaben mit der Tabelle in H. C. 3. übereinstimmt. Nur wird dabei bemerkt, zwischen dem 1. und 11. Juni 1663 habe ein Rubel in Kupfermünze 2 silberne Kopeken gegolten. Das Verhältniß der Realwerthe von Kupfer und Silber läßt ganz gut eine solche Entwerthung zu, nur daß sich nirgends sonst eine Andeutung darüber findet, als bei Schubert. Wir müssen hier, wie auch sonst schon bei einer frühern Gelegenheit den Mangel an Citaten beklagen. Solche Dinge sind auch im geringsten Detail wichtig.

Die Theuerung.

Der Entwerthung der Kupfermünze mußte eine Erhöhung der Preise nur in dem Falle entsprechen, wenn der Kupferrubel die Münzeinheit darstellte. Wenn dies wirklich der Fall war, so ist darin zugleich der stärkste Beweis enthalten, daß das Kupfergeld in der Circulation die Hauptrolle spielte. Wenn aus der Höhe der Preisnotirungen geschlossen werden kann, daß dieselben sich auf das entwerthete Kupfergeld beziehen, wenn bei diesen Preisnotirungen ferner in Bezug auf ihre ungewöhnliche Höhe sich eine gewisse Uebereinstimmung ergiebt, so bedarf es keines schlagenderen Beweises für unsere Ansicht, daß das Silbergeld durch die große Masse Kupfergeld fast ganz verdrängt erscheint.

Sehen wir zu, wie es sich mit Preisangaben aus jener Zeit verhalte. Betrachten wir zunächst die Berichte der Zeitgenossen.

Gordon kam im August 1661 nach Pleskow und „fand dort Alles wegen des niedrigen Werthes der Kupfermünze außerordentlich theuer“ *). Im Januar 1662 klagt er, daß der Sold, da er in Kupfergeld ausgezahlt werde, nicht reiche**). Daraus geht hervor, daß die Preise in Kupfergeld ausgedrückt wurden. Die Offiziere hatten nur Kupfergeld zum Bestreiten ihrer Ausgaben; ihnen wenigstens mußten Preise gemacht werden, deren Höhe der Entwerthung der Münze entsprach.

Das Theatrum Europaeum spricht von einer unglaublichen Theuerung und einer zehnfachen Preissteigerung in Folge der Entwerthung der Kupfermünze, „maßen die Officirer von solcher nichtiger Müntze keinen ehrlichen Unterhalt nicht haben konnten, indem ein Obrister, welcher seiner alten Besoldung nach, 50 Rubelen monatlich zu empfangen hatte, sie höher nicht als für 5 Rubelen außgeben konnte.“ Das deutet offenbar auf Preisnotirungen in Kupfermünze.

Der Engländer Collins berichtet***), alle Preise seien sechsmal so hoch als gewöhnlich, und auch er schreibt diesen Umstand der Entwerthung des Kupfergeldes zu.

---

*) I S. 287.

**) I S. 306.

***) Present State of Russia S. 45. All things are become scarce; every thing six times the rate that it was formerly and Coppermoney is not valued.

Meyerberg spricht von einem Preise auf Weizen, der vierzehnmal höher gewesen sei als der gewöhnliche*).

Kotoschichin erzählt ebenfalls von dem Mangel, den die Offiziere und Soldaten litten, weil sie alle ihre Einkäufe mit Kupfergeld zu machen gehabt hätten. Er fügt hinzu, daß alle strengen Verbote den Preis wegen der Kupfermünze zu steigern nichts fruchteten, das Silbergeld sei geschwunden und für Kupfergeld sei alles sehr theuer gewesen**).

Alle diese Angaben von Zeitgenossen deuten darauf hin, daß die Preise in Kupfergeld notirt wurden und daß demnach das Kupfergeld in der Circulation so gut wie ausschließlich herrschte. Dies wird übrigens auch durch die Preisnotirungen, welche in Staatsurkunden vorkommen, bestätigt.

Die Regierung hatte, wie wir sahen, sich bei Ausgabe des Kupfergeldes bereit erklärt, für die Waaren, welche sie selbst feilbot, Kupfergeld als Bezahlung anzunehmen. Der Branntweinverkauf gehörte zu den umfangreichsten Geschäften, welche die Regierung betrieb: es fanden darin kolossale Umsätze statt, und wenn nun die Regierung alle Preise in die Höhe gehen sah und zugleich für den Branntwein Kupfergeld annehmen mußte, so kam sie natürlich auf den Gedanken, den Branntweinpreis zu steigern. Es finden sich in der That einige Urkunden vor, worin die Regierung den Wojewoden befiehlt den Branntwein „wegen der hohen Kornpreise" („для хлѣбныя дороговли" oder „для нынѣшніе дорогія цѣны") zu höheren Preisen zu verkaufen. Die Vergleichung verschiedener solcher Urkunden ergiebt folgende Tabelle des Preises von Branntwein***):

		für ein Glas	für einen Krug	für einen Eimer
	1653	150 Kop.	120 Kop.	75—90 Kop.
15. März	1660	250 „	2 Rub.	150 „
21. Juni	„	2 Rub.	160 Kop.	1 Rub.
16. October	„	4 „		3 „

*) Iter in Moscoviam S. 93 man habe einen Aufstand gefürchtet, weil das Volk praesertim cum tantâ premeretur annonae caritate, ut triticum bis septuplicato pretio emere deberet ceteraque res cibaria et vestiaria impenso veniret.

**) „Хотя о тѣхъ деньгахъ былъ указъ жестокій и казни, чтобъ для нихъ товаровъ и запасовъ никакихъ цѣною не подвышати: однако на то не смотрили" ... „въ государствѣ серебрянымъ деньгамъ учала быть скудость а на мѣдныя было все дорого".

***) П. С. З. I № 285, 309, 341. А. А. Э. IV № 117 Доп къ А. И IV № 73.

	für ein Glas	für einen Krug	für einen Eimer
2. October 1661	5 Rub.		
16. October „	4 „	3 Rub.	3 Rub.
26. September 1662	5 „	5 „	5 „
15. September 1663	2 „	150 Kop.	1 „

Aus dieser Tabelle ersieht man, wie sehr die Preise, welche sich auf die Zeit vor der Ausgabe des Kupfergeldes und die Zeit nach der Verrufung desselben beziehen, von den in Kupfergeld ausgedrückten abweichen. Freilich findet, wie man sieht, auch während der fortschreitenden Entwerthung des Kupfergeldes, im Sommer 1660 eine Preisermäßigung statt, freilich entspricht selbst ein so hoher Preis wie 5 Rubel für den Eimer Branntwein im September 1662 nicht ganz der Entwerthung der Kupfermünze, welche damals: 8—10 Rubel Kupfergeld = 1 Rubel Silbergeld notirt wurde; dennoch liegt offenbar dieser Steigerung des Branntweinpreises die Korntheuerung zu Grunde und die Ursache der angeblichen Korntheuerung war wohl vor allem die Verwandlung des Silberrubels als Münzeinheit in den Kupferrubel als Münzeinheit.

Daß die Getreidepreise in dieser Zeit ebenfalls eine exorbitante Höhe erreichten, erfahren wir aus anderen Urkunden. In einer Verordnung an den Wojewoden von Smolensk den Fürsten Dolgorukow vom December 1661 wird von der Obrigkeit der Preis für Roggen zu 3 Rubel das Tschetwert und für Hafer zu 1½ Rubel das Tschetwert festgesetzt*). Bei Vergleichung dieser Preise mit den Getreidepreisen vom Jahre 1652**), wie wir sie in dem Kassabuche des Patriarchen Nikon vorfinden, und mit den Angaben über solche Preise aus dem Jahre 1671***), ergiebt sich folgende Tabelle:

	1652	1661	1671
1 Tschetwert Roggen	40 Kop.	3 Rub.	50 Kop.
1 „ Hafer	30 „	1½ „	24—30 „

so daß der Roggen- und Haferpreis in der Zeit des Kupfergeldes 5—7 mal höher erscheinen als zu gewöhnlichen Zeiten.

Auch für den Salzpreis in der Zeit des Kupfergeldes finden wir eine

*) П. С. З. I № 317.

**) s. Временникъ Bd. XIII.

***) Записная книга о продажѣ хлѣба въ 7179 (1671) in dem Временникъ Bd. VI Смѣсь S. 1 — 15.

Notiz in einem Erlaß vom 4. November 1661*), in welchem den Aufkäufern der Vorwurf gemacht, daß sie maßlosen Vortheil erzielten und das Pud Salz 50—60 Kopeken theurer verkauften als sonst. Vor der Einführung des Kupfergeldes kostete Salz, wie wir aus Nikons Kassabuch ersehen, nur 20 Kopeken das Pud.

Diese Angaben genügen für den Beweis, daß die Theuerung eine relative war und ihren Grund in der Entwerthung des Kupfergeldes hatte, und daß ferner die uns bekannten Preisnotirungen sich auf Kupfermünze beziehen, woraus denn zu folgern ist, daß das Silbergeld so gut wie vollständig aus dem Verkehr geschwunden war.

Theuerungspolizei.

Die Regierung hatte, wie ein ungeschickter Lootse das Staatsschiff in ein gefährliches Meer voll Klippen, Sandbänke und Brandungen gesteuert. Es war natürlich, wenn sie den Weg in ein günstigeres Fahrwasser suchte, wenn sie bemüht war, durch verschiedene Maßregeln den bestehenden Uebelständen abzuhelfen. Nur finden wir weder in den Handlungen noch in den Aeußerungen der russischen Regierung irgendwo eine Spur von Schuldbewußtsein, ja auch nur einigermaßen die Einsicht davon, daß all der hereingebrochene Jammer der Münzrevolution zuzuschreiben sei, daß also die Regierung selbst die allerschwerste Verantwortlichkeit übernehmen müsse. In Bezug auf die national-ökonomischen, finanz- und polizei-wissenschaftlichen Ansichten jener Zeit ist das Protokoll einer Sitzung höchst anziehend, welche in der Zeit der Theuerung im Herbste 1660 auf Veranlassung der Regierung stattfand**). Der Zar hatte sich an die versammelten kaufmännischen und industriellen Agenten der Krone und an die nichtofficiellen Kaufleute mit der Frage gewandt, woher in der Stadt Moskau und im ganzen Lande eine so gewaltige Theuerung des Getreides entstanden sei und wie man wohl einem solchen Mißstande abhelfen solle? Alle Lebensmittel und alles Vieh sei ungleich theurer als früher. Ob eine solche Theuerung wohl dem Umstande zuzuschreiben sei, daß in Moskau und andern Städten

*) A. A. Э. IV № 126.

**) П. С. З. I № 286 und С. Г. Г. и Д. IV № 18. Именный данный Боярамъ объ истребованіи мнѣнія торговыхъ людей: о причинѣ дороговизны въ Москвѣ хлѣба и другихъ съѣстныхъ припасовъ, и о средствахъ помочь этому недостатку, съ пріобщеніемъ отвѣтовъ ихъ.

Aufkäufer von Korn, Lebensmitteln und Vieh ihr Wesen trieben und den Preis so stark steigerten? Ob der Zar nicht den Branntweinverkauf abstellen sollte, damit das Getreide wohlfeiler werde.

Die Handelsagenten der Krone (Gosti) meinten, das Korn sei theuer in Folge von Mißwachs, in Folge allzustarken Branntweinbrennens und Bierbrauens und in Folge von Kornwucher und Aufkäuferei. Früher sei aus der Ukraine Zufuhr nach Moskau gekommen, jetzt aber hätte das Korn der Ukraine andere Märkte gefunden. Zunächst solle der Zar den Branntweinverkauf einstellen; ferner solle man den Strelzy ihren Lohn in Getreide auszahlen lassen; sodann müsse man den Aufkäufern und Kornwucherern das Handwerk legen oder denselben wenigstens verbieten vor 6 Uhr auf den Märkten zu erscheinen; dann würden die Bauern aus den umliegenden Flecken und Dörfern ihr Korn nach Moskau fahren und dasselbe billiger verkaufen als die Aufkäufer, und es werde mehr Korn und zu billigeren Preisen an den Markt kommen.

Die Meinung der Vertreter der Gilden und Zünfte von Moskau über diesen Gegenstand lautete: in früheren Jahren, vor der großen Pest, sei viel Getreide nach Moskau gebracht worden und dasselbe sei billig gewesen. Aber als zur Strafe für die vielen Sünden der Menschen die Pest hereingebrochen sei, da seien viele Menschen gestorben und auch viele Pferde gefallen. Von den übrigbleibenden Menschen seien viele im Dienste des Zaren erschlagen worden, andere dienten noch bis zur Stunde, daher habe die Zahl der Ackerbauer abgenommen und diesem Menschenmangel sei die Theuerung zuzuschreiben. Ferner habe man in früheren Jahren den Geistlichen und den Strelzy und dem Gesinde bei Hofe den Lohn in Naturalien, in Korn gegeben, jetzt aber erhielten sie ihren Lohn in Geld und seien in den letzten Zeiten ebenfalls als Käufer von Korn aufgetreten was früher nicht der Fall gewesen wäre. Außerdem hätten früher viele Kammergüter (дворцовыя села) Korn nach Moskau in die Vorrathskammern des Zaren geliefert, während sie jetzt ihre Abgaben in Geld entrichteten. Wenn ferner die Bauern im Winter ihre Vorräthe auf Schlitten aus den Provinzen zur Hauptstadt brächten, da kauften die Wucherer alles zu wohlfeilen Preisen auf und verkauften es zu sehr hohen. Ebenso lauerten im Sommer die Kornwucherer den Getreidebarken auf, welche die Moskwa herabzukommen pflegten, um Alles aufzukaufen, die Preise in die Höhe zu schrauben und unermeßliche Reichthümer zu erwerben. Allerdings verkauften auch mancherlei Bauern Korn und Lebensmittel zu sehr hohen

Preisen; welchen Grund sie dazu hätten, sei unbekannt; das müßten die Verkäufer wohl am allerbesten selbst wissen. Ob, wenn man den Branntweinverkauf abstellen wollte, das Korn billiger würde, wüßten sie nicht; das sei von Gottes Willen abhängig.

Der Zar fragte nun, ob man denn die Aufkäufer und Kornwucherer kenne. Die Antwort lautete, daß man ihre Namen nicht wisse. Einige Kornhändler wurden indeß namhaft gemacht, die vielleicht darüber genauere Auskunft zu geben vermöchten.

Die Gilden und Zünfte flehten, man solle den Aufkäufern das Getreide abkaufen. In vielen Städten, namentlich in Rjäsan, Nijni-Nowgorod, Temnikow u. a. werde Kornwucher getrieben. Das von der Regierung den Kornwucherern abgekaufte Korn soll man zu niedrigen Preisen an die Armen verkaufen, den Aufkäufern aber den Preis, den sie verlangten zahlen. Auch das Aufkaufen von Fischen sollte der Zar verbieten, denn der maßlos hohe Fischpreis sei ausschließlich der Aufkäuferei zuzuschreiben. Schließlich baten die Vertreter der Gilden und Zünfte, daß, wenn man den Branntweinverkauf verbiete, bei Kranken und Wöchnerinnen eine Ausnahme gemacht würde, wogegen die Gosti einwandten, daß durchaus kein Branntweinverkauf gestattet sein sollte, weil bei solchen Ausnahmen leicht Mißbrauch eintrete.

Schließlich einigten sich alle dahin, daß alles geschehen solle, wie es dem Zaren gefallen werde.

Aus den Berichten der Zeitgenossen haben wir gesehen, daß Vielen die Ursache der Preissteigerung, der innige Zusammenhang derselben mit der Entwerthung des Kupfergeldes bekannt war, um so mehr darf man sich wundern, daß weder die Regierung selbst noch auch die von ihr berufene Versammlung von Kaufleuten von der Hauptursache der Theurung reden. Eine ganze Reihe ferner liegender Ursachen werden genannt: allzustarkes Branntweinbrennen, Kornwucher, Verwandlung der Naturalwirthschaft in Geldwirthschaft, die Entvölkerung durch Pest und Krieg u. s. w. Von dem zerrütteten Geldsystem spricht niemand. Wir wagen nicht zu behaupten, daß niemand daran gedacht habe.

Die von der Regierung ergriffenen polizeilichen Maßregeln zeigen allerdings, daß sie wenigstens kein klares Bewußtsein von den Vorgängen hatte. Sie schreitet vor allem gegen Kornwucher und Aufkäufer sehr energisch ein. Eine ganze Reihe von Actenstücken giebt über das Verfahren der Regierung Auskunft.

Am 15. October 1660 wird an den Wojewoden von Kaluga geschrieben, er solle den Verkauf von Getreide in den Dörfern verbieten und dagegen anbefehlen, daß alles Getreide in die Städte gebracht werde *).

Am 5. December 1660 erfolgte ein strenger Befehl an alle Städte in der Nähe von Moskau, in der Ukraine und im Norden von Rußland, alles Korn soll unverzüglich gedroschen und zum Verkauf in die Städte gebracht werden. Niemand darf Korn bei sich aufspeichern. Wer mit seinem Getreide zurückhält, läuft Gefahr, daß dasselbe confiscirt werde**).

Am 3. October 1661 wird ein ähnlicher Befehl wie der vorhergehende nach Koschira (Кошира) geschickt***) und ein paar Tage später an den dortigen Wojewoden geschrieben, man habe in Erfahrung gebracht, daß in jener Gegend Soldaten Hungers gestorben seien, weil man ihnen entweder gar kein Korn oder nur zu enormen Preisen habe verkaufen wollen.

An den Wojewoden von Sjewsk (Сѣвскъ) wird am 12. October 1661 der Befehl erlassen, er sollte dafür sorgen, daß die Einwohner der Dörfer ihr Korn an die Soldaten zu festgesetzten Preisen verkauften, damit keine Hungersnoth eintrete †).

Der Wojewode von Wologda erhält einen Befehl vom 4. November 1661, die Kornproducenten jener Gegend zu veranlassen, daß sie auf allzugroßen Gewinn verzichten und zu mäßigen Preisen verkaufen sollten ††).

Dem Wojewoden von Smolensk wird im December 1661 vorgeschrieben, zu welchen Preisen dort Heu, Hafer und Roggen verkauft werden solle. Auch müßten die Gutsherren darauf Acht haben, daß ihre Bauern alle Vorräthe zu Markte brächten †††).

Aus einer Urkunde vom 8. April 1662 *) ist zu ersehen, daß in diesem Jahre in Nowgorod außerordentlich wenig Getreide an den Markt gekommen war. Die Regierung verordnete deshalb, daß die Steuern, welche zur Besoldung des Heeres verwandt werden sollten, in Korn und nicht in Geld erhoben würden. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß die Steuernden viel lieber in Kupfergeld zahlten als in Naturalien. In einer an den Wojewoden von Perm gerichteten Urkunde vom 29. No-

*) П. С. З. I № 284.
**) П. С. З. I Нум. 287.
***) Собраніе Максимовича Bd. II, S. 50.
†) П. С. З. I. Нум. 311.
††) А. А. Э. IV Нум. 126.
†††) П. С. З. I Нум. 317.
*) А. А. Э. IV Нум. 133.

vember 1662*) wird bemerkt, der frühere Wojewode habe den Befehl erhalten die Steuer zum Unterhalt der Miliz in Naturalien zu erheben; indessen habe er sich von manchen Einwohnern jener Gegend bestechen lassen und gestattet, daß sie Geld statt Getreide zahlten. Derselbe Vorwurf wird nun dem Wojewoden gemacht, an den diese Urkunde gerichtet ist: auch er erlaube sich ähnliche Durchstechereien, thue, was ihm nicht befohlen sei, lasse sich in schnöder Habsucht mit Geld und guten Worten beschwatzen und erhalte Geld statt Naturalien.

Solcher Art waren die polizeilichen Maßregeln, welche der Theuerung steuern sollten. Aber wenn schon überhaupt bei so allgemeinen Calamitäten polizeiliche Maßregeln sich in der Regel unwirksam zu erweisen pflegen, so war dieses um so mehr hier der Fall, wo man den Grund des Uebels nicht kannte oder nicht kennen wollte. Man hatte die Diagnose der Krankheit durchaus falsch gestellt, und die kleinen Mittelchen, welche man dagegen anwandte, waren der Art, daß das Uebel ihrer spottete. Nur hier und da scheint die Regierung geahnt zu haben, daß das zerrüttete Geldsystem die Hauptursache alles Jammers und Elends sei, wenn sie z. B. darüber klagt, daß die Falschmünzer für alle Waaren so übermäßig hohe Preise zahlten, wenn sie das Publikum vor dem falschen Gelde warnte, wenn sie die Soldaten und Offiziere für den Sold in entwertheter Kupfermünze durch Naturallieferungen zu entschädigen suchte u. dgl. m.

Jammer und Elend.

Die Regierung konnte nur helfen durch Reorganisation des Geldsystems. Sie zögerte damit, so daß die Krisis von Ende 1658 bis Mitte 1663 also 4½ Jahre lang immer weiter und weiter gedieh; immer weitere Kreise, immer tiefere Schichten der Gesellschaft wurden in den Strudel des Bankerotts mit hineingezogen. Ueberall Hunger und Elend, Mangel an Vertrauen, Stockung in jedem Zweige der wirthschaftlichen Thätigkeit — ein unerträglicher Zustand.

Leider hat die Geschichtswissenschaft bisher wenig auf die Erscheinungen in den Massen geachtet; wir besäßen sonst wahrscheinlich mehr Material, um uns den unausdenklichen Jammer, die namenlosen Leiden der Bevölkerung Rußlands in den Jahren 1658—63 zu vergegenwärtigen.

*) Доп. къ А. И. IV. Нум. 107.

Doch ist genug vorhanden, um wenigstens einige Züge von dem Bilde zu entwerfen.

Soldaten und Beamten mußten zu den Ersten gehören, welche von dem Unglück betroffen wurden. Ihr Lohn bleibt unverändert, während die Preise bei Befriedigung ihrer Bedürfnisse ins Ungemessene stiegen. Die Klagen Gordons und die Berichte in dem Theatrum Europaeum, die Schilderung Kotoschichins und einzelne Andeutungen in officiellen Urkunden zeigen deutlich, wie die Auszahlung des Lohnes in Kupfermünze einer Reduction desselben auf etwa 10 % gleichzuachten war. Diese Leute waren dem schrecklichsten Mangel preisgegeben: sie thaten Fußfälle, der Zar sollte ihre Lage verbessern, es regnete Bittschriften von allen Seiten, und daß solche Bitten nicht ganz erfolglos waren, zeigt eine Urkunde, aus welcher zu ersehen ist, daß die Regierung an solche Bittsteller Mehl, Zwieback u. dgl. m. vertheilen ließ *).

Nichts schildert den trostlosen Zustand, in welchem dieser Theil der Bevölkerung sich befand, lebhafter als jene Bittschrift der Soldaten und Beamten vom Terek, deren wir bereits erwähnten. Sie erzählen darin, wie in Folge des Kupfergeldes aller Handel und Verkehr mit den orientalischen Völkern stocke, wie die Regierung immerfort Silbergeld von ihnen verlange und den Lohn in Kupfergeld auszahlen lasse und schließen: „So sind wir denn deine Knechte, die für dein Heil beten ganz zu Bettlern und nackt und blos geworden, und haben uns tief in Schulden gesteckt und Haus und Hof, Hab und Gut, Weib und Kind versetzt, und gerathen immer tiefer ins Verderben und sterben Hungers" **).

Aber wie auch fernere Kreise durch Stockung im Handel und Verkehr entsetzlich leiden mußten, zeigt das Beispiel Sibiriens. Die Regierung klagt wiederholt, es sei in Sibirien eine schreckliche Theuerung: die Preise aller Waaren seien um das Vierfache höher als sonst. Als Ursache dieser Theuerung wird von der Regierung der Umstand angeführt, daß alle Waarenausfuhr von Rußland nach Sibirien aufgehört habe. Die Kaufleute brächten immer nur große Massen Kupfergeld und gar keine Waaren nach Sibirien, und da sei denn Theuerung die unvermeidliche Folge. Wir

*) ſ. Собр. Максимовича II S. 50.

**) Доп. къ А. И. IV Нум. 154. „Мы богомолцы и холопы твои обѣдняли и обнищали и стали наги и босы . . . мы обѣдняли и обнищали великими долгами и дворишка и животишка и дѣтишка закладывали и со всякія нужи вконецъ погибаемъ и помираемъ голодною смертью".

haben gesehen, wie es vortheilhaft gewesen sein muß Kupfergeld nach Sibirien zu transportiren, offenbar, weil dort die Entwerthung desselben nicht so weit vorgeschritten sein mochte als in Rußland. Einem ähnlichen Grunde dürfte auch die Stockung des Waarenimports zuzuschreiben sein. Die Theuerung oder Preissteigerung mag in Sibirien ebenfalls nicht so weit vorgeschritten gewesen sein, als im übrigen Rußland, was sich als eine nothwendige Folge der geringeren Entwerthung des Kupfergeldes ergiebt. Wenn nun die Waarenpreise in Sibirien niedriger standen als in Rußland, so muß es ebenso unvortheilhaft gewesen sein, Waaren dorthin zu importiren, als wie wir gesehen haben der Import von Kupfergeld großen Vortheil bot. Die Klage der Regierung, die Waarenpreise in Sibirien seien auf das Vierfache der gewöhnlichen Höhe gestiegen, beziehen sich auf den Sommer 1662*), eine Zeit, wo in Rußland bereits 6—8 Kupferrubel für 1 Silberrubel bezahlt wurden, so daß hier die Preissteigerung auf manche Waaren weiter gediehen sein mochte, als auf das Vierfache der gewöhnlichen Höhe. So theuer eingekaufte Waaren konnten freilich zum Export nach Sibirien nicht geeignet sein.

Es ist uns heutzutage leichter als es damals der Regierung gewesen zu sein scheint, einen Einblick zu thun in das feine Nervengeflecht der volkswirthschaftlichen Thätigkeit. Die Regierung klagt heftig und erbittert die Kaufleute als die Urheber der Theuerung an, statt sich die Frage zu beantworten, woher es denn nicht mehr vortheilhaft war, wie sonst Waaren nach Sibirien zu importiren. Man hatte mit dem Kupfergelde der Agiotage Thor und Thüre geöffnet und war außer Stande sich auch nur die Thatsache dieser Erscheinung zu vergegenwärtigen. Man hatte statt des soliden Werthmessers eines geordneten Geldsystems chimärische Tauschwerthe geschaffen, die sich als Werthmesser wie Ellen von elastischem Gummi erwiesen und verwunderte sich höchlichst, als man dadurch Stockungen im Handel und Verkehr hervorgebracht sah. Man hatte die gewöhnlichen Handelswege zerstört und schalt nun die Privatleute, wenn ihre Speculation sich nun Wege zu bahnen suchte.

Kotoschichin erzählt, wie die Bauern ihre Waaren: Heu, Holz und Lebensmittel nicht mehr zu Markte brachten, weil sie dieselben nicht gegen das schlechte Geld hergeben wollten. Man denke nur, mit welchen Störungen und Verlusten für das gesammte Güterleben dergleichen Erscheinungen verbunden zu sein pflegen. Alle Creditverhältnisse waren unter-

*) А. А. Э. IV Нум. 168 und Доп. къ А. И. IV Нум. 120.

graben. Die Wojewoden berichteten aus den Provinzen, es sei fortwährend Streit zwischen den Gläubigern und Schuldnern: die Schuldner brächten ihre Schuld zur Abzahlung an die Gläubiger in Kupfergeld in die Gerichtsbehörden, und die Gläubiger weigerten sich solches Geld ohne ausdrücklichen Befehl vom Zaren anzunehmen, indem sie verlangten, daß ihre Schuldner sie in Silbergeld befriedigten *). Manche Städte, wie z. B. Mohilew sehen ihren ganzen Handel und Wohlstand durch die Kupfermünze vernichtet **). Collins schildert den Ruin des Staates mit folgenden Worten ***): „Das Reich ist in den letzten zehn Jahren so verarmt, entvölkert und verdorben, daß es seine frühere Blüthe nicht wieder wird erreichen können".

Meyerberg erzählt, Bauern, Bürger und Edelleute hätten, wie sie überhaupt mit ihrem Gelde zu thun pflegten, die Kupfermünze in die Erde gegraben, um es dort aufzuheben und seien nachher mit Schrecken gewahr geworden, daß ihr Geld von der Feuchtigkeit des Bodens gelitten habe und ganz verdorben sei. Er fügt hinzu, daß er und seine Collegen von der Kaiserlichen Gesandtschaft während ihres Aufenthalts in Moskau einen Aufstand gefürchtet hätten, weil die Verzweiflung in den tiefsten Schichten der Gesellschaft so gewaltig gewesen sei.

Und allerdings mußte ein solcher Jammer alle Bande der Sittlichkeit lockern. Falschmünzerei und allerlei Speculationswuth war eingerissen. Die durch Kupfergeld veranlaßte Brodlosigkeit hatte ein hungerndes Proletariat geschaffen, welches jeden Augenblick bereit war die bestehende Ordnung umzustürzen; es war wie Gewitterschwüle in der Luft, man hatte das Gefühl, als stehe man auf einem Vulkan. Meyerbergs Befürchtungen sollten sich nur zu buchstäblich erfüllen.

Der Aufstand.

Schon im Jahre 1648 wär es in Moskau wegen allerlei finanzieller Bedrückung, 1652 in Pskow und Nowgorod wegen Korntheuerung, Salzmangel u. dgl. zu furchtbaren Excessen von Seiten des Volkes gekommen. Im Sommer 1662 kam es nun zu einer Krisis, deren Gewaltsamkeit und

*) s. Соловьевъ, Исторія Россіи XI S. 272.

**) Kochowski l. c. II, 519.

***) „This empire is impoverished, depopulated and spoiled so much in ten years, as it will not recover its pristine prosperity". Present State of Russia p. 45.

Gefahr alles Bisherige weit hinter sich ließ, und deren Ursachen wohl ganz besonders in wirthschaftlichen Mißständen zu suchen sind.

Unsere Quellen dafür sind: die nach dem Aufstande über denselben erlassenen Urkunden der Regierung, welche durchaus keines Zusammenhanges zwischen dem Kupfergelde und dem Aufstande erwähnen; die Berichte der Zeitgenossen: Kotoschichin, Meyerberg und Gordon, nach welchen der Aufstand mit dem Kupfergelde sehr innig zusammenhing, und namentlich Solowjews Darstellung, welche zum Theil aus ungedruckten Urkunden geschöpft ist und mancherlei Ergänzendes enthält.

Der Hergang war kurz folgender:

Im Frühling 1662, nach Ostern verbreitete sich in Moskau das Gerücht, daß der Pöbel sich zusammenthue, um die Häuser einiger Großen zu plündern und zu zerstören. Als Ursachen des Hasses gegen die Großen wurden angegeben: die Münzveränderung und die Falschmünzerei, die Salzsteuer und die drückende Einkommensteuer, welche der Fünfte hieß (пятая деньга). Die Namen: Miloslawski, Streschnew, Rtischtschew, Chitrow, Schorin, Kadaschewez wurden unter Drohungen und Verwünschungen genannt. Rtischtschew hatte zur Ausgabe von Kupfergeld gerathen, Miloslawski, Schorin und Kadaschewez hatten die Falschmünzerei im Großen betrieben und waren straflos ausgegangen; Schorin mag außerdem als Steuereinnehmer verhaßt gewesen sein. Er erhob den Fünften und scheint, wie aus einer etwas unverständlichen Stelle in Kotoschichins Darstellung hervorgeht, dabei Unterschleife verübt zu haben. Kotoschichin bemerkt ferner, daß namentlich die Straflosigkeit der reichen und vornehmen Falschmünzer das Volk so sehr gegen sie aufbrachte, daß man einen Anschlag machte, sie dadurch zu verderben, daß man sie als Verräther und Ueberläufer in den polnischen Angelegenheiten denuncirte *).

Am 25. Juli 1662 früh Morgens gährte und wogte der Pöbel in Massen auf den Plätzen und in den Straßen von Moskau. Es war ein Meeting: man berieth über den Fünften **). Die Berathung wurde durch

*) Es verdient Beachtung, daß man in jenen Zeiten u. A. auch den berühmten Patriarchen Nikon als Urheber der Kupfergeldoperation bezeichnet hat, wie aus dem Berichte Glavinichs, eines Genossen Meyerbergs, zu ersehen ist; s. Wichmann, Sammlung zur Geschichte des ruff. Reichs VII. Es findet sich nirgend eine Bestätigung dieser Annahme, aber erwähnenswerth ist diese Notiz immerhin, weil sie zur Charakterisirung der erregten Situation beiträgt.

**) Allerdings finden wir kurz vor der Katastrophe vom 25. Juli eine Verordnung wegen der пятая деньга П. С. З. I Нум. 322 vom 15. Juni 1662.

das Gerücht unterbrochen, an einem Pfosten auf dem großen Marktplatze sei ein Papier angeheftet, das man lesen müsse*). Man stürzte dahin und las: „Verräther sind: Ilja Danilowitsch Miloslawski, Fedor Michailowitsch Rtischtschew, Iwan Michailowitsch Miloslawski und Wassili Schorin". Vergebens suchten Polizeibeamten das Papier zu entfernen, vergebens bemühten sich einige höhere Beamten das Volk zu besänftigen. Man entriß ihnen das Papier, schrie und tobte, las die Namen der „Verräther" unter stets neuen Drohungen und Verwünschungen und beschloß endlich in das nahegelegene Dorf Kolomenskoje auszuziehen, wo der Zar gerade seinen Sommeraufenthalt gewählt hatte.

Der Zar feierte an dem Tage das Geburtsfest seiner Tochter und war gerade in der Kirche, als der Volkshaufe, mehrere tausend Menschen, herankam. Er sah die Pöbelmassen durchs Fenster, hörte sie die Namen Miloslawski's und Rtischtschews wiederholen, errieth den Zusammenhang und befahl den Miloslawski's und Rtischtschew sich in den Frauengemächern des Palastes von Kolomenskoje zu verbergen. Die Zarin, die Zarewitschs und Zarewnen waren halb todt vor Angst und saßen zitternd in ihren Gemächern. Der Pöbel störte des Zaren Andacht: er mußte auf die Treppe hinaustreten. Die Namen der „Verräther" wurden verlesen, ihre Auslieferung verlangt, man wollte Lynchjustiz üben. Der Zar versprach, es sollte eine Untersuchung eingeleitet, die Schuldigen sollten bestraft werden. Man traute nicht: einer der Meuterer hielt den Zaren an den Knöpfen seines Rockes fest und fragte: „Wem soll man Glauben schenken"? Der Zar schwor bei Gott und gab einem der Meuterer die Hand darauf, daß Allen ihr Recht werden solle. Die Massen brachen auf, zurück nach Moskau.. Alexei hatte verboten mit gewaffneter Hand gegen sie einzuschreiten, aber nach Moskau schickte er den Bojaren Fürsten Iwan Andrejewitsch Chowanski, um die Situation dort zu überwachen.

Ein anderer Pöbelhaufe hatte mittlerweile in Moskau Schorins Haus zu plündern begonnen. Schorin selbst hatte sich nur mit Mühe durch die Flucht retten können. Der Fürst Chowanski suchte vergebens den Pöbel zu beruhigen: er kehrte nach Kolomenskoje um, und der plündernde Haufe von wiederum einigen tausend Menschen folgte ihm nach.

*) Nach Gordons Darstellung waren an verschiedenen Stellen Zettel angebracht, deren Inhalt den Salzpreis, den Steuerdruck und das Kupfergeld betraf. Nach Kotoschichin war die Anklage gegen die Großen ausführlich motivirt durch eine Erzählung von ihren verrätherischen Umtrieben mit Polen.

Man begegnete dem ersten Volkshaufen, der bereits nach Moskau zurückkehrte, veranlaßte ihn zum zweitenmale nach Kolomenskoje zu ziehen, und wiederum belagerten die Pöbelmassen den Zaren, der sich schon angeschickt hatte selbst nach Moskau zu reiten.

Die Meuterer lärmten so heftig, der Zar solle die Verräther herausgeben, sonst werde man sich ihrer auf andere Weise bemächtigen, daß der Zar sich entschloß mit bewaffneter Hand gegen die Massen einzuschreiten. Auf einen Wink Alexei's stürzten die Palastwachen, die Strelzy und die herbeigeeilten ausländischen Söldner auf die unbewaffneten Volkshaufen. Etwa hundert ertranken im Flusse, über siebentausend wurden niedergemacht und gefangen. Die Meisten waren nur aus Neugier mitgekommen. Der eigentlichen Meuterer waren nur ein paar hundert.

Nun begann das Bestrafen, Foltern, Brennen, Brandmarken und Hinrichten „auf gut moskowitisch", wie das Theatrum Europaeum ziemlich treffend bemerkt. Mehrere hundert wurden gehängt, Anderen schnitt man Arme und Beine ab und verschickte sie nach Kasan, Astrachan und Sibirien. Noch Andere wurden geachttheilt *).

So verlief der Aufstand. Die Regierung deutet nirgends einen Zusammenhang des Kupfergeldes mit diesem Aufstande an, während die Zeitgenossen eines solchen erwähnen, so daß alle Historiker bisher den Aufstand als eine Folge der Kupfergeldemission darstellen **). So viel geht aus Kotoschichins Erzählung mit Gewißheit hervor, daß die Anklage wegen verrätherischer Umtriebe in Polen nur ein vorgeschobener Vorwand war, um die Großen zu verderben. In einer oder der andern Weise mußte die Wuth gegen die Regierung oder gegen die Privilegirten, welche bei der Steuerhebung und bei der Kupfergeldoperation sich unrechtmäßig bereichert hatten und straffrei ausgingen, sich Luft machen.

Die Regierung hatte von ihren Unterthanen maßlose Opfer verlangt; sie hatte, den Eingebungen tollkühner Finanzmäuner Gehör gebend, die Kupfergeldnoth herbeigeführt; sie hatte endlich schlechte Gerechtigkeit geübt, indem sie die kleinen Diebe strafte und die großen, die dem Hofe nahe-

*) Um zu erfahren, wer den Anschlag gegen die Großen geschrieben hätte, ließ man von allen, welche schreiben konnten, im ganzen Lande Autographen sammeln. Die Vergleichung derselben mit dem angeschlagenen Zettel lieferte indessen kein Resultat. Eine seltsame Art Untersuchung, welche von der geringen Verbreitung des Schreiben-Könnens zeugt.

**) Einige haben sich verleiten lassen, der Zar habe das Kupfergeld sogleich nach dem Aufstande abgestellt. So Kostomarow, Storch, Adelung, Chaudoir, Schubert u. A.

ſtanden, laufen ließ. Und als nun der Aufſtand ausbrach, wußte ſich die Regierung nicht anders zu helfen als durch die äußerſte Grauſamkeit: ſie machte den Eindruck eines Arztes, der ſeine Kranken prügelt und zugleich die meiſte Schuld hat an ihrer Krankheit.

Abſtellung des Kupfergeldes.

Zwiſchen dem Aufſtande und der Abſtellung des Kupfergeldes liegt ein ganzes Jahr. Der Aufſtand hatte im Sommer 1662 ſtattgefunden und erſt im Sommer 1663 entſchloß ſich die Regierung das zerrüttete Münzſyſtem in das frühere Geleiſe zu bringen. Dennoch iſt ein Zuſammenhang zwiſchen dem Aufſtande und dieſen Maßregeln nicht unwahrſcheinlich, weil nach der Ausſage Gordons und Kotoſchichins die Regierung aus Furcht vor Unruhen die Münzreorganiſation vorgenommen haben ſoll *)

Am 11. Juni 1663 erſchien ein Geſetz **), in welchem verordnet wurde: die Münzhöfe für Kupfergeld in Moskau, Pskow und Nowgorod eingehen zu laſſen, alle Prägſtöcke und Stempel nach Moskau zu ſchicken, in Moskau den früheren Münzhof für Silbergeld wieder einzurichten und auf demſelben vom 15. Juni an Silbergeld zu prägen. Gehalte ſollten fortan nur in Silbergeld gezahlt; Steuern, Zölle und die Zahlungen für den Branntwein, den die Regierung feilbieten ließ, nur in Silbergeld erhoben werden. Im Handel und Verkehr zwiſchen Privatleuten ſollte der fernere Gebrauch des Kupfergeldes verboten ſein: daſſelbe ſollte ganz und durchaus aufhören.

Indeſſen bedurfte man noch vieler Feſtſtellungen, um dieſe Angelegenheit zu regeln. Wie ſollte es mit den rückſtändigen Steuern, wie mit früher contrahirten Schuldverhältniſſen zwiſchen Privatleuten gehalten werden? Und dann, was ſollte mit der im Umlauf befindlichen Kupfergeldmünze werden?

Was rückſtändige Steuern und Privatſchuldverhältniſſe anbetraf, ſo ſollte die in Kupfergeld ausgedrückte Geldſumme auf Silbergeld berechnet

*) Gordons Tagebuch I S. 325 „in der Abſicht einem Aufſtande, den man beſorgte vorzubeugen". Kotoſchichin erzählt: „умышля царь, чтобъ еще чего межъ людьми о денгахъ не учинилося, велѣлъ тѣ мѣдные денги отставить".

**) П. С. З. Нум. 338. Объ уничтоженіи въ Москвѣ и въ прочихъ городахъ денежнаго мѣднаго дѣла, о заведеніи въ Москвѣ серебрянаго монетнаго двора, о выдачѣ жалованья серебряными денгами и о сборѣ пошлинъ таковою-же монетою.

werden *). Zu dem Ende mußte dann die Regierung genaue Tabellen über die Entwerthung der Münze zusammenstellen lassen und mit welcher Genauigkeit dies geschah, haben wir zu sehen Gelegenheit gehabt **).

In Betreff der im Umlauf befindlichen Kupfergeldmenge wurde verordnet: das in den Händen der Krone in allen den verschiedenen Behörden befindliche Kupfergeld sollte verzeichnet, versiegelt, aber nicht ausgegeben werden. Den Privatleuten wurde auf das Strengste verboten ***) Kupfergeld bei sich zu halten. Es ward jedem freigestellt, entweder das in seinen Händen befindliche Kupfergeld einzuschmelzen und zu kupfernen Gegenständen zu verwenden, oder dasselbe in den Regierungskassen vom 15. Juni an gegen Silbergeld einzuwechseln, und zwar zum Satze von 1 Kopeken Silbergeld für 1 Rubel Kupfergeld.

So die officiellen Verordnungen, welche nichts mehr und nicht weniger als eine Bankerotterklärung des Staates im kolossalsten Stile aussprechen. Es ist ein Bankerott, bei welchem der Schuldner seinen Gläubiger mit dem hundertsten Theil der schuldigen Summe abfindet.

Der Satz von 1 % beim Einziehen des Kupfergeldes ist doch verzweifelt niedrig und es ist nicht recht eigentlich abzusehen, wie die Regierung darauf kam gerade ihn zur Basis der Einlösung des Kupfergeldes zu wählen. Es gab zwei andere Normen, welche näher gelegen hätten.

Erstens hätte die Regierung den im Handel und Verkehr in den letzten Tagen bestehenden Cours der Kupfermünze bei Einwechselung derselben gegen Silbergeld annehmen können. Dieser Cours war nach den officiellen Urkunden, wie wir sehen 15 Rubel Kupfermünze für 1 Rubel in Sil-

*) П. С. З. I Изм. 342. 23. Juni 1663. „Долги платить серебряными деньгами противъ записи, какъ срокъ писанъ, считая противъ того, какъ въ которомъ году и мѣсяцѣ и числѣ противъ кабальнаго и записнаго срока ходили мѣдныя деньги.

**) s. d. nebeneinandergestellten Tabellen aus П. С. З. I Nr. 399 vom 15. Juni 1663 und А. А. Э. IV Nr. 144 vom 4. November 1663.

***) П. С. З. I Nr. 343 vom 26. Juni 1663. О недержаніи никому у себя мѣдныхъ денегъ, о промѣнѣ оныхъ въ казнѣ на серебро по курсу и о предоставленіи каждому свободу употреблять ихъ въ передѣлъ на мѣдныя вещи: мѣдныя деньги сливать, а не сливъ; деньгами никому у себя не держать. А похочетъ кто принести въ Государеву казну: и деньги принимать на Москвѣ Іюня съ 1. числа 2. недѣли (also vom 15. Juni an) а въ городѣхъ мѣсяцъ, а давать за мѣдныя деньги за рубль серебряныхъ по двѣ деньги. А кто у кого похочетъ купить деньги въ какое мѣдное дѣло на сливку: и тѣмъ дружка у дружки деньги купить повольно, а мѣдныхъ денегъ отнюдъ бы никто не держалъ.

bergeld, oder nach Kotoschichins Angabe noch ein wenig schlechter: 17 Rubel in Kupfermünze für 1 Rubel in Silbergeld. Bei der Annahme eines solchen bereits thatsächlich bestehenden Verhältnisses hätte die Regierung den Inhabern der Kupfermünze nicht weniger geboten, als sie auf dem Privatwege zu erlangen im Stande waren *). Der Satz von 15—17 Rubel Kupfergeld = 1 Rubel Silbergeld wäre 6 % gewesen, also das Sechsfache von dem, was die Regierung ihren Gläubigern bot **).

Zweitens hätte die Regierung als Grundlage für die Einziehung des Kupfergeldes das thatsächlich zwischen den beiden Metallen, Kupfer und Silber, bestehende Realwerthverhältniß annehmen können. Dasselbe war, wie unsere Untersuchung in einem früheren Abschnitt (das Kupfergeld und das Budget) ergeben hat, wie 1:62½. Normalerweise hätte im Handel die Entwerthung des Kupfergeldes nicht weiter gehen können, als bis zu dem Werth des Kupfers. Die Minimalgrenze für die Verringerung des Nominalwerthes war der Realwerth. Hätte die Regierung den Inhabern der Kupfermünze den Realwerth derselben erstatten wollen, so mußte sie für etwa 62½ Kopeken Kupfergeld 1 Kopeken Silbergeld zahlen. Der Satz von 1:62½ wäre 1,6 % gewesen, also über die Hälfte von dem mehr was sie wirklich bot. Man hatte einmal den Rechtsboden verlassen, so hätte doch wenigstens ein ökonomisches Princip zur Grundlage der Einziehungsoperation gedient. Aber indem man sich bereit erklärte das Kupfergeld zu 1 % seines Nominalwerthes einzuwechseln, bot man den

*) Die russische Regierung hätte bei einem Einlösungssatze von 6 % ganz so gehandelt, wie sie 1862 handelte, wo die Bank ermächtigt wurde das entwerthete Papiergeld zu demselben Curse gegen edles Metall einzulösen, welcher eben damals im Publikum bestand. Es wäre eine Art Sanction des einmal bestehenden Aufgeldes gewesen und die Inhaber des Kupfergeldes hätten wenigstens keinen größern Verlust erlitten, als ohne Regierungsmaßregeln. Uebrigens ist zwischen 1663 und 1862 noch der große Unterschied, daß, da einmal das Kupfergeld völlig aufhören sollte, alle gezwungen werden mußten das in ihren Händen befindliche Geld entweder einzulösen oder einzuschmelzen, während 1862, wo nur ein Theil des Papiergeldes aus der Circulation verschwinden sollte, es jedem freistand das in seinen Händen befindliche Papiergeld zu dem von der Regierung gleich am Anfange der Einlösungsperiode gebotenen Curse einzuwechseln oder auch einen in Aussicht gestellten günstigeren Curs abzuwarten.

**) Wir reden hier von Staatsgläubigern, weil namentlich die Einwechselungsperiode die Analogie dieses Kupfergeldes mit dem Papiergelde späterer Zeiten noch greller hervortreten läßt. Indessen scheint die Regierung die ganze Zeit hindurch keinen Augenblick den Gedanken gehabt zu haben, als hätte sie den Inhabern des Creditgeldes gegenüber irgend welche Verpflichtungen zu erfüllen.

Inhabern weniger als sie erhielten, wenn sie ihr Geld in Gegenstände von Kupfer: Kessel, Becken u. dgl. m. verwandelten.

Schon der Vorschlag das Kupfergeld, welches anfänglich einen dem Silbergelde gleichen Nominalwerth gehabt hatte, in kupferne Gegenstände zu verwandeln, mußte schmählich erscheinen. Es war als hielte die Regierung ihre Unterthanen für wohlhabend genug ihren kupfernen Hausrath in einen silbernen zu verwandeln*). Aber noch viel schmählicher war es, wenn die Regierung früher dem Kupfer einen Nominalwerth beilegte, welcher höher war als der Realwerth des Silbers, und später einen Nominalwerth, welcher niedriger war als der Realwerth des Kupfers selbst!

Soviel ist gewiß, daß bei den damals bestehenden Werthverhältnissen zwischen Kupfer und Silber es vortheilhafter sein mußte, das Kupfergeld in kupferne Gegenstände zu verwandeln, als dasselbe in den Regierungskassen zu dem Satze von 1 % gegen Silbergeld einzuwechseln. Wir finden über diesen Punkt eine bestätigende Bemerkung bei Kotoschichin, welcher erzählt, es sei den Inhabern von Kupfergeld freigestellt gewesen es einzuschmelzen oder einzuwechseln und hinzufügt: „die armen Leute wechselten das Kupfergeld ein, die Reichen schmolzen es ein." Es liegt am Tage, daß die Reichen, welche über Capital und Credit verfügten, Verbindungen und bei höherer Bildung genauere Einsicht in die Sachlage hatten, von der Vergünstigung des Einschmelzens Gebrauch machten und mit ihrem Kupfergelde nicht an die Regierungskassen zu gehen brauchten, während den Armen der zwar verlustbringendere aber einfachere Weg der Einlösung vorbehalten blieb.

Leider besitzen wir für jene Zeit in Bezug auf die Einwechselungsoperation keine Urkunden, welche mit den Bankausweisen unserer Tage verglichen werden könnten, so daß wir über die Menge des zur Einlösung präsentirten Kupfergeldes so gut wie ausschließlich auf unsere eigenen Vermuthungen angewiesen sind. Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß mehr Kupfergeld zur Einlösung präsentirt als eingeschmolzen worden sei, weil ersteres doch unvortheilhafter als letzteres war**). In Gordons Tage-

*) Es wäre etwas in diesem Falle fast Analoges, wenn heutzutage eine Regierung, welche Papiergeld ausgegeben, den Inhabern desselben allen Ernstes freistellen wollte, es entweder zu etwa 1 % einzuwechseln oder als Maculatur oder zu Tapeten oder in Papiermühlen zu verwenden.

**) Hier kann übrigens die Frage entstehen, ob nicht die große Menge des auf den Markt geworfenen Kupfergeldes den Kupferpreis ungewöhnlich herabgedrückt haben müsse.

buche finden wir die Notiz *), es seien am 16. Juni einige hundert Rubel eingewechselt worden und den folgenden Tag desgleichen. Einige hundert Rubel erschienen im Vergleich mit der im Umlaufe gewesenen Kupfergeldmenge als sehr unbedeutende Posten. Eine fernere Notiz Gordons liefert zu dieser Regierungsmaßregel einen sehr beredten Commentar. Er erzählt: „Diejenigen, welche von dieser Veränderung einige Tage vorher Nachricht hatten, kauften, soviel als sie nur konnten, für ihre Kupfermünze. Einige Kanzleibediente kauften von den Holzhändlern eine große Menge Zimmerholz auf und mißbrauchten dazu den Namen des Zaren und waren so geschäftig auch allerlei andere Sachen überall aufzukaufen, so daß die klügsten, besonders unter den Krämern ihre Buden schlossen, weil sie eine Veränderung in der Münze vermutheten." Ein solcher Vorgang beweist, daß man im Publikum von jeder Münzveränderung eine noch weitere künstlich gesteigerte Entwerthung derselben erwartete. Ein solches Mißtrauen gegen die Regierung ist sehr charakteristisch. Die Krämer *besorgen* eine Veränderung in der Münze und diese Besorgniß erscheint als nur zu gerechtfertigt **).

Eine fernere Frage wäre, ob nicht die gewaltige Verringerung der Tauschmittel wiederum eine Preisrevolution zur Folge gehabt hätte. Leider fehlt es über diese Dinge an statistischen Angaben, so daß wir darauf verzichten müssen dieselben genauer zu untersuchen.

*) I S. 324.

**) In Betreff des Einlösungscurses finden wir bei Gordon und Kotoschichin Angaben, welche mit den in den Staatsurkunden enthaltenen nicht übereinstimmen. Gordon erzählt S 324: „Als die Kupfermünze verrufen wurde, wurde zugleich bekannt gemacht, daß ein jeder, der dergleichen in die Schatzkammer bringen würde, dafür Silber erhalten sollte. Den 16. Juni wurden einige hundert Rubel an Personen von allerlei zu Standen zu 1 gegen 10 ausgewechselt, den folgenden Tag desgleichen, welches in der Absicht geschah, einem Aufstande, den man besorgte, vorzubeugen. Indessen war der größte Theil des Volkes und vornehmlich die Soldaten mit dieser Veränderung so wohl zufrieden, daß man den Privatverlust nicht achtete". Hier sind offenbor Widersprüche. Allerdings wäre der Satz von 10 % geeignet gewesen „Aufständen vorzubeugen", das Publikum zu besänftigen; nur daß nicht von irgend welchem „Privatverlust" die Rede sein konnte, wenn die Regierung 10 % gab, während man auf privatem Wege bei dem Verhältniß von 1 : 15, — 17 nur 6 % erhielt. Auch jene Besorgniß der Krämer hätte sich bei dem Einlösungssatz von 10 % als ungegründet erwiesen. Wenn es vortheilhafter erschien die Kupfermünze *vor* der Reform durch Ankauf von allerlei Waaren loszuwerden, so muß eben diese Reform nichts anderes gewesen sein als, wie Gordon sie nennt, eine „Verrufung" der Kupfermünze. Kotoschichin hat ebenfalls eine abweichende Angabe; er erzählt: „царь велѣлъ принимать тѣ мѣдныя деньги въ царскую казну на Москвѣ и городѣхъ и за рубль мѣдныхъ денегъ положено было платить серебряными по

Welche Verluste für das Publikum aus dieser Einwechselungsoperation erwuchsen, zeigt eine Stelle in Collins Schrift über Rußland. Derselbe erzählt nämlich: „das Kupfergeld wurde endlich zum Verderben vieler Menschen eingezogen. Viele erhenkten sich, andere vertranken den Rest ihres Vermögens und starben am Trunke." Solche Aeußerungen sind beredt*). Sie enthalten eine strenge Kritik dieser Maßregel, welche den größten Theil des in den Händen der Privatleute vorhandenen Geldvermögens auf den sechsten Theil reducirt hatte.

Wenn die Regierung sich erbot Kupfergeld gegen Silber einzuziehen, geschah dies auch nur zu dem Satze von 1 %, so ist dies ein Beweis, daß sie über Baarvorräthe verfügte. Es muß etwas Wahres gewesen sein an jenen Gerüchten, der Zar habe „unerschöpfliche" Schätze, tesori inesausti nach Vimina's Ausdrucke. Man hatte in allen den Regierungsbehörden die Zahlungen in Kupfergeld einzustellen befohlen und mußte nun dieselben mit den nöthigen Baarvorräthen von edlem Metall versehen, um die Regierungsausgaben damit bestreiten zu können. Und in der That finden wir auch hier und da Angaben darüber, daß die Regierung ihre Schatzkammern auszubeuten sich entschloß. So wird z. B. in einer Urkunde an

---

10 денегъ". Das wäre 5 %, ein Satz, welcher dem thatsächlich bestehenden Werthverhältniß zwischen Kupfer- und Silbergeld fast gleichgekommen also rationeller gewesen wäre als 1 %; dennoch haben wir viel mehr Grund den officiellen Urkunden Glauben zu schenken als einem Memoirenschriftsteller. Sablozki: О цѣнностяхъ ꙋ. S. 83 bemerkt hiebei von Kotoschichins Notiz etwas dunkel: Это явная ошибка по несоразмѣрности отношенія цѣны мѣди къ цѣнѣ серебра. Wir haben keinen Grund zu vermuthen, daß die Regierung bei der Einlösungsoperation eine solche соразмѣрность habe berücksichtigen wollen. Bei Berch I 161 ist es nur ein Flüchtigkeitsfehler, wenn er bemerkt, die Einlösung habe stattgefunden: „съ полученіемъ за мѣдный рубль двухъ денегъ серебромъ, т. е. за 200 мѣдныхъ рублей одинъ рубль серебромъ"; ein Rubel enthält 200 Dengi. Schubert bemerkt: le Czar ordonna de ne plus continuer à faire de ces monnayes et de les racheter à raison d'un Copec par Rouble de ceux qui désiraient la rendre", als wenn die Regierung auf die Wünsche des Publikums in solchen Dingen Rücksicht zu nehmen pflegte, oder die Einlösung zu einem solchen Satze etwas Wünschbares gewesen sein könnte. Wir erlauben uns an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen, daß noch kein Historiker oder Numismatiker über die auffallende Niedrigkeit des Satzes von 1 % auch nur ein Wort verloren hat. Man scheint denselben bisher ganz natürlich gefunden zu haben.

*) „The Coppermoney foll from hundred to one till at last it was call'd in, to the undoing of many men. Divers haug'd themselves, others drunk away the residue of their states and dyed with drinking.

den Wojewoden Matwei Tregubow nach Turinsk an der sibirischen Grenze vom 8. Juli 1663*) von der Abstellung der Kupfermünze genau berichtet und zugleich die Anzeige gemacht, man habe die Summe von 297 Rubel 12¼ Kopeken in Silbermünze an ihn abgesendet, damit er fortan die Verwaltungskosten aus dieser Summe bestreite. Auch Gordon berichtet, daß sogleich nach dem 15. Juni 1663 die Offiziere ihren Sold in Silber ausbezahlt erhalten hätten. Dagegen finden wir in der mehrerwähnten Bittschrift der Soldaten und Beamten vom Terek, vom 13. Juni 1664 die Klage: früher hätten sie ihren Lohn in Kupfergeld erhalten, für welches man nichts habe kaufen können, für das letzte Jahr jedoch hätten sie gar kein Gehalt erhalten, so daß sie nun unentgeltlich dem Zaren dienten. Daran knüpft sich dann die dringende Bitte, ihnen den Lohn nicht länger vorzuenthalten**).

Es hat, wie es scheint, schwer gehalten eine pünktliche Vollziehung der restaurirenden Erlasse vom Juni zu bewirken. Die Kupfermünze verschwand nicht so rasch als die Regierung wünschen mochte. Davon zeugt eine Urkunde vom 21. Januar 1664, welche nach Pskow abgeschickt wurde***). Hier wird Bezug genommen an die Abstellung des Kupfergeldes im Jahre 1663 und dann erzählt, daß in der neuesten Zeit in Moskau und in anderen Städten versilbertes, mit Quecksilber überzogenes und auch verzinn-

*) П. С. З. I Нум. 344.

**) Доп. къ А. И. IV Нум. 154 „на 1½ годъ (vom 1. September 1663 bis zum 1. September 1664) жалованья намъ не дано ничего и по се число служимъ мы безъ твоего денежнаго жалованья“ u. s. f. Wir haben bei dieser Gelegenheit noch eines Falles zu gedenken, den wir nicht zu deuten vermögen. Aus einer Urkunde an den Wojewoden von Woronesh Jakow Tatischtschew ist zu ersehen, daß einige Schiffer und Fuhrleute (гребцы и кормщики) sich geweigert hatten, den Lohn in Silber zu empfangen. Einer von ihnen, Serguschka Postowalow, hatte deshalb am 30. Juli 1664 an den Zaren eine Bittschrift gerichtet und sollte dafür körperlich gezüchtigt werden. Die Regierung äußerte sich über die Vermessenheit dieser Leute mit großer Strenge und Erbitterung; s. d. Воронежскіе акты изд. Н. Второвымъ и К. Александр. Дольникомъ кн. III 72—73 Нум. CXXIX. Ein anderer Fall begegnet uns П. С. З. I Нум. 305, wo einige Edelleute ihr Gehalt von 50 Rubeln nicht hatten annehmen wollen und dafür zur Verantwortung gezogen wurden. Die Urkunde, welche von diesem Ereigniß berichtet, ist vom 15. August 1661. Man darf vermuthen, daß der Sold, den anzunehmen sie sich weigerten, ihnen in Kupfergeld angeboten sein mag, während in dem obenangeführten Falle die Annahme von Silbergeld verweigert wurde.

***) А. А. Э. IV Нум. 147. Царская грамота во Псковъ о запрещеніи всякихъ чиновъ людямъ держать у себя мѣдныя деньги, серебрить ихъ лудить и ртутить.

tes Kupfergeld zum Vorschein gekommen sei; man solle deshalb das frühere Verbot Kupfergeld zu gebrauchen durch öffentliche Ausrufer wiederum verkünden lassen und sämmtliches Kupfergeld, dessen man habhaft werden könne, nach Moskau schicken. Eine ähnliche Verordnung wird noch am 17. Mai 1664 an den Wojewoden von Woroneſh abgefertigt*). So dauerten also noch monatelang nach Abstellung des Kupfergeldes die Nachwehen dieser Operation fort und allerdings muß diese Art Falschmünzerei durch Versilbern, Verzinnen u. s. f. der Kupferkopeken sehr lucrativ sein. Die Gelegenheit dazu lag um so näher als Kupfer- und Silberkopeken gleiches Gewicht und Gepräge hatten.

So endete denn das Kupfergeld und das frühere Geldsystem des Silberkleingeldes trat wieder ein. Der englische Gesandte Carlisle, welcher 1663, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte, nach Rußland kam, berichtet, die Russen hätten nur eine Art Geld, nämlich Silberkopeken**). Daß auch der frühere Curs von ungefähr 50 Kopeken für den Thaler und 100 Kopeken für den Ducaten wieder eingetreten war, erfahren wir aus Kilburger, welcher in seinem Verzeichniß der Preise auf ausländische Waaren von 1671 notirt: Ducaten 114—125 Kopeken, Thaler 55 bis 58 Kopeken***).

Nachtrag.

Während des Druckes der vorstehenden Untersuchung kam uns der soeben erschienene fünfte Band des „Archivs für historische und praktische Nachrichten in Bezug auf Rußland" zu Gesichte. In demselben ist eine Abhandlung abgedruckt: „Ueber die Finanzkrisis in Rußland 1659—63 von N. Suworow"†). Der Verfasser theilt einiges höchst anziehende urkundliche Material mit, welches uns die Wirkungen der Geldkrisis in Wologda veranschaulicht. Es sind Episoden aus dem Geschäftsleben jener Zeit, welche wenigstens einige Streiflichter werfen auf die damaligen kriti-

*) s. d. Воронежскіе акты l. c. S. 70—71 Nr. CXXVII. Auch Kilburger, Kurzer Unterricht vom russischen Handel, in Büschings Magazin III S. 307 bemerkt noch im Jahre 1671: „Unter den Kopeken sind viele falsche, verfilberte, kupferne und bleyerne".

**) Carlisle, A relation of three embassies etc. London, 1669 S. 68: „As for their money, they have but one kind wiche they call Copeca, ... 'tis of Silver".

***) Kilburger a. a. O. S. 307.

†) Архивъ историческихъ и практическихъ свѣдѣній относящихся до Россіи 1861—61 г. Книга пятая. С. Петербургъ 1863. О финансовомъ кризисѣ въ Россіи въ 1659—63 г. Н. Суворова.

schen Verhältnisse. Ueberaus erfreulich ist es bei dieser Gelegenheit zu erfahren, welche reiche Fülle von Nachrichten noch in den verschiedenen in Rußland verstreuten Archiven vorzüglich für solche Stoffe, wie der unsere, vorhanden sein mag.

Obgleich die in unserer Untersuchung gewonnenen Resultate durch das von Herrn Suworow zusammengestellte urkundliche Material nur bestätigt werden, so theilen wir doch gern diese neuen Beiträge mit, weil wir dadurch einige Pinselstriche hinzuerlangen zu dem Bilde von der wirthschaftlichen Zerrüttung, welches wir zu entwerfen versuchten. Es handelt sich um einige Angaben in Betreff der Steuererhebung in Silbergeld, der Entwerthung des Kupfergeldes und der Theuerung.

Steuererhebung in Silbergeld. Wir haben in dem Obigen auf verschiedene bei der Steuererhebung vorkommende Fälle aufmerksam gemacht und gesehen, daß die Regierung die Steuern bald in Silber-, bald in Kupfergeld erhob. Unter den in Wologda aufgefundenen Archivalien findet sich eine Urkunde vom 4. November 1662*), in welcher die Regierung dem Erzbischof von Wologda Marcellus den Befehl ertheilt, die Steuern in Kleinsilbergeld zu erheben. Dieser Fall ist um so erwähnenswerther, als aus einem anderen ebenfalls in dem Archiv zu Wologda aufgefundenen Actenstück auf den Mangel an Silbermünze geschlossen werden kann.

Der Archimandrit des Ssolowezkischen Klosters Bartholomäus schreibt an den Erzbischof von Wologda (nach Herrn Suworows Ansicht bezieht sich der Inhalt des Briefes auf den Juli oder August des Jahres 1662), es seien verschiedene Bittschriften nach Moskau an den Zaren abgeschickt worden und darunter eine, worin gebeten werde, der Zar möge befehlen, daß das Kloster sein Salz in der ganzen Umgegend gegen weißes d. h. Silbergeld und nicht gegen Kupfer verkaufen, oder wenigstens Getreide als Zahlung für das Salz annehmen dürfe, „weil in dem Schatze des Klosters sehr wenig Silbergeld sich befinde und gar kein solches mehr einkomme, obgleich man dessen zu mancherlei Einkäufen bedürfe."

Entwerthung des Kupfergeldes. Für die Geschichte des Agio's fanden sich in den Archiven zu Wologda mancherlei Angaben.

*) Herr Suworow bemerkt „4. November 1663" weil er nach dem Vorgange der damaligen Zeit den 1. September als den Jahresanfang annimmt. Uns scheint es consequenter, da wir doch die Zeitrechnung nach Erschaffung der Welt in die christliche verwandeln, in unserer Darstellung den 1. Januar als den Jahresanfang anzunehmen.

In dem Kassabuche einer geistlichen Anstalt daselbst finden sich einige Preisnotirungen in Silber- und Kupfergeld zugleich, woraus natürlich auf das Verhältniß dieser Münzen zu einander geschlossen werden kann.

Vom 1. November 1661 bis 20. Februar 1662 galt Roggen 6 Rub. Kupfergeld und 2 Rub. Silbergeld; vom März bis 13. Mai 1662 16 Rub. Kupfergeld und 4 Rub. Silbergeld; vom 13. Mai bis 16. Juni 1662 4 Rub. Silbergeld; einmal wurde in diesem Zeitraum das Tschetwert Roggen mit 36 Rub. in Kupfergeld bezahlt.

Desgleichen wurde ebenfalls im Sommer 1662 für das Tschetwert Hafer bezahlt: in Silbergeld 1 Rub. 50 Kop. und einmal in Kupfergeld 14 Rubel.

Vergleichen wir das aus diesen Angaben sich ergebende Agio in Wologda mit dem gleichzeitigen Agio in Moskau und Nowgorod (s. unsere Tabelle oben), so erhalten wir folgende Uebersicht:

	in Wologda	gleichzeitig in Moskau und Nowgorod
Februar 1662	300 %	300 %
Mai „	400 %	400—800 %
Juni „	900 %	800 %

so daß die Höhe des Agio's an den verschiedenen Orten als ziemlich übereinstimmend erscheint.

Herr Suworow macht den Versuch nachzuweisen, daß die Höhe des Agio's in manchen Fällen von der Regierung festgestellt worden sei und bringt ein Actenstück bei, welches allerdings einen Beleg für seine Ansicht enthält. In einem Actenstück vom Jahre 1680 wird ausdrücklich erwähnt, „daß im Jahre 1662 nach dem Befehle des Zaren (по Государеву указу) 1 Silberrubel 3 Kupferrubel gegolten habe." Ueber die Wirkung solcher Befehle oder wie weit dieselben beobachtet wurden, wissen wir nichts. Wenn wir auch allerdings Grund haben zu vermuthen, daß bei Geschäften der Krone mit Privaten die Cursbestimmung von der ersteren abhing, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß die Regierung mit solchen Bestimmungen für den Verkehr überhaupt hätte durchdringen können. Die Thatsache der Entwerthung mußte sie hinnehmen; die Entwerthung aufhalten oder derselben eine Grenze zu setzen lag nicht in ihrer Gewalt.

In dem angeführten Kassabuche wird bemerkt, daß die Gebühren für vollzogene Trauungen in der Weise erhoben worden seien, daß in dem einen Falle 30 Kopeken in Kupfer oder 10 Kopeken in Silber, in dem

anderen Falle 60 Kopeken in Kupfer oder 20 Kopeken in Silber gezahlt wurden, was ebenfalls ein Agio von 300 % ergiebt. Weil sich diese Notiz auf das Jahr 1663 zu beziehen scheint, dürfen wir uns über die Niedrigkeit des Agio's im Vergleich zu den gleichzeitigen Notirungen in Moskau und Nowgorod wundern.

Im Jahre 1662 (es ist unbekannt in welchem Monate) schreibt ein Beamter in Wologda an den Erzbischof Marcellus: „Deinem Befehle zufolge habe ich in die verschiedenen Ortschaften die Verordnung geschickt, die Steuern entweder in Silbergeld oder doppelt soviel in Kupfergeld (пошлины сбирать серебряными деньгами или мѣдными вдвое) zu erheben. Es soll damit gehalten werden, wie Du befohlen hast. Die Leute reden jetzt viel darüber." (О томъ государь и по се число молвы въ мірѣ много). — Was das Aufgeld in diesem Falle anbetrifft, so erscheint dasselbe (200 %) im Jahre 1662 im Vergleiche zum Aufgelde in Moskau und Nowgorod auffallend niedrig. Worüber so viel gesprochen worden, wie der Beamte schreibt, ist nicht deutlicher angegeben. Daß dem Gerede ein Befehl der Regierung über das Agio zu Grunde gelegen habe, wie Herr Suworow vermuthet, geht wenigstens aus seinen Mittheilungen nicht hervor; daß aber die Entwerthung des Kupfergeldes überhaupt viel zu reden geben mochte, ist mehr als wahrscheinlich.

Sehr bemerkenswerth ist der Umstand, daß 1660—61 in der Umgegend von Wologda ein Agio von 10 % angetroffen wird. In dem Kassabuche des Spassopriluzkischen Klosters wird erwähnt, es sei mehrmals Silbergeld gegen Kupfergeld eingewechselt worden und zwar folgendermaßen:

„Am 10. Nov. wechselte der Kassirer ein 200 Rbl. gegen rothes Geld (Kupfergeld). Es wurde dabei ein Aufgeld (наддача) von 20 Rubel bezahlt". Dasselbe geschah

am 17. Novbr. 1660 mit 200 Rub., wobei 20 Rub. Aufgeld bezahlt wurden
„ 26. Decbr. 1660 „ 100 „ „ 10 „ „ „ „
„ 12. März 1661 „ 100 „ „ 10 „ „ „ „
„ 19. März 1661 „ 3 „ „ 30 Kop. „ „ „

Vergleicht man diese Angaben mit den gleichzeitigen Notirungen in Moskau und Nowgorod, so sieht man, daß in Wologda das Vertrauen zu dem neuen Gelde nicht so schnell und stark fiel als in den obengenannten Städten. Im September bis December 1660 stand das Kupfergeld in Moskau 170—180 Kopeken = 1 Rubel Silber, in Nowgorod 120—125 Kopeken = 1 Rubel Silber.

Preissteigerung der wichtigsten Lebensmittel. Wir haben oben einige auf die Jahre der Krisis bezügliche Preisnotirungen von Roggen, Hafer und Salz mitgetheilt und können unsere Angaben nun mit einigen aus dem Archiv zu Wologda geschöpften ergänzen.

Das Tschetwert Roggen galt im September 1660	120 Kopeken
„ October 1660	150 „
„ Januar 1661	3 Rubel
„ Februar und März 1661	450 Kopeken
„ April und Mai 1661	360 „
„ Juni 1661	5 Rubel
„ Sept., Oct. u. Nov. 1661	6, 7, 8 Rubel
„ December 1661	9 Rubel
„ Januar 1662	12 Rubel
„ März 1662	17 Rubel
„ Mai 1662	25 Rubel

In dem obenerwähnten Kassabuche finden sich folgende Preisnotirungen für das Tschetwert Roggen in Kupfergeld ausgedrückt:

im September 1661	4 Rub. — 450 Kopek.	
vom 14. Novbr. 1661 bis 20. Febr. 1662	6 „	
vom 24. März bis 13. Mai	„ 16 „	
vom 13. Mai bis 16. Juni	„ 36 „	(einmal bezahlt).

Vergleicht man diese Ziffern mit den früher mitgetheilten Preisnotirungen, so finden wir noch ungünstigere Verhältnisse, als wir oben zu betrachten Gelegenheit hatten. 1652 stand Roggen 40 Kopeken 1671 50 Kopeken.

Der Preis für das Tschetwert Hafer wurde in Wologda notirt:

im September, October und November 1661	2 Rub. bis 2 Rub. 50 Kop.
im December 1661	3 „
im Januar 1662	5 „
im März 1662	7 „
im Mai 1662	10 „

und nach andereu Angaben

vom Nov. 1661 bis 20 Febr. 1662	1 Rub. 60 Kop., 2 Rub., 2 Rub. 50 K.
vom 20. Febr. bis 24. März 1662	4 „
vom 24. März bis 13. Mai 1662	5 „
vom 13. Mai bis 16. Juni 1662	8 „
einmal bezahlt	14 „

Diese Preise erscheinen als außerordentlich hoch, da 1652 das Tschetwert Hafer mit 30 Kop. und 1671 ebenfalls 24—30 Kop., freilich in anderen Gegenden des Reiches, bezahlt ward.

Das Pud Salz galt im Kleinhandel (въ разновѣску)

im September, October und November 1661 90 Kopeken — 1 Rubel
Januar 1662 1 Rubel 80 Kopeken.
Februar 1662 225 — 240 Kopeken.

und nach einer andern Angabe im Großhandel (цѣлыми мѣхами)

Anfang August 1661	41 — 42	Kopeken
Ende August 1661	57 — 58	„
September 1661	73	„
October 1661	60	„
Januar 1662	91	„
Februar 1662	180	„

1652 war der Salzpreis 20 Kopeken.

Vergleicht man die sich auf den Februar 1662 beziehenden Angaben der Preise und des Aufgeldes mit einander, so ergiebt sich daraus, daß die Preissteigerung viel bedeutender war als das Agio. Der Salzpreis war im Februar 1662 gestiegen auf das 12-fache; Hafer auf das 8—16-fache; Roggen auf das 12-fache; das Agio betrug 400—500 %, so daß Agio und Preissteigerung einander nicht entsprechen.

Daß die Theuerung auch in und um Wologda in den weitesten Kreisen verbreitet war, ersieht man aus der mehrfach in den dortigen Urkunden wiederholten Bemerkung, daß „wegen allgemeinen Brodmangels" aus den Vorrathskammern der geistlichen Anstalten Korn an die armen Leute verkauft worden sei. In einem Actenstück endlich wird erwähnt, man habe den Zaren in einer Bittschrift ersucht, er solle befehlen, daß die Kaufleute in den umliegenden Ortschaften Getreide kaufen dürften, weil man starken Mangel leide.

A. Brückner.

Redacteure:
Th. Böttticher. A. Faltin. G. Berkholz.

Die Grafen Nikita und Peter Panin.

Nach dem Russischen des P. Lebedew.

Die Staatsarchive Petersburgs und Moskau's enthalten ein massenhaftes, noch wenig ausgebeutetes Material zur russischen Hof- und Staatsgeschichte im 18. Jahrhundert. Erst in den letzten Jahren ist das eine oder andere dieser Archive einigen russischen Schriftstellern zugänglich geworden und manche interessante, wenn auch meistens auf dem Gebiete der Anekdote sich bewegende Darstellungen sind daraus geschöpft worden. Auch das in diesem Jahre erschienene Buch des Herrn Lebedew, aus welchem hier ein Auszug gegeben wird, beruht wesentlich auf der Benutzung neuer archivalischer Quellen. Es ist ein Beitrag zur Geschichte des Kaisers Paul und der zweiten Hälfte der Regierungszeit Katharina's. Gegen gewisse Folgerungen, welche der Verf. gezogen hat, ist schon der Widerspruch in der russischen Literatur laut geworden. Auf diese Discussion einzugehen konnte aber um so weniger Sache unseres deutschen Auszuges sein, als man sich in demselben vielmehr bemüht hat, auch das Raisonnement des Verf. selbst hinter die Thatsachen zurücktreten zu lassen. Es sind vereinzelte aber merkwürdige Striche zu einem Bilde, dessen Ausmalung erst in unseren Tagen möglich zu werden anfängt.

Am 6. November 1796 durchlief das bestürzte Petersburg die Nachricht, die Kaiserin liege, vom Schlage gerührt, im Sterben und es sei keine Hoffnung zur Rettung vorhanden.

Da erinnerte man sich des in Gatschina lebenden Thronfolgers. Couriere eilten zu ihm von allen Seiten, so daß fast hundert Schlitten seinem Zuge aus Gatschina folgten. In der Hauptstadt erwartete man die Entwickelung der kommenden Dinge mit Bangen. Es war ein merkwürdiger Moment, über den Rostopschin folgende Aufzeichnung hinterlassen hat*).

„Nachdem der Großfürst an dem Tschesmischen Pallast vorübergefahren, stieg er aus dem Wagen. Ich lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Schönheit der Nacht; sie war ganz still und klar, nur 3° Kälte, der Mond trat bald aus den Wolken hervor, bald verbarg er sich hinter ihnen; es war tiefe Ruhe. Von dem Wetter redend, bemerkte ich, wie der Kaiser seinen Blick auf den Mond richtete, und sah bei dem vollen Scheine desselben Thränen seine Augen füllen und über seine Wangen hinrollen. Von der Bedeutung des Tages ganz ergriffen und mit Herz und Seele dem ergeben, der den russischen Thron besteigen sollte, dachte ich mit plötzlicher Klarheit an die Wichtigkeit der nächsten Eindrücke auf das Gefühl des von Gesundheit strotzenden, von Ungestüm und seltener Phantasie erfüllten, an Selbstbeherrschung nicht gewohnten Autokraten, und den Abstand zwischen mir und ihm vergessend und seine Hand ergreifend sagte ich: „Ah! Monseigneur, quel moment pour vous", worauf er mit kräftigem Händedruck erwiderte: „Attendez, mon cher, attendez! j'ai vécu 42 ans. Dieu m'a soutenu, peut-être me donnera-t-il la force et la raison pour supporter l'état auquel il me destine. Espérons tout de sa bonté!"

In der That schon 42 Jahre alt war der neue Herrscher. Wir müssen hier auf die ersten Eindrücke seiner Kindheit zurückgehen, um nachzuweisen, wie eine Verkettung außergewöhnlicher Umstände ihn seiner Mutter entfremdete und von der Regierung Katharina's sich eine Vorstellung zu bilden veranlaßte, als ob sie eine Zeit des Verfalls, der Unordnung und allgemeiner Zügellosigkeit für Rußland gewesen wäre.

Paul wurde geboren am 19. September 1754 nach neunjähriger Ehe Peters III. mit Katharina. Seit der Geburt von den Eltern mit ungewöhnlicher Gleichgiltigkeit behandelt, fand das Kind eine Beschützerin in der Kaiserin Elisabeth, welche sich bis zu ihrem Tode fast nie von ihm trennte. Aber auch hiedurch konnte die Mutterſorge nicht ersetzt werden.

*) In einer in der Kaiserl. öffentlichen Bibliothek aufbewahrten Handschrift, welche von der Moskauschen Gesellschaft der Geschichtsfreunde in ihrer Zeitschrift herausgegeben worden ist.

Katharina selbst erzählt 10 Jahre später, daß der Thronerbe Rußlands einst in der Nacht aus der Wiege gefallen, ohne daß jemand es gehört hatte. Man findet am Morgen beim Aufstehen den Großfürsten nicht in seiner Wiege und erblickt ihn im festesten Schlaf auf dem Fußboden liegen. Vom dritten Jahre an wurde ihm außer den Kinderwärterinnen ein Aufseher beigeordnet; aber wahrscheinlich waren Hofintriguen, zum Theil wohl auch die schlecht getroffene Wahl die Ursache, daß von 1758 bis 1760 dreimal die Aufseher gewechselt wurden, nämlich: Scherebzow, Skawronski und Bechtejew. Der letztgenannte wurde am 29. Juni 1760 durch Nikita Iwanowitsch Panin ersetzt, der bis zur Volljährigkeit, d. i. bis 1795 bei der Person des Großfürsten als Haupterzieher mit dem Titel eines Ober-Hofmarschalls verblieb. Wie Panin sein Amt verwaltete und seinen Beruf erfüllte, kann man aus den Erzählungen der Zeitgenossen schließen. Vorzüglich lehrreich sind in dieser Beziehung die Memoiren Poroschins. Obgleich nur die Jahre 1764 und 1765 umfassend, gewähren sie doch einen klaren Einblick in die Umgebung des jungen Thronfolgers.

Lassen wir die diplomatischen und administrativen Fähigkeiten Panins bei Seite und bleiben wir bei ihm als dem Erzieher des künftigen russischen Herrschers stehen, so drängt sich uns die Frage auf, war er selbst und die von ihm gewählten Personen ihrer Stelle würdig, flößten sie ihrem Zöglinge Liebe zum Vaterlande und Volke ein, machten sie ihn vertraut mit der Geschichte und den Sitten Rußlands, belehrten sie ihn über die Ursachen der Macht und Stärke des Landes, gaben sie ihm endlich einen richtigen Begriff über die historische Bedeutung der Regierung Katharina's II. im Vergleich mit den Regierungen ihrer Vorgänger, was allein ihren Sohn und Nachfolger bewegen konnte, die großen Ideen seiner Mutter zum Vortheil Rußlands fortzuführen?

Leider müssen wir sagen, daß weder Panin selbst noch die übrige Umgebung des Großfürsten ihren großen Beruf verstanden; eine Ausnahme machte der gutmüthige, von Allen aber im allgemeinen wenig beachtete Semen Andrejewitsch Poroschin. Dieser dem jungen Kronprinzen vollkommen ergebene Mann wurde mehrere Male bei ihm von den übrigen Lehrern verleumdet, und, nachdem er sich 4 Jahre hindurch in der Umgebung Pauls befunden, zur Armee geschickt, wo die Nachricht, daß er nicht unter dem Grafen Rumänzow, sondern unter dem Grafen Peter Panin, dem Bruder seines früheren Chefs bei der Erziehung Pauls, stehen

würde, seinen Tod beschleunigte; er starb 1769. Gewiß wog der Zorn der Panins schwer, wenn diese bloße Nachricht genügend war, der durchaus unbedeutenden Krankheit Poroschins eine gefährliche Wendung zu geben, sie zu einer tödtlichen zu machen. Wenn man die ruhige, gutmüthige, kindlich-offene Natur Poroschins kennt, die sich in seinen Denkwürdigkeiten so klar ausspricht, so muß man annehmen, daß zwischen ihm und den Panins, die er anfangs bewundert hatte, etwas Fürchterliches vorgefallen sein muß. Die letzten Seiten der Denkwürdigkeiten Poroschins, welche dem Grafen Panin nicht in die Hände fielen, erregen den Gedanken, daß zwischen ihnen bedeutende Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Erziehung des Thronfolgers und in Betreff seiner vorzugsweise deutschen Umgebung entstanden waren.

Ueber den Charakter Panins spricht sich sogar Bantysch-Kamenski folgendermaßen aus: „Man wirft ihm Faulheit vor, welche, wie man annehmen muß, in seiner vollblütigen Constitution ihren Grund findet." Viel offener sprechen sich ausländische Minister und Gesandte aus, welche Gelegenheit hatten, zu Panin in Privatbeziehungen zu treten. Der französische Agent Corberon schrieb von ihm am 9. April 1778:

„Ausschweifend seinem Temperamente nach und faul, sowohl aus Grundsatz als aus Gewohnheit, ist er doch stets bemüht, sich für den geringen Einfluß auf den Geist seiner Gebieterin schadlos zu halten. Stolz in seinen Manieren, schmeichelnd und artig gegen Ausländer, die er bei der ersten Bekanntschaft bezaubert, kennt er nicht das Wort: nein; aber selten folgt die Ausführung seinen Versprechungen, und wenn auch Widerstand von seiner Seite selten ist, so waren doch die Hoffnungen, die man auf ihn baute eitel. In seinem Charakter ist eine gewisse Feinheit, aber nicht die durchdachte, gefährliche Feinheit eines Mazarin, welche man eher Doppelzüngigkeit nennen könnte; die Feinheit Panins war mehr in kleinen Zügen sichtbar; verbunden mit tausend angenehmen Eigenthümlichkeiten, ließ sie den, der mit ihm von Geschäften sprach, vergessen, daß er sich beim ersten Minister der Kaiserin befand, sie ließ den Zweck der diplomatischen Sendung und die Vorsicht aus den Augen verlieren, welche man bei einer so anziehenden und gefährlichen Unterhaltung beobachten muß".

Der englische Gesandte Harris spricht am 26. Januar 1778 fast dasselbe aus: „Gutes Naturell, großer Ehrgeiz, ungewöhnliche Standhaftigkeit sind die drei charakteristischen Züge Panins".

Ein anderer englischer Diplomat äußert sich unterm 4. August 1772 in folgenden scharfen, aber nicht ganz unwahren Ausdrücken: „Die Erziehung des Großfürsten wurde vernachlässigt, vielleicht mit Absicht, was zum großen Theil dem faulen und üppigen Charakter Panins zuzuschreiben ist".

Nach diesen Zeugnissen der Ausländer wollen wir die in dem Buche Poroschins zerstreuten Charakterzüge Panins zusammenstellen, wobei wir noch bemerken, daß Poroschin anfangs ein leidenschaftlicher Verehrer desselben war.

Um seinen Eifer zu zeigen, erzählt Poroschin, erdachte Panin ein Mittel, welches auf die Phantasie des Großfürsten einwirken und ihn von muthwilligen Streichen und schlechtem Betragen zurückhalten sollte: es wurde nämlich eine besondere Zeitung gedruckt und dem Knaben zur Lectüre gegeben. In derselben wurde in einem besonderen Abschnitte „aus Petersburg" aller Vergehen und kleinen Sünden des Thronfolgers erwähnt und dem Knaben versichert, daß diese Zeitung in ganz Europa circulire.

Den 10. October 1764 notirt Poroschin: Se. Excellenz befahl vor ihn ein Kohlenbecken zu stellen, kochte Austern mit englischem Bier und verbrannte sich dabei eine Manschette. Der Großfürst befahl zu seinem Stuhl einen Schemel zu bringen, stieg auf denselben und sah mit großer Aufmerksamkeit und Heiterkeit zu, wie die Suppe gekocht wurde und Panin während dessen Brod in kleine Stücke für die Suppe schnitt.

Den 5. November. Als Se. Excellenz Nikita Iwanowitsch Alle mit Schweinsbraten bewirthete, und Alle zum Essen nöthigte, geruhte der Großfürst zu bemerken: „Ew. Excellenz räth Allen Schweinsbraten zu essen, weil Sie selbst ihn sehr lieben".

Diese Leidenschaft für gutes Essen wurde vom Großfürsten bemerkt und reizte den 9-jährigen Knaben häufig zu Scherzen gegen den 46-jährigen Erzieher.

Den 11. März 1765. Man servirte Hummer oder eingemachte Krebsscheeren mit scharfem Essig und Pfeffer. Der Großfürst verlangte davon, als er den Teller aber der Nase genähert, gab er ihn sofort mit den Worten zurück: „Pfui, wie das stinkt"! Panin nahm den Teller an sich und meinte, daß es sehr gut rieche. Se. Hoheit erwiederte ihm darauf: „möglicherweise haben die, welche Sie früher gegessen haben, noch schlechter gerochen, und deshalb scheinen Ihnen diese gut zu sein".

Den 5. October. Seine Excellenz Nikita Iwanowitsch war heute

nicht bei Tische und ist wegen Unwohlseins heute Morgen gar nicht ausgegangen. Wie man glaubt hat er gestern bei Sr. Hoheit zuviel Wassermelonen gegessen.

Den 9. August. Nikita Iwanowitsch erzählte heute von einem Minister Zinzendorf, welcher einen so feinen Geruchsinn hatte, daß er ins Zimmer tretend, riechen konnte, welche Speise nicht genug oder zu viel gesalzen war.

Den 6. September. Man sprach wieder sehr viel von französischen Pasteten.

Man kann vielleicht Austern, Hummern ꝛc. lieben, sich an Wassermelonen überessen und von französischen Pasteten sprechen, und dabei doch eine Erziehung so leiten, daß, um mit den Worten Panins zu sprechen, weder in Handlungen noch Worten Etwas zugelassen wird, was auch nur im geringsten die Tugendkeime mit welchen der Mensch geboren wird, verderben könnte. Es kommt aber noch hinzu, daß Panins Gespräche mit seiner Gesellschaft sich meistens auf Frauenzimmer richteten, wobei man sich in den Ausdrücken nicht genirte und ohne Umschweife alle Liebesintriguen und Klatschereien des damaligen Hofes und der vornehmen Gesellschaft wiedererzählte. Alles das mußte in dem Knaben eine ungewöhnliche Verliebtheit entwickeln; die Lectüre des Gil Blas*), mit der ihn Poroschin fortwährend unterhielt, trug gewiß auch dazu bei.

Den 10. November. Man unterhielt sich über die Trennung NN.'s von seiner Frau, scherzte viel über ihre Reize und Panin bemerkte, sie würden Vielen zu Theil, dem Manne bliebe aber nichts übrig.

Den 28. November. Peter Iwanowitsch Panin schickte sich zu einer Reise nach Moskau an, um seine häuslichen Angelegenheiten nach dem Tode seines Neffen zu ordnen und sagte scherzend zu mir, daß er seine hiesigen Liebesangelegenheiten mir natürlich nicht anvertrauen werde.

Den 27. Februar 1765. Man unterhielt sich größtentheils von Stallgeschichten und dem Verhältnisse zwischen Strogonow und seiner Frau. Nikita Iwanowitsch war in diesen beiden so verschiedenen Conversationen sehr satyrisch.

*) An vielen Stellen der Denkwürdigkeiten wird dieser Lectüre erwähnt. Paul unterbrach einmal den Vorleser, als die Erzählung ihm unschicklich erschien. Poroschin bemerkt hierüber: „Als wir im zweiten Bande an die Abenteuer zwischen dem Connetable und Blanca kamen, ließ der Großfürst mich aufhören".

Den 6. März. Bei Tische drehte sich die Unterhaltung um die Streiche und Abenteuer des Italieners Casanova.

Den 25. März. Hierauf scherzte Se. Excellenz über meine Abenteuer mit einer gewissen Dame.

Den 26. September. Se. Hoheit scherzte mit dem Hofmarschall viel wegen seines Commandos über die Hoffräulein.

Den 3. October. Nach den Lectionen kam das Gespräch darauf, daß Se. Hoheit nun schon zwölf Jahre alt sei. Scherzweise wurde geäußert, es rücke die Zeit heran, wo der Großfürst heirathen müsse. Er erröthete und lief verschämt aus einer Ecke in die andere, sagte aber endlich: „wenn ich heirathe, werde ich meine Frau sehr lieben und eifersüchtig sein".

Prophetische Worte, welche nach seiner Vermählung mit Natalia Alexejewna im Jahre 1773 zum Unglück in Erfüllung gingen.

Den 7. October. Auf der Maskerade war Se. Hoheit sehr heiter und tanzte viel; ich bemerkte, daß er auch ein gewisses Händchen zu drücken geruhte.

Den 9. October. Als man vom Observatorium herabstieg, fragte der Graf Grigor Grigorjewitsch Orlow, ob der Großfürst nicht die Hoffräulein besuchen wolle; sie wohnten ganz in der Nähe. Der Thronfolger hatte große Lust hinzugehen, wußte aber nicht, was er in Gegenwart der Kaiserin antworten sollte. Diese entschied den Zweifel und geruhte dem Großfürsten zu sagen, er könne hingehen. Nie war ihr Gebot mit solchem Vergnügen erfüllt worden; mit ihm gingen Nikita Iwanowitsch und Graf Grigor Grigorjewitsch. Man ging durch alle Zimmer der Hoffräulein. Nach der Rückkehr in seine Gemächer erzählte der Großfürst mit besonderem Entzücken von dieser Expedition und sagte Jedem, der hinzukam: errathe, wo ich heute gewesen bin. Nach der Erzählung vertiefte er sich in Liebesgedanken.

Den 18. October. Nach dem Unterrichte spielte der Großfürst an dem Fenster, welches nach dem Hofe geht und den Fenstern der Hoffräulein gegenüber steht. Von dort aus sahen dieselben herüber und wechselten Blicke und Winke mit dem Großfürsten, besonders unsere Modedame (Wera Tschoglokow).

Den 13. December. Als unter Anderem das Gespräch auf die Schauspielerin N. kam und Jemand meinte, sie sähe übel aus, sagte der

Großfürst: „c'est qu'elle a passé par plusieurs mains", ohne zu wissen, was das bedeutet. Nikita Iwanowitsch lachte ungeheuer darüber.

Den 11. December 1765. Dann erzählte mir Se. Hoheit, wie er sich auf dem Landsitz des Ober-Hofmarschalls Sievers amüsirt. Dort sei seine geliebte Wera Tschoglokow gewesen, er hat sich viel mit ihr unterhalten und mit ihr getanzt. „Ich sagte ihr, was ich Dir schon oft gesagt habe, daß ich nämlich immer mit ihr zusammen sein möchte". Als sie geäußert, sie wünsche sehr die Hand des Großfürsten küssen zu dürfen, hatte er geantwortet, er wünsche noch viel mehr die ihrige zu küssen. Auf der Rückfahrt fuhr sie in einem kleinen Schlitten vor dem Großfürsten, und wenn sie sich umwandte, warfen sie sich gegenseitig Kußhändchen zu. Der Großfürst sagte ihr: „Je crois que nous n'aurons pas de sitôt une journée aussi favorable", und sie antwortete: „Assurément, Monseigneur". Se. Hoheit sagte auch, daß es ihr vielleicht angenehmer sein würde, wenn Divier an seiner Stelle gesessen hätte, worauf sie erwiederte, daß er ohne Grund an ihr zweifle, daß sie Divier hasse u. s. w.

Gewiß sind das Kindereien; ist es aber vernünftig, in einem Knaben Leidenschaften zu wecken, ihre Entwickelung zu befördern und sogar noch seine Eitelkeit dadurch zu reizen, daß man ihm zu fühlen gab, daß er noch ein Kind sei, mit dem man spiele? Die Erzieher Pauls gossen absichtlich Oel ins Feuer.

So führte Panin den ersten Theil des von ihm selbst entworfenen Programms durch: seinem Zöglinge weder in Worten noch Thaten etwas Schädliches nahetreten zu lassen, um nicht die Keime der Tugend zu zerstören. Wir haben gesehen, wie die oft unanständigen Unterhaltungen über Frauen, Liebe und Liebesintriguen die empfängliche Natur Pauls früh zur Reife brachten; sie bildeten ihn vorzeitig aus und riefen, wie wir schon bemerkten, den Hang zur Träumerei hervor, in einem Knaben, dessen ganze Aufmerksamkeit auf eine thätige Beschäftigung mit den Wissenschaften und auf die Vorbereitung zu seinem hohen Berufe hätte gerichtet werden müssen.

Die Personen, welche den Thronfolger umgaben und unter Panins Aufsicht seine Erziehung leiteten, entsprachen ihrer Aufgabe bei weitem nicht. Aepinus, Osterwald, der Zeichnenlehrer Grekow, selbst Poroschin konnten kaum sich selbst einer gründlichen Kenntniß der von ihnen gelehrten

Fächer rühmen*); Poroschin ragt unter ihnen noch hervor durch seine Liebe zum Großfürsten und sein Streben, ihm gründliche Kenntnisse von Rußland und dem russischen Volke beizubringen. Aber Osterwalds und Aepinus Intriguen, später durch Panin selbst geschürt, vereitelten seine Bestrebungen. Er verstand nicht, sich gegen seine Nebenbuhler zu behaupten, und hatte sich auch bei Paul nicht in Respect gesetzt, der ihm in Momenten guter Laune auf den Bauch klopfte, ihn an den Rockschößen zupfte und sich absichtlich das Essen von ihm zerschneiden ließ, als Poroschin gerade einen kranken Finger hatte.

Es ist zu bemerken, daß alles in Gegenwart Panins geschah, der dem Knaben volle Freiheit ließ, sich über seinen ungeschickten Aufseher lustig zu machen; überhaupt erlaubte Panin bei Tische Jedem zu sprechen, was ihm in den Sinn kam und ließ sich selbst häufig fortreißen. Die Aufsicht und Sorge Panins für den Thronfolger beschränkte sich darauf, daß nach dem Mittagessen, bevor man Sr. Hoheit den Kaffee reichte, Panin denselben gewöhnlich erst kostete. Wenn der Großfürst das Schmecken des Kaffees nicht selbst gesehen hatte, so fragte er den Kaffeeschenken: „Ist die Approbation erfolgt"? — Wir wissen nicht, ob Katharina diese Stückchen kannte, oder ob sie ausschließlich dem erfinderischen Geiste Panins angehörten und als Beweis seiner alles umfassenden Sorgfalt für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit seines Zöglings dienen sollten.

Das Ansehen Poroschins bei Paul fiel mit jedem Tage; man beobachtete seine Gewohnheiten, seine Eigenthümlichkeiten in der Unterhaltung, seine Leidenschaft für gutes Essen u. s. w. Alles dieses diente als unerschöpfliches Thema für die Witzeleien des Thronfolgers und seiner deutschen Umgebung, so daß das Witzeln und Sticheln auf Poroschin der gewöhnliche Zeitvertreib nach den Unterrichtsstunden war. Der gutmüthige Mensch schmollte, sprach sich mit dem Großfürsten aus, erklärte sich gegen Panin — Alles vergeblich. Die Verfolgungen wurden immer hartnäckiger und erreichten endlich am Schluß des Jahres 1765 ihr Ziel: die Entfernung Poroschins.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß die zu große Nachsicht Poroschins

*) Die Lehrer Pauls waren: Aepinus für höhere Mathematik, Astronomie und Physik; Poroschin für Kriegswissenschaften, russische Geschichte und Geographie; Geheimrath Osterwald für allgemeine Geschichte und Geographie; Balletmeister Grange für den Tanz; Tremamondo für die Fechtkunst; Grekow für das Zeichnen; Capellmeister Manfredini für das Clavier; Schauspieler Beaumont für Declamation.

gegen die Launen des Großfürsten und seine Verwöhnung über alles Maß gingen und ohne Zweifel der Hauptgrund, der ihm von Allen gezeigten Mißachtung waren. Er war der Vertraute bei den verliebten Scherzen des Thronfolgers, überbrachte alles, was man ihm anvertraute, an die Adresse, und gab oft Anlaß zu Scherzen, welche die Grenzen des Anstandes und der Bescheidenheit von Seiten des Schülers weit überschritten.

Den 16. December 1764. Grangé brachte das Buch: Les cérémonies réligieuses de tous les peuples, welches er zum Lesen aus der Bibliothek Sr. Hoheit genommen hatte, zurück. Als er hinausgegangen war, fanden wir im Buche drei Briefe von ihm an eine Tänzerin Fust, die angefangen, aber nicht beendigt waren. Seine Hoheit lachte beim Lesen sehr.

Aber man beschränkte sich nicht auf das Lesen dieser fremden Briefe, sondern schrieb sie zu Ende und schickte Grangé seine Correspondenz zu, wobei alle Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden, um den Zusender zu verheimlichen und den armen Tänzer auf eine falsche Spur zu leiten.

Den 17. December 1764. Nachdem der Großfürst sich angekleidet, setzte er sich mit mir im Schlafzimmer an einen Tisch und befahl, die gestern erwähnten drei Briefe Granges zuzusiegeln. Dieses that ich und adressirte sie an Grange. Se. Hoheit ließ noch ein Zettelchen schreiben und hineinlegen. Auf diesem stand:

„Instruction pour M. Grangé de bonne part.

Dorénavant, il ne faut pas laisser ses lettres dans un livre que l'on rend à un autre. Il faut premièrement feuilleter et visiter ce livre, avant que de le rendre. Autrement, on risque de découvrir ses petits secrets.

Dieses Couvert sandte Se. Hoheit durch den Bedienten Andruschka ab, indem er ihm befahl, sich so schlecht als möglich zu kleiden und Niemand bei der Abgabe des Briefes zu sagen, von wem derselbe komme, und sofort wegzugehen, was denn auch geschehen ist.

Eine solche Nachsicht trug denn auch ihre Früchte; den Verleumdern gelang es, den Großfürsten gegen Poroschin einzunehmen, indem sie seine Abwesenheit benutzten. Zuerst zeigte sich Kälte, dann kam es zu einer leidenschaftlichen Erklärung, und als der bestürzte Poroschin seine Unschuld betheuerte, sowie, daß er durch nichts den Zorn des Großfürsten verdient habe, unterbrach ihn dieser heftig mit den Worten: „Du hast es; ich weiß

jetzt, was alles dieses bedeutet, was Du vorher mit mir gesprochen, und habe alles dem Grafen Panin erzählt".

Fast einen ganzen Monat dauerte die Unzufriedenheit des Großfürsten gegen Poroschin, darauf traten zeitweilig das frühere Vertrauen und die alte Zärtlichkeit wieder ein, aber die Intrigue behielt doch endlich die Oberhand und obgleich Poroschin sich mit Panin ausgesprochen, und ihm sein Tagebuch gezeigt hatte, so schwieg Panin dennoch und der Großfürst blieb verstimmt; die Folge war das plötzliche Abbrechen des Tagebuchs mit dem 13. Januar 1766 und die Entlassung Poroschins.

So nahm denn, Dank den epikuräischen Neigungen und Gewohnheiten Panins, die Erziehung des Großfürsten eine ganz eigenthümliche Richtung: die Hofmeister verzogen ihn, schmeichelten seiner Eitelkeit, krochen zu gleicher Zeit vor Panin und entfernten Alle, die irgend wie ihrem Einflusse hinderlich sein konnten. Bei Paul befand sich allerdings ein Mann, welcher sich durch Geist und Kenntnisse auszeichnete, sein Religionslehrer, der Archimandrit (später Metropolit) Platon; aber derselbe zog sich so viel als möglich zurück, denn ihn beschäftigten andere Gedanken und Pläne; er wollte eine besondere Bedeutung am Hofe Katharina's dadurch haben, daß er die Rolle des russischen Massillon spielte, und sich bei der Erziehung des Thronfolgers nur in soweit betheiligte, als letzterer des Religionsunterrichts bedurfte. Mit Beredtsamkeit gegen die Unsittlichkeit donnernd, bewirkte er, daß Katharina und ihr Hof während seiner Predigten reichlich Thränen vergossen, dabei aber verstand Platon sich vor dem hochfahrenden Panin zu mäßigen und dehnte seine Nachgiebigkeit so weit aus, daß er sogar einmal im Winterpalais der Probe einer Vorstellung im Marionettentheater am Tage der Geburt Mariae in seinem geistlichen Ornate beiwohnte. (Poroschins Tagebuch, am 8. September 1765). Bedarf es eines stärkeren Beweises der Fügsamkeit des Religionslehrers Sr. Hoheit vor den Mächten dieser Welt?

Die Leichtfertigkeit, mit der alles geschah und in der Umgebung des mit großer Beobachtungsgabe, scharfem Gedächtniß und empfänglichem Sinne ausgestatteten Großfürsten besprochen wurde, erreichte die äußerste Grenze, wenn es sich um Einladung von Gästen handelte, die gewöhnlich den Kreis am Mittagstische bildeten. Der griesgrämige und schweigsame Saldern, Alexander Strogonow, Iwan und Sachar Tschernyschew und noch einige unbedeutende Personen waren stehende Gäste, und wurden eigentlich nur

eingeladen, um den witzigen Höflingen und dem Großfürsten Gelegenheit zu geben, sich über sie lustig zu machen. Von den oft unangemessenen Tischgesprächen lassen wir uns von Poroschin noch ein Paar Beispiele erzählen.

Den 29. October 1764. Wir saßen bei Tisch. Se. Excellenz Graf Nikita Panin speiste nicht mit uns. Von Fremden war nur Graf Alexander Strogonow zugegen. Ich habe heute Mittag viel gelitten; wie kann es anders sein, wenn Folgendes passirt. Jemand, der alle großen Eigenschaften Peters des Großen mit Stillschweigen übergangen, hielt es für angemessen nur hervorzuheben, daß der Kaiser sich häufig betrunken und seine Minister mit dem Stocke gezüchtigt habe; ein Anderer fügte hinzu, daß, als der Kaiser einen seiner Generale, einen Deutschen, mit dem Stocke geschlagen, dieser ausgerufen habe: „die Hand des Herrn hat mich getroffen"; der erste Erzähler sagte noch, daß in der Geschichte nur Peter und der Vater des jetzigen Königs von Preußen als solche drakonische Monarchen bekannt seien. Als er darauf anfing Karl XII. zu loben und ich ihm entgegnete, daß Voltaire gemeint, Karl XII. hätte verdient in Peters Armee der erste Soldat zu sein, fragte der Großfürst ihn: „Ist dem wirklich so"? — worauf Jener Sr. Hoheit erwiderte, Voltaire könne es wohl geschrieben haben, es sei aber gewiß die ärgste Schmeichelei. Als ich endlich von den Briefen des Kaisers sprach, die er aus dem Auslande an seine Minister geschrieben, und dessen erwähnte, daß man zur bessern Auffassung seiner Geschichte diese lesen müsse, bemerkte Jener nichts weiter, als daß diese Briefe dadurch lächerlich seien, daß der Zar in ihnen sich einige Male Piter unterzeichne und Myn Heer Admiral überschreibe. Ich gestehe, daß solche Gespräche mich sehr unangenehm berührten und es mich viele Mühe kostete, mein Mißvergnügen zu verbergen und Herr meiner Heftigkeit zu bleiben. Ich überlasse es dem Urtheile der ganzen gebildeten und unparteiischen Welt, ob es passend war, daß der Thronfolger, der leibliche Urenkel Peters des Großen, solchen feindseligen Unterhaltungen beiwohnte?

Den 13. October 1764. Se. Excellenz Graf Panin erzählte, wie ein General von sich selbst in großer Gesellschaft gesagt habe, daß er seit Kindesbeinen lange Finger gehabt und daß, als er einmal bei Boris Scheremetjew etwas entwendet und dieser ihn dafür mit dem Stocke geprügelt, diese Gewohnheit wie fortgeblasen gewesen wäre. Derselbe General habe einst, als er beim Hetmann Rasumowski war, geäußert, daß

die Leute jetzt äußerst empfindlich geworden, man dürfe sie nicht einmal schelten, während man sie früher durchgeprügelt, ohne daß Jemand ein Wort gesagt.

Den 9. December 1764. Se. Excellenz (Panin) und Graf Iwan Tschernyschew meinten, daß wenn man an anderen Orten so unachtsam leben wollte, wie wir hier, dort schon längst alles gestohlen und ermordet wäre: wir verschlössen die Pforte mit einem Holzriegel, der Hof sei von einem nichtsnutzigen Plankenzaun umgeben, während man in anderen Ländern Burgen baue, die Thore mit Schlössern und eisernen Riegeln verschlösse, und selbst dort werde mitten in der Stadt gestohlen und geraubt. Beide meinten, die Ursache dieser Sicherheit liege in der Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit des Volkes, Graf Strogonow aber sagte: „Croyez-moi que ce n'est que bêtise. Notre peuple est ce que l'on veut bien qu'il soit." Auf dieses Letztere erwiderte Se. Hoheit: „Aber wie? Ist es etwa schlecht daß unser Volk so ist; wie sollte es denn nach deinem Wunsche sein? Hierin liegt nach meiner Meinung noch nichts Schlechtes. Daher kommt es, daß Alles nur davon abhängt, daß die gut sind, welchen es zukommt zu wollen, daß das Volk so oder anders sei." — Man sprach von den Polizeimeistern. Graf Strogonow bemerkte: „Wo soll man bei uns einen solchen Mann hernehmen, der eine große ihm anvertraute Gewalt nicht mißbraucht"; worauf der Thronfolger traurig erwiderte: „Wie, mein Herr, giebt es etwa bei uns gar keine ehrlichen Leute?" — Strogonow verstummte.

Bald nach dem Gespräche über Peter den Großen sagte der Großfürst, als Poroschin ihm den Brief Voltaire's über seinen Urgroßvater vorgelesen hatte, sehr gelassen: „Aber der schmeichelt!" Ebenso äußerte er sich lächelnd über eine schwülstige Lobrede auf die Kaiserin Elisabeth: „das ist gewiß ein Product des Narren Lomonossow."

Wir beschränken uns auf diese Beispiele und bemerken nur noch, daß die Anschauung des Großfürsten von den Russen sich darnach gebildet und ihm die Ueberzeugung von ihrer geringen Fähigkeit für geistige Arbeit, Kunst und die höheren moralischen Eigenschaften eingeflößt wurde.

So entstand in dem Knaben der erste Zweifel an den Eigenschaften und Fähigkeiten seiner künftigen Unterthanen; er wuchs mit den Jahren und ging über in die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der Ausländer, besonders der Deutschen gegenüber den Russen. Umstände, besonders aber seine Umgebung bestärkten ihn in dieser Richtung; der Einfluß der Ge-

brüder Panin, besonders Peters, und des Feldmarschalls Rumänzow befestigten schließlich Paul in seinen Ueberzeugungen oder Vorurtheilen. Später nahm an den Angelegenheiten des Verstandes das Herz Theil. Man schilderte Paul die Geschichte seines Vaters, der das Wohl Rußlands gewollt, aber nicht verstanden, nicht gewürdigt worden sei; da regte sich bei dem Jünglinge in der ersten Zeit seiner Thätigkeit der Wunsch, seinem Vater in Allem nachzufolgen und die von ihm angefangenen, aber im ersten Anfange unterbrochenen Reformen auszuführen.

Man beschuldigt Katharina des Mangels an Liebe, Aufmerksamkeit und Sorgfalt für ihren Sohn und Nachfolger; die Erkaltung zwischen ihm und ihr fing eigentlich erst nach seiner Reise ins Ausland im Jahre 1776 an, auf die Erziehung ihres Sohnes hatte sie aber wenig Einfluß, da die Panins aus einer noch unerklärten Ursache in dieser Beziehung völlig unabhängig waren, als ob sie die Verantwortlichkeit auf sich genommen hätten, dem Lande den legitimen Thronfolger zu bewahren.

Zum Beweise der unbeschränkten Selbständigkeit Panins bei der Erziehung Pauls mögen hier zwei Briefe Katharina's an den Cabinets-Secretär Jelagin Platz finden.

Zarskoje-Selo, den 5. Mai 1768.

Iwan Perfiljewitsch, ich befinde mich in großem embarras wegen der Pocken A. P's, wenn es nach mir ginge, so brächte ich den Großfürsten gleich hierher und Niki(ta) Iwa(nowitsch) könnte nach ein paar Tagen ihm folgen; ich glaube aber, daß Letzterem dieses schwer ankommen wird; Ihr kennt seine Abneigung gegen Ortsveränderungen, außerdem hätte er sich jetzt von seiner Braut zu trennen; meinen Sohn aber in der Stadt zu lassen ist mir besorglich und ich fürchte, daß die häufigen Hin- und Hersendungen auch meinem Sohne Gefahr bringen; ich weiß auch, daß eine Uebersiedelung hierher mir Uebles bringen wird. Denn die Conferenzen mit den Ministern und die deshalb nöthigen Fahrten derselben hierher werden mich geniren; aber wenn nur der Großfürst gesund bleibt, achte ich dessen nicht; an Nik(ita) Iwa(nowitsch) kann ich deshalb nicht schreiben, damit ich nicht das Unangenehme seiner ohnehin üblen Lage steigere; denn wenn (wovor uns Gott bewahre) der Großfürst die Pocken bekommt, so wird das Publikum ihm ohnehin Vorwürfe machen. Thue mir den Gefallen, bespricht dies alles, aber wie von dir aus, mit Nik. Iwan., und was Ihr bestimmt, davon benachrichtige mich; ich bin sehr unruhig und kann meinen Geist nicht auf Besseres richten, denn in dieser kritischen Lage

ist Alles schlecht. Gott wird auch diese Wolke vorüberführen wie so viele andere. Lebe wohl! Ich überlasse Euch mit diesem Briefe zu machen was Ihr wollt.

Ohne Datum. Dienstag 9 Uhr morgens.

Iwan Perfiljewitsch, ich lasse hier alles für die Ankunft des Großfürsten einrichten. Es scheint mir nur, daß die Aerzte Nik. Iw. eine sehr lange Frist gesetzt haben, denn er hat, sobald sich nur Flecken gezeigt, das Scheremetjewsche Haus verlassen; sie lassen ihn zwei Wochen Quarantaine halten, aber ich sehe, daß sie, ebenso wie ich, den Muth verloren haben, und mithin kann ich, obgleich ich es für eine unnütze Vorsicht halte, sie nicht tadeln. Grüße den Grafen Nik. Iw. und sage ihm, daß wir nach meiner Meinung beide nichts versehen werden, wenn er sich in der nächsten Woche hierher begiebt, denn eine Fahrt von 25 Werst kann wohl als Purification gelten. Versichere ihn, daß ich den Großfürsten sehr pflegen werde. Lebt wohl!*)

Bei genauer Einsicht in die bis jetzt unbekannt gebliebenen Schriftstücke, welche sich auf das Knaben- und Jünglingsalter Pauls beziehen, wird die Geschichte mit der Zeit die Frage entscheiden, warum Katharina, die ohne Zweifel um alles, was bei dem Thronfolger vorging, wußte, das Uebel nicht mit der Wurzel ausgerottet und den Grafen Panin von ihrem Sohne nicht entfernt hat. Das lag aber, wie wir früher bemerkten, offenbar nicht in ihrem Willen: sie hatte sich am 28. Juni 1762 unter Anderem auch mit Hülfe der Panins zur Kaiserin gemacht; sie mußte gewissermaßen als Pfand ihren Sohn, den legitimen Nachfolger Peters III. in den Händen derselben zurücklassen, und die Panins ließen von Zeit zu Zeit Katharina ihre Macht und ihren Einfluß fühlen. Den entschiedensten Versuch zu einer dauernden Befestigung dieses Einflusses machten sie zur Zeit des Pugatschewschen Aufstandes, in dem Augenblicke, als die Angelegenheiten eine unerwartet schlechte Wendung nahmen und es Pugatschew gelang Kasan und Saratow zu zerstören. Um von dieser Intrigue zu erzählen, müssen wir etwas weiter ausholen.

*) In demselben Jahre 1768 berief Katharina, um den furchtbaren Verheerungen der natürlichen Blattern Grenzen zu setzen und ihren Sohn und Nachfolger zu sichern, den Dr. Thomas Dimsdale aus England und versuchte an sich die Wirkungen der Impfung; dann erst wurde Paul geimpft. Dieses Ereigniß ist in einem Basrelief im großen Saale des Kreml-Palastes verewigt, mit der Aufschrift: „Mit eigener Gefahr rettet sie Andere."

Am 27. November 1770 hatte Graf Peter Panin sogleich nach der Einnahme Benders seine Dienstentlassung erbeten — nach Bantysch-Kamenski wegen zunehmenden Podagra's; wenn man sich aber dessen erinnert, daß Rumänzow für den Sieg am Kagul (den 20. Juni 1770) zum Feldmarschall ernannt wurde, während Panin für Bender nur den Georgenorden erster Classe erhielt (den Rumänzow für Larga bekommen hatte) und wenn man alle übrigen Umstände in Erwägung zieht, so lassen sich die wahren Motive Panins, seinen Abschied zu nehmen, nicht verkennen: den 16. September erfolgte die Uebergabe von Bender, ein Courier konnte Petersburg mit dieser Nachricht in 10 Tagen erreichen; die Antwort der Kaiserin und den Orden konnte Panin nach weiteren 12 Tagen, d. i. am 8. October, erhalten, und gerade darnach erfolgte der Anfall von Podagra, welcher ihn um seinen Abschied einkommen ließ. Katharina gewährte denselben mit dem größten Bedauern und schrieb im Rescripte: „daß sie in Panin einen geschickten Feldherrn verliere, dessen Thaten immer ihre volle Zufriedenheit erworben hätten."

Der mitten aus den kriegerischen Operationen sich zurückziehende Panin siedelte nach Moskau über und wurde dort das Orakel aller aus irgend einem Grunde von Katharina in den Schatten gestellten Aristokraten. Länger als drei Jahre wartete der gekränkte ehrgeizige Mann auf seine Stunde, endlich bot sich eine erwünschte Gelegenheit: die Panins triumphirten und träumten schon von einer unumschränkten Gewalt unter Pauls Namen; da stießen sie gerade zu dieser Zeit auf einen Gegner, der ihnen zu mächtig war — auf Potemkin.

Ungeachtet alles ihres Scharfblicks in Staatsgeschäften, hatte Katharina im Anfange die Wichtigkeit des Pugatschewschen Aufstandes unterschätzt und diese Empörung für einen bloßen Räuberstreich gehalten, ähnlich denen, die schon zweimal im Ural vorgekommen waren. Aber als Karr und Freymann geschlagen, Reinsdorf in Orenburg eingeschlossen worden und der Aufstand das ganze Land von Jekaterinenburg und Ufa bis Astrachan und Kamyschin ergriffen hatte, sah die Kaiserin die Nothwendigkeit energischer Maßregeln ein und mußte eine Concession machen. Sie wandte sich an einen der Freunde Rumänzows, an Bibikow, der damals auf die Seite der Unzufriedenen getreten war. Geduldig ließ sie sich von ihm das Liedchen von dem russischen Sarafan vorsingen, „welcher zu Allem tauge, aber, wenn nicht nöthig, unter die Bank geworfen werde"; es gelang ihr, den beleidigten General ihre frühere Ungnade vergessen zu

machen und ihn zu bewegen, den Oberbefehl über die gegen Pugatschew kämpfenden Truppen zu übernehmen. Indem Katharina aber Bibikow auf diesen wichtigen Posten sandte, fühlte sie ihr Alleinstehen und beschloß sich auf einen Mann zu stützen, dessen staatsmännische Fähigkeiten ihr schon längst bekannt waren. Sie kannte seinen unbändigen Charakter, seinen festen Willen und seine ungewöhnliche Beharrlichkeit in der Erreichung des einmal vorgesteckten Zieles.

Der Erwählte war Potemkin, der persönliche Feind der Panins. Fast an demselben Tage, an welchem Katharina Bibikow zu sich berief, am 4. December 1773, schrieb sie an Potemkin nach der Türkei, wo er Silistria blockirte: „Sie, Herr Generallieutenant und Ritter, sind, wie ich vermuthe, so mit der Belagerung von Silistria beschäftigt, daß Sie nicht Zeit haben Briefe zu lesen, und obgleich ich bis jetzt noch nicht weiß, ob Ihnen das Bombardement gelungen, so bin ich nichtsdestoweniger überzeugt, daß alles, was Sie übernehmen, nur aus glühendem Eifer sowohl für meine Person als für das geliebte Vaterland, dem Sie gern dienen, hervorgeht. Da ich aber meinerseits sehr wünsche, eifrige, tapfere, kluge und geschickte Personen mir zu erhalten, so bitte ich Sie, sich nicht unnütz in Gefahren zu stürzen. Es ist möglich, daß Sie, wenn Sie diesen Brief gelesen haben, die Frage stellen werden, wozu er geschrieben worden; hierauf will ich Ihnen antworten: damit Sie eine Bestätigung meiner Gesinnung für Sie erhalten, denn ich bin Ihnen stets wohlgeneigt."

Potemkin verstand den nur ihm verständlichen Sinn des Briefes; die häufigen Gespräche mit der Kaiserin in seiner Stellung als Berichterstatter des heiligsten Synods (dies war mit dem Titel eines Kammerjunkers sein früheres Amt) hatten ihn schon längst mit der Ausdrucksweise Katharina's bekannt gemacht und ihn gelehrt, zwischen den Zeilen zu lesen. Er sah, daß man ihn nöthig hatte und eilte nach Petersburg. Im Januar traf Potemkin dort ein und wurde schon im Februar zum General-Adjutanten und Vice-Präsidenten des Kriegscollegiums ernannt.

Mit der Erhebung Potemkins begann auch das Intriguenspiel zwischen ihm und den Panins, welches bisher nur in einem falschen Lichte gesehen worden ist.

Während im Jahre 1774 die Friedensunterhandlungen mit den Türken sich hinschleppten und Katharina, um den Friedensschluß zu beschleunigen, von Rumänzow beharrlich Angriffsoperationen verlangte, begann gleichzeitig die Empörung, welche den ganzen Landstrich an der Wolga er-

griffen hatte, allmälig immer größere und gefährlichere Dimensionen anzunehmen. Am 9. April starb der zum Oberbefehlshaber gegen Pugatschew ernannte Bibikow und die Truppen blieben ohne Anführer, da man den unentschlossenen Fürsten Schtscherbatow hierzu nicht brauchen konnte. Vorher schon hatte Rumänzow dem Befehle des Kriegscollegiums nicht gehorcht, indem er Suworow unter dem nichtigsten Vorwande bei der Armee zurückhielt; als sich darauf Katharina anfangs Juli entschloß, das Commando dem Fürsten Golizyn anzuvertrauen, wurde der Courier, der diesen Ukas überbringen sollte, in Nischni aufgehalten, weil die Wege nicht sicher seien. (Geschichte des Pugatschewschen Aufstandes, Thl. VI, S. 162). In dieser schwierigen Lage entschloß sich die Kaiserin eine außerordentliche Versammlung von Personen, die am meisten ihr Vertrauen besaßen, zusammen zu berufen und eröffnete die Versammlung mit der Erklärung, daß sie selbst zur Rettung Moskau's und des Kaiserreiches den Oberbefehl über das Heer übernehmen werde. Alle schwiegen, nur Nikita Panin entschloß sich zu bemerken, daß der Aufruhr einer verächtlichen Volksmasse nicht solche äußerste Maßregeln erheische, und auf seinen Bruder Peter aufmerksam zu machen, der sich außer Dienst befinde, indem er sich für ihn verbürgte, daß er bei aller seiner Hinfälligkeit sich nicht weigern werde, das Vaterland zu retten, ja daß er in einer Sänfte zu Felde ziehen werde, wenn Ihre Majestät geruhen wolle, ihm das Commando anzuvertrauen und keinen anderen fähigeren General im Auge habe.

Und wen konnte man im Auge haben? Schtscherbatow zeigte sich unfähig, Suworow wurde durch Rumänzow zurückgehalten, der an Golizyn abgefertigte Courier war wegen Unsicherheit der Wege zurückgehalten; während in Petersburg, wohl nicht blos zufällig, die Gedanken und Handlungen des in Moskau lebenden Peter Panin erzählt wurden: überall wiederholte man die Worte, die er bei der Nachricht von der Einnahme Kasans durch Pugatschew gesagt hätte: „Thut, was ich zu thun entschlossen bin", und seine Antwort auf die Frage, wozu er sich entschlossen: „zu sterben." Zur Bekräftigung dieser Worte aber bewaffnete Panin seine Hausleute und Bauern und wollte mit ihnen zum Kampf gegen die Empörer ziehen indem er sich dem Befehlshaber der ersten besten kämpfenden Abtheilung unterordnete.

Damals gab es zwischen Petersburg und Moskau weder Telegraphen noch Eisenbahn, selbst Couriere reisten sehr langsam, daher konnten solche Details nur durch eine Person mitgetheilt werden, welche mit den häus-

lichen Verhältnissen des stolzen und unnahbaren Eroberers von Bender genau bekannt waren. Schade, daß das Tagebuch Poroschins 8 Jahre früher aufhört; man würde durch dasselbe vielleicht ersehen können, wie dem Thronfolger die Nachrichten über Pugatschew mitgetheilt worden. Daß man sie Paul mitgetheilt und sie ihn sehr beschäftigten, dafür könnten wir aus der Correspondenz zwischen Katharina und Potemkin den Beweis liefern. Ohne Zweifel sprach man in dem engen Kreise, der Paul umgab und in dem Nikita Panin nach wie vor die wichtigste handelnde Person war, von allen Ereignissen des Aufstandes, von der Unfähigkeit der Führer, die gegen den Empörer gesandt wurden, und von den vergeblichen Anstrengungen des einzigen wahren Sohnes des Vaterlandes, Rußland zu retten. Nicht längst hatte er die Reihe der russischen Siege mit dem Namen Bender bereichert und jetzt gab er, ungeachtet seines qualvollen Leidens, mit seiner Person das Beispiel des Muthes und der Selbstverleugnung und wollte sich mit einer Schaar seiner Bauern dem ersten besten Offizier unterordnen — eine That, würdig eines alten Römers!

Diese Gerüchte gingen ins Volk über und Katharina war gezwungen nachzugeben; sie billigte die Idee Nikita Panins und sagte: „Niemand als Peter Panin kann Rußland retten; ich habe ihn mit Bedauern aus dem Dienste entlassen und wagte es blos deshalb nicht, ihn zu dieser Aufgabe zu berufen, weil er sich außer Dienst befand."

Graf Nikita Panin benachrichtigte sofort seinen Bruder hiervon, und am 29. Juli 1774 wurde das Allerhöchste Rescript unterschrieben, durch welches Panin der Oberbefehl über alle Truppen gegen Pugatschew und über die Gouvernements Kasan, Orenburg und Nischni-Nowgorod übertragen wurde, mit der unbeschränkten Vollmacht, alle ihm geeignet scheinenden Hülfsmittel und Maßregeln zur Erfüllung seiner Aufgabe in Anwendung zu bringen.

Dieser höchste Kriegsrath, in welchem darüber entschieden wurde, wer der Retter Rußlands sein solle, war nur eine theatralische Schaustellung. Denn schon früher hatte Katharina mit dem eigensinnigen und beleidigten Peter Panin mit Hülfe seines Bruders und dessen Zöglings, des Thronfolgers, Unterhandlungen angeknüpft. Die ihr gestellten Bedingungen waren hart. Sie schrieb darüber an Potemkin:

„Aus den beiliegenden Schriftstücken wirst Du ersehen, daß der Herr Graf Panin aus seinem Bruder den unumschränkten Gebieter in dem besten Theile meines Reiches, den Gouvernements von Moskau, Orenburg,

Kasan und Nischni-Nowgorod machen will, sous-entendus die übrigen. Wenn ich das unterschreibe, wird nicht blos Fürst Wolkonski (Commandirender in Moskau) bitter böse sein, sondern ich selbst bin durchaus nicht sicher; aber vor der Welt lobe und preise ich den obersten Lügner und meinen persönlichen Beleidiger mehr als alle Sterblichen in meinem Reiche, aus Furcht vor Pugatschew. Hier hast Du die Schriftstücke, beliebe sie zu lesen und zu bekennen, daß die hochfahrenden Ränke dieser Leute Alles übersteigen. Ich schließe Bibikows Instruction an zur Confronterie (sic). Auch der Punkt ist nicht schlecht, in welchem gesagt ist, er könne Jeden, wo derselbe sich auch befinde, wie, wo und wann er wolle mit dem Tode bestrafen."

Nachdem Katharina ihr Herz vor Potemkin ausgeschüttet, beschloß sie, auf Potemkin gestützt, zu handeln. Vor allem wurde beschlossen, die künftigen Rechte des Grafen Peter Panin zu beschränken; es wurde ihm in der That die Gewalt in den Gouvernements Nischni-Nowgorod, Kasan und Orenburg ertheilt; das Moskausche blieb aber unter dem Fürsten Wolkonski. Zugleich wurde Suworow befohlen, das Commando über alle gegen Pugatschew dirigirten Truppen zu übernehmen und zur Disposition Panins zu bleiben. Suworow eilte von der Armee so rasch herbei, daß er bei dem Grafen Panin fast an demselben Tage erschien, an welchem dieser das Rescript in Betreff seines Ober-Commando's erhielt. Diese Theilung der Gewalt und Stellung Suworows gegenüber Panin, verminderte die Wichtigkeit des Letzteren bedeutend.

Indessen Panin glaubte sein Ziel erreicht zu haben. Der hinfällige, schwache Greis genas mit einem Male. Er stieg ungeheuer in der öffentlichen Meinung und erhob sich zu dem Ruhme eines Retters des Vaterlandes. Die Titulatur, welche er sich im Eingange seiner Armeebefehle gab, lautete: „Ich, oberster Feldherr der Heere Ihrer Kaiserlichen Majestät, meiner Allergnädigsten Monarchin Katharina der Zweiten, Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen, welche von allen Seiten zur Vernichtung des Verräthers, Staatsfeindes und Empörers Jemelka Pugatschew und aller seiner verruchten Gesinnungsgenossen herbeigeeilt sind, General und Ritter Graf Panin, thue hiermit kraft der mir von Ihrer Majestät verliehenen Vollmacht kund und zu wissen . . . ."

Die Geschichtsschreiber der Zeit Katharina's finden nicht Worte genug, die Thaten Panins zu preisen. Bantysch-Kamenski behauptet sogar mit komischer Uebertreibung, Pugatschew, der einst bei der Belagerung von

Bender zugegen gewesen, sei vor dem bloßen Namen Panins nach Zarizyn geflohen. Und in der That: Panin kam und siegte, bevor er gesehen hatte. Freilich wenn man die Zeitfolge der Ereignisse berücksichtigt, so kann man sich leicht überzeugen, daß die Wirksamkeit Panins und selbst Suworows, der unter ihm befehligte, sehr unbedeutend war. Am 29. Juli wurde Panin zum Oberbefehlshaber ernannt; am 6. August gelang es noch Pugatschew Saratow zu zerstören, aber hier holten ihn Musel und Michelsohn ein und der Letztere schlug nach einer hartnäckigen Verfolgung am 25. August den Empörer aufs Haupt, gerade zu der Zeit, als Panin erst in Kerensk ankam; am 14. September brachten die eigenen Genossen Pugatschews diesen nach Jaizki-Gorodok und übergaben ihn dem Gardecapitain Mawrin; als Suworow einige Tage darauf hier anlangte, übernahm er die Abführung des gefangenen Usurpators nach Simbirsk. Auf diesen letzten Umstand wollte man in Petersburg besonderes Gewicht legen und es gelang den Thronfolger zu bereden, die Sache in diesem Lichte der Kaiserin darzustellen, welche nach der Unterredung mit dem Großfürsten an Potemkin schrieb: „Paul hat Recht; Suworow hat dabei weiter keinen Antheil gehabt, als sich zu strapaziren, und er langte erst nach Beendigung der Kämpfe und Gefangennehmung des Räubers an.“ Diese Worte zeigen, wie die Getreuen Panins für seinen Ruhm besorgt waren.

In der That aber war die Berufung zweier militärischen Berühmtheiten gegen Pugatschew eine fast unnütze Maßregel gewesen. Nicht Panin, nicht Suworow war es beschieden, sich mit dem falschen Peter III. zu messen; Michelsohn hatte das vorweggenommen; aber Panin und Suworow nahmen Theil an dem Triumph.

Suworow freilich erhielt die erwartete Belohnung nicht, bat um Urlaub und wurde des Dienstes entlassen. Aber bald wandte ihm die Kaiserin wieder ihre Gnade zu; er war im Süden nöthig, wo sich ihm durch Potemkins Vermittelung ein weites Feld selbständiger Thätigkeit eröffnete, anfangs unter Rumänzow in der Krim, dann aber unter dem Oberbefehl Potemkins selbst.

Panin dagegen hatte mit der Unterdrückung des bei seiner Ankunft fast schon niedergeschlagenen Aufstandes den Gipfel seines Ruhmes und seiner Popularität erreicht. Seine Reise durch die ihm untergebenen Gouvernements war ein Triumphzug. Ein festlicher Empfang folgte dem andern und man wetteiferte in der Verherrlichung des „Retters des Vaterlandes.“ Die Palme errang aber der Simbirskische Adelsmarschall Pochwisnew,

welcher Panin anredete als „die Ehre, den Ruhm und die Zierde des russischen Adels — das würdige Werkzeug der durch die große Katharina waltenden göttlichen Vorsehung — den Lebenspender für seine Mitbrüder."

Aus Pensa siedelte Panin nach Simbirsk über. Hier hielt er förmlich Hof. Mit dem frühen Morgen füllten sich die Appartements des Oberbefehlshabers mit Offizieren aller Regimenter, Adjutanten und Ordonanzen; um Mittag fuhren die Generale vor: Golizyn, Ogarew, Tschorba, Michelsohn; unterdessen war Graf Panin in einem weiten Schlafrock von grauem Atlas und einer französischen, mit rosafarbenen Schleifen gezierten Nachtmütze aus den innern Gemächern hervorgekommen. Schweigend ging er den Empfangssaal auf und ab, Keinen bemerkend, zuweilen seinen Schritt anhaltend, die Augenbrauen zusammenziehend und auf irgend jemand einen zornigen Blick werfend oder nach seiner Gewohnheit mit den Augen blinzelnd. In besonderen Fällen ließ der Graf eine Donnerrede gegen Diesen oder Jenen los, aber auf eine dreiste Antwort oder auf eine beißende Wahrheit stoßend, wurde er so gerührt, daß ihm die Thränen herabströmten (Derschawins Memoiren).

In Simbirsk erfolgte die Zusammenkunft Panins mit Pugatschew, welche von Puschkin ausgezeichnet beschrieben worden ist. — „Man führte — schreibt Puschkin — Pugatschew auf den Hof zum Grafen Panin, welcher ihn auf der Treppe, umringt von seinem Stabe, erwartete. — Wer bist Du? fragte er den Gefangenen. — Jemeljan Iwans Sohn Pugatschew, antwortete dieser. — Wie hast Du, Räuber (воръ), gewagt, Dich Zar zu nennen? — Ich bin nicht der Rabe (воронъ), antwortete Pugatschew mit einem Wortspiele und nach seiner Gewohnheit sich bildlich ausdrückend: ich bin nur ein Raben-Junges (вороненокъ), der große Rabe fliegt noch. — Da Panin bemerkte, daß die Kühnheit Pugatschews dem Volke, welches sich in den Hof gedrängt hatte, imponirte, schlug er dem Usurpator ins Gesicht, so daß Blut floß, und riß ihm ein Büschel Haare aus dem Barte. Pugatschew fiel auf die Kniee und bat um Gnade" .... Wer erkennt in dieser Beschreibung nicht den Panin, der durch die Nachricht allein, er werde Poroschins Chef sein, dessen unbedeutender Krankheit eine todtbringende Wendung geben konnte.

Solange Pugatschew in Simbirsk war, ließ Panin bei der Ankunft jedes Fremden von Distinction ihn zu sich führen. Dieser hatte sich, schwer gefesselt, gleich bei seinem Eintritt auf die Kniee zu werfen. — „Bist Du gesund, Jemelka?" fragte der Graf. — „Keine Nacht schlafe ich, immer-

fort weine ich, Väterchen, gräfliche Erlaucht", antwortete der falsche Peter III. — „Hoffe auf die Gnade der Kaiserin!" sagte Panin, und Pugatschew wurde abgeführt. Und ähnliche quälende Fragen und Vertröstungen auf die Barmherzigkeit der Kaiserin gegen den Verbrecher, der nur den Block und das Beil erwarten konnte, wiederholten sich oft — einzig um zu zeigen, daß Pugatschew sich in der Gewalt Panins befinde.

Jeden Mittag wurden Gäste nach besonderer Auswahl geladen; nach dem Diner legte sich der Graf hin; um 6 Uhr fuhren bei ihm (wie in Petersburg beim Kaiserlichen Palais) die Generale und Stabsoffiziere vor und es wurde für den Grafen ehrerbietigst eine Partie Whist arrangirt. Zuweilen fuhr der Oberbefehlshaber mit einer ungeheuren und glänzenden Suite auf die Jagd, und alle Begegnenden beeilten sich dann, die Straße zu räumen, um nicht durch irgend etwas Se. Erlaucht zu erzürnen.

Katharina konnte nicht umhin, ungeachtet Panins und seiner Partei Macht, ihn selbst die Nutzlosigkeit der ihm ertheilten Vollmacht fühlen zu lassen. Unter den Gnadenbriefen, welche bei Gelegenheit des Friedensschlusses von Kutschuk-Kainardschi ertheilt wurden, war auch einer an Panin, zu welchem die Kaiserin folgende Anweisung gab:

„Dem Grafen Panin 1) eine Belobigung mit Anführung seines eifrigen Wunsches und seiner Bitte, ihm die Dämpfung des inneren Aufstandes anzuvertrauen und des Umstandes, daß gleich beim Beginn seines Commando's Gott sein Unternehmen durch Ergreifung des Uebelthäters gesegnet; 2) für seine eifrigen Bemühungen erhält er einen mit Diamanten gezierten Degen; 3) als Zeichen des kaiserlichen Wohlwollens das Kreuz und den Stern des Andreas-Ordens mit Brillanten; 4) zur Verbesserung seiner ökonomischen Verhältnisse 60,000 Rubel."

Gleich darauf wurde Panin, am 9. August 1775, entlassen und die unter seinem Vorsitz gestandene Commission zur Dämpfung der inneren Unruhen aufgehoben. Das an ihn darüber erlassene Rescript kann als ein Meisterstück diplomatischer Kunst gelten. Nur wenn man den wirklichen Zusammenhang der Begebenheiten kennt, kann man die beißende Schärfe mancher Ausdrücke verstehen, mit denen die Monarchin dem widerspenstigen und herrschsüchtigen Unterthanen ihre zeitweilige Demüthigung vergalt. Das Rescript findet sich unter den Beilagen zu Puschkins Geschichte des Pugatschewschen Aufstandes. Wir theilen dasselbe als Beweis mit, daß

unsere Geschichtsforscher nicht immer in den eigentlichen Sinn historischer Dokumente einzudringen verstanden haben.

„Ich bin überzeugt, Graf Peter Iwanowitsch — schrieb die Kaiserin — daß Sie jetzt, wo alle inneren Unruhen aufgehört haben, überall Ruhe in vollem Maße hergestellt und Amnestie verkündet ist, eine innere Genugthuung empfinden werden, wenn Sie jetzt auch die Commission aufgehoben sehen, in der Sie sich durch Ihre freiwillig eingreifende Thätigkeit auf immer um das Vaterland verdient gemacht haben, wofür ich Ihnen bereits öffentlich meine besondere Erkenntlichkeit kundgethan habe. Ich beweise Ihnen dieselbe hiermit nochmals durch Bezeugung meiner Dankbarkeit für Ihre nützlichen Bemühungen und entlasse Sie von der Commission für die Beschwichtigung der inneren Unruhen, welche Gott sei Dank nicht mehr existiren, so daß auch die betreffende Geschäftsführung schon aufgehört hat und es Ihnen nur noch übrig bleibt, die Acten derselben den Gouverneuren oder wem sie sonst competiren zu übergeben. Im Uebrigen seien Sie versichert, daß ich Ihre Verdienste niemals vergessen werde und ich meinerseits nie aufhören werde, Ihnen wohlgeneigt zu sein."

Die Worte des Rescripts sind ungewöhnlich gnädig; aber Worte konnten Panin nicht befriedigen, da andere Generale, mit welchen er den Ruhm des letzten Türkenkrieges theilte, freigebiger belohnt waren: Rumänzow erhielt den Beinamen „Ueberschreiter der Donau" (Sadunaiski), Dolgorukow wurde der Krimische genannt, Orlow der Tschesmische; nur der Feldmarschall Golizyn, welcher seine Untauglichkeit im ersten Feldzuge bei den Operationen gegen Chotin bewiesen hatte, wurde etwas weniger als Panin belohnt.

Nach seiner Entlassung lebte Peter Panin in Moskau, getragen von der allgemeinen Verehrung. Hier beschäftigte er sich, die Handlungen Katharina's zu kritisiren und Friedrich den Großen zu bewundern, so feindselig dessen Politik auch gegen Rußland war. Mit dem Großfürsten Paul blieb er in steter Verbindung, anfangs durch seinen Bruder Nikita, dann durch seinen Freund, den Feldmarschall Rumänzow. Mit dem Mai 1778 begann ein directer Briefwechsel Peter Panins mit dem Großfürsten, der sehr folgenreich geworden ist. Einige Auszüge aus diesen interessanten Briefen werden wir weiter unten mittheilen.

(Fortsetzung folgt).

Erinnerungen an Gustav von Mengden*).

Wer in der Domkirche zu Riga das „ewigwährende Erbbegräbniß", welches Gustav Mengdens Vater, weiland der „erzstiftischen livländischen Ritterschaft Oberster und Landrath Otto v. Mengden Anno 1651 den 23. Juni für sich und seine Erben und Erbnehmer gekauft" — aufsuchen wollte, der würde einen Fehlgang thun. Denn der in Stein gehauene Ritter, welchen noch Gadebusch vor 80 Jahren auf jenem Erbbegräbnisse sah und welchen Brotze ungefähr um dieselbe Zeit als das vermeintliche Bildniß des Stifters sammt der Inschrift in sauberer Zeichnung seinem großen auf der Rigaschen Stadtbibliothek befindlichen Sammelwerke vorsorglich einverleibte: er ist längst verschwunden zusammt der Inschrift. Der Altarchor, wo damals noch jenes Erbbegräbniß seinen Platz gehabt, zeigt jetzt keine Spur mehr davon; hat doch vor der nivellirenden und tünchenden Hand einer Zeit, welche zu voll von dem Anspruche war, Geschichte zu machen, als daß sie den geschichtlichen Denkmalen die schuldige Achtung zu zollen fähig gewesen wäre — kaum das Grabmal Meinhards Gnade gefunden. Wohl aber finden sich, zwar nicht mehr im Altarchore, sondern am Ende des linken Seitenschiffes der Domkirche jene Mengdenschen Wappenschilder wohlerhalten, von welchen die genannten beiden livländischen Alterthumsforscher genaue Beschreibungen geben, und zwar, rechts, zunächst dem Altarchore der Schild Gustav Meng-

*) Aus der Einleitung zu den nächstens auf Supscription erscheinenden, aus G. v. Mengdens „Sonntagsgedanken" und „David" geschöpften Choralen.

dens, links in der Ecke der Schild von Gustavs jüngstem Sohn Carl Friedrich und diesem gegenüber seines Vaters Otto.

Das Geschlecht unseres sammt Vater und Sohne in der Rigaschen Domkirche ruhenden Autors — denn so mag er uns einstweilen nicht nur um der geistlichen Lieder willen heißen, welche gedichtet, sondern auch um der Chorale willen, deren Ueberlieferung wir jedenfalls ihm verdanken — hat, wie so viele der zu herrmeisterlichen Zeiten in Livland eingewanderten deutschen Adelsgeschlechter, zur Heimath Westphalen, wo — der Ueberlieferung nach, zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts der Vater des aus der Geschichte bekannten livländischen Herrmeisters Johann Mengden genannt Osthof mit Gütern ansässig war. Eines derselben hieß Steinberg, ein zweites Osthof, ein drittes Schloß Mengede, etwa zwei Meilen von Dortmund in der Grafschaft Mark. Ein Bruderſohn des Herrmeisters aber, Engelbrecht v. Mengden, scheint der erste seines Stammes gewesen zu sein, welcher sich, beiläufig 1475, dem Todesjahre seines fürstlichen Oheims, in Livland häuslich niederließ und auch sofort in dessen äußerstem Süden das Gut Altenwoga „nebst sieben Dörfern" erwarb: eine Besitzung, welche dann Jahrhunderte lang den Kern eines später ansehnlich vergrößerten Grundvermögens der Familie ausmachte.

Da es nicht im Plane dieser Zeilen liegen kann, eine vollständige Genealogie und Geschichte der Familie Mengden zu liefern, so sei nur beiläufig erwähnt, daß ein Enkelsohn dieses ersten Engelbrecht und zugleich Großvater unseres Gustav Mengden derselbe Georg v. Mengden ist, welcher — vermählt mit Margaretha v. Vietinghof gen. Scheel — in einem für die livländische Rechtsgeschichte bedeutsamen, durch ein Urtheil des Polenkönigs Siegesmund III. im Jahre 1615 erledigten Erbrechtsfalle eine Rolle gespielt hat. Sein Sohn aber war der Vater Gustavs, Otto v. Mengden, der Stifter jenes verschwundenen „ewigwährenden Erbbegräbnisses", nach welchem wir uns in der Domkirche vergeblich umsahen. Bei diesem ausgezeichneten Manne von nachhaltiger Wirksamkeit für die politische Entwickelung Livlands mit einigen Andeutungen zu verweilen, erheischt sowohl das gegenständliche Interesse als auch die Pflicht der Dankbarkeit gegen einen der hervorragendsten unserer politischen Bahnbrecher. Nur sei zuvor auch noch seines Vetters im zweiten Grade Engelbrecht Mengden, des Hofgerichts-Vicepräsidenten (geb. 1587 † 1650) gedacht, welcher mit dem von ihm verfaßten und nach ihm benannten, im Jahre 1643 von der livländischen Ritterschaft der schwedischen Regierung, wiewohl

ohne Erfolg, zur Bestätigung vorgelegten, noch jetzt im Archive der Ritterschaft vorfindlichen Landrechtsentwurfe nach Hilchen und vor Buddberg, Schrader, Buddenbrock und Samson seinen Namen auf denkwürdige Weise in die Annalen unserer Rechtsgeschichte eingeschrieben hat.

Von Otto Mengdens (geb. 13. April 1600, † 26. Februar — oder 16. Januar? — 1681) Jugendgeschichte ist leider nichts Näheres bekannt. Jedenfalls hat er schon in jungen Jahren Gelegenheit gehabt, die anerkennende Aufmerksamkeit Gustav Adolphs auf sich zu lenken. Denn schon im Jahre 1625, vier Jahre nach der Einnahme Rigas, da er erst 25 Jahre zählte, ward er von jenem Retter Livlands mit den Gütern Ogershof und Oselshof belehnt, woraus sich schließen läßt, daß er zu den ersten Livländern gehört haben wird, welche ihre Dienste und namentlich auch ihr Schwert dem Schwedenkönig zur Verfügung stellten. Auch sein erstes öffentliches Auftreten ist bezeichnend genug, wie für die Epoche so für den Mann. Dem proselytenmacherischen und wortbrüchigen Polen war zwar der Krug zu Wasser gegangen, bis ihn — zunächst für Livland — nach vorläufigem zwar verständlichen aber unverstandenen Anklopfen Karls IX. — jener große protestantische Held zerschlagen. Gleichwohl hegte er noch eine Weile die Hoffnung auf fernere Zugänglichkeit dieser Quelle; und so gab es denn noch manchen nachträglichen Kampf, ehe Polen in dem Frieden von Oliva seinen Ansprüchen auf Livland allendlich entsagte. An einem dieser Kämpfe sehen wir nun Otto Mengden thätigen Antheil nehmen. Im Jahre 1635 nämlich überraschte er als Rittmeister mit der livländischen Adelsfahne, d. h. mit der bewaffneten Mannschaft, welche der besitzliche Adel vermöge seiner Lehnspflicht oder des sogen. „Roßdienstes" ins Feld zu stellen hatte und durch ein aus seiner eigenen Mitte gewähltes Offiziercorps befehligte, — das Schloß Sunzel im südlichen Livland, wo sich eine polnische Besatzung festgesetzt hatte, und ließ dieselbe „über die Klinge springen". Dieser blutige Akt der Säuberung des Landes von denjenigen, welche es verschmäht hatten, gerechte und verfassungstreue Schirmherren des Landes zu sein, erscheint als die letzte kriegerische Bethätigung Otto's. Denn in demselben Jahre ward er durch Bestellung zum Landrichter im Kokenhusenschen Kreise zum friedlicheren Kampfe des Rechts gegen die Gewalt berufen. Doch wartete seiner noch durchgreifendere Thätigkeit zur Wiederherstellung seines zerrütteten Vaterlandes.

Im Jahre 1643 nämlich scheint bei Gelegenheit einer Musterung der

livländischen Adelsfahne das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer politischen Wiederherstellung Livlands nach der kriegerischen und neben der judiciären wie administrativen in den Kreisen des livländischen Adels nach langer Unterbrechung den ersten entschiedenen Ausdruck gefunden zu haben, und ganz besonders Otto Mengden, wie der Hauptträger jenes Bewußtseins, so das kräftigste Organ von dessen Ausdruck gewesen zu sein. Auf ihn namentlich führt Karl Friedrich Schoultz in seinem handschriftlichen „Versuch einer Geschichte Livlands" jene Wiederherstellung zurück; auch wird er als in demselben Jahre 1643 erwählter erster livländischer „Ritterschaftshauptmann bei Schwedischen Zeiten" genannt. Vier Jahre später spricht er, jetzt bereits livländischer Landrath, auf dem Landtage das kräftig sinnige Wort: „Es ist hohe Zeit, daß das verwickelte Garn unserer Verfassung einmal auseinandergelegt werde". Und sofort an die Spitze einer Deputation nach Stockholm gestellt, erreichte er in der That das Nächste und Dringendste: Bestätigung der Landesprivilegien und Erweiterung des Landrathscollegii auf zwölf Landräthe. Die wichtigste Errungenschaft dieser denkwürdigen Deputation, nämlich Betrauung der Landräthe mit der Function, die einzigen Assistenten des Generalgouverneurs und der Regierung des Landes zu sein — diese Errungenschaft in lebendiger Wirksamkeit zu erhalten, lag freilich bei der Lauheit und übelangebrachten Sicherheit seiner Collegen nicht in seiner Macht, wie eifrig er auch nach diesem Ziele streben mogte. Dieser Entwickelungspunkt ist denkwürdig und lehrreich genug, um bei des Landraths Karl Friedrich Schoultz Worten über den nur zu bald erfolgten Verlust jenes Rechts zu verweilen. „Wenn dieses — so sagt er — nachher eine Abänderung gelitten, so kann die Ritterschaft wohl niemandem anders, als sich selbst die Schuld davon beimessen. Sie hatte schon in den vorigen Jahren die Verordnung gemacht und auch bestätigen lassen, daß allezeit zwei Landräthe in Riga residiren sollten. Da sie aber nicht auch zugleich zu der Unterhaltung derer Residirenden etwas bewilligen wollte (wie es doch höchst billig gewesen wäre und auch nachher wirklich geschah), so blieb diese Verordnung allzeit unerfüllt. Otto Mengden stritte heftig für die Residirungen und stellete auch einen Revers von sich, daß er in seiner Reihe unfehlbar residiren wolle. Allein weder seine Vorstellungen noch sein Exempel konnten die übrigen Landräthe (die auch vielleicht nicht so bemittelt, wie er, waren) zur Nachfolge bewegen. Endlich mußte der Generalgouverneur, welcher eine so weitläuftige Verwaltung ohne Hülfe unmöglich be-

streiten konnte, um die Assistenzräthe anhalten, die ihm auch 1650 bestanden wurden. Nun wurde erst die Ritterschaft ihres Fehlers gewahr. Sie suchte die Assistenzräthe zu écartiren und bot dagegen die Hülfe derer beständigen residirenden Landräthe an. Allein es war schon zu spät, und es wurde ihr geantwortet, daß die Assistenzräthe denen Landräthen und ihren Verrichtungen nicht hinderlich sein sollten". — Das Nothwendige geschieht eben allemal irgendwie; aber, daß es, als solches erkannt, durch uns geschehe, und nicht durch fremde Potenzen, ist das beständige Strebensziel dessen, welcher überzeugt ist, daß das Wie, und damit oft der ganze Werth des Geschehenen wesentlich davon abhängt, von welcher Seite her zuerst mit klarer Einsicht und festem Willen Hand an das Werk gelegt wird.

Im Vorübergehen sei noch bemerkt, daß Otto Mengden, nachdem er seinen Grundbesitz theils durch die Heirath mit seiner ersten Gemahlin, Gertrud v. Rosen, theils durch directe Erwerbung ansehnlich vergrößert hatte, im Jahre 1653 von der Königin Christina in den schwedischen Freiherrnstand unter dem Titel eines Freiherrn von Altenwoga erhoben ward.

Doch war ihm höhere Genugthuung vorbehalten, indem er, selbst noch im ersten rüstigen Greisenalter stehend, erlebte, daß sein Sohn Gustav ihm mit den bestbegründeten Ansprüchen in den höchsten landespolitischen Functionen ebenbürtig zur Seite treten durfte. Bei Darstellung des Sohnes werden wir auf Züge dieser Art zurückkommen. Hier sei nur noch eines Umstandes gedacht, welcher beweist, wie erfüllt er von der Ueberzeugung gewesen, daß Livland seine stärkste Stütze allezeit finden müsse in treuem Festhalten an seinen geschichtlichen Ueberlieferungen und an seinem guten urkundlichen Rechte. Zum Jahre 1668 nämlich bemerkt K. Fr. Schoultz, der Landrath Otto Mengden habe seine dem Vaterlande geleisteten rühmlichen Dienste damit beschlossen, „daß er eine ansehnliche Sammlung von Urkunden, alten Recessen und Nachrichten, die ihm, wie er sagt, 2000 Thaler*) gekostet haben sollen, dem Ritterschafts-Archive einverleibte".

*) Als Maßstab für den damaligen Werth der Summe mögen folgende Ziffern dienen, mit welchen einige Jahre später Gustav Mengden seine verschiedenen Immobilien abschätzte, z. B.

das Gut Idzell	mit	8000	Thaler.
das Gut Lappier	„	6000	„
das Gut Sinohlen	„	6000	„
das Gut Golgowsky mit Weisenhöfchen	„	4700	„
ein steinernes Haus in der Schloßstraße zu Riga	„	3000	„
ein hölzernes Haus in Riga „im Kloster"	„	1800	„ u. s. w.

In seiner bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede habe er die denkwürdigen Worte gesprochen: „Es ist Schande für einen Livländer, wenn er die Verfassungen seines Vaterlandes nicht kennt".

Den öffentlichen Angelegenheiten des Landes scheint übrigens Otto Mengden seine thätige Mitwirkung bis in das höchste Alter erhalten zu haben. Wenigstens finden wir seinen Namen noch unter einer wichtigen Urkunde, welche Johann Reinhold Patkul in der „Gründlichen jedoch bescheidenen Deduktion" seiner Unschuld 1701 veröffentlichte, und welche die für Otto Mengdens Streben bezeichnende Ueberschrift trägt: „Ein Statutum de An. 78 vom Officio der Landräthe und wie man auf Landtagen erscheinen soll". Drei Jahre später, kurz vor Vollendung seines 81sten Lebensjahres ist er, wie unter dem Wappenschilde in der Domkirche noch heute zu lesen ist, am 26. Februar, — nach einer von seinem Sohne Gustav hinterlassenen handschriftlichen Bemerkung jedoch schon am 16. Januar 1681 — „sanft und selig im Herrn entschlafen".

Ein eigenthümliches Spiel des Zufalls hat gewollt, daß, wie das Todesdatum des Vaters zwischen dem kirchlichen Monumente und dem Zeugnisse des Sohnes, so wiederum das Geburtsdatum des letzteren zwischen dessen eigenem Zeugnisse und dem kirchlichen Monumente streitig ist. Das letztere — und, wahrscheinlich nach ihm, auch noch andere adelsgeschichtliche Autoritäten — nennen den 17. April 1625 als den Geburtstag Gustav Mengdens. Dagegen wurde noch vor etwa 80 Jahren in der Mengdenschen Familie ein eigenhändiges Notizenbuch desselben aufbewahrt, aus welchem durch Vermittelung des Gatten einer seiner Descendentinnen, des durch seine Karte von Livland bekannten Landraths Grafen Ludwig August Mellin zu Kolzen (geb. 1754 † 1835) Gadebusch einen Theil seiner Nachrichten über die Familie Mengden überhaupt und über Gustav Mengden insbesondere bezogen hat. Dieses alte Buch trug, laut einer Originalangabe des genannten Grafen Mellin den Titel:

„Ausführliches Handbuch, worin alle Richtigkeit sowohl der Einnahme als Ausgabe zu finden, solches auf allen begebenden Fall der Sterblichkeit hinterlassen von mir Gustaf v. Mengden, welches ich in Richtigkeit zu bringen angefangen im Jahre unserer Erlösung 1657, meines Alters aber im 30sten Jahre".

Hiernach wäre das Geburtsjahr Gustav Mengdens nicht, wie die Inschrift in der Domkirche besagt, 1625, sondern 1627, eine Annahme,

welche von der sonst unbestrittenen Angabe unterstützt wird, daß die Heirath seiner Eltern erst im Jahre 1626 stattgefunden hat.

Eine Paradoxie aber liegt in dem genealogischen Zuge, daß Gustav Mengden unter seinen Ahnen sowohl väterlicher als mütterlicher Seite einen Namen aufzuweisen hat, welcher Alles symbolisirt, was er in den Jahren seiner höchsten politischen Geltung Verderblichstes und Verhaßtestes zu bekämpfen haben sollte: den Namen Hastfer. Denn nicht nur war jener Engelbrecht Mengden, der erste Erwerber des Stammsitzes Altenwoga, mit einer Hastfer vermählt; auch eine Aeltermutter von Gustavs Mutter war eine geborene Hastfer. Der Herausgeber wagt nicht zu entscheiden, ob diese beiden Ahnfrauen Gustav Mengdens stammverwandt seien mit jenem Hastfer, dessen Namen noch jetzt für jeden seiner Landesgeschichte kundigen Livländer sprüchwörtlich ist für Alles, was nur einen gewaltthätigen, ungerechten und räuberischen Statthalter eines übelberathenen Fürsten unauslöschlicher geschichtlicher Brandmarkung überliefern kann. Jedenfalls würde die Paradoxie einer solchen Stammverwandtschaft vielleicht dazu beitragen können, die weitere Paradoxie zu erläutern, nach welcher, wenn wir Gadebusch trauen dürfen, Gustav Mengden bei dem Generalgouverneur Grafen Hastfer „so wohlgelitten" gewesen wäre, „daß dieser ihm bisweilen die Geheimnisse seines Herzens offenbarete". Ob diese Herzensoffenbarungen gegenseitig gewesen, darüber freilich schweigt die Geschichte.

Alles was uns von Gustav Mengden bekannt ist: sein frühzeitiger Eintritt in den öffentlichen Dienst, seine rasche und glänzende Laufbahn in demselben, seine nachweislich großen politischen Erfolge, das Ansehen, dessen er nicht etwa blos bei der Mehrheit seiner Landsleute und Standesgenossen, sondern selbst bei politischen Gegnern, ja Feinden, genoß; — ferner seine schriftstellerischen Arbeiten, die unverkennbaren Spuren wissenschaftlicher Bildung, namentlich auch schätzbarer Rechts- und Verfassungs-Kenntniß; endlich seine Sprache in Rede und Schrift, ja selbst seine höchst ausgeschriebene, wohlgefällige und doch individuell ausgeprägte und schwungvolle Handschrift: alle diese Wahrnehmungsquellen nöthigen uns zu der Annahme, er sei nicht nur von Natur mit einem lebhaften, leicht auffassenden, schnell und fruchtbar verarbeitenden Geiste und kräftigen Willen begabt gewesen, sondern habe sich auch einer für jene Zeit, für sein Land und seinen Stand gewiß mehr als gewöhnlichen, sorgfältigen und zweckmäßigen, aber auch willig und dankbar aufgenommenen Ausbildung jener vorzüglichen Anlagen zu erfreuen gehabt. Diese Thatsache wirft einerseits

ein um so vortheilhafteres Schlaglicht auf das Verdienst, welches die Eltern um die Leitung seiner Jugend gehabt haben müssen, als diese selbst in ziemlich jugendliche Jahre der Eltern und überdies in eine vielbewegte, ja stürmische Zeit seiner allernächsten Heimath fiel, — läßt aber auch andererseits um so lebhafter alle nähere Kunde von der besondern Art dieser Jugendbildung vermissen, als deren Kenntniß ohne Zweifel ein lehrreiches Stück livländischer Sittengeschichte im zweiten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts darbieten müßte. Ja, der Herausgeber leugnet nicht, daß er nur ungern auf die Anschauung eines zuverlässigen Bildnisses seines Helden verzichtet. Sollte nicht unter den gewiß in der Familie erhaltenen Ahnenbildern sich ein solches vorfinden? Vielleicht auch vervielfältigen, oder doch sonst allgemeiner zugänglich machen lassen? Auf dem Ritterhause wäre jedenfalls der Platz eines solchen und wohl auch eines von seinem Vater. Denn Beide — Vater und Sohn — verdienen ganz eigentlich als Stifter und Mehrer des livländischen Landesstaates, wie er sich nach dem Zerfalle Gesammtlivlands ausgebildet hat, ja als Männer gefeiert zu werden, welche dem politischen Livland in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts so sehr ihren Stempel aufzudrücken wußten, daß man die Zeit von 1635 bis 1688 füglich die Mengdensche Periode Livlands nennen könnte. Doch kehren wir von dieser Abschweifung zu den positiven Daten aus dem Leben Gustav Mengdens zurück.

Schon im Jahre 1655, also in dem jugendlichen Alter von 28 Jahren, war auch er zugleich Landrichter und Landmarschall, und im Jahre darauf, 1656, sehen wir ihn gleichwohl — unter der Anführung des Generalmajors Streiff*) und des Obristen Aderkaß, als Oberstwachtmeister oder Major der livländischen Adelsfahne oder, wie es heißt „von den livländischen Landsassen" in einem Gefechte an der Aa wider die unter Alexei Michailowitsch ins Land gedrungenen Russen tapfer in den Feind „einsetzen." Er ward hier verwundet; der Sieg aber verblieb dem nur 480 Reiter starken Häuflein der „livländischen Landsassen" über 3500 Russen.

Als dann unmittelbar nach dem Tode des kriegerischen Karl Gustav das Jahr 1660 dem schwedischen Reiche und auch Livland den für seine innere Entwickelung dringend nöthigen Frieden gebracht hatte, wendete sich auch Gustav Mengden von kriegerischen zu friedlichen Landesdiensten.

*) Fünf und dreißig Jahre später, in den Tagen Johann Reinhold Patkuls, war ein Streiff von Lauenstein livländischer Landmarschall. Etwa ein Sohn des Generalmajors, oder gar derselbe?

Denn das Jahr der Friedensschlüsse zu Oliva und Kardis brachte ihm die Landrathswürde, welche er demnächst bis an sein Lebensende mit hervorragender Thätigkeit und entsprechendem Erfolge bekleidete, und zwar — was in der Geschichte des Landrathscollegii vielleicht als einzige Ausnahme von der Regel dasteht — zwanzig Jahre lang als College seines Vaters. Schon Karl Friedrich Schoultz bemerkt hiezu: „War es außerordentlich, daß Vater und Sohn zugleich in einem Collegio saßen, so konnte auch eine solche Ausnahme bei so außerordentlichen Verdiensten am ersten Statt finden."

Die erste Verrichtung, welche Gustav Mengden als 33-jährigem Landrathe zufiel, bestand darin, daß er als Haupt der solennen Deputation sich nach Stockholm*) begeben mußte, welche allemal nach erfolgtem Regierungswechsel vom livländischen Landtage nach der jedesmaligen Residenz des Monarchen entsendet zu werden pflegt, um die Rechte des Landes aufs Neue in Erinnerung und zur Anerkennung zu bringen und auch sonst, je nach Umständen, Zweifelhaftes feststellen, Streitiges schlichten zu lassen. In diesem Falle galt es überdies, die durch den Krieg gänzlich zerrüttete Administration und Justiz wiederherzustellen.

Unter den der Schlichtung harrenden Streitfragen figurirten damals in erster Linie gewisse Grenz- und Competenz-Conflicte zwischen dem Lande und der Stadt Riga, deren nähere Darlegung hier zu weit führen würde, welche übrigens, zwar an sich untergeordneter Art, damals eine gewisse gehässige Rivalität nährten, viel s. g. „dickes Blut" auf beiden Seiten verursachten und den Frieden zwischen Stadt und Land, welchen unter sich selbst, daheim, herzustellen und zu befestigen, dem ABC einer gesunden livländischen Politik angehört haben sollte, vor dem auswärtigen Foro suchen ließ. Hierauf bezieht sich die Bemerkung des trefflichen Karl Friedrich Schoultz: „Indessen muß man doch sowohl diese Händel**), als auch den nachherigen (d. h. hier, nach 1647 vorgekommenen) Mißbrauch der

*) Schon 1657 war er einmal in eigenen Angelegenheiten hingereist und war ihm, dem damaligen Landmarschall, eine Bitte um Confirmation der Privilegien; zugleich aber auch die Summe von 84 Thalern mitgegeben worden, „womit die königliche Kanzellei zu einer baldigen Expedition ermuntert werden sollte." — „Eine Summe — bemerkt Karl Friedrich Schoultz, 1773 — womit die heutigen königlichen Kanzelleien wohl schwerlich zu ermuntern wären."

**) Zwischen der städtischen Starostei Lemsal und der landgerichtlichen Jurisdiction.

burggräflichen*) Gewalt als die beiden Hauptquellen des zwischen Land und Stadt eingewurzelten Hasses ansehen: welcher Haß die ganze Schwedische Regierungszeit hindurch und solange noch das burggräfliche Gericht existirte, zum großen Schaden beider Theile, fortdauerte. Und wollte Gott daß (1773) kein Funken davon übriggeblieben wäre!"

Jene Delegation kehrte erst im Spätherbste 1662 aus Stockholm nach Livland zurück und sofort ward mit Genehmigung des Generalgouverneurs Benedictus (Bengt) Oxenstierna auf den 8. Januar 1663 ein allgemeiner Landtag ausgeschrieben, zu welchem sich denn auch, wie unsere Quelle besagt, „der Adel mit den Landständen" einfand.

Dieser Landtag wurde mit besonderer Feierlichkeit abgehalten und zwar, wie ausdrücklich bemerkt wird, „in dem modo und form alß wie bey den Reichstägen in Schweden auf dem Reichssaale zuzugehen pfleget." Auch hatte der Adel „bei großer frequentz und etzliche Hunderte stark die propositionen nebst der relation der Deputirten auß dem Reiche anzuhören, sich mit Getrange (Gedränge) eingefunden."

Nun trat die Delegation vor und legte deren Haupt, der Landrath Baron Gustav v. Mengden, von ihrer Verrichtung in einer die schriftliche Relation erläuternden längern Rede Rechenschaft ab, aus welcher hier einige für den Redner und seine Zeit bezeichnende Stellen folgen mögen:

„Der hundert und mehrjährige Streit, den Eine Edle Ritter- und Landschaft mit Einem Edlen Rath der Stadt Riga und dem Burggrafen derselben gehabt, ja der vor unaufhelblich gehalten worden, der hat vermittelst Ihr Kgl. Majestät Unsers allergnädigsten Königs und Herrn fleißig und sorgfältigste Untersuchung und drauf ergangenes hohes kgl. Urtheil nunmehr mit dieser von uns, Einer Edlen Ritter- und Landschaft nach dem Reiche Ablegirten beschehenen Verrichtung einen guten Ausschlag und Ende und ist dieß, so ich hiemit zeige, das Königliche Dekret und Spruchgeheiß darüber, welches forderst billig zu aller Sicherheit ein Edler Rittersmann und Landsaß alß ein Schildt und Waffen in allen seinen Angelegenheiten so offt er zur Stadt kommen wird, bei sich tragen soll."

„Du mein liebes Vaterland Livland, ich habe Dir billig bei diesen Zeiten gar höchlich zu gratuliren, daß Du hierin zu der alten Freiheit wiedergelanget, daß Du aus der offters ausgestandenen Verunruhigung zur Zufriedenheit, aus der Widrigkeit der nachtheiligen Rechte zum sichern

*) Das burggräfliche Gericht war eine Abtheilung des Rigaschen Magistrats, welche über in der Stadt begangene Delicte von Edelleuten strafrechtlich erkannte.

Wege der heiligen Gerechtigkeit und kurz, daß Du aus der finstern Ungewißheit in die himmelklare Gewißheit ... bist annu gesetzet worden .... Der Ausgang hat es auch dargethan und trag ich hier den Palmzweig mit Freuden in meinen Händen und hoffe, es werde mit mir einjeder von der Edlen Ritter- und Landschaft nu forderst fröhlicher und wohlgemuther zur Stadt kommen, da er in der alten güldenen Freiheit und edeln Rechten das Seine verthädigen und nicht mehr, wie bisher, obtutu authoritatis Burggrabialis mit den unbefugten Banden des Arrests wird bestricket werden können."

Zum bessern Verständnisse dieser Stelle erzählt uns K. Fr. Schoultz, daß einige Jahre früher der Burggraf einen jungen livländischen Edelmann, welcher sich Abends zuvor eines Straßenexcesses schuldig gemacht hatte, inmitten eines solennen Aufzuges der Ritterschaft nach dem Schlosse hatte verhaften und gefangen setzen lassen. Auf diesen Vorfall wird hier angespielt, wie auch angedeutet, inwiefern, nach der erwirkten königlichen Entscheidung das burggräfliche Gericht in ähnlichen Fällen durch Zuziehung von Standesgenossen des Angeklagten verstärkt werden, überhaupt aber der Proceß nicht mit dem Arrest anfangen sollte.

Eine fernere beachtenswerthe Stelle der Rede lautet:

„Häuser und Plätze in Riga möget ihr hinführo erben, kaufen, pfänden, heuren und besitzen, so wie die Bürger aus der Stadt (Riga nämlich) Landgüter an sich bringen und besitzen und seid forderst nicht mehr wie bishero vor Fremde in Riga zu halten."

Aus der in 20 Punkten abgefaßten königlichen „Resolution" wird dann unter vielem Andern mitgetheilt, daß „das königliche Hofgericht wieder retabliret, ingleichen das königliche Oberkonsistorium laut des von Königl. Majestät Carolo IX. glorwürdigster memorie Euch Anno 1602 allergnädigst ertheilten privilegii wieder eingerichtet sein ... die praesentationes officialium, wie brauchlich, observiret bleiben; Ein jeder bei seinem Rechte geschützet und Keiner ... mit unbeeidigten Kommissorialrichtern beschweret ... werden soll. Die höchst beschwerliche Schießerei ist im Lande nu ganz aufgehoben und der im Burglager liegende Reuter soll vorm Landgericht stehen und sich auf Euere Klage richten lassen"; auch sollen des „Pater Meinkens, als Emissarii, päpstische attentata krafft 4. Punkts § 2 Instrumenti pacis (sc. Olivensis) aufs Aeußerste in Livland abgewendet ... werden."

Nachdem sodann sowohl diese königliche „Resolution" als auch das königliche „Dekret" unter allseitiger vom Redner erbetener „geneigter Stille und Aufmerkung" entsiegelt, verlesen und deponirt worden, ergriff der „Senior der Herren Landräthe, Herr Baron Otto v. Mengden" das Wort, um dem Danke des Landes gegen die Herren Deputirten Ausdruck zu leihen.

Gerechtes Selbstgefühl mochte hier wohl das Herz des alten Herrn schwellen, wenn er sich sagte, daß der Dank, welchen er von Amts wegen auszusprechen hatte, vor Allen dem eigenen Sohne und zugleich dem rasch zum Meister gereiften eigenen politischen Schüler galt, welcher die Tradition der väterlichen Politik noch unter den Augen des Vaters mit so warmer Hingebung an sein Land und mit so hohem Geschicke fortführte. Damals hatten wir eben noch eine stetige Tradition und Schule der Landespolitik, welche nicht mit jedem Triennio in ihr Gegentheil umzuschlagen drohte.

Mit besonderm Nachdruck hebt auch Otto Mengden hervor, wie es „der gegenwärtigen Herren Deputirten Fleiß, Sorgfalt, Arbeit und Mühe" gelungen sei, die zwischen der Ritterschaft und der Stadt Riga „über hundertjährige geschwebte controversia" . . . „glücklich, ja glücklich" . . . . zum Austrage gebracht worden: „Viele unserer Vorfahren und Väter, die so sehnlich danach getrachtet, die haben es bei ihren Lebzeiten nicht dahin bringen noch solches erlangen können; es sei der große Gott davor für und für erst gepreiset und gedanket!" u. s. w.

Von besonderm Nachdrucke aber mußten gewiß für alle Zuhörer aus dem Munde des nun schon ergrauten Helden von Schloß Sunzel Worte sein, wie folgende:

„Erkennet's, geliebte Mitbrüder, und beherziget es wohl, daß nichts minder als durch glorieuse Waffen auch durch herrliche Gesetze, decreta und resolutiones Ihre Königl. Majestät sich decoriret und bekrönet wollen machen; erwerbet den Ruhm auch daraus, wie Ihr im jüngsten Kriege durch Euere tapfere Thaten erworben, daß einem Edelmann trefflich wohl anstehe, seines Vaterlandes löbliche Gesetze, Rechte und Statuten zu wissen!"

Nach dem Vater richtete dann nochmals der Sohn die Rede an die Versammlung und ermahnte sämmtliche Mitglieder der Ritter- und Landschaft — „wohlmeinendlich" — „exemplarische Abschriften von solcher königlichen Resolution und Dekret zu allen benöthigten Fällen auszunehmen,

zumalen in betroffenen Gegenbegebnissen turpe Nobili, jus in quo versaretur ignorare!"

Aus den nun folgenden funfzehn Jahren liegen uns nur spärliche Lebensnachrichten über Gustav Mengden vor, obgleich nicht zu bezweifeln ist, daß in den Acten der Ritterschaft sein Name in amtlicher Eigenschaft vielfach auch während dieser Zeit vorkommen, u. a. die im Jahre 1675 von der schwedischen Regierung erlangte förmliche Anerkennung des Landesrechtes, die Richter zu erwählen („jus praesentandi justitiarios"), kaum ohne seine wesentliche mitwirkende Thätigkeit zu denken sein wird. Doch läßt uns auch dieser Theil seines Lebens nicht ganz ohne nachweisliche Lebenszeichen, und zwar zuerst in derjenigen Richtung, welche nähern Bezug auf den Hauptgegenstand dieser Veröffentlichung — nämlich die Chorale — hat. In dem alten von dem bekannten livländischen Generalsuperintendenten Magister Johannes Breverus herausgegebenen „Rigaschen Gesangbuche" nämlich, und zwar in einer Ausgabe v. J. 1664, kommen einige geistliche Lieder vor, deren Dichter mit den Initialen „G. V. M." auch „G. v. M." unterzeichnet ist, namentlich die Lieder Nr. 225, p. 183 („Freut Euch, Gottes Kinder") und Nr. 765, p. 582 („Jesu, hast Du mein vergessen"). Wer diese Lieder mit denjenigen der beiden größeren Sammlungen vergleicht, aus welchen unsere Chorale gezogen sind („Sonntagsgedanken eines Christen" und „Der verfolgte, errettete und lobsingende David") und welche anerkanntermaßen Gustav Mengden zum Verfasser haben, wer ferner gewisse symbolische Tändeleien mit der Namenschiffer „G. V. M." berücksichtigt, auf welche wir weiter unten bei Besprechung jener beiden Sammlungen deren Verfasser antreffen werden, — der wird, zumal auch keine chronologische Schwierigkeit dieser Annahme entgegensteht, vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach dem Sammler und Herausgeber des „Rigaschen Gesangbuches" die Berücksichtigung eines probehaltigen inländischen geistlichen Dichters nur höchst willkommen gewesen sein wird, nicht zweifeln, in jenen zwei geistlichen Liedern Dichtungen Gustav Mengdens vor sich zu haben.

Außer diesem poetischen Lebenszeichen stoßen wir während dieser Zeit nur noch auf die beiden vereinzelt dastehenden Notizen, er sei im Jahre 1666 als schwedischer „bevollmächtigter Minister" an den Friedensunterhandlungen mit den Russen zu Plusamünde betheiligt gewesen, und habe dann im Jahre 1671 — laut jenem von ihm selbst geführten „Handbuch"

— in Begleitung des livländischen Generalgouverneurs Claudius Tott eine Reise nach Schweden gemacht.

Bei solcher Unergiebigkeit der Quellen für die Geschichte seines öffentlichen Lebens ist vielleicht hier der Ort, seines häuslichen Lebens zu gedenken.

Schon im Jahre 1650, also in dem sehr jugendlichen Alter von 23 Jahren, hatte sich Gustav Mengden ehelich verbunden mit einem preußischen Fräulein Barbara Fink v. Finkenstein, deren Ahnherr Konrad aus dem Schlosse und Stammhause Finkenstein in Steiermark schon zu Ordenszeiten nach Preußen gekommen war. Aus dieser seiner einzigen Ehe wurden ihm vier Söhne und fünf Töchter geboren, welche letztere sämmtlich verheirathet wurden und zwar an Otto v. Mengden, Otto v. Treyden, Jürgen Albedyll, Gustav Meck*) und Georg Leopold v. Glasenapp. Von den Söhnen wird weiter unten die Rede sein.

Da sein Vater nur sieben Jahre vor ihm starb, als er selbst schon ein Vierundfunfziger war, so gelangte Gustav Mengden erst in ungewöhnlich späten Jahren in den Besitz der väterlichen und mütterlichen Erbgüter. Doch muß er schon früh die Mittel gefunden haben, sich eigenen Grundbesitz anzulegen. Denn seiner eigenen Angabe gemäß hatte er schon im Jahre 1655 von einem gewissen Frommhold Pahrum das Gut Weisenhöfchen (welches Letzterer „vom Landrath Gotthard Wilhelm Budberg erhandelt") und zwar „auf Harrisch und Wierisch Recht," gekauft, und vier „zu Golgowsky gehörende" Gesinde gepfändet, welche später in eigenthümlichen Besitz verwandelt worden zu sein scheinen. Hiezu kam dann, etwa 20 Jahre später (1675) das Gut Zarnikau, zu dessen voller Bezahlung er ein bis dahin erspartes baares Kapital von 10,436 Rthlr. verwendete. Wann und wie Gustav Mengden in den Besitz der Lehngüter Abgunst und Lubey und des Höfchens Gustavsholm gekommen, welches letztere er selbst als „Wohlerworbenes" bezeichnet, liegt ebensowenig vor, als das Nähere über seine drei Häuser in Riga, von welchen ein hölzernes „im Kloster", ein steinernes in der Schloßstraße und ein drittes eben solches am Markte belegen war, welches letztere er selbst bezeichnet als das von ihm „von Grund aus erbaute . . . freiherrliche Haus", mit der Bestimmung, auf den ältesten Sohn zu vererben.

Nach Erwähnung der Bezahlung des Zarnikauschen Kaufschillings sagt dann Gustav Mengden in jenem vom Grafen Mellin benutzten „Hand-

*) Die Frau v. Meck heirathete in zweiter Ehe einen Generalmajor von Horn.

buche" (1657—1675): „Und was an contanten Vermögen gewesen, ist in den Hochzeiten meiner Töchter undt der Zeit meines Unfalls drauf gegangen, biß daß mir Gott nach Ableben meines seeligen Herrn Vatters, und meiner Wiederkunfft ins Landt, etwas beschert hat, wie weiter zu finden ist."

Worin jener sein „Unfall" bestanden, werden wir bald sehen. Zuvor sei nur noch eines der hervorragendsten Momente in seinem öffentlichen Leben gedacht.

Im Jahre 1678 nämlich, nachdem die vormundschaftliche Regierung an deren Spitze Hedwig Eleonora, die Wittwe Karl Gustavs, gestanden, durch die mittlerweile erfolgte Volljährigkeit ihres Sohnes, Königs Karls XI, beendigt worden und dieser die Zügel der Regierung ergriffen hatte, sandte die livländische Ritterschaft abermals eine Delegation nach Schweden, um nunmehr die Landesprivilegien von dem jungen Könige selbst bestätigen zu lassen. Doch schon handelte sichs nicht mehr blos um das, was gemeinhin unter den Landesprivilegien verstanden wird, d. h. um das auf örtlichem Herkommen, örtlichen Statuten, auf Tractaten und sonstigen fürstlichen Verbriefungen beruhende öffentliche oder Verfassungsrecht; vielmehr fehlte es keineswegs an Vorzeichen, welche die Livländer um ihre unter dem Schutze aller Autoritäten seit mehr als 500 Jahren erworbenen Privatrechte, um Nutzung, Besitz und Eigenthum besorgt machen müßten.

An die Spitze dieser Delegation zur möglichsten Beschwörung des heraufziehenden Sturmes ward von dem livländischen Landtage abermals Gustav Mengden gestellt. Die Delegation fand den König gegen die Dänen zu Felde liegend und erhielt auch, nach ausführlicher Darlegung aller ihr vom Lande committirten Angelegenheiten, die königl. „Resolution" vom 10. Mai 1678 aus dem „Hauptquartier Lungby vor Christianstadt."

Soweit übrigens Worte trösten können, mußten die Delegirten getröstet heimkehren und auch ihren Committenten Trost bringen. Ja, Gustav Mengden konnte stolz sein auf die gewonnene Ausbeute an königlichen — Worten. Denn fast nie — weder vorher noch nachher — ist Livland mit Worten besser und ausreichender bedient worden als bei dieser Gelegenheit. Nicht nur wurde in Bezug auf das öffentliche Recht alles billigerweise zu Erwartende in den unzweideutigsten Ausdrücken gewährt; auch die von der Delegation verlautbarten privatrechtlichen Besorgnisse wurden auf das Feierlichste zurückgewiesen und Livland, um Gustav Mengdens eigenen Ausdruck zu brauchen, „aller Furcht und Besorgung wegen

der Reduction, so die Stände in Schweden bewilliget" — „entfreyet." Ja, die königliche Gewährleistung alles obwaltenden öffentlichen und bürgerlichen Rechts war eine so umfassende, so rückhaltlose, daß man, so zu sagen als Königs-Psycholog, ganz eigentlich behaupten kann, Johann Reinhold Patkul sei 1707 an der königlichen Resolution vom 10. Mai 1678 gestorben; denn sein in den Augen der beiden letzten schwedischen Beherrscher Livlands ganz eigentlich todeswürdiges Verbrechen bestand im letzten Grunde darin, daß er, und mit ihm Livland, für die Phrasen vom 10. Mai 1678 ein besseres Gedächtniß hatte als der Phraseolog, oder, noch kürzer gesagt, in seinem und seines Landes gutem Rechte.

Im Jahre 1678 aber erschien der Erfolg den Livländern in rosigerem Lichte, und man kann Karl Friedrich Schoultz nur beistimmen, wenn er zu demselben bemerkt: „Livland hatte nunmehro die höchste Stufe desjenigen Glückes, dessen es unter der Schwedischen Regierung nur fähig sein konnte, erstiegen. Allein — so fügt er hinzu — diese höchste Stufe lag auch recht am Rande eines Abgrundes von Verderben."

Sei es nun, daß schon 1678 die Livländer nur als lästige Rechtspedanten hatten abgespeist werden sollen, sei es daß Karl Friedrich Schoultz mit seiner sarkastisch ausgedrückten Hypothese einer königlichen Sinnesänderung*) Recht hat: der Rosenschimmer sollte keine drei Jahre dauern.

Das Hereinbrechen des Verhängnisses aber — welches, nach einer höhern als in den Cabineten herkömmlichen Ausgleichungsmethode, jetzt so gut ein schwedisches als ein livländisches werden sollte, wie früher die polnisch-jesuitische Proselytenmacherei und Kirchenräuberei so gut ein polnisches als ein livländisches Verhängniß gewesen war — das Hereinbrechen desselben sollte jedoch Gustav Mengden nicht auf vaterländischem Boden erleben, sondern im Exile. Ihn hatte nämlich mittlerweile ein persönliches Verhängniß ergriffen, bei welchem zu verweilen nicht ohne Interesse ist, einmal, weil es tief einschnitt in seine persönlichen und Familienverhältnisse, dann aber, weil hinsichtlich der Darstellung des fraglichen Ereignisses dessen Gewährsmänner nicht ganz einig sind.

*) Karl XI. sah, wie K. Fr. Schoultz sagt, „wohl ein, daß es weder seine Bestimmung noch sein Talent sei, als Kriegsheld in der Welt zu glänzen und durch Eroberungen von seinen Nachbarn seine Macht zu vergrößern. Er wandte also die ihm gleichwohl angeerbte Eroberungsbegierde gegen seine eigenen Unterthanen, als deren Güter und Rechte viel leichter ohne Gefahr und nur durch einen Federstrich in dem Kabinet zu Stockholm erobert werden konnten."

Am 1. Oct. 1679 war ein Artillerie-Generalmajor Jakob Stael v. Holstein in einem Duelle erschossen worden, an welchem der Obristlieutenant Otto Reinhold Mengden, einer der Söhne Gustavs, aber auch dieser selbst Antheil genommen hatte; welchen namentlich, blieb lange zweifelhaft und ist es gewissermaßen noch. Die Wittwe des gewaltsam ums Leben Gekommenen, Anna Sophie geborene Ungern Sternberg trat beim Königl. Hofgerichte zu Dorpat, nach dem damals bestehenden Rechte als peinliche Privatanklägerin gegen Gustav Mengden auf, und zwar, wie es in dem noch aufbewahrten Urtheile heißt: in puncto beschuldigten Assassinii oder berathschlagter Ermordung der Privatanklägerin seligen Ehemannes", — während in einem, wie es scheint, sofort nach der That auf unmittelbaren Befehl des Königs abgehaltenen Generalkriegsgerichte Otto Reinhold Mengden desselben Falles wegen peinlich verfolgt wurde. Vater und Sohn scheinen sich alsbald den Folgen des gegen sie eröffneten peinlichen Verfahrens durch die Flucht außer Landes entzogen zu haben: letzterer nach Kurland, ersterer — vielleicht auch dorthin, vielleicht aber nach Preußen. Nachdem aber der Sohn vom Generalkriegsgerichte mittelst eines dem Herausgeber nicht vorliegenden Urtheils schuldig befunden und, als contumax, zum Tode verurtheilt worden war, sprach das livländische Hofgericht mittelst Urtheils d. d. „Dorpat, d. 4. Febr. Anno 1682" den Vater „von solcher peinlichen Anklage sammt der ordinären Todesstrafe" frei, verurtheilte ihn aber gleichwohl arbiträr zur Erlegung von „Drey tausendt Daler Schwedischer Silber-Müntz" — „ad pios usus", — weil er „auff unterschiedene Weise vor und in dem an sich selbst so hochverbotenen Duell gar merklich übelgethan".

Beide Erzähler dieser Begebenheit, Ludwig August Graf Mellin und, nach ihm, Gadebusch *), schließen sich der gerichtlichen Auffassung dahin an, daß Otto Reinhold den Generalmajor Stael v. Holstein erschossen habe, und diese Annahme wird von dem Umstande unterstützt, daß derselbe nie wieder in die Heimath zurückkehrte, sondern bis an seinen auf dem Gute Groß-Kalben 1687 erfolgten Tod in Kurland blieb, wohin ihm auch der Vater sein volles Erbtheil (beiläufig „bestehend in 6300 Rthl. Alb.") übermachte; Gustav Mengden dagegen, nachdem er — seinen eigenen Worten zufolge — „wegen des Unfalls mit dem Generalmajor Stael v. Holstein außerhalb Landes" hatte gehen müssen, konnte später in jenes „Hand-

*) Nämlich in seiner handschriftlichen Livländischen Adelsgeschichte; in seiner gedruckten Livländischen Bibliothek herrscht die entgegengesetzte Ansicht.

buch" schreiben: Anno 1682 d. 15. Februar hat mich der allgütige Gott nach erhaltenem gedeihlichem Urtheil in der Staelenschen Sache (da ich aus dem Lande flüchten mußte) wiederumb frisch und gesund nach Riga zurückgebracht". Weit kann er also nicht gewesen sein, da das „gedeihliche Urtheil" erst unter dem 4. Februar desselben Jahres ergangen war. Merkwürdiger aber ist ein außergerichtliches Geständniß, das er in demselben „Handbuch", mindestens 8 Jahre nach dem Ereignisse ablegt, und welches auf die ganze Angelegenheit ein überraschendes und eigenthümliches Licht wirft. Dort nämlich lesen wir: „Anno 1687 habe ich meinem Schwiegersohn dem Herrn Majoren Georg Leopold Glasenapp von Kokenkaje und Kaima mein Gut Lappier*) für 400 Rthl. verarrendiret, da aber Mißwachs und seine vielen Bemühungen bei der Staelschen Verfolgung (den ich zuletzt zu erschießen das Unglück hatte) ihn in manche Unkosten gebracht, so habe ihm Vieles von der Arende erlassen".

Ueber Anlaß und Hergang des ganzen Handels mögen die Acten beider Processe, falls sie in irgend einem Archive sich erhalten haben sollten, kulturgeschichtlich interessante Züge genug enthalten. Die Mühe weiterer Nachforschung möchte sich vielleicht belohnen. Das obenangeführte hofgerichtliche Urtheil gedenkt „sorgfältiger Verlesung und reifsinniger Erwägung beider Theile gegen einander eingelegter weitläuftiger Satzschriften, dabei allegirter und producirter Inquisitions-Acten, peinlich Angeklagtens eigener, auch dessen bereits zum Tode condemnirten Sohnes, Obristlieutenant Otto Reinhold v. Mengdens Briefe und Suppliquen, Sr. des Herrn General-Gouverneurs Excellencen Rescripts, der Medicorum, des Priesters, des Chirurgi und anderer Personen Attestaten, des Generalkriegsgerichts wider besagten Obristlieutenant Mengden eröffneten Urtheils sammt anderen Documenten" — wie auch „fleißiger Besichtigung der in des seligen Herrn Generalmajors Staelens bei der Erschießung angehabten Rocke befundenen Löcher und der aus dessen Haut mittelst eines gelinden Schnittes ausgenommenen geplätteten Kugel" u. s. w.

Der Hauptgewährsmann aller dieser Dinge, Graf Mellin, sagt dann weiter: „Der alte Gustav Mengden ist seit diesem Vorfall sehr schwermüthig geworden, und anstatt seiner scherzhaften poetischen Laune, davon noch Manches vorhanden ist, verfiel er auf die geistliche Poesie. Man hat ein ganzes dickes geistliches Gesang- und Gebetbuch von ihm" u. s. w.

*) Die Güter Lappier, Sinohlen und Idzell hatte er von seiner Mutter, Gertrud v. Rosen geerbt.

Diese wenig kritische Bemerkung ist aber nachweislich grundlos. Denn obgleich hier offenbar die Quelle der gegenwärtig herausgegebenen Chorale gemeint ist, obgleich sowohl die Zeit ihres ersten Erscheinens (1686), ihre Datirung aus des Dichters „Pathmo" und die zulässige Vermuthung, daß der Arbeitsgewohnte, plötzlich dem Kreise seiner Thätigkeit Entrückte in seinen „Nebenstunden", wie er deren damals Jahre lang fortgesetzte unfreiwillige hatte, mit dem Grafen Mellin zu reden, „sich gerne mit der Dichtkunst" beschäftigte, die Zusammenstellung jenes „dicken" Buches während des Exils höchst wahrscheinlich erscheinen läßt, — so trägt doch jene Voraussetzung, als könnte geistliche Poesie nur der Schwermuth entspringen, allzusehr den Stempel der befangenen „Philosophie" des sogen. „philosophischen Jahrhunderts", als daß wir uns ihr überlassen dürften. Beruht sie doch offenbar nur auf einem höchst subjectiven Rückschlusse, nicht auf historischen Zeugnissen. Sie wird aber auch geradezu durch entgegenstehende historische Zeugnisse widerlegt. Denn erstlich mußten wir es schon oben wahrscheinlich finden, daß Gustav Mengden drei volle Lustren vor seinem „Unfall", mit Anerkennung als geistlicher Dichter hervorgetreten sei (1664), und dann beziehen sich gerade die einzigen uns zugänglichen von jenen auch in des Grafen Mellin Augen beifallswürdigen „launigen scherzhaften Gedichten in plattdeutscher Sprache" auf die schwedische Güterreduction, welche gerade *während der Zeit* seines „Unfalls" grell genug in den Gesichtskreis seiner Landsleute trat, um die Zielscheibe einer damals vielleicht nicht undankbaren politischen Satyre abzugeben.

Wir dürfen uns den Sohn des *Alten von Sunzell*, wo sogar „Weib und Kind" zusammt der polnischen Besatzung hatte „über die Klinge springen" müssen, und der doch auch, wenn man dem Schilde in der Domkirche trauen darf, „sanft und selig in dem Herrn entschlafen" ist, nicht *allzusentimental* vorstellen. Kehrte er doch aus seinem preußischen oder kurländischen „Pathmo" — den Stoff zu jenem in die „Lappiersche Arrendefrage" eingeschalteten außergerichtlichen Geständnisse in seines Herzens wohlverwahrtem Schreine — unmittelbar nach erlangtem „gedeihlichem" Urtheile, als ein vom „allgütigen Gott" Heimgeführter, „frisch und gesund" nach Riga zurück!

Hier hatte sich während seiner Abwesenheit die politische Bühne gar sehr verändert. Im Jahre 1681 war sein Vater, volle achtzig Jahre alt, gestorben, und seit demselben Jahre war auch, allen Versicherungen und Beruhigungen von 1678 zum Hohne die Güterreduction auf Livland aus-

gedehnt und auch sofort ins Werk gesetzt worden. Fast möchte man glauben, die Gegenwart der beiden Mengden, Vater und Sohn, habe der schwedischen Staatsraison gleichsam einen moralischen Zügel angelegt gehabt, und sie habe in ihrer vollen und wahren Gestalt sich Livland erst zu zeigen gewagt, nachdem den einen der Tod, den andern die Widrigkeit des Lebens abgerufen.

Es ist uns nicht überliefert, aus welchem Jahre namentlich die schon erwähnten Spottgedichte stammen. Der leichtfertige Ton, welcher in denselben herrscht, paßt kaum zu dem Ernste der Situation, wie sie sich dem patriotischen Gemüthe, dem politischen Blicke des sie aus der Nähe Beobachtenden darstellen mußten. Sie sind zunächst gegen die fünf Mitglieder der Reductionscommission gerichtet, oder, wie sie genannt werden, die „fief Düwelskinder" Lovesien, Wallerstät, Güldenberg, Okermark und Tenger. Aus alle dem und aus dem Fehlen Robert Lichtone's, welcher als Präses der livländischen Reductionscommission so vielfältig seinen Namen in die livländischen Briefladen eingeschrieben hat, möchte man schließen, daß uns auch in diesem Spottgedichte ein Erzeugniß der unfreiwilligen Muße des Exilirten, etwa aus den Jahren 1679 oder 1680 vorliegt, da der Satyriker nur erst die schwedische Reduction im Auge haben und sich überdies durch den doppelten Schutz der Anonymität und des Exiles gesichert glauben konnte. War doch schon die Reduction der schwedischen Güter auch für Livland drohend und gehässig genug, um allenfalls auch von hier aus eine selbst noch viel schärfere Geißel zu verdienen. Denn ist einmal der Damm des Rechts durchbrochen, dann ist die Richtung, welche die verheerenden Gewässer der entfesselten Staatsraison einschlagen werden, schwer zu berechnen, und dem auf seinem Holme vielleicht noch nicht Erreichten darf es nicht verargt werden, wenn er in dem ertrinkenden Nachbarn den vorauseilenden Schatten des auch ihm vorbehaltenen Verhängnisses sieht und auf Rettung sinnt, ehe denn auch ihn die Fluth ereile.

Olde Vader, lewe Gott,
so lesen wir im Eingange, —
Watt is dat för enne Rott,
Dhe heer mit tho Kercke geit *),
Dhe heer alle Dinge deit,

*) Karl XI. war, was man gemeinhin einen „frommen" Herrn nennt; so mochten denn seine Kreaturen auch besonders fleißige und augenfällige Kirchgänger sein.

Dhe dat Krumme machet recht,
. . . . . .
. . . . . .
Dhe den König macket blind,
Dhe doch gnädig iß gesinnt.

Dann heißt es z. B. von Güldenberg, welchem die bei der Reduction vorfallenden Liquidationen mit den depossedirten Eigenthümern obliegen mochten:

He betahlt man mit Papier*),
Datt wert veelen Lüden dhür u. s. w.

Nachdem noch von Okermark gesagt worden:

. . . he iß des Königs Hert;
Dat deit veelen Lüden Schmert —

und von den vier Zuerstgenannten:

Dese veer syn schlimme Dew (Dieb')
Karel hefft ste alle lew (lieb) —

kommt der fünfte, Tenger, an die Reihe:

. . . he iß dhe starke Brand
Dhe dat olde Schwedenrecht**)
Uth der Höllen upgesöcht
. . . . . .
He sagt: „Karel, griep man to***);
Un mackt em dat Hert recht fro.
. . . . . .

„Wat" — läßt ihn unser Satyriker zu seinem hohen Gönner sprechen:

Wat seh gy de Brewe nah?
König Karel, Fathata †),
Privilegen, old Pappier
Döcht nicht better als int Füer.

*) Wahrscheinlich mit Anweisungen auf den weder zahlungswilligen noch zahlungsfähigen Staatsschatz.

**) Es war bekanntlich die fixe Idee der schwedischen Regierung, den Livländern das deutsche Recht zu nehmen und das schwedische Recht zu obtrudiren.

***) „Greif nur zu"! Dies ist bekanntlich von jeher die Sirenensprache der Höflinge und politischen Charlatane gewesen: „Greif nur zu nach Allem, was Dich gelüstet, ohne Dich um das verbriefte Recht zu kümmern, das doch zu nichts gut ist, als „ins Feuer" geworfen zu werden!

†) Vielleicht eine Interjection der Geringschätzung, wie „Paperlapa" oder dgl.

Wie platt auch die Sprache dieser leicht hingeworfenen Verse klingen mochte: der schwedische Absolutismus in seiner absoluten Verachtung des Rechts mußte sich durch dieselben doch aufs empfindlichste getroffen fühlen; denn seine innersten Motive waren durch dieselben blosgelegt: — Zugrunderichtung der durch Besitz und Bildung relativ politisch unabhängigen Klassen, neben entsprechender Anregung der Massen, welche allezeit nur zu bereitwillig sich von allen sittlichen Banden socialer und besonders privatrechtlicher Verpflichtungen entbinden lassen. Es entspricht daher völlig dem Charakter Karls XI., welcher neben der Güterreduction auch noch dem livländischen Adel mit den erbaulichsten Phrasen die Aufhebung der Leibeigenschaft ans Herz legte, später aber, als er, durch die Reduction im Besitz von $^5/_6$ des livländischen Grundeigenthums, die schönste Gelegenheit hatte, als Volksbefreier zu glänzen, die Fortdauer der Leibeigenschaft ganz in der Ordnung fand, — diesem Charakter entspricht es vollkommen, wenn wir hören, er habe im ersten Zorne gedroht, den anonymen Verfasser jenes Spottgedichtes auf die Reductionskommission rädern zu lassen. Gustav Mengden aber muß doch wohl sein Terrain gekannt und die besondere Gunst, in welcher er noch von früher her sowohl beim Könige, als auch beim Grafen Hastfer gestanden, nicht überschätzt haben, wenn er, wie wir später hören, gerade jener blutdürstigen Drohung zufolge aus der Anonymität heraustrat und sich selbst dem erzürnten Herrscher als Verfasser jener verfänglichen Scherze angab. Denn seine Rechnung schlug ihm ein: anstatt des Rades ward ihm für diesmal nur eine Verwarnung und — vielleicht als humoristische Anspielung auf den Galgenstrick — eine goldene Kette *).

Daß übrigens Mengden von dem Augenblicke an, da die Reduction über Livland verhängt worden, auch fern vom Vaterlande mit demselben in Verbindung trat und ihm die regeste Theilnahme zuwandte, das beweisen zwei Urkunden, welche uns Johann Reinhold Patkul als Beilage zu seiner „Deduction" erhalten hat. Beide beziehen sich auf die während Mengdens Exil in Livland eröffnete Reduction und gehören dem Jahre dieser Eröffnung selbst, 1681, an. Die erste ist eine aus „Dyzen" vom $^{19}/_{29}$ März 1681 datirtes Schreiben Gustav Mengdens an die „Landräthe des königlichen Fürstenthums Livland" — seine, wie es in der An-

*) Hat diese Anekdote Grund, so würde sie beweisen, daß die Selbstentlarvung Gustav Mengdens entweder vor oder nach dem Staelschen Prozesse stattfand, da nicht anzunehmen ist, der König werde einem Contumax eine goldene Kette gegeben haben.

rede heißt, „hochgeehrten und geneigten Herren und Collegen, werthe Gönner und Freunde".

Seine Widersacher unter dem livländischen Adel haben offenbar seine Abwesenheit benutzt, um ihn für die Ausdehnung der Reduction auf Livland verantwortlich zu machen. Wie unsinnig auch eine solche Anklage an sich sein mochte, für die Leidenschaft, welche ohne zu prüfen verdammt, fehlt es nicht an dem Scheine eines Anhaltpunktes.

Die mit großen Gütercomplexen („Starosteyen") in Livland ausgestatteten schwedischen Magnaten lebten zwar meist in Schweden, gefielen sich aber doch darin, nicht nur für ihre Starosteyen eine von den Landgerichten unabhängige eigene Gerichtsbarkeit in Anspruch zu nehmen, sondern auch den Umfang der Starosteyen selbst nach Möglichkeit zu vergrößern, indem oft die nichtigsten Vorwände, z. B. Grenzstreitigkeiten, ergriffen wurden, umliegende kleinere Güter per fas et nefas zu annectiren. Dieser „um sich fressenden Gewalt der Starosteyen" nachdrücklich entgegenzutreten, war eine Hauptaufgabe früherer Delegationen des livländischen Landtages nach Stockholm gewesen und namentlich war Gustav Mengden im Jahre 1678 ausdrücklich — wiewohl gegen seinen eigenen Rath — dahin instruirt worden, die Möglichkeit einer Einlösung selbst solcher Güter durch die Erben ihrer früheren Besitzer zu erwirken, welche von letzteren an die Besitzer der Starosteyen verkauft worden waren; auch war die instructionsmäßige Thätigkeit der Delegation in Stockholm nicht ohne Erfolg gewesen, und hatte die livländische Ritterschaft „auf öffentlichem Landtage nach angehörter und verlesener Resolution und Relation die damaligen Ablegatos bedankt und insbesondere über die Einziehung und Engerung der starosteylichen Gewalt gefrolocket." Hatte Gustav Mengden für seine Person solches Vorgehen gemißbilligt, so war es geschehen, weil er in einem so kritischen Momente die Erbitterung der mächtigsten schwedischen Aristokraten aufzuregen für bedenklich hielt; vielleicht fand auch er es schon eben so „ungerecht", wie hundert Jahre nach ihm Karl Friedrich Schoultz, „weil man einen freiwillig geschlossenen Handel rückgängig zu machen verlangte." Dem sei aber wie ihm wolle: das livländische Landrathscollegium hatte sich veranlaßt gesehen, ihm unter dem 10. März 1681 eine in 27 Punkten abgefaßte Schrift zuzufertigen, gegen deren Beschuldigung, als hätte er durch eigenmächtige Antastung der Starosteyen das Reductionsunglück über Livland heraufbeschworen, er sich nun abwesend vertheidigen sollte. Auf diese Zumuthung nun, welche freilich um so sonderbarer er-

scheint, als zugleich die Landräthe ihren abwesenden Collegen für unschuldig erklärt hatten, ist jenes Schreiben Gustav Mengdens die Antwort. Wie leichtfertig und leicht zu widerlegen jene gehässige Anschuldigung auch sein mochte, so verwahrte er sich doch gegen jede directe Einlassung, solange ihm nicht eröffnet würde, „wer oder welche diejenigen seyn", welche ihn beschuldigten. „Denn, fügte er hinzu, ich muß wissen, wider wen ich mich vertheidigen soll."

Gleichwohl unterläßt er nicht, seinen Collegen diejenigen Momente in Erinnerung zu bringen, welche ganz besonders sie in Stand hätten setzen können, diesen Angriff von Amtes wegen zurückzuweisen, indem nämlich das Material zu solcher Zurückweisung nur aus dem ihnen zugänglichen Ritterschaftsarchiv hervorgelangt werden durfte, während ihm augenblicklich „keine Assistenz noch Kanzelley" zu Gebote stehe. Daß man ihn, und vielleicht auch seine Mitdeputirten, „nunmehr eines so lange prämeditirten, königlichen Werkes Urheber" sein lassen wolle, könne er, in Bezug auf seine Person nicht anders erklären, „als daß einiger Privatorum Haß und verwundetes Interesse dieses auf die Bahn bringen und über den bereits durch großen Unfall geniedrigten Zaun — steigen wollen." Er schließt dann mit folgenden kräftigen Worten: „Ich bedanke mich ganz dienstlichen für der Herren Landräthe guter Interpretation und weiln mich eine gantze E. Ritterschaft bei der Relation auf öffentlichem Landtage nicht allein aller Imputation entfreyet, sondern noch dazu bedanket, achte ich noch zur Zeit gar unzeitig zu seyn, einigen namenlosen und interessirten Anfeindern ohne formirte Beschuldigung per Apologiam zu antworten und bitte dienstlich, in Besinnung meiner beständig geleisteten treuen Dienste, die ich nun über 30 Jahre*) ohne Beschuldigung prästiret, solcher Verfolger Afterredungen zu untertreten. Welche doch diesen Vorwurf nicht propter interesse et bonum publicum, sondern nur de privato et propter privatum commodum auf die Bahn bringen. Und da man am Könige und dem gantzen Reich nichts gewinnen kann, will man an mir, als einem Gedruckten, zum Ritter werden. Gott aber und der König werden nach ihrer Gerechtigkeit mich einsten wiederbringen, alsdann wird breiter erhellen, wer dem bono publico am besten gewollt."

Es scheint nicht, als hätte dieser kurzsichtige und feindselige Versuch Gustav Mengden um seinen politischen Ruf zu bringen, für ihn weitere

*) Hiernach hätte sein Dienst im Jahre 1651 oder gar schon 1650, also da er 23 bis 24 Jahre alt war, begonnen. Vgl. oben p. 222.

ernste Folgen gehabt. Sonst hätte er schwerlich auf dem bald darauf, am 12. Juli 1681, eröffneten Landtage der livländischen Ritterschaft jenes gewichtige „Pro Memoria“ beibringen lassen, welches die zweite der oben erwähnten Urkunden bildet, und welches ein wahres Muster-Promemoria eines Livländers für seine Landsleute genannt werden darf, wenigstens so lange, als sichs darum handeln kann, mit Waffen des Rechts zu kämpfen.

„Ne quid temere, ne quid timide!“ Mit diesem Zurufe, welcher verdiente, an ansehnlicher Stelle des Rittersaales als Wahlspruch des livländischen Landtages zu prangen und von da als Grundstimmung in die Brust jedes redenden und votirenden Mitgliedes des livländischen Landtages sich zu senken, eröffnet Gustav Mengden seine Ansprache an seine Mitbrüder. Nachdem er ihnen sodann die lange Reihe der Erzbischöfe, Bischöfe, Herrmeister und Könige in Erinnerung gebracht, auf deren Wort, wie auch auf den Wortlaut der Livland betreffenden Staatsverträge zu bauen sei und daraus den Angelpunkt seiner Argumentation abstrahirt: „Ergo Rex modernus tenetur jure pactorum“, stellt er folgende schneidende Parallele auf:

„Hat man's (nämlich „exemplum“) nicht in recenti an dem rebellirenden und verrätherischen Adel in Schonen*), welcher nicht allein jure pactorum restituiret, sondern bei allen vorigen Donationen und Possessionen conservirt worden; geschiehet solches Verräthern und Rebellen, was sollte nicht Livland, als der getreuesten Provinz, welches vor allen andern große Kriege, Durchzüge, Contribution, Einquartierung u. s. w. ausgestanden, geschehen!“ Eine Betrachtung, wie sie damals weder zum ersten noch zum letzten Male sich dem denkenden Livländer hat aufdrängen müssen!

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir das ganze Pro Memoria wiedergeben. Ganz besonderes Gewicht legt dessen Verfasser mit Recht auf die von ihm selbst nur drei Jahre früher heimgebrachte königliche Resolution: diese sei nicht nur überhaupt von dem höchsten Werthe, sondern hauptsächlich deswegen, im Vergleiche zu den Confirmatorien der früheren schwedischen Monarchen Livlands so rückhaltslos günstig für die Livländer, weil sie die erste königlich schwedische nach dem Frieden von Oliva erlassene sei. Karl IX., Gustav Adolph, Christina und Karl Gustav hätten sich, zumal in Besitzzusicherungen zurückhaltender äußern müssen, weil ihr politischer Besitz Livlands ein nur erst factischer gewesen sei, kein

*) Damals schon seit bald 30 Jahren ein zwischen Schweden und Dänemark streitiger Besitz um den auch noch jüngst Karl XI. gerungen.

völkerrechtlich anerkannter. Hierauf — nämlich auf die Resolution von 1678 — müsse man, so verlangt Gustav Mengden, als auf ein festes Fundament bauen, und keineswegs, es koste Tod oder Leben, abweichen; „denn Gott und der König ist an sein Wort gebunden." Auch sollte man sich hüten, über die obschwebende große Frage der Anwendbarkeit der Reductionsgrundsätze auf Livland mit den schwedischen Reichsständen — und am wenigsten vermittelst einer bevollmächtigten Deputation — zu unterhandeln, „sondern ich sage, das sicherste sey, hie in Livland die propositiones, da die ganze Ritterschaft, Landstaat und Kanzellei und also ander Beweisthum und das ganze Corps ist, anzuhören, und als eine freie und an dero Reichstage nie gebundene Ritterschaft zu resolviren" . . . „Denn Unterthanen können über andere Unterthanen nichts gebieten. Das Verlangen stehet ihnen, uns aber die Bewilligung und dem Könige die Gnad und das Recht seiner Vorfahren offen" . . . „Welches dann ein crimen zu gedenken wäre, daß Ihro Majestät die Hände dergestalt sollten gebunden sein, daß sie nicht dieselbe Macht haben sollten, die ein Erzbischof oder Herrmeister in Livland gehabt*) und daß er von gedachten schwedischen Ständen sollte verbunden werden, seine gegebene königliche Hand zurückzuziehen! . . . „Sondern halte die vor Feinde Ihrer Majestät und Seiner Reputation, die Ihn dergestalt abmalen" . . . Hätten die schwedischen Stände in die Reduction gewilligt, so sei das eben ihre Sache, nicht Livlands, „cum quilibet suae fortunae faber". Ganz besonders gefährlich aber würde es sein, diesen ganzen schweren Rechtshandel auslaufen zu lassen in materielle Unterhandlungen vermittelst einer etwa in das Reich zu entsendenden ampel bevollmächtigten Deputation. „Da sei Gott vor, daß das aufkommen sollte, und es ist zu gefährlich, daß Zwei oder Drei an einem abgelegenen Ort, da sie keine Rückkehr von der ganzen Noblesse haben, traktiren sollten. Und möchten daher endlich die Landtäge ganz schwinden und dürfte man nur immer Deputatos nach dem Reiche über alle Angelegenheiten zu traktiren begehren. Wo wolle das hinaus? So wäre man auf einmal geschlagen"! Sollte eine Deputation nach Schweden gehen, so möge es nur geschehen, um — ohne zu unterhandeln — das gute urkundliche Recht darzulegen und aufrecht zu halten. Darum sorge man vor allem, daß ihnen das einschlägige archivalische Material möglichst vollstän-

*) Nämlich erblichen Besitz unwiderruflich zuzusichern.

dig zur Verfügung gestellt werde. „Denn — so mahnt Gustav Mengden — wer fechten will, muß Gewehr haben"! Die Deputation müsse nur — das rathe er „als ein guter Freund dieser Provinz" — äußersten Falles sich die Berufung auf „einen öffentlichen Landtag" vorbehalten. „Und gesetzt, daß man nolens volens alsdann etwas eingehen müßte, so bliebe dennoch zum Wenigsten Species libertatis" — die Form der Freiheit — „indem man selbsten und nicht die Stände und Unterthanen in Schweden resolviret".

So hatte Gustav Mengden, wenngleich aus der Ferne, mit sicherer Hand und scharfem Griffel ein für allemal diejenige Stellung und Haltung hingezeichnet, welche Livland in Krisen von solcher Schwere einnehmen müsse, um sein gutes vertragsmäßiges öffentliches Recht weder durch Leichtfertigkeit zu vergeben, noch durch Furchtsamkeit. Freilich war es weder dem aus der Ferne Mahnenden noch dem bald auch persönlich Anwesenden und Eingreifenden möglich, die physische Gewalt der schwedischen Tyrannei zu brechen. Was aber seines Amtes war, das hat er gethan: mit Rath und That stand er — wie die vielen verflossenen, so auch die wenigen Jahre, die ihm noch zu leben übrig blieben, fest da als „pater patriae et defensor justitiae"! So auch noch auf dem Landtage von 1686.

Und wenn noch heute in der Brust jedes echten Livländers das Gefühl von dem unschätzbaren Werthe der Continuität des Rechts nicht nur nicht erloschen, sondern vielfach gerade in erhöhtem Sine und Maße neu angeregt erscheint, so erfordert die Gerechtigkeit und Dankbarkeit, daß er sich bewußt werde, wie viel Gustav Mengden durch sein ebenso feines als festes Walten zur Mehrung und Befestigung dieses besten Stückes aus unserm unveräußerlichen deutschen Stammkapitale beigetragen hat.

Das Härteste zu erleben, was einen Patrioten seines Schlages betreffen konnte: den Umsturz der Landesverfassung — das sollte ihm erspart bleiben. Ja schon der letzten Rechtskämpfe, welche dieser Katastrophe unmittelbar vorangingen, sollte er weder Mithandelnder noch Zeuge sein. Denn ein für Kräfte, wie die seinigen, frühzeitiger Tod ereilte ihn — schon sieben Jahre nach dem Vater, ein Jahr nach dem Sohne — im 62sten Jahre eines Lebens, dessen größere Hälfte der Arbeit fürs Vaterland angehört hatte.

Während sein vielleicht erster, seinem Geschlechte durch Verschwägerung besonders nahe stehender und jedenfalls durch Ueberlieferung einigen

Materials verdienter Biograph, der Landrath Ludwig August Graf Mellin von ihm wenig mehr zu sagen weiß, als: „Er soll ein frommer, rechtschaffener Mann, ein fleißiger, mühsamer Wirth und zärtlicher Vater gewesen sein", — den öffentlichen Charakter in Gustav Mengden aber fast gänzlich verkennt, oder, vielleicht im engsten Wortverstande, ignorirt, widmet seinem Andenken Gadebusch die Worte: „Dieser ebenso geschickte als eifrige Patriot ging am 16. Christmonates 1688 aus der Welt, gerade zu der Zeit, wo Livland einen so erfahrenen Steuermann am meisten nöthig hatte. Patkul, welcher an seine Stelle trat, konnte die beste Absicht von der Welt haben: aber seine Hitze verderbete Alles. Vortrefflich, wenn seinen aufbrausenden Wein Mengden mit seinem stillen aber hellen Wasser hätte mäßigen können". — Ein, soweit es Patkul angeht, wohl allzukühles und, so zu sagen, receptartiges Urtheil, das seine beste Ergänzung an folgender Stelle aus Karl Friedrich Schoultzens Versuch findet, wo er zum Jahre 1690 bemerkt: „Der Landrath Gustav Mengden, welcher einige dreißig Jahr das Ruder derer Ritterschaftsangelegenheiten mit aller Geschicklichkeit und Klugheit geführt hatte, war nun gestorben, und der gar zu bekannte Johann Reinhold Patkyll tritt bei diesem Landtage zuerst auf das Theater. Seine tiefe Einsichten, seine Wissenschaften und Geschicklichkeiten und sein patriotischer Eifer liegen in gedruckten Acten offenbar zu Tage. Seine etwas übermäßige Hitze und Rachsucht, welche ihn selbst ins größte Verderben stürzte, waren von der Vorsehung zu Mitteln bestimmt, sein Vaterland von dem Verderben zu erretten. Ich will glauben, daß ohne seine heftigen Proceduren es nicht so arg geworden wäre, als es hernach wurde. Ich glaube aber auch, daß Livland alsdann ewig ein siecher Staatskörper geblieben wäre. In der That war es schon so weit gekommen, daß der durchlöcherte Boden des Fasses ganz ausgeschlagen werden mußte".

Haben wir nun aber mit dieser Betrachtung schon über Mengden hinausgegriffen in eine Zeit, welche — was zu seinen Lebzeiten noch schien auf Rechtswegen anhängig bleiben zu können — auf blutig weltgeschichtlichen Wegen zum Austrage brachte, so bleibt uns — im weitern biographischen Sinne — nur noch übrig, einen raschen Blick auf Gustav Mengdens Nachkommen zu werfen; wenigstens in der nächstfolgenden, gleichsam noch unter dem frischen Eindrucke alles dessen stehenden Zeit, was sowohl er als sein Vater ihrem Lande gewesen waren.

Die überlebenden drei Söhne bekleideten sämmtlich die höchsten Lan-

desämter: Magnus Gustav, Erbherr auf Zarnekau und Sinohlen, als Landmarschall, Johann Albrecht, Erbherr auf Idzell, und Karl Friedrich, Erbherr auf Lappier, als Landräthe. Durch seine öffentliche Thätigkeit und seine Schicksale am bekanntesten von diesen Brüdern ist der Landrath Johann Albrecht Mengden geworden. Er war nebst Vietinghof und Budberg, als Mitdelegirter Johann Reinhold Patkuls in Stockholm gewesen, und ward auch gleich ihm und den beiden Genossen, im Jahre 1664 daselbst verurtheilt, „Ehre, Gut, die rechte Hand und das Leben zu verlieren", später jedoch, gleich Budberg und Vietinghof, begnadigungsweise „auf sechs Jahre in die Festung Marstrand gesetzt"; eine Haft, aus welcher ihn und seine Mitgefangenen loszubitten, erst wenige Tage vor Karls XI. Tode, dessen Mutter, der hochbetagten Wittwe Karl Gustavs, Hedwig Eleonore, gelang. Eine Tochter Johann Albrechts wurde die Gemahlin des besonders durch seinen Antheil an den ersten bäuerlichen Reformen in Livland bekannten Generalgouverneurs Grafen Browne.

Der Landmarschall Magnus Gustav hinterließ einen Sohn, Ernst Reinhold, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts livländischer Landrath gewesen ist. Geschichtlich bekannter aber sind dessen beide Schwestern geworden, zumal die ältere, Auguste Juliana, welche ein bewegtes und in erschütterndem Glückswechsel verlaufendes Leben lebte: bald auf der Höhe der Hofgunst, bald im Elende der Staatsgefangenschaft; während die jüngere, Maria Aurora, die Gemahlin jenes verwegenen Hofarztes, nachmaligen Grafen L'Estocq wurde, welcher durch seine Leitung des Staatsstreiches von 1741 unmittelbar einen bedeutenden Einfluß auf die Geschicke des russischen Reiches, mittelbar auch Europas übte. Das Andenken Maria Anroras aber, deren Lebenstage, wenn wir nicht irren, sich bis in das 19. Jahrhundert erstreckten, bleibt noch jetzt in Segen, wenigstens für alle diejenigen Nutznießer des unter dem Namen des „L'Estocqschen" bekannten Legats für mittellose Studirende, welche wissen, daß es eine Großtochter Gustav Mengdens war, die ihnen die Mittel zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung stiftete.

Auch der jüngste von Gustavs Söhnen, der Landrath Karl Friedrich Mengden, derselbe, dessen Grabschild in der Domkirche zu Riga neben dem väterlichen und dem großväterlichen gegenüber hängt, hinterließ einen Sohn, Gustav Reinhold, welcher, vielleicht noch vor seinem vorhin erwähnten Vetter Ernst Reinhold, das Amt eines livländischen Landraths bekleidete. Gustav Reinhold Mengden starb im Jahre 1755, Ernst

Reinhold wahrscheinlich später; beide aber schlossen somit eine, mehr als ein Jahrhundert umfassende Periode der Mengdenschen Familiengeschichte ab, während welcher, in vier auf einander folgenden, mit Otto Mengden anhebenden Generationen, die livländische Landrathswürde in diesem Geschlechte erblich geworden zu sein scheinen konnte.

W. v. Bock.

Ueber den Conservatismus auf dem Felde der Pädagogik.

Actus-Rede, gehalten am 20. December 1862 im Gymnasiumssaale zu Riga.

Betrachten wir die menschliche Natur nach ihren ursprünglichen Kräften und Anlagen; suchen wir uns der Quellen bewußt zu werden, aus welchen unsere Denk- und Handlungsweise entspringt; forschen wir nach den letzten Gründen, worauf sich unsere Neigungen und Abneigungen, unsere Hoffnungen und Befürchtungen, kurz worauf sich alles zurückführen läßt, was das Menschenleben innerlich und äußerlich bewegt: so stoßen wir unter tausend andern Widersprüchen, welche sich in diesem wunderbaren Mikrokosmus zusammen finden, auf zwei einander widerstreitende Triebe, die sich gleich mächtig und unabweisbar bethätigen, ich meine die Anhänglichkeit an das Alte und das Verlangen nach dem Neuen. Das Festhalten an dem, was durch sein langes Bestehen einen gewissen Nimbus der Ehrwürdigkeit und die Macht der Gewohnheit erworben hat; das Fortrücken in demselben Gleise, in dem man sich einmal eingefahren; die Fortsetzung einer Thätigkeit, in die man sich eingelebt; der unangetastete Besitz dessen, was man errungen; die ungestörte Fortdauer der Verhältnisse, mit denen man sich einmal vertraut gemacht: wer sollte es verkennen, daß daran das menschliche Herz mit starken, schwer zerreißbaren Banden gefesselt ist? Und doch: „Die Welt wird alt und wird wieder jung, und der Mensch

hofft immer Verbesserung". Er hofft sie nicht bloß, es drängt ihn auch gewaltig mit Hand anzulegen, Altes umzugestalten und Neues zu schaffen, die gebahnten Wege zu verlassen und noch unbetretene einzuschlagen, über das Bestehende den Stab zu brechen und alles Heil von einer besseren Zukunft zu erwarten. Wie im Leben des Einzelnen, so im Völker- und Staatsleben treten diese polarischen Gegensätze hervor und bilden durch ihre Conflicte recht eigentlich das Thema, um welches sich die ganze Entwickelung des Menschengeschlechts dreht. Conservatismus und Liberalismus, Reaction und Radicalismus und ähnliche Schlagwörter, wie sie, lauschen wir den Stimmen der Gegenwart, unser Ohr umschwirren, bezeichnen sie nicht Gegensätze, die so alt sind, als die Weltgeschichte, Gegensätze, die unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten vielfach modificirt, aber im Wesentlichen immer als dieselben hervortreten und sich geltend machen?

Und war es nicht von jeher die Summe der Staatsweisheit und der Triumph der Gesetzgebung, jene divergirenden Momente ins Gleichgewicht zu bringen und zwischen dem unbedingten Festhalten an dem Bestehenden und dem unbedachten Drängen nach vorwärts die rechte Mitte zu halten? Die wunderbare Harmonie, in welche die Weisheit des Schöpfers jene beiden Kräfte setzte, die wir unter dem Namen der Centripetal- und Centrifugalkraft kennen, zwingt die Weltkörper unverrückt ihre Bahnen zu wandeln, wie das harmonische Zusammenwirken der bewegenden Kraft und des dieselbe regulirenden Pendelschlags unsere Uhren im richtigen Gange erhält, und wahrlich der hätte den Stein der Weisen gefunden, wer in der Regelung aller menschlichen Verhältnisse, bei dem Antagonismus der Bestrebungen ein Gleiches vermöchte. Wenn aber auf allen Gebieten des Lebens das Wohlbefinden und Gedeihen von dem wenigstens mehr oder weniger richtigen Verhältnisse abhängt, in welches jene Momente zu einander gebracht werden: wie sollte sich dies nicht auch auf dem Gebiete der Schule bemerklich machen? Ist diese doch ein Abdruck des Volkslebens, aus dem sie hervorgegangen und dem sie ihre Dienste weiht; ist sie doch ein Spiegelbild dessen, was jedes Volk hochstellt und vorzugsweise erstrebt; findet doch dieses in den Anstalten, welche ihm das kommende Geschlecht heranbilden sollen, naturgemäß seinen adäquaten Ausdruck. Betrachten wir freilich die eigenthümliche Stellung, die wir als Deutsche dem großen Reiche gegenüber, dem wir angehören, einnehmen; bedenken wir, daß unsere Schulen weniger durch ein hinter uns stehendes Volk gedrängt und

bestimmt werden, weniger der Ausfluß eines eigenthümlichen Volkslebens sein können, daß sie zum großen Theil in ihrer Gestaltung und Verfassung weniger in communalen Anschauungen und Bestrebungen wurzeln als durch oberste Staatsbehörden modulirt und geleitet werden: so könnte es scheinen, als ob dieselben auch weniger als andere den Schwankungen ausgesetzt sein müßten, welche die wechselnden Tendenzen des Zeitgeistes mit sich führen.

Diese Schwingungen aber des jedes Zeitalter beherrschenden Geistes, reichen sie nicht auch hinauf bis in die höchsten Regionen? Und muß nicht, je mehr dort von Persönlichkeiten abhängt, der Wechsel individueller Anschauungen und Ansichten desto fühlbarer sich nach unten hin kund geben?

Mehr als zwei Decennien sind es, seitdem an dieser Anstalt mir mein Wirkungskreis angewiesen ward; mehr als zwei Decennien sind es, seitdem mir zum ersten Male die Ehre zu Theil ward, mit einigen Worten die Schulfeier einzuleiten, die Sie hochgeehrte Versammlung heute durch Ihre Gegenwart beehren. Blicke ich auf den hier verlebten Zeitabschnitt zurück, so finde ich der Veränderungen gar viele, welche in den wesentlichsten Beziehungen auch diese Anstalt erfuhr. Die Tendenzen, von welchen die uns gegebenen Vorschriften ausgingen; die Ziele, die man uns steckte, die Maßstäbe, nach welchen man unsere Leistungen beurtheilte; die Grundsätze, nach welchen die Disciplin geregelt, die Bildungsmittel, auf welche ein besonderes Gewicht gelegt ward, die Ordnung, welche in der Aneignung des zu Lehrenden befolgt, die Art, wie die Lehrgegenstände nach einzelnen Klassen vertheilt werden sollten; kurz der ganze äußere und innere Organismus unserer Anstalt war einem mannigfaltigen Wechsel unterworfen. Jahre freilich vergingen auch wohl, ohne daß neue, das Wesen des Schullebens berührende Anordnungen den gewohnten Gang unterbrachen; aber in desto rascherer Folge, in desto reicherer Fülle stellten sich dann solche mit dem Wechsel maßgebender Persönlichkeiten ein. Fern sei von mir die Anmaßung, alle die theils nur projectirten, theils auch realisirten Veränderungen und Umgestaltungen, in denen wir jedenfalls die Beweise reger Theilnahme an unserm Wirken und Schaffen dankbar anerkennen mußten, einer Kritik zu unterziehen. Aber wenn einestheils im Rückblick auf die verflossenen Jahre ich Veranlassung und Gelegenheit fand, über Wesentliches und Unwesentliches, über Nothwendiges und Zufälliges, über Dauerndes und Vergängliches mancherlei Betrachtungen anzustellen, Neues mit Altem zu vergleichen und Wirkliches vom Scheinbaren zu unterscheiden; und wenn anderntheils das große Ganze, als dessen integrirenden Theil

wir uns wissen, unverkennbar in eine Epoche getreten ist, in welcher von dem allgemeinen Bestreben nach zeitgemäßen Reformen, nach fortschreitender Entwickelung und Verbesserung auch das Schulleben nicht unberührt bleiben kann: so dürfte es nicht unangemessen erscheinen, wenn ich mir Ihre Aufmerksamkeit für einige flüchtige Gedanken erbitte, die ich *über den unberechtigten und den berechtigten Conservatismus auf dem Felde der Pädagogik* mich auszusprechen gedrungen fühle, und zwar mit besonderer Berücksichtigung der zu den Universitätsstudien vorbereitenden Anstalten, die wir Gymnasien nennen, und der eigenthümlichen Stellung, welche diese in unsern baltischen Provinzen einnehmen.

Ein weites Feld der Besprechung ist mir damit erschlossen, und weit dürfte es die Grenzen, die mir gesteckt sind, überschreiten, wollte ich dasselbe allseitig durchmessen und im Einzelnen darlegen, in welchen Stücken wir an dem Alten festzuhalten, in welchen dagegen die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer allgemeinen oder theilweisen Umgestaltung anzuerkennen das Recht und die Pflicht haben. Erlauben Sie mir daher, mich auf die Entwickelung allgemeiner Grundsätze und auf einige wenige speciellere Andeutungen zu beschränken. Fragen wir zuvörderst nach dem Begriff, welchen wir mit dem Ausdruck Conservatismus bezeichnen, so dürfte über die allgemeine Bedeutung desselben wohl kaum Jemand im Unklaren sein. Daß wir darunter das Bestreben verstehen, grundsätzlich an dem Althergebrachten, an dem jeweilig Bestehenden festzuhalten, darin möchten Alle wohl einverstanden sein. Die Meinungsverschiedenheit kann erst mit der Frage beginnen, wo dieses Streben im Recht und wo es im Unrecht sei, da die Entscheidung dieser Frage von dem Werth oder Unwerth der Dinge, woran man festhält und von den Beweggründen, warum man daran festhält, abhängig ist, über beides aber die Ansichten und Urtheile verschieden sein können.

Fast dürfte es gewagt erscheinen zu einer Zeit, die in allen Beziehungen so gewaltig zum Fortschritt drängt, zu einer Zeit, wo in der Terminologie der Tagespolitik das Wort conservativ zur Bezeichnung einer bei den Meisten gar mißliebigen Parteistellung geworden ist, zu einer Zeit, wo man Alle, die nicht unbedingt und in allen Stücken einstimmen können in den Chorus der fortschrittseligen Menge, als Dunkelmänner und Reactionaire zu perhorresciren und zu verfehmen geneigt ist — gewagt dürfte es scheinen, von einer guten Sache, von irgend welcher Berechtigung des Conservatismus zu reden. Aber fern bleibe uns hier Alles, was sich im

politischen Sinne an diesen Terminus knüpft, unbeachtet der Streit, der auf andern Gebieten, der auf fremder Arena zwischen Conservativen und Liberalen, zwischen Reactionären und Männern des Fortschritts mit Erbitterung geführt wird; unerörtert die häkliche und im allgemeinen kaum lösbare Frage, ob unsere athemlos vorwärts stürmende und drängende Zeit in gerader Richtung auf ein hohes und würdiges Ziel lossteuert, oder ob das, was uns vermöge einer optischen Täuschung als Fortschritt erscheint, nur Kreisbewegung ist oder Rückschritt und wir, wie Einige meinen, in Gefahr stehen, unvermerkt wiederum in die Nacht der Barbarei zu versinken, zwar nicht der alten, naturwüchsigen, sondern einer nie dagewesenen und weit schlimmern, weil künstlich maskirten und im bunten Flitterstaat gleißenden und glitzernden. Nicht sind wir gesonnen über derlei allgemeinere Fragen die Zeugen der Gegenwart zu verhören und nach der signatura temporis auszuspähen. Fassen wir hier einzig und allein die Schule ins Auge, und und zwar sowohl nach ihrer lehrenden als auch nach ihrer erziehenden Thätigkeit.

Unabweisbar tritt uns in Beziehung auf beide hier zunächst die eben so alte als berechtigte Forderung entgegen, es solle für das Leben und nicht für die Schule gelernt werden. In jeder Schule, welcher Art sie auch sei und welchen Namen sie auch führe, soll eine solche Bildung gewonnen, sollen solche Kenntnisse mitgetheilt, solche Fertigkeiten erworben werden, die in den Lebensstellungen, für welche sie ihre Zöglinge vorzubereiten die Aufgabe hat, sich fruchtbar und segensreich erweisen; jede Schule — das steht fest — würde ihre Lebensfähigkeit verlieren und zu nichts mehr nütze sein, wenn durch ihre Schuld der menschlichen Gesellschaft Glieder erwüchsen, die sich in der ihnen angewiesenen Stellung als untüchtig und unbrauchbar erwiesen. Sollte also die Schule im rechten Verhältnisse zum Leben stehen, so durfte sie nicht hinter der allgemeinen Bildung der Zeit zurückbleiben, so mußte sie sich dem Entwickelungsgange anschließen, den die Menschheit im allgemeinen und das Volk, dem sie angehörte, im besonderen nahm. Je mehr sich also der Horizont des menschlichen Wissens erweiterte; je vielgestaltiger sich das Leben entfaltete; je größer die Eroberungen, je glänzender die Errungenschaften namentlich auf dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften waren, je tiefer diese in das praktische Leben eingegriffen und den Interessen desselben sich dienstbar erwiesen; je mannigfaltiger in Folge dessen die menschlichen Thätigkeiten und Berufsarten wurden und je größer die Ansprüche, welche an diese gemacht werden mußten:

desto weniger konnten die Schulen, wie sie vor Zeiten waren, allen Forderungen der Gegenwart genügen, desto weniger konnte die Bildungsweise und die Bildungsform, die in jenen gewonnen wurde und die eben, weil sie die einzige war, in ihrer Alleinherrschaft zu ihrer Zeit vollkommen zu Recht bestand, fernerhin alleinige Geltung und alleinige Anerkennung beanspruchen. Das nicht sehen wollen hieße das Auge verschließen dem, was offen zu Tage liegt; das verkennen hieße dem Leben entfliehen und hinter düstern Klostermauern Schutz suchen gegen das, was tausendstimmig uns entgegen schallt. Wenn nun im Verlauf der letzten Decennien fast überall theils allgemeine Vorbereitungsschulen für praktische Lebensberufe unter dem Namen von höheren Bürgerschulen und Realgymnasien, theils in vielfacher Abstufung und Verzweigung besondere Fachschulen und polytechnische Anstalten ins Leben traten; wenn diese Anstalten, anfangs mannigfaltigem Widerspruche begegnend und mit mancherlei Hindernissen kämpfend sich allmälig consolidirten und eine bestimmte Gestaltung gewannen: wer sollte es verkennen, daß diese neuen Erscheinungen aus einem unabweisbaren und tief gefühlten Bedürfniß hervorgingen? Und wenn in jüngst vergangener Zeit in dieser Beziehung auch unsere Stadt sich den bedeutenderen Städten des Auslandes gleichgestellt sah und den jugendlichen Geistern die weiten Hallen der Wissenschaften eröffnete, die für die verschiedenartigsten Thätigkeiten und Berufsarten des praktischen Lebens theils mittelbar vorbereitend, theils unmittelbar in dieselben einführend, ihre Dienste anbieten: wer sollte sich nicht dieser Erweiterung unserer Bildungsmittel erfreuen und in dem uns Gebotenen einen dankenswerthen Fortschritt erkennen? — Weniger berührt vom Umschwung des praktischen und industriellen Lebens, auf einem Grunde ruhend, der vor Alters gelegt ward, Zwecke verfolgend, die sich im Wesentlichen gleich blieben, konnte und mußte dagegen das Gymnasium eine gewisse Stabilität behaupten, deren Berechtigung zu erweisen die Aufgabe gegenwärtigen Vortrags ist.

Fern sei es freilich von uns, auf dem Felde der Gymnasialpädagogik jeden Fortschritt zum Bessern, jede Berücksichtigung der bewegenden Ideen der Zeit und der Lebensverhältnisse, wie sie sich im Verlaufe der Zeit entwickelt haben, von uns zu weisen; fern sei es von uns, mit eigensinniger Consequenz an dem einmal Bestehenden, eben weil es das Bestehende ist, festzuhalten; fern sei es von uns, die Mängel, die unserem wie jedem menschlichen Thun und Treiben ankleben, zu übersehen und ihrer Anstellung zu widerstreben; fern sei es von uns, jenem bequemen Schlendrian das

Wort zu reden, welchem der Schulmann um so leichter verfällt, je mehr er, besonders bei einem strengen Fachlehrersystem, auf eine bestimmt abgeschlossene Sphäre angewiesen, genöthigt ist, dieselben Manipulationen an einem oft nur allzu unbildsamen und widerstrebenden Stoffe in regelmäßig und einförmig wiederkehrenden Cursen zu wiederholen. Aber fassen wir das Gymnasialwesen der Gegenwart im allgemeinen ins Auge, ungerecht wäre führwahr die Klage über ertödtenden Stillstand. Blicken wir nur hin auf jene Versammlungen von Philologen und Schulmännern, welche von Jahr zu Jahr in lebendigster Frische und freiem Blicke die Interessen der Gegenwart erwägen und zeitgemäße Fragen erörtern, oder mustern wir die Zeitschriften, welche von dem Gymnasialwesen Kunde geben, oder überschauen wir endlich die literarischen Hülfsmittel, welche in unendlicher Fülle Lehrern und Schülern dargeboten werden: so müssen wir gestehen, daß alle diese Erscheinungen, wenn auch nicht überall und durchweg Beweise gedeihlichen Fortschritts, so doch Zeugnisse eines regen Lebens sind.

Wenn wir nun dem Streben nach zeitgemäßer Entwickelung, dem reformatorischen Drange, das Bestehende stets von neuem mit unbefangenen Blicke zu prüfen, das Mangelhafte und Verfehlte zu beseitigen und das Fehlende zu ergänzen, auch auf dem Gebiete des Gymnasialwesens im allgemeinen seine volle Berechtigung zuzugestehen nicht Anstand nehmen: so müssen wir doch gewissen weit verbreiteten Ansichten und Tendenzen der Zeit gegenüber um so fester darauf bestehen, daß das Princip, auf welchem die Idee des Gymnasiums beruht, unangetastet bleiben muß und daß eine gewisse Stetigkeit und Continuität in seiner lehrenden und erziehenden Thätigkeit zu seinem Gedeihen unerläßlich ist. Ein langjähriger Kampf ist bekanntlich zwischen Humanismus und Realismus auf dem Felde der Pädagogik geführt worden; er wird zum Theil noch fortgeführt und dürfte überhaupt nicht so leicht sein völliges Ende erreichen, da er aus einer Grundverschiedenheit menschlicher Anschauungen und Ansichten hervorgeht. Aber im Großen und Ganzen, wenigstens in den Augen der Einsichtigen und Unbefangenen, hat dieser Kampf eine friedliche Lösung gefunden, seitdem die Bedürfnisse der Zeit, die in den Anstalten alten Schlags keine Befriedigung fanden, neue hervorriefen, die jenen gebührende Rechnung trugen. Um so mehr darf das Gymnasium, unbeirrt durch hie und da sich erhebende Stimmen, unverrückt die Aufgabe ins Auge fassen, die ihm von Alters her gestellt ward, um so mehr darf es realistischen Tendenzen gegenüber an dem formalen Bildungsprincip festhalten, welches jener zum

Grunde liegt. Wenn schon jede allgemeine Vorbereitungsschule ihre Zöglinge nicht bloß mit einem bestimmten Complex von Kenntnissen ausrüsten, sondern vor allem zu Menschen in der durch christliche Cultur erhöhten und veredelten Bedeutung des Wortes machen und mit einer Bildung ausstatten soll, welche sie in den Stand setzt, mit offenem Blick und empfänglichem Herzen die Aufgaben des Lebens zu erfassen; wenn die Schule überhaupt nicht einer Fabrikanstalt ähnlich sein soll, die darauf angewiesen ist, gerade nur die Artikel zu liefern, nach denen eben Nachfrage ist, und sie in der Façon und mit der Appretur zu liefern, die dem jeweiligen Bedürfniß oder der eben herrschenden Mode entsprechen: so muß vor allen das Gymnasium an der ewigen und unwandelbaren Idee veredelter Menschlichkeit, es muß an dem allgemeinen Bildungsprincip festhalten, aus dem es hervorgewachsen ist. Nicht Theologen, Juristen, Mediciner im besondern sollen hier ihren Zuschnitt erhalten, es soll vielmehr eine allgemeine Grundlage gewonnen werden, auf welcher in der einen oder andern Richtung mit Sicherheit weiter fortgebaut werden könne; es soll in angemessener Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren an geeigneten Stoffen der jugendliche Geist geübt, der Sinn für die idealen Güter der Menschheit geweckt, ein wissenschaftliches Streben angeregt, es sollen die Zöglinge in den Stand gesetzt werden, mit gestählter Kraft, mit frischem Muth neuer Geistesarbeit entgegen zu gehen, mit freiem Blick, mit offenem Sinn auf allen Gebieten des Wissens, die später sich ihnen aufthun mögen, sich zurecht zu finden und anzusiedeln, mit lebendigem Gefühl für die Würde der Wissenschaft und für alles Edle und Große, und fern von jenem gemeinen Sinn, der überall nur den materiellen Gewinn im Auge hat, hinauszusteuern in die weiten Regionen menschlichen Denkens und Forschens, hineinzudringen in den ehrwürdigen Tempel, dessen Vorhallen oder dessen Vorstufen sie hier erst betraten. Wohl sollte man meinen, es thue in unseren Tagen nicht mehr noth, den Gymnasien, aus welchen die geistigen Lenker eines kommenden Geschlechtes hervorgehen sollen, diesen idealen Standpunkt einem platten Nützlichkeitsprincip gegenüber zu wahren; wohl sollte man denken, sie seien vorüber, die Zeiten, wo man dicke Bücher über die Nutzbarkeit des Predigtamts schrieb und den Erfinder des Spinnrads oder den ersten Kartoffelpflanzer weit über den oder die Dichter der Iliade und Odyssee erhob. Aber sind sie denn so ganz verstummt die Stimmen, welche müde werden zu fragen, wozu denn dieses und jenes nütze, woran die geistige Kraft der Jugend geübt wird, wenn dieses nicht sogleich auf

dem Markte des Lebens sich in klingende Münze umsetzen läßt? Muß nicht das Gymnasium streng conservativ sich den Zumuthungen derer entgegen stellen, die, von einer vermeintlichen praktischen Nutzbarkeit ausgehend, dasselbe von Grund aus umgestalten möchten?

Die Berechtigung dieses Conservatismus haben wir hinsichtlich der lehrenden Thätigkeit im besondern in zwiefacher Hinsicht nachzuweisen, indem wir uns die Fragen vorlegen: Was soll gelehrt werden und Wie soll gelehrt werden?

Seitdem unser ehrwürdiger Melanchthon, in dem wir nicht weniger den magister Germaniae als den großen Theologen und Reformator verehren, den Grund zu dem deutsch-protestantischen Gymnasium legte, hat sich dieses zwar organisch weiter gebildet und mancherlei durch die Zeit gebotene Reformen erfahren; aber die Grundlage, die ursprüngliche Idee ist dieselbe geblieben. Ein flüchtiger Blick in die Lehrpläne der Gymnasien alter und neuer Zeit zeigt uns zwar eine erhebliche Verschiedenheit, aber doch eine noch größere Uebereinstimmung in der Wahl der Lehrstoffe, deren man sich zur Erreichung des Bildungszweckes vor Zeiten bediente und noch heute bedient. Religion, Mathematik und Sprachen und unter diesen neben der Muttersprache, die erst spät zu ihrem Rechte gelangte, vorzugsweise die Sprachen der beiden Hauptvölker des Alterthums, das ist die Trias, um welche sich der Gymnasialunterricht dreht und welcher sodann sich in zweiter Linie anschließt, was von der Kenntniß der Natur, von der Völker- und Staatengeschichte und von geographischen Kenntnissen für jeden wissenschaftlich Gebildeten zu wissen unerläßlich ist. Nicht zufällig und willkürlich ist diese Zusammenstellung, sie beruht auf der Natur der Sache und auf der Natur des Menschengeistes. Gleichwie von jeher der Mensch, vom Instincte geleitet, zu seines Leibes Ernährung unter den von der Natur dargebotenen Stoffen eine solche Auswahl traf und sie in ein solches Verhältniß zu einander setzte, wie es eben der Organismus verlangte, ehe ein Liebig, diese Stoffe in ihre Elemente zerlegend, nach der Theorie des Stoffwechsels es aus Gründen der Chemie erwies, wie nothwendig jenes Verhältniß sei, damit einem jeden Organe sein Recht widerfahre: so hat man anfangs mehr instinctmäßig als mit klarem Bewußtsein von der innern Nothwendigkeit jene geistigen Nahrungsstoffe zusammen gestellt, die sich für Gesundheit und Wachsthum des Geistes besonders geeignet erwiesen und von deren Zusammengehörigkeit schon das Mittelalter eine Ahnung hatte, indem es im Wesentlichen jener Trias entsprechend,

sein Trivium aufstellte. Bringt es nun die politische Stellung, die wir im besondern einnehmen, unabweisbar mit sich, daß wir, statt anderen neueren Sprachen eine obligatorische Geltung einzuräumen, die Sprache und Literatur des Volkes, mit dem wir zu einem staatlichen Ganzen gehören, unter die Bildungsmittel unserer Schulen aufzunehmen nicht umhin können: so ist das zwar ein der Idee des rein deutschen Gymnasiums fremdes Element; aber die Elasticität des menschlichen Geistes ist glücklicher Weise der Art, daß sich auch dieses ohne gar zu große Störung anderweitiger Lebensfunctionen dem Gesammtorganismus assimiliren kann, vorausgesetzt, daß es nicht durch zu große Massenhaftigkeit die Receptivität übersteigt, daß es nicht die übrigen Bildungselemente durch das Verhältniß, in welches es zu diesen gestellt wird, allzu sehr herabdrückt und dem Boden so viel Kraft entzieht, daß andern Pflanzungen daneben nichts Anderes als ein kümmerliches Vegetiren noch übrig bleibt, eine Voraussetzung, die in jüngst vergangener Zeit in erfreulichster und dankenswerthester Weise zur Geltung gekommen ist. Weil nun aber doch auch so der Schüler unserer Gymnasien mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen ist, zu bewältigen, was außerhalb der sonst in allen Stücken von uns adoptirten Idee des deutschen Gymnasiums liegt und was auch bei ermäßigten Forderungen einen namhaften Theil der Zeit und der Kraft in Anspruch nimmt: so haben wir um so mehr Ursache, streng conservativ an dem Grundsatze festzuhalten, daß, wie für den leiblichen so für den geistigen Organismus die Nahrung, je einfacher und kräftiger, desto gedeihlicher ist; wir haben um so mehr Veranlassung streng conservativ es von uns zu weisen jenes bunte Allerlei von Dingen, die an und für sich ja nützlich, interessant und lehrreich, aber für die Gymnasialzwecke ein unnützer Ballast wären, und nähme man sie auf, unsern Lehrplan unverhältnißmäßig anschwellen müßten, der wahrlich auch schon so wie er ist, eher einer Beschränkung als einer Erweiterung bedürftig erscheint. Sehen wir die Lehrpläne solcher Anstalten an, welche ganz und gar von der Ansicht des Publicums abhängig, sich weniger einer festen und einheitlichen Leitung erfreuen, so möchte bei manchen der Vergleich mit einer Bude nicht fern liegen, in der Alles zu haben ist, was etwa Gegenstand der Nachfrage sein könnte und deren Aushängeschild um so mehr Kunden anlocken soll, je reichhaltiger das Waarenlager, das dem Liebhaber zur Disposition gestellt wird.

Mustern wir nun die Hauptfächer, auf welche sich das Gymnasium beschränkt, so dürfte wohl unter denen, die sich zu Christi Namen beken-

nen, am wenigsten die Zeit beanstandet werden, die, abgesehen davon, daß ein christlich-religiöser Geist das Ganze durchdringen soll, dem Religionsunterricht insbesondere eingeräumt ist. Auch der Mathematik dürften nur Wenige ihren Platz mißgönnen, wenngleich über die Grenzen, innerhalb deren sie sich zu halten habe, erhebliche Meinungsverschiedenheiten obwalten. Am wenigsten Widerspruch möchten wohl die Fächer finden, die dem allgemeinen Verständniß näher stehen, die deutsche Sprache und Literatur, die Geschichte und Geographie und das, was von Naturkunde geboten werden kann. Daß endlich die russische Sprache mit Nothwendigkeit ihren Platz behaupte, wird jeder zugeben müssen, der unsere Stellung erwägt. Desto weniger leuchtet es Manchem ein, warum man denn für zwei todte Sprachen, für die mühsame Erlernung ihrer Formen, für die gesammte Beschäftigung mit einer Cultur, die ja so weit hinter uns liege, durch alle Classen hindurch so viel Zeit und Kraft in Anspruch nehme, die weit besser auf das, was dem Leben der Gegenwart näher liegt, verwendet werden könne. Es würde zu weit führen, die Grundlosigkeit und Irrthümlichkeit dieser Meinung nach allen Seiten hin darlegen und es im Einzelnen nachweisen zu wollen, wie viel die Menschheit verlieren würde, wollte man die von Hellas und Rom entlehnten Bildungselemente unserer studirenden Jugend schmälern oder gar ganz entziehen. Die durch nichts Anderes zu ersetzende Gymnastik des Geistes, welche das Erlernen dieser Sprachen von den ersten Elementen an gewährt und gerade deswegen gewährt, weil sie vermöge ihres eigenthümlichen Baues und der in demselben ausgeprägten Denk- und Anschauungsweise dem Bewußtsein der Gegenwart fern stehen und uns in eine Welt versetzen, die in ihrer Abgeschlossenheit und Erstorbenheit weit hinter uns liegt, aber in ihrer nimmer welkenden Jugend Jedem, der sich in sie versenkt, einen unerschöpflichen Born frischen Lebens eröffnet; ferner die Ursprünglichkeit und Urbildlichkeit ihrer Literatur- und Kunstwerke, zu welchen jedes Zeitalter wieder zurückkehren muß, um in der Anschauung derselben den rechten Maßstab und die Vorbilder zu eignen Schöpfungen zu finden; überhaupt endlich der innige Zusammenhang, in welchem die Cultur der Gegenwart mit dem griechischen und römischen Alterthum steht — das alles, was hier nur summarisch angedeutet werden kann, macht es dem Gymnasium zur unumgänglichen Pflicht, auf dem Grunde zu verharren, der vor Alters gelegt ward, auch nicht sich beirren zu lassen, wenn nicht überall die erwünschten Früchte sich zeigen, wenn manche Schüler, theils jeder geistigen Anstrengung abhold und in eitelem

Treiben sich verflachend oder in den Lustgefilden belletristischen Naschens verflatternd, theils nicht mit dem für ein wissenschaftliches Leben nöthigen Gaben ausgestattet und durch einen Mißgriff oder um rein äußerlicher Rücksichten willen in eine ihrer innersten Natur widerstrebende Laufbahn geworfen — wenn solche Schüler von einer Klasse zur andern sich nicht hindurcharbeiten, sondern hindurchsitzen, ohne daß der Sinn für ernste Beschäftigung geweckt und ohne daß der Widerwille, mit dem sie namentlich das Latein und das Griechische erfüllte, überwunden werden konnte. Nur wünschenswerth kann es erscheinen, daß solche nach Möglichkeit von den Gymnasialklassen fern gehalten, oder daß sie wenigstens zeitig auf eine andere für sie geeignete Bahn hingewiesen werden. Wenn nun in Betreff des Griechischen eine Concession, die man dem Zeitgeist machen zu müssen glaubte, zurückgenommen und diese Sprache als integrirender und obligatorischer Theil der Gymnasialstudien wieder in ihre alten Rechte eingesetzt ward; so haben wir darin einen sehr wohl berechtigten Conservatismus oder vielmehr eine erfreuliche und gesunde Reaction anzuerkennen, theils um jener Trägen und Unfähigen willen, von denen vermöge des ihnen geleisteten Vorschubs zwar der Lehrer des Fachs, aber nicht die Anstalt befreit ward und an denen man in den um ihretwillen zum Schaden für das Ganze errichteten Parallelklassen in der Regel auch nicht viel Freude erlebte, theils aus Gründen, welche in der Natur der Sache liegen. Bildet doch das Griechen- und Römerthum ein unzertrennliches Ganze, das, streicht man das erste hinweg, nur verstümmelt und kaum verständlich erscheint; trägt doch das Griechische mit seiner wunderbaren Architektonik, mit seiner Fülle und Kraft, mit seiner Klarheit und Bestimmtheit im Ausdruck jeder feinsten Gedankenschattirung das originelle Gepräge des hochbegabten Volkes, das diese Sprache redete und das durch seine Literatur und Kunst der Lehrmeister aller Völker geworden ist; verhält sich doch die griechische Cultur zu der römischen, wie der erste Regenbogen zum zweiten, den wir als Abglanz des ersten am Himmel erblicken, der jenem ursprünglich zwar in der Farbenverbindung gleicht und an räumlicher Ausdehnung ihn zwar übertrifft, aber an Farbenglanz und lebendiger Frische ihm um ein Bedeutendes nachsteht.

In seinem vollen Rechte ist also das Gymnasium, wenn es an dem Kern und Stern seiner Bildung festhält, wenn es einer Zeit gegenüber, die zum Vieler- und Mancherlei hindrängt, die — und wer könnte an und für sich dieses tadeln? — alles menschliche Wissen populariſiren und

zum Gemeingut machen möchte, sich auf einen bestimmt abgeschlossenen Kreis von Lehrstoffen beschränkt, deren geistbildende Elemente sich durch die Erfahrung bewährt haben. Aber auch innerhalb dieses Kreises selbst muß es nicht nur ein bestimmtes für jede Stufe genau berechnetes Maß innehalten, sondern auch der Wissenschaft selbst gegenüber eine gewisse conservative Stellung einnehmen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Wissenschaften, die eine mehr, die andere weniger, sich in einem steten Flusse, in unaufhörlicher Bewegung, in unbeschränkter Weiterentwickelung befinden und immer zu einem definitiven Abschlusse gelangen. Neue Systeme tauchen auf und werden wiederum von andern verdrängt; neue Ansichten machen sich geltend und werden vielfach geprüft und besprochen. Theils des Irrthums überführt, werden sie im Laufe der Zeit der Vergessenheit übergeben, theils Wahrheitskeime in sich tragend, geben sie den Anstoß zu neuen Entwickelungen. Freilich wäre es ein nimmer zu rechtfertigender Stabilismus, wollte die Schule von dem, was auf dem Gebiete der Wissenschaft, die sie zu lehren hat, vorgeht, keinerlei Notiz nehmen, wollte sie an dem längst Beseitigten, als falsch Erkannten in die historische Rumpelkammer Geworfenen, immer noch festhalten; sie würde ihrer Aufgabe, dem heranwachsenden Geschlechte den Zutritt zu den Schätzen, welche die Cultur der Gegenwart darbietet, zu eröffnen, sie würde dieser ihrer Aufgabe vergessen, wollte sie unbekümmert um verwerthbare Errungenschaften ihre Zöglinge lehren, was sie später wieder vergessen und verlernen mußten. Aber wenn selbst die Universität mehr sichere Resultate geben als in die verwirrende Debatte des vor dem Forum der Wissenschaft noch Obschwebenden und Unentschiedenen einführen soll und dies vorzugsweise der Akademie überläßt, so darf um so weniger das Gymnasium allen Entwickelungsphasen der Wissenschaft folgen und das noch Schwankende in seinen Bereich aufnehmen, statt auf sicherer Basis seine Schüler von Stufe zu Stufe zu führen und auf systematische Vollständigkeit verzichtend nur das zu verwerthen, was der Receptivität einer jeden Bildungsstufe und dem gymnastischen Zwecke am angemessensten erscheint. So wünschenswerth es auch sein mag, daß der Lehrer des Fachs mit seiner Wissenschaft fortschreite, so wenig würde er doch seine Stellung begreifen, wollte er ohne vorsichtige Auswahl und ohne weise Berechnung das, was für ihn selber Bedeutung gewonnen, mittheilen und damit die Köpfe der Jugend verwirren. War es doch, um Beispiele anzuführen, gewiß ein verkehrtes Beginnen, wenn man vor Zeiten, dem großen Philo-

sophen zu Königsberg huldigend, den gesammten Schulunterricht nach Kantischen Kategorien zu modeln sich bemühte, oder wenn man, einem der größten Denker der Neuzeit folgend, Hegelsche Anschauungen und Denkformen bis in die mittleren Klassen der Gymnasien verschleppte. Mag einem Ritter der Ruhm unverkümmert bleiben, die Geographie erst zur Wissenschaft erhoben zu haben; mögen die Niebuhr, die Mommsen auf dem Gebiete der römischen Geschichte manchen Irrthum beseitigt und manches neue Licht angezündet haben; mag der Name der deutschen Dioscuren in unvergleichlicher Glorie strahlen, von denen der eine, die weiten Gebiete der Natur mit hellem Geiste durchforschend, uns den Zusammenhang des Weltganzen darlegte, der andere, sich in die Tiefen des Menschengeistes versenkend, die innerste Werkstätte der Sprachenbildung erschloß: immerhin wird es einer weisen Beschränkung und einer umsichtigen Auswahl bedürfen, sollen alle jene reichen Schätze in gedeihlicher Weise für Schulzwecke benutzt und verwerthet werden, und vor nichts dürfte der Lehrer eines bestimmten Fachs sich mehr zu hüten haben, als die Grenzen, die ihm durch den Gesammtorganismus gezogen sind, im reformatorischen Eifer zu überschreiten.

Ist nun in Beziehung auf die Auswahl und den Umfang der Lehrobjecte die Berechtigung eines gewissen Conservatismus erwiesen, so dürfte diese hinsichtlich der Art, wie jene behandelt werden sollen, in nicht geringerem Grade sich geltend machen. Unzweifelhaft ist's, daß bei dem gesammten Schulunterrichte noch bei weitem mehr auf das Wie als auf das Was ankomme, daß auch der unfruchtbarere Stoff durch die rechte Methode geistbildend, der fruchtbarste durch schlechte Behandlung geisttödtend werden kann. Es ist geradezu zum Gemeinplatz geworden, beim Unterrichten komme Alles auf die Methode an. Das ist unbestreitbar, insofern man unter Methode überhaupt die Art versteht, wie etwas angefaßt und behandelt wird. Aber kaum giebt es ein Stichwort, mit welchem in Erziehung und Unterricht so viel Mißbrauch getrieben wird als eben mit diesem, indem man oft eben da nur Methode sieht, wo ein gewisses schablonenmäßiges, auch in unwesentlichen Dingen sich gleich bleibendes Verfahren ins Auge springt. In allen Zweigen des Unterrichts hat man von jeher sich alle erdenkliche Mühe gegeben, Methoden zu finden, wodurch Zeit erspart, Kraft gewonnen, der Erfolg gesichert werden könne. Neue und abermals neue Methoden mit staunenswerthen Verheißungen sehen wir auftauchen und oft in marktschreierischer Weise sich ankündigen.

Fern sei es von uns, das Brauchbare und allgemein Anwendbare, was uns als etwas Neues entgegentritt, aus Vorurtheil oder Bequemlichkeit von uns zu weisen; auch leugnen wir nicht, daß manche mangelhafte und keineswegs allgemein zu empfehlende Methode in der Hand dessen, aus dessen geistiger Eigenthümlichkeit sie organisch hervorgewachsen war, Namhaftes leistete. Aber streng conservativ jenen aufdringlichen Ephemeriden, jenen gepriesenen Kunststücken gegenüber, müssen wir an dem Bekenntnisse festhalten, daß es keine alleinseligmachende Methode giebt, oder daß nur da die rechte Methode ist, wo ein tüchtig durchbildeter Lehrer mit hingebender Seele und elastischem Geiste nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit in rechter Weise den Schüler erfaßt, seine Kräfte weckt, zur Selbstthätigkeit anregt, und selber voll Leben, Leben entzündet und fruchtbare Keime hervorruft. Wo das nicht fehlt, da braucht man nicht ängstlich nach der Methode zu fragen, nach welcher er unterrichte, und wo es fehlt, da wird auch keine als fertig gegebene Methode etwas helfen, am wenigsten die zur Nachachtung von außen aufgedrungene, die den weniger Begabten nur verwirren und, vollends unbrauchbar machen kann, und schlimm stände es fürwahr um die Schule, wenn jeder an maßgebender Stelle aufsteigende plausible Gedanke über Zweckmäßigkeit dieser oder jener Unterrichtsweise, dieser oder jener Behandlung der Lehrstoffe sich über Nacht in einem Paragraphen des Reglements verwandeln und als Norm zur allgemeinen Nachachtung hinstellen würde.

Noch Zweierlei, was mit der Methode des Unterrichts aufs genaueste zusammenhängt, erlaube ich mir hier in der Kürze zu besprechen, ich meine die Wahl der Lehrbücher und anderweitigen Hülfsmittel des Unterricht und die Gliederung desselben nach Fächern und Klassen.

Als Repräsentanten verschiedener Methoden und Behandlungsweisen traten uns hier nebst andern Apparaten des Unterrichts die Lehr- und Schulbücher entgegen, mit denen theils lebendiges, zu stets neuen Productionen drängendes Interesse und der natürliche Wunsch, dem, was man für gut befunden, einen adäquaten Ausdruck zu geben und sich ein handgerechtes Werkzeug zu schaffen, theils aber auch literarische Speculation und buchhändlerische Industrie den Markt in überschwänglicher Fülle überschüttet. Mag es auch gewagt erscheinen, dem einzelnen Lehrer die unbeschränkte Wahl unter der sich darbietenden Menge zu überlassen: so sind es doch vier Gesichtspunkte, welche ein gesunder Conservatismus uns fest-

zuhalten verpflichtet: zuerst, daß nicht ohne dringende Noth ein zu häufiger Wechsel dem Lehrer und Schüler das Concept verrücke, da, abgesehen von den für manche Eltern drückenden Opfern, die mit solchem Wechsel verbunden sind, selbst ein mangelhaftes, wenn nur der Hauptsache nach brauchbares Buch, in welches Lehrer und Schüler sich eingelebt, weniger schadet als das allzu hastige Abspringen von einem zum andern. Sodann müssen die vorgeschriebenen oder gestatteten Lehrmittel theils hinsichtlich des Verhältnisses, in welchem die einzelnen Fächer zu einander stehen, in das rechte Gleichgewicht gesetzt werden, theils innerhalb desselben Faches in richtiger Stufenfolge ein harmonisches Ganze bilden, damit nicht durch eine wesentliche Verschiedenheit der Fassung, der Anordnung, der Terminologie u. s. w. beim Fortrücken von einer Stufe zur andern Lehrern und Schülern unnöthiger und störender Weise die Arbeit erschwert werde. Damit aber alles dies erzielt werden könne, muß die Wahl recht eigentlich aus der Schulpraxis, muß aus dem Urtheil sachkundiger und umsichtiger praktischer Schulmänner hervorgehen, nicht nach dem Dafürhalten der gelehrten, aber der Schulpraxis fernstehenden Vertreter des Fachs, die zwar über den wissenschaftlichen, aber nicht immer über den methodischen und praktischen Werth ein competentes Urtheil haben, bestimmt werden. Endlich muß bei der Empfehlung und Einführung solcher Lehrmittel einzig und allein die Sache ins Auge gefaßt werden und keinerlei persönliche Rücksicht obwalten.

Was nun schließlich noch die Gliederung des Unterrichts nach Klassen und Fächern, was die Anordnungen betrifft, welche den Lehrgang, die Versetzung, die Bedingungen des Ein- und Austritts, kurz alles das regeln, was an eine bestimmte Ordnung gebunden sein muß: so haben wir in dieser Beziehung im Interesse eines wohlberechtigten Conservatismus ganz ähnliche Gesichtspunkte wie bei der Wahl der Lehrmittel festzuhalten. Wer möchte es leugnen, daß von Zeit zu Zeit mehr oder weniger durchgreifende Reformen wünschenswerth, ja nothwendig erscheinen? Aber vergessen wir nicht, daß die Schule keine Maschine ist, deren Gang durch einen hie oder da angebrachten Druck oder Ruck nach Belieben bestimmt werden kann, sondern daß sie ein lebendiger Organismus ist, der nur dann gesund bleiben und sich gedeihlich entwickeln kann, wenn das Ganze frische Lebenskraft durchströmt und jedes Organ im Verhältniß zum Ganzen zugleich Leben gebend und Leben empfangend in normaler Weise die ihm zugewiesenen Functionen erfüllt. Kann doch selbst eine Uhr, die nichts

weiter als ein complicirterer Mechanismus ist, nicht in den rechten Gang kommen und darin erhalten werden, wenn man zu unvorsichtig und oft an der Stellscheibe schiebet und rückt. Und ein Organismus sollte weniger empfindlich gegen gewaltsame Eingriffe, gegen zu häufigen Wechsel der Behandlungsweise, gegen wohlgemeinte, aber übelberechnete Nachbesserungsversuche sein? Befindet doch der Leib sich am wohlsten bei einer gewissen Gleichmäßigkeit und Stetigkeit der gewohnten Diät, und ist doch nur dann eine Veränderung derselben wünschenswerth oder nothwendig, wenn sie sich als fehlerhaft und unzuträglich erweist, oder wenn der Organismus ernstlich erkrankt ist und hat doch selbst dann ein zu plötzliches Abspringen von einem Extreme zum andern sein großes Bedenken. Je tiefer nun irgend eine neue Anordnung in das innere Leben der Schule eingreift, desto weniger kann es ausbleiben, daß nicht nur augenblickliche Verlegenheiten, sondern auch auf lange Zeit hinaus fühlbare Inconvenienzen sich herausstellen, und desto wünschenswerther ist es, daß nicht zu oft und ohne dringende Noth Anordnungen der Art den geregelten Gang unterbrechen. Wie der Galvanismus bei dem Leichnam zwar dem Leben ähnelnde Zuckungen hervorrufen, ihn aber nimmer zum Leben zu erwecken vermag: so können selbst die besten Regulative in die Räume, wo das rechte Leben fehlt, nicht Licht und Wärme tragen, geschweige denn solche, die darauf abzielen, das Unterrichtswesen immer mehr und mehr zu mechanisiren; die, um Lehrern und Schülern einen Sporn zu geben, die Examina nach Möglichkeit vervielfältigen und schärfen; die, um eine sichere Controle zu gewinnen, die Leistungen der Schüler nach dem Einmaleins berechnet und den Gesammtwerth derselben in einer durch arithmetische Combination gewonnene Zahlengröße dargestellt wissen wollen. Wie auf allen Gebieten, wo es sich handelt um lebendiges Wirken und Schaffen, so auch auf dem unsrigen gilt des Apostels Wort: der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig.

Wo dieser von der rechten Art ist, da wird denn auch die erziehende Thätigkeit sich in gedeihlicher Weise entfalten. Unzertrennlich zwar ist diese von der lehrenden, doch mögen mir auch darüber im besondern noch einige Worte vergönnt sein. Ein heiliger Gotteswille, Ein Sittengesetz, Ein Name, in dem wir sollen selig werden, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe! Wie sollte denn die Aufgabe, welche das Gymnasium wie jede christliche Schulanstalt in sittlich-religiöser Hinsicht sich zu stellen hat, nicht eine einige und unveränderliche sein? Giebt es also in irgend welcher Hinsicht

einen gesunden Conservatismus, so gewißlich in dieser, wenn wir festhalten an dem Einen, was noth ist, feststehen auf dem Grunde, der für alle Zeiten und Völker gelegt ist.

Nicht will ich's versuchen, das Ideal zu zeichnen, das einer vom christlichen Geiste geleiteten Anstalt vorschweben muß, nicht im Einzelnen erörtern, was sie zu thun und zu meiden hat, um jenem, so viel an ihr ist, näher zu kommen. Nur kurz hinzudeuten möge gestattet sein auf einige Punkte, in welchen sie das, was ihr feindlich entgegen tritt, nach Möglichkeit von sich abzuwehren hat.

Es ist vor allem der jeder ernsten Zucht widerstrebende, jede Pietät untergrabende, den jugendlichen Dünkel nährende, die sittliche Willenskraft lähmende, den Uebermuth fördernde Geist einer gewissen schlaffen modernen Erziehung, die Alles, auch die plumpsten Ausbrüche der alten Adamsnatur nur mit zarter Hand berührt und zurechtgestellt wissen will; die durch verfrühte Lebensgenüsse, durch eine verflachende Geselligkeit, durch Förderung der Vergnügungssucht den sittlichen Lebensnerv abschwächt; die durch Aufgeben der elterlichen Auctorität und durch schwächliche Nachsicht mit dem selbstgefälligen Raisonnement einer unreifen Jugend, nach deren vorwitzigen Urtheil über Schule und Lehrer man sein eigenes zu formuliren nur allzu geneigt ist, die durch alles das auch den Respect untergräbt, mit welchem der Zögling der Anstalt, welcher er anvertraut wird, und ihren Repräsentanten entgegen kommen sollte. Nicht blos conservative, nein recht gründliche Reactionäre mag man uns immerhin nennen, wenn wir, alter Zeiten gedenkend, zwar nirgends und nimmer untadelige Zustände erblicken, aber doch es bedauern, daß manches Gute der Vorzeit uns abhanden gekommen, und wenn wir uns des Wunsches nicht erwehren können, den größeren Ernst, die strengere Zucht, die einfachere Sitte, die festere Handhabung elterlicher Auctorität im häuslichen Kreise, ohne dessen gedeihliche Einflüsse die Schule in sittlich-religiöser Beziehung gar wenig vermag, wieder aufleben zu sehen. — Wenn ferner unsere Zeit darauf bedacht ist, auf allen Lebensgebieten zur Wahrung ihrer Interessen sich einen Rechtsboden zu schaffen und die Garantie gesetzlicher Normen zu fordern, so möge das nimmer so weit gehen, daß das Pietätsverhältniß, welches die Natur, welches Gottes heilige Ordnung zwischen Lehrern und Schülern gegründet, in ein kaltes Rechtsverhältniß, daß der Raum, wo die Stimme des väterlichen Freundes ein empfängliches Ohr finden soll, in eine Gerichtsstube umgekehrt werde, wo haarscharf über die Beobachtung

gesetzlicher Normen gewacht und der in der Selbstvertheidigung ohne dies schon das Mögliche leistende Scharfsinn der Jugend in der sophistischen Deutung des Gesetzes sich zu üben Gelegenheit finde. Ist man doch so weit gegangen — es ist nicht ein Hirngespinnst, von welchem ich rede — in allem Ernst die Redaction eines Schul-Criminalcodex in Vorschlag zu bringen, in welcher alle möglichen Vergehungen der Jugend definirt, specificirt, paraphirt, mit der respectiven Pön belegt und nach welchem von einer über die Anwendbarkeit eines Gesetzes entscheidenden, aus Schülern oder auch aus Lehrern und Schülern zusammengesetzten Jury jeder Delinquent in Form Rechtens abgeurtheilt werden sollte. Tritt uns in dieser weniger geistreichen als originellen Idee auch nur die Caricatur eines bis zum äußersten getriebenen Princips entgegen: so ist es eben das Princip selbst, gegen das wir Protest einlegen zu müssen glauben. Damit ist freilich nicht die Nothwendigkeit gewisser disciplinarischer Normen geleugnet, aber Zweierlei ist es, was vom Standpunkte eines wohlverstandenen Conservatismus aus als wünschenswerth erscheint: einmal, daß sie einen allgemein sittlichen Hintergrund haben, sich nur auf das Nothwendige erstrecken und den Schein willkürlicher Beschränkung der Freiheit in unverfänglichen Dingen vermeiden, und sodann, daß sie, auch in äußerlichen, für das sittliche Leben weniger wesentlichen Stücken, wenn man nicht umhin zu können glaubt, auch diese gesetzlich zu normiren, nicht einem zu raschen Wechsel unterliegen und dadurch die Achtung vor jeder gesetzlichen Forderung erschüttern, indem heute erlaubt oder gar geboten wird, was noch gestern verpönt war.

J. F. Wittram.
† d. 8. März 1863.

Haben Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwickelungen einzugehen?

Diese Frage könnte leicht dem größten Theile der gebildeten Laien ungehörig scheinen, indem ihre Bejahung *ihnen* sich von selbst versteht; aber eine unter uns erhobene Controverse neuester Zeit und Vorgänge auf dem kirchlichen Gebiete zeigen doch, daß auch die entgegengesetzte Ansicht noch immer ihre Anhänger hat *).

Ja! Zeitgemäßheit von der Kirche und der Geistlichkeit fordern, das wird angesehen und behandelt wie ein Profanirenwollen des Christenthums und der Kirche, wie eine Huldigung, dargebracht dem frivolen Weltgeist, wie ein Vergehen am Heiligthum der Christenheit. Solche Abneigung gegen die Zeiteinflüsse überhaupt hat denn auch etwa seit dem Jahre 1830 jene Theologie allmälig ins Leben gerufen, welche in der „Offenen Antwort" als die „Theologie aller Zeiten" so herausgestrichen wurde, welche aber beim Lichte der Wissenschaft und Geschichte besehen, nicht aus *allen* Zeiten der Kirche zu datiren ist, sondern aus *einer*, und zwar traurigsten Zeit der deutschen Zustände überhaupt und der protestantischen Kirche

*) In dem 4ten Hefte der „Mittheilungen", herausgegeben von Dr. Berkholz, wird zwar Vieles in dieser Beziehung Ausgesprochene von dem Verfasser der „Offenen Antwort" zurückgenommen oder gemildert, und es ist erfreulich, daß die gut durchgeführten Entgegnungen dieses erwirkt haben; allein in der „Offenen Antwort" war doch eine bis dahin gehegte Ueberzeugung ausgesprochen und die Synode hatte mit ihrem Lobe und Danke zugestimmt, so daß die damals vorgetragene Ansicht als herrschend bei der Mehrzahl unserer Geistlichen zu gelten hatte.

insbesondere. Diese „Theologie aller Zeiten" ist selbst ein Product des Zeitgeistes aus der zweiten Hälfte des 16ten und aus dem 17ten Jahrhundert. Besonders seit 1848 bemüht, die Wissenschaft zur Umkehr und das freie Denken zum Schweigen zu bringen — oft schon in derselben Weise, wie die „Offene Antwort" und Carlbloms „Fragen" es an Gulekes Abhandlung versucht haben *) — übt diese Theologie auch auf das kirchliche Gemeindeleben einen großen Einfluß, um es den Zeitentwickelungen zu entfremden. Um so mehr hat man Grund und Ursache, ihr bei dem Publikum entgegenzutreten — dem Publikum, welches wir für einen wichtigen Theil der christlichen Kirche halten, sowohl wegen seiner Zahl wie auch wegen der in demselben vorhandenen Bildung und Gesinnung, während wir selbstverständlich nicht auf Würdigung und Zustimmung derer rechnen, die sich von der Masse der christlichen Gemeinde aussondern und über jeden Irrthum wie über jede Belehrung hinaus sind.

Gehen wir aus von der heiligen Schrift; denn auch der Eifer gegen die Zeit und ihre Einflüsse hat sich von jeher — nicht ohne exegetische Mißverständnisse — in ihr zu begründen gesucht.

Das neue Testament spricht verwerfend von Welt und Weltgeist und versteht dann darunter alles Verkehrte und Böse, das in dem Einzelnen und in der ganzen Menschheit, in Gedanken, Werken und Leben zur Erscheinung kommt. Alles Frivole, Unheilige, Widerchristliche, das unter Menschen vorkommt, heißt da „weltlich", was der moderne Ausdruck auch wohl „materialistisch" nennt.

Die Anschauung der Bibel spricht von einer Doppelnatur des Menschen, „Fleisch und Geist", wie sie von Erfahrung und Wissenschaft bestätigt wird und deren Macht sich in allem Menschenleben zu erkennen giebt. Mit dem Fleische klammert sich der Mensch an die Sinnenwelt und geht dadurch oft zu Grunde; mit dem Geist, der aus Gott geboren, ringt der Mensch nach dem Ewigen und strebt so seinem Ziele und Heile nach. Vermöge dieser Doppelnatur schwankt der Mensch bald nach der einen

*) Hat Pastor Sokolowski in seiner ersten Entgegnung Guleke wie einen Unmündigen und Geistesschwachen behandelt, dem es begegnet, daß er aus Unfähigkeit Anderes ausspricht, als er beabsichtigte: so hat Pastor Carlblom ihn als einen Solchen darzustellen gesucht, der in Widersprüchen und Unwahrheiten verwickelt, überzeugungs- und gesinnungslos, selbst nicht weiß, was er sagen will. Beide haben sich bemüht, den Gegner als unschädlichen Thoren erscheinen zu lassen. Das sind Kunststücke des Sophismus, die den Einsichtigen nicht blenden können.

bald nach der andern Seite, und darnach bezeichnen wir die verschiedenen Zeitperioden in der Geschichte, in welchen das Eine oder das Andere vorherrscht, als bessere oder schlimmere Zeiten. Häufig aber hat auch der Ausdruck Welt in der heil. Schrift selbst eine gute Bedeutung und bedeutet den Inbegriff der geschaffenen Dinge, die ihren Ursprung aus Gott haben, und darum in ihrer Beschaffenheit Gott selbst und seine Herrlichkeit offenbaren. Der Ausdruck „Zeit" bezeichnet in der Bibel auch meist dasselbe, was unsere moderne Sprache und Vorstellung darunter versteht, nämlich den Verlauf der Dinge nach einander sammt seinen Entwickelungen. Jedoch häufig ist auch der Begriff dem von „Welt" verwandt gebraucht, insofern durch denselben besonders die Vergänglichkeit, Nichtigkeit der irdischen Dinge bezeichnet wird. Dies verleitete Viele den Begriff „Zeit" immer identisch mit „Welt" zu verstehen, wie gegen die Welt, so gegen die Zeit ein Widerstreben auszusprechen und den Einfluß, die Einwirkung der Zeit auf Religion, Kirche, Theologie für unzulässig und verderblich zu achten. Ja, der Mangel an Einsicht in den nothwendigen Gang aller menschlichen Entwickelung ließ früher und später manche Geistliche, was die Zeit und der Zeitgeist für die Cultur der Menschheit hervorbrachte, als das Heil derselben nur beeinträchtigend ansehn; der Zeitgeist erschien ihnen als Inbegriff aller bösen und gottlosen Bestrebungen in der Welt und *ihre* Aufgabe dünkte sie, gegen denselben anzukämpfen.

Wie das strenge Mönchthum früher, so war die starre Orthodoxie später im Gegensatz zu aller Philosophie und aller philosophischen Einwirkung auf die kirchliche Lehre. Diesen gegenüber steht ein anderer großer Theil der christlichen Gesellschaft, meist aus Laien bestehend, der wiederum Alles, was der Zeitgeist nur hervorbringt, als heilsam und gut verehrt. Beide Anschauungen sind nicht in der Wahrheit. Denn die Zeit, der Zeitgeist d. i. die Richtung des menschlichen Denkens und Strebens, welche zu einer gewissen Zeit, unter einem Volk oder in irgend einer Gesammtheit vorherrscht, umfaßt immer Beides, Gutes und Schlimmes. Wir haben uns daher prüfend in Beziehung auf das zu verhalten, was die Zeit hervorbringt, immer nach dem Worte des Apostels: „prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, prüfet Alles und das Gute behaltet".

Wer ist es denn, der die Zeit und den Zeitgeist leitet? Ist es nicht der in Allem lebendige Gott? Oder denkt man sich irgend eine Zeit von Gott verlassen und einem bösen Weltgeist überlassen? Oder die Anderen, meinen sie, daß es Zeiten gebe, in denen der menschlichen Freiheit kein

Raum bleibe auch Verkehrtes und Böses hervorzubringen, so daß jede Zeitthorheit und Zeitsünde gut und heilsam zu nennen und zu beloben wäre. Vielmehr in jeder Zeit werden göttlicher Geist und Weltgeist, göttliche Leitung und menschliche Freiheit, Weisheit und Thorheit, Gutes und Böses neben und mit einander sich finden. Ja, glaubt man selbst, daß die vorherrschende Richtung in einer Zeit eine schlimme sei, wie etwa die unleugbar materielle unserer Tage, die uns nicht ohne Grund besorgt macht, so würde es nur von Unglauben zeugen, wenn wir nicht meinten, daß Gott auch diese Richtung unter seine Lenkung nehme und daraus Heilsames hervorgehen lasse. Bezeugt uns dieses denn nicht auch jeder Rückblick in die Geschichte vergangener Zeiten, und hat sich nicht menschliche Kurzsichtigkeit und blinde Befangenheit so vielfach darüber getäuscht, was das Wahre, Gute und Heilsame oder das Unwahre, Böse und Verderbliche in diesen oder jenen auftauchenden Zeiterscheinungen sei? Als das Christenthum in die Welt trat, erachtete der größere Theil der Menschen, die Priester an der Spitze, es für ein Unheil und kämpfte dagegen. Als im Mittelalter die Reihe der Vorreformatoren mit ihren Anhängern auftrat, erachtete die katholische Kirche und besonders die Geistlichkeit sie für Träger einer verderblichen Zeitrichtung. Als die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts kam, widerstrebte nicht noch immer der größte Theil der katholischen Welt, vor allem wieder der Papst und die Geistlichkeit? Haben sich damals nicht die Meisten getäuscht und die geistlichen Leiter als blinde Führer von Blinden erwiesen? Und wie beurtheilte ein bedeutender Theil der europäischen Gesellschaft die französische Revolution von 1789? Gilt sie nicht noch gewissen Sophisten als pures Teufelswerk? Wer aber die Geschichtsentwickelung versteht, kann der wohl die guten Früchte verkennen, die sie für das ganze europäische Völkerleben gebracht hat, ungeachtet ihrer Verirrungen? Hat sich nicht ähnliche Opposition gegen die philosophischen und politischen Bestrebungen des gegenwärtigen Jahrhunderts erhoben? Und sehen wir aus derselben denn gar keine guten Früchte erwachsen? Sollten wir nun nicht Gleiches selbst von der heutigen realistischen und materiellen Richtung der Zeit erwarten dürfen? Waltet nicht auch in ihr eine Macht, die Heilsames für die Folgezeit hervorgehen lassen wird? Ja, sehen wir Solches nicht schon jetzt hie und da sich daraus entwickeln?

Wohl ist die Klage über die materialistische Richtung der Zeit begründet und gerecht, wenn man ihr vorwirft, daß ihr überhaupt der ideale

Schwung mangelt, daß sie Genuß und Bequemlichkeit zum Ziele des menschlichen Strebens macht, Gütererwerb ihr über alles geht, daß daher auch Kindererziehung, Berufswahl, Familienleben, alle socialen Verhältnisse, ja selbst Wissenschaft und Kunst von diesem Geist durchdrungen und verdunkelt werden. Nicht zu verkennen sind die schlimmen Früchte, die aus solcher Richtung erwachsen: der Luxus nimmt zu und das Leben wird veräußerlicht, verflacht und ruhelos, der Sinn für stille Häuslichkeit schwindet, Verweichlichung des Leibes und der Seele nimmt überhand, Gesinnung und Charakter im allgemeinen leiden darunter. Diese Schattenseiten unserer Zeit sind nicht wegzuleugnen. Dennoch ist nicht zu übersehen, was selbst diese Zeitrichtung an guten Früchten aufweist. Der Krieg z. B. ist für das materielle Streben der Völker beeinträchtigend und störend, darum wollen ihn die gewerblichen Stände nicht, ihr Interesse wirkt so dem großen Uebel wohlthätig entgegen. Ehrgeiz und Ländergier der Fürsten, woraus so viel Leiden über die Völker gekommen, finden ihre Schranken an der materiellen Zeitrichtung, und was das Christenthum immer erstrebt, aber nicht direct herbeizuführen vermocht hat — den Weltfrieden — das wird die Rücksicht auf Handel und Gewerbe verwirklichen. Wäre diese Rücksicht nicht — die neuesten Zustände von Italien, Schleswig-Holstein, Polen, hätten längst wieder europäische Kriege entzündet. Und es ist zu hoffen, daß in Zukunft das materielle Interesse den Krieg als ein ebenso verderbliches und unsittliches Mittel der Entschädigung immer unmöglicher machen wird.

Ein anderer großer Gewinn, der aus der materiellen Richtung der Zeit erwächst, ist die Würdigung der Arbeit, wodurch die Thätigkeit und Kraftentwickelung der Menschen nach allen Seiten hin gefördert wird. Allerdings beeinträchtigt die unruhige Geschäftigkeit der Menschen das behagliche und gemüthlich-beschauliche Leben, aber sie entwickelt auch die menschlichen Kräfte und Fähigkeiten und führt dadurch einen höheren Culturstand herbei. Unleugbar ist der Zustand der untern Schichten der Gesellschaft ein besserer geworden, die regere Thätigkeit unserer Tage hat darin viel gebessert. Ja, das Treiben in der Gesellschaft, der lebhaftere Verkehr, selbst der Luxus, der in alle Verhältnisse dringt, haben nicht nur den Lebensgenuß erhöht, sondern auch Wissen, Bildung und äußeren Anstand, der zwar noch keine Sittlichkeit ist, aber doch vielfach dieselbe unterstützt, vermittelt und verbreitet. Wie äußerlich auch diese Einflüsse sind,

so tragen sie doch dazu bei, die arbeitenden Klassen aus dem Schmutz und der Rohheit früherer Zustände herauszuheben.

Gewiß führt diese materielle Regsamkeit der Gegenwart die Menschen nicht zu einer religiösen und gläubigen Erhebung und christlichen Innerlichkeit, sondern entfremdet sie vielmehr derselben, weil sie die Gemüther allzusehr in das äußerliche weltliche Leben hineintreibt, so daß sie zur Einkehr ins Innere nicht kommen. In derselben Richtung wirkt auch die theilweise religionsfeindliche Wissenschaft, deren Ergebnisse eine Fluth populärer Schriften schnell in alle Schichten der Gesellschaft trägt. Das ist ein unleugbares Uebel; aber alles dieses darf uns nicht zu einer unrichtigen und ungerechten Beurtheilung unserer Zeit verleiten. Ist denn die Ursache der erkaltenden Frömmigkeit und Kirchlichkeit immer und überall nur in jenen Mächten des Jahrhunderts zu suchen? Untersuchen wir die Motive aller in der neuesten Zeit in Deutschland vorgekommenen Gesangbuchs-, Katechismus- und Agenden-Streitigkeiten, der Zerwürfnisse zwischen Laien und Geistlichen in Mecklenburg, Hannover, Pfalz, Baiern, Preußen und selbst hier im Lande (denn auch hier ist eine Mißstimmung eines großen Theils der Laien gegen die reactionäre Theologie des Landes nicht zu verkennen), so werden wir noch andere und gerechtere Gründe dazu finden.

Unsere gegenwärtige Zeit hat ein offenes Auge für das Reale, für das, was in Wirklichkeit da ist, für die Bedürfnisse, die sich mit Kraft geltend machen, für die Zustände, in denen wir uns befinden; sie ist sich ihres Bildungsstandes deutlicher bewußt geworden und erkennt klarer, wessen sie bedarf, was für sie sich eignet oder nicht. Wenn man nun in neuesten Gesangbüchern, Katechismen, Agenden und so auch im Religionsunterricht und in der Predigt wieder zu Anschauungen, Ausdrücken und Lehrfassungen zurückgekehrt ist, die aus jener Vergangenheit von der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bis in den Anfang des achtzehnten hergenommen sind, und wenn man das, was die spätere Zeit darin Besseres, ja zum Theil Meisterhaftes hervorgebracht hat, ignoriren oder als verkehrt und antichristlich verwerfen will, ist es wohl zu verwundern, daß der fortgeschrittene Theil der Zeitgenossen sich dagegen sträubt und stemmt? — daß sogar, je eifriger ihr Fremdartiges aufgedrungen wird, desto mehr die Laienwelt eine oppositionelle Stellung gegen die Geistlichkeit nimmt? — Kann in unseren Tagen auch nur die Jugend ohne gerechten Anstoß solche Lieder singen oder lernen, wie in einer auch in unseren Schulen vielgebrauchten Sammlung geistlicher Lieder zu finden sind?

„Hier ist das rechte Osterlamm, davon Gott hat geboten, das ist an des Kreuzes Stamm in heißer Lieb' gebraten". Oder: „Er der Vater wird zum Kinde, Tochter, du mußt Mutter sein, Gott wird Mensch, doch ohne Sünde, du empfängst und bleibst doch rein. Jungferbleiben, Schwangergehen, kann allhier beisammenstehen". — Dergleichen Geschmacklosigkeiten und Anstößigkeiten in Menge werden Knaben und Mädchen zum Lernen angeboten, ihnen zum Spott, den Eltern zum Aergerniß.

Oder erinnern wir uns an die 150 Kernlieder, Stuttgart und Augsburg 1854, die von einer zahlreichen Versammlung von Geistlichen als empfehlenswerther Kinderschatz für alle lutherische Gemeinden zusammengetragen wurde und später auch wirklich in viele neue Gesangbücher bis hieher bei uns übergegangen sind. Man sehe sie einmal durch, diese Lieder, die von solchen Stellen wimmeln wie etwa: „Ich war von Fuß auf voller Schand' und Sünden, bis auf den Scheitel war nichts Guts zu finden, dafür hätt' ich dort in der Hölle müssen ewiglich büßen." Oder: „Wir bitten dich, wahr Mensch und Gott, durch dein heilig fünf Wunden roth, erlös uns von dem ewig Tod und tröst uns in der letzten Noth". Oder: „Dein Tod hat den Tod zerhauen, daß er mich kann tödten nicht". Oder: „Dein Bräutigam, das Gotteslamm, liegt hier mit Blut beflossen, welches es ganz williglich hat für dich vergossen. Oder: „Die Schrift hat verkündet das, wie ein Tod den andern fraß".

Eine andere Sammlung, von Hengstenberg und seinen Anhängern warm gelobt und empfohlen: „die neueste Liederkrone", 1845 in Leipzig erschienen, giebt unter andern folgende Verse: „O Herr, wir sind vor dir ein Aas, ein Pestgestank, ein Rabenfraß, ein Schinderloch der Sünden. Wir sind von Mutterleib ganz schlecht, zertritt uns, so geschieht uns recht für unsere argen Sünden. Wenn auch, dennoch Wunderkönig, hast du gnädig uns entledigt von dem Krebs, der uns beschädigt".

Solche Proben könnten leicht mit hunderten vermehrt werden. Wer nun nicht blind eingenommen ist für die geistlichen Erzeugnisse älterer Zeiten, dessen ästhetisches, ja auch religiöses und sittliches Gefühl wird sich dagegen sträuben. Ebenso wenig als Predigten eines Gailer oder Abraham a Sancta-Clara die Christengemeinden der Gegenwart noch erbauen könnten, sondern vielmehr einen komischen Eindruck machen müßten, ebenso machen auch solche Verse nur den entgegengesetzten Eindruck von dem, welchen sie hervorbringen sollen. Dürfte das wohl Geistlichen unserer Tage verborgen bleiben?

Mit vielen der neuesten Katechismen verhält sichs ebenso, nur daß gegen diese noch das religiöse Bewußtsein der Gegenwart ganz besonders protestirt, weil es sich von der Lehrfassung darin verletzt fühlt. Selbst Luthers Katechismen, die von den strengen Lutheranern wieder zu alleinigen Leitfaden des Religionsunterrichts gemacht werden, eignen sich als eine Zeitform, welcher das gegenwärtige Zeitbewußtsein entwachsen ist, nicht mehr durchweg für den Unterricht der Jugend. Abgesehn von manchen andern Lehrfassungen in demselben, sind es besonders zwei Dogmen, die gerade den Kern der Lehre bilden, dem gegenwärtigen Stande des christlichen Lehrbegriffs aber unangemessen sind, nämlich die Lehre von der Erbsünde und von der Genugthuung Christi durch sein Blut, in der Gestalt wie sie dort gefaßt sind und in neuesten Katechismen treu den Worten Luthers wiedergegeben werden.

Die Lehre von der Erbsünde entsprach in Luthers Fassung damals ganz der nothwendigen Opposition gegen die Werkheiligkeit der katholischen Kirche. Aber Luther gerieth in das entgegengesetzte Extrem, wenn er den Menschen einen todten Klotz nannte, der gar nichts mehr aus sich und für sich thun könne; er widerspricht damit ebenso der richtigen philosophischen Auffassung der Menschenseele als der Bibellehre, welche ausspricht: der Mensch ist nicht böse geschaffen, wir sind göttlichen Geschlechts, Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, und welche demzufolge den Menschen zum eigenen Trachten nach dem Reiche Gottes, sowie zum selbsteigenen Eintritt in das Reich Gottes auffordert. Leibliche und geistige Erbschaft kann auch Erfahrung und Wissenschaft nicht leugnen, doch kann diese nicht als Sünde des Kindes betrachtet werden; es kann nicht Sünde sein, natürlich erzeugt und geboren zu sein. Es kann — was damit in Luthers Lehre zusammenhängt — das ungetaufte Kind nicht als im Besitz des Teufels mehr gedacht werden. Der Erlöser hat das auch nie gelehrt, wie hätte er sonst über nichtgetaufte Kinder solche Aussprüche thun können, wie Matth. 19, 14, Mark. 9, 36, 37? Luthers schroffe Fassung zerstört die christliche Idee von dem göttlichen Ebenbilde und der Gotteskindschaft des Menschen. Durch seine Auffassung läßt sich nun aber ganz im Widerspruch mit der richtigen Auffassung unserer Zeit mancher strenglutherische Prediger heute noch verleiten bei einer Kindtaufe — wie neuerdings noch hier am Orte geschehen sein soll — auszusprechen: „daß bis zum Moment der Taufe das christliche Haus über das Kind nur trauern konnte, als über ein Wesen, das im Besitz des Teufels war, und erst mit

der Taufe, der Befreiung aus Teufelsgewalt, Freude einkehren könne in Elternherz und Haus". Solcher Beschauung widerstrebt mit gutem Grund das Bewußtsein unserer Zeit; es fühlt sich verletzt von dem Redner der sie vertritt und ausspricht.

Das andere wichtige Dogma in Luthers Katechismus ist die alleinige Rechtfertigung des Menschen durch das blutige Verdienst Christi. Kein Christ soll und kann die Erlösung und Versöhnung und auch Christum leugnen. Es ist ein Grundgedanke des Christenthums und von größter Bedeutung. Aber die Vorstellung, wie es geschehen, ist mit der Zeitentwickelung nothwendig eine andere geworden und es kann die Gegenwart nicht verbindlich gemacht werden, die Modalität der Erlösung noch genau ebenso zu denken, wie Luther und die Reformatoren sie gedacht. Ihre Ansicht war eine aus der katholischen Vorzeit herrührende Hypothese vom mystischen Opfer, die den angenommenen Zwiespalt in Gott selbst (von Gerechtigkeit und Gnade) ausgleichen sollte. Nur eine Lehrmeinung. Die Hypothese steht aber im Widerspruch mit der eigenen Lehre des Erlösers wie mit der rechtverstandenen Lehre des Paulus, welche höher und geistiger ist. Die Augustinisch-Anselmische Satisfactionstheorie ist unserer gegenwärtigen protestantischen Auffassung widersprechend. Als der Erlanger Hofmann 1852 und 57 und 58 die tiefere und geistigere auch exegetisch rechtfertigte, da wurde ihm 1857 Untreue gegen das Bekenntniß der lutherischen Kirche und Leugnung der kirchlichen Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre von Philippi, Thomasius und Harnack vorgeworfen. Das ist die unfreie Stellung der gepriesenen Theologen zur Bibel und Wissenschaft noch heute, trotz der Leugnung von Sokolowski und Carlblom. Werden nun solche Vorstellungen in Unterricht und Predigt heute noch festgehalten, so sträubt sich dagegen das fortgeschrittene christliche Bewußtsein ebenso mit gutem Grunde wie etwa gegen die, daß die Erde stehe und die Sonne sie umkreise.

Denjenigen gegenüber, welche den Geist der Gegenwart als antichristlich bekämpfen, weisen wir darauf hin, wie, ungeachtet der unleugbaren Mängel und Verirrungen unserer Zeit, doch auch lobenswerthe Züge an ihr nicht übersehen werden dürfen.

Ein charakteristischer Zug an unserer neuesten Zeit ist z. B. die größere Regsamkeit des Geistes, das lebhaftere Interesse, welches man für alles, was geschieht, und auch für die geistigen Bestrebungen und Leistungen faßt. Solches Interesse finden wir sogar auch in den untersten Schich-

ten des Volkes, dafür zeugen die Presse und der Buchhandel auch in unserem Lande. Wieviel Volksschriften mehr werden heute gedruckt und abgesetzt als vor 50 Jahren! Der Zudrang zu den Schulen auch aus den niedersten Ständen ist so stark, daß ihm nicht Genüge geschehen kann; die Zahl der Geschulten ist unvergleichlich bedeutender als früher. Sollte diese größere geistige Regsamkeit und Bedürftigkeit unserer Zeit der Religion und dem Christenthum nicht auch insofern günstig sein, als sie die Gemüther, wie allen übrigen, so auch religiösen und christlichen Einwirkungen zugänglicher macht? Diesem verlangenden Bedürfniß der Zeit kommt nun in unseren Tagen mit derselben Regsamkeit ein eifriges Bestreben von Seiten der Wissenden und Gebildeten entgegen in einer Menge populärer Schriften, die über die verschiedenartigsten Gegenstände belehren und Interesse wecken sollen. Wenn nun auch in dieser populären Literatur viel Werthloses, ja Schädliches sich findet, so doch auch recht viel Werthvolles, so daß davon günstige Einwirkungen auf das Volk erwartet werden können. Auch die große Verbreitung der Bibel unter das Volk ist ja derselben regeren Thätigkeit unserer Zeit zuzuschreiben.

Eine Frucht dieser Regsamkeit und zugleich ein Mittel für sie ist in unseren Tagen ferner die so lebhafte Vereinsthätigkeit. Durch die Vereine aller Art werden die Bedürfnisse der Gesellschaft leichter, schneller und sicherer befriedigt, gewisse Einsichten und Grundsätze werden rascher verbreitet, dem Separationsgeiste und überhaupt der Selbstsucht wird entgegengewirkt, und der Gemeingeist, der mächtige Träger des Christenthums, wird genährt.

Wenn von Seiten einer gewissen religiösen Richtung an unserer Zeit so bitter gerügt wird, daß sie so unkirchlich und also auch ungläubig, unchristlich und unsittlich sei, wie die gute alte Zeit nicht gewesen, so ist darauf Folgendes zu erwidern.

Die Unkirchlichkeit, worunter der seltene Kirchenbesuch vieler Gemeindeglieder, besonders der Männer aus den gebildeten und namentlich dem Literaten-Stande verstanden wird, hat allerdings in unseren Tagen häufig einen üblen Grund, nämlich hier Gleichgültigkeit und Erkältung gegen den Glauben, dort Vorurtheil, bei Vielen träge Bequemlichkeit, bei noch Anderen Gewinnsucht, die auch an Sonntagen und Kirchzeiten dem Erwerbe nachjagt, oder Genußsucht, welche die freie Zeit des Feiertages ungetheilt nur dem Vergnügen zuwenden will. Wer möchte solche üble

Motive verkennen und entschuldigen? wer darin nicht eine Ursache des abnehmenden Gemeinschaftslebens in den Gemeinden sehen und bedauern?

Aber daß auch berechtigtere Motive die Unkirchlichkeit herbeiführen, ist nicht zu übersehen. Denn wo ist dieselbe am auffallendsten? Nicht gerade an den Orten, in den Gemeinden, wo freisinnigere Prediger wirken. Sondern die lautesten Klagen und die auffälligsten numerischen Angaben über schwachen Kirchenbesuch vernehmen wir gerade von den Orten und Gemeinden her, wo überstrenge Orthodoxie verbunden mit übertriebenem und unverständigem Eifer gepredigt wird, wie beispielsweise in neuester Zeit in Mecklenburg. Wo dagegen freisinnigere, geist- und gemüthvolle Prediger ein tiefer erfaßtes, mehr in Denken und Leben der Zeit eingehendes, das Herz auch durch die lebendigere Form befriedigendes Christenthum lehren, da findet man die Kirchen gefüllter und auch von gebildeten Männern besuchter. Dies ist eine Erfahrung seit 60 Jahren in andern Ländern, wie auch hier. Waren Schleiermachers Predigten schwach besucht? Waren hier einst Sonntags und in viel späterer Zeit Hellmanns Predigten (um von Lebenden nicht zu reden) nicht auch von Männern stark besucht? Was hat in den letzten Jahrzehnten in Baiern, der Pfalz, Baden, Hannover, Mecklenburg u. a. Orten die Opposition gegen kirchliche Maßregeln, Einrichtungen und Agenden, Katechismen, Gesangbücher hervorgerufen, Vereinigungen, Conferenzen, Beschwerden veranlaßt und Unkirchlichkeit herbeigeführt? — Das Aufzwingen obsoleter Formeln und Institute, die Formel der Teufelsentsagung, die Einführung der Ohrenbeichte u. A. m. Wie könnten auch die Gebildeten unserer Tage sich wohl eine Teufelsaustreibung bei der Taufe gefallen lassen, da doch jeder Geschichtskundige weiß, daß dieselbe gar nicht einmal aus dem Urchristenthum des Neuen Testaments herstammt, sondern eine viel spätere Erfindung der katholischen Kirche ist? Und wie sollten Protestanten eine Ohrenbeichte annehmen, die ebenso wenig der ersten Kirche angehört, von den Reformatoren verworfen wurde und gleichfalls nur ein späteres katholisches Institut ist? Dieselben Gründe gelten auch gegen die anderen obtrudirten Formeln und Gebräuche, welche man im Widerspruch mit den protestantischen Principien in das kirchliche Leben der protestantischen Gemeinde neuerdings einzuführen häufig bemüht war. Sieht sich die evangelische Laienwelt nicht genöthigt ihre protestantischen Grundsätze zu vertheidigen und zu wahren, wenn ihre Geistlichkeit dieselben verläßt und verletzt? Ist es aber unter solchen Umständen nicht ganz erklärlich, daß

der kirchliche Sinn vieler Gemeindeglieder abgeschwächt wird und endlich schwindet? Ist nun auch Vieles von dem, was die evangelische Kirche Deutschlands in der letzteren Zeit beunruhigt und verwirrt hat, in unserem Lande nicht zur Ausführung gekommen, so ist doch Vieles davon auch hier von Geistlichen gebilligt, gewünscht, angerathen, als Grundsatz und Lehre häufig ausgesprochen worden und wer, wie Pastor Guleke in seinen Abhandlungen dagegen sein Bedenken geäußert, der ist von einer Synode, in Schriften, wie die Sokolowski-Carlblomischen, als Gegner der Kirche behandelt worden, zum Beweise, daß auch hier derselbe Geist der Reaction weht, welcher sich gegen zeitgemäße Reformen sträubt.

Ferner aber fragt es sich bei dem Vorwurf der Ungläubigkeit und Unchristlichkeit, welcher unserer Zeit gemacht wird, ob die früher herrschende größere Kirchlichkeit auch durchaus ein Beweis für die größere Gläubigkeit und Geistlichkeit der „alten guten Zeit" gewesen sei? Ist etwa in der katholischen Kirche strenges Fasten, Bußübungen und Beobachtung der kirchlichen Riten jedenfalls ein Beweis inniger Frömmigkeit? Es ist bekannt genug, wie streng der italienische Bandit das alles beobachtet neben seinem Raub- und Mordleben. Und finden wir Aehnliches nicht an manchen Gliedern der evangelischen Gemeinde? Regelmäßiges Kirch- und Abendmahlgehen ist oft verbunden mit einem Lasterleben besonders in den unteren Ständen, mit großer Unredlichkeit, Herzenshärte, menschenverachtendem Stolz in höheren Ständen. Der Schluß aus der Kirchlichkeit auf die Christlichkeit eines Individuums ist oft sehr unsicher. Dagegen lassen sich Personen im bürgerlichen Leben finden, die ungeachtet ihrer Unkirchlichkeit gesinnungstüchtige, pflichttreue, hülfsbereite, ja auch in ihrer Weise und Form wahrhaft fromme, auch biblisch-fromme Leute sind. Warum aber bringt solche Christlichkeit der Gesinnung nicht auch Kirchlichkeit hervor? Der Grund davon ist schon nachgewiesen worden. Der ganze Bildungsstand und die religiöse Erkenntniß einer solchen Person ist über den Stand der Kirche und Predigt, wie sie oft gefunden werden, hinausgewachsen. Der männliche Verstand findet nicht mehr Befriedigung in der Kinderschule.

Blicken wir in die Geschichte der Kirche zurück, so sehen wir, wie jede bedeutsamere Zeitströmung und Richtung in Cultur, Wissenschaft und Leben auf die Gestaltung und Entwickelung des Glaubens und kirchlichen Lebens großen Einfluß geübt hat. Wer könnte das leugnen? Aber es könnte Jemand behaupten wollen, daß das eben nur ein Unheil für Kirche und Christenthum geworden sei und dies jetzt verhütet werden müßte.

Wie ja auch ein namhafter Mann in unseren Tagen forderte, „daß die Wissenschaft umkehren solle.“ Aber dann fragt es sich: hätte das Christenthum in die Welt auch eindringen können, wie ein heiliger Sauerteig, Matth. 13, 33., wenn es sich allen Kreisen des weltlichen Lebens fremd gegenüber gestellt hätte? Mußte das Christenthum, um in die Menschheit einzudringen, nicht von menschlichen Personen getragen werden? Und konnten diese wohl von den Einflüssen ihrer Zeitalter unberührt bleiben? Jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit, auch in den Aposteln ist der Zeit- und Nationaleinfluß sichtbar und ebenso mußte das bis auf unsere Tage sein. Es kann nicht anders sein und darum soll es auch so sein; in dieser Nothwendigkeit aller Entwickelung spricht sich der göttliche Wille aus. Wie unwissend müßte man sein, um nicht zu wissen, wie der Fortschritt in Sprache und Geschichtsforschung, wie in der Philosophie nothwendig auf die Erklärung der heiligen Schrift und die Auffassung ihrer Facta, auf die logisch-systematische Anordnung und die Begriffsbestimmung der christlichen Lehren einwirken mußte. So wurde denn auch der Sinn und Inhalt vieler Bibelstellen in verschiedenen Zeiten verschieden verstanden und darnach mußte auch die christliche Lehre überhaupt eine andere werden. Ist es möglich, mit den Begriffsbestimmungen eines Calov, Quenstedt und anderer Theologen des 16. oder 17. Jahrhunderts über das Wesen Gottes und des Menschen sich jetzt zu befriedigen? Hat die spätere philosophische Forschung nicht in viel größere Tiefen und zu viel erhabeneren Begriffen geführt? Diese geläuterten Begriffe sind aber allmälig auch in die Köpfe der gebildeten Laien eingedrungen; will nun die Lehre der Geistlichen sich den neuen Anschauungen fremd und fern halten, so muß sie ihrer Zeit oder einem großen Theil der Gebildeten in der Gemeinde sich entfremden.

Die Kirche und Theologie gegen die Zeit und Zeitideen abschließen wollen, während das geistige Leben auf allen übrigen Gebieten fortschreitet, das wäre demnach ebenso unausführbar als unverständig, ja eine Verletzung des Princips des Protestantismus, dessen Wesen unausgesetzter Fortschritt ist zu der Klarheit, die sich aus den heiligen Urkunden der Bibel zu immer klarerem Begriff im menschlichen Geiste entwickelt, und zwar nie ohne die selbständige Mitbethätigung menschlicher Kräfte und Bestrebungen und Mittel.

Die Kirche, als die Verwirklichung des Gottesreiches oder Christenthums in der Menschheit, ist eine Anstalt für die religiös-sittliche Erzie-

hung des Menschengeschlechts; sie muß darum in alle menschlichen Verhältnisse eindringen, um sie zu heiligen. Aber sie ist nicht die einzige Macht im Welt- und Menschenleben; ihre Verbündeten für den hohen Zweck sind noch andere Formen und Institute wie Familie, Staat, Wissenschaft, Kunst, Sitte; diesen darf sie sich nicht entfremden, sondern muß sich mit ihnen immer enger verbinden, um in Gemeinschaft mit denselben das große Werk der Menschenentwickelung auszuführen, kämpfend gegen das Verkehrte und Böse, unterstützend und fördernd alle heilsamen natürlichen Kräfte und Bestrebungen, weil auch sie aus Gott sind. Auf diesem Gange der Entwickelung ist der Kirche der Prüfungsgeist (die Kritik) vor allem unentbehrlich, nach dem Grundsatz: „prüfet Alles und das Gute behaltet.“ Dadurch eben wird die Kirche Protestantismus, der gegen alles Unwahre, also auch die überlebten Formen der Auffassung protestirt, um die christliche Wahrheit vor Entstellung zu sichern. Nicht blind soll sie sein gegen die Verirrungen und Uebertreibungen der Zeit, wie schöne Namen und glänzende Hüllen diese auch annehmen, aber auch nicht blind gegen ihre eigenen Fehler und Verirrungen, weil sie sonst in die Stabilität des Katholicismus hineingeräth. Will man sich nun heute wieder absichtlich die Augen zuhalten, um das Unkraut menschlicher Satzungen auf dem Felde der Kirche nicht zu sehen? Neigt man wieder dahin, einen redlichen Wächter dieses Feldes, wie den Pastor Guleke, zu verketzern? Dann ist es an der Zeit, das protestantische „Publikum“ darauf aufmerksam zu machen, daß das Princip des Protestantismus selbst gefährdet ist — auf die Gefahr hin, daß man angeschuldigt werde, um die Gunst des „Publikums“ gebuhlt zu haben, worüber der Verfasser dieses Aufsatzes sich mit manchen Größeren trösten könnte, denen ein Gleiches widerfuhr, wenn sie gegen überlebte Satzung protestirten.

Pastor F. Tiling.

St. Petersburger Correspondenz.

Ende September.

Unsere nordische Hauptstadt ist im gegenwärtigen Augenblick noch still und ohne Leben. Das ungewöhnlich milde Herbstwetter hält die vornehme Welt noch auf den „Datschen" (Landhäusern) zurück, der kaiserliche Hof ist in der Ferne, im Süden, und Handel und Verkehr sind längst nicht mehr, was sie vor dem letzten Kriege waren. Nur die Anwesenheit des Königs von Griechenland brachte einige Tage lang Bewegung nicht nur in die officiellen Kreise, sondern auch in die Masse des Publikums. Daß der junge Fürst die weite Reise in den Norden nicht gescheut, daß er zuerst hierher gekommen, schmeichelte dem Nationalgefühl. Volk und Geistlichkeit bewillkommneten in ihm den Religionsgenossen; dem warmen Empfange bei Hofe entsprach die Haltung der Bevölkerung. Man erzählte, jede der drei Schutzmächte habe dem künftigen Könige viertausend Pfund jährlich ausgesetzt (in Form eines Erlasses der griechischen Rentenzahlung von der Höhe der genannten Summe), ja es gingen Gerüchte von einer bevorstehenden Verbindung mit einer dem Kaiserhause angehörenden Prinzessin (Eugenie von Leuchtenberg), indeß scheinen dieselben Gründe, die es unräthlich machten, den erledigten Thron mit einem Prinzen der drei Schutzhöfe zu besetzen, dieser Vermuthung entgegen zu stehn. Die Erbitterung gegen die Polen und ihre Thaten schien vor Kurzem noch einen Stillstand zu erreichen, da die sogenannten westlichen Provinzen, an denen dem Reiche Alles und mehr als am Zarthum Polen gelegen ist, durch Murawjew, den Stolz des Volkes, beruhigt und die Noten der drei Mächte in befriedi-

gender Weise abgewiesen waren — da haben die Orsini-Bomben die Flamme des Unwillens wieder angefacht. Trägerin dieser Stimmung und Gesinnung ist vor allem die Presse, in dieser aber zumeist die „Moskauer Zeitung", herausgegeben von dem Professor Katkow, der aus einem anglophilen Doctrinär ein conservativer, religiöser, ohne Umschweif russischer Mann geworden ist, der so schreibt, wie es den Meisten ums Herz ist, und daher den größten Leserkreis um sich versammelt. In der That, die Moskauer Zeitung ist Fleisch vom Fleische der Nation; in ihr spiegelt sich der Bildungsgrad und die Denkart Moskau's und der umgebenden Landstriche — während so vieles Andere in Literatur und Gesellschaft hohe Ansprüche macht und doch nichts als Flitter, Nachahmung, Anflug und Maskerade ist. In Betreff Polens ist die Moskauer Zeitung mit dem „Denj" in Zwist gerathen. Das polnische System der ersteren ist gerade und unzweideutig, das des Denj gewunden und widerspruchsvoll. Wie sollte das auch anders sein? die Lage der Dinge und die Richtnng der Gemüther in Polen paßt in die abstracte, aus zwei oder drei Sätzen bestehende, ohnehin aus dem Auslande (aus Deutschland und Böhmen) importirte Racentheorie sehr schwer. Hören sie folgende Auslassung des panslavistischen Journals (in Nr. 35), die geeignet ist, auch die baltischen Provinzen zu interessiren: „der Gedanke, daß das Oberhaupt des russischen Reiches eine Collectivperson sei, die nicht nur die Titel verschiedener Herrschaften und Gebiete, sondern auch besondere, diesen Titeln im Einzelnen entsprechende Functionen in sich vereinigt, dieser Gedanke ist nicht neu und bei den baltischen Deutschen und etlichen unserer Föderalisten (giebt es solche?) sehr beliebt. Danach müßte der russische Kaiser unter den Polen der erste Pole, unter den Deutschen der erste Deutsche sein u. s. f. Wir haben selbst einen Aufsatz in Händen gehabt, den wir aber nicht abdruckten, und der seitdem in einem Provinzialblatt erschienen ist, wo der Satz durchgeführt wurde, die Verlegung des Reichscentrums von Moskau nach Petersburg habe die Bedeutung und Bestimmung gehabt, alle Nationen und religiösen Bekenntnisse in dem Abstractum eines russischen Reiches und gleicher Unterthanschaft zu versöhnen. Eine herrliche und ungemein schöne Theorie! Wer gegen sie ankämpft, geräth in den Verdacht des Moskalismus und setzt sich dem Vorwurf aus, er sei ein Feind der Rechtsgleichheit aller Bewohner unseres großen Reiches. Und doch handelt es sich hier gar nicht um bürgerliches Recht und religiöse Freiheit, welcher wir auch so warm das Wort reden, wie nur die Verfechter der Petersburger

Centralisation, sondern um eine abstracte Staatsnationalität oder richtiger Nationalitätslosigkeit, die schließlich nur zum Vortheil und zur Kräftigung der polnischen, deutschen, jüdischen Elemente und zum Schaden der russischen Nation ausschlagen würde. Nach unserer Meinung und wohl auch nach der unserer Leser ist der russische Kaiser ein russischer und nichts weiter, kein polnischer, deutscher u. s. f. Befinden sich noch andere Nationen unter seinem mächtigen Schutz und Schirm, so doch nur unter der Bedingung, daß solcher Schutz den Interessen und der Wohlfahrt der russischen Nation nicht zuwider laufen. Der Staat, als äußerliche Hülle eines vielheitlichen Volksorganismus, kann nur vermöge dieser innern organischen Kraft stark sein. Hörte diese Kraft zu wirken auf oder ließe sie irgendwie in ihrer Wirksamkeit nach, oder erfolgte irgendwie ein Widerstreit der organischen Richtungen, oder ein Organ entwickelte sich übermächtig auf Kosten der andern z. B. jene äußere Hülle auf Kosten des übrigen Körpers — so würde der Staat trotz aller äußeren Macht und Herrlichkeit kein Pfand bieten für ächte Kraft und wahres Gedeihen. Diese organische Kraft ist Nationalität. Rußland ist kein Verein verschiedener Stämme und Völker, die blos durch das äußere materielle Band staatlicher Einheit verknüpft wären, kein Agglomerat, sondern eine lebendige Einheit, ein nationaler Organismus, der durch eigene innere organische Kraft wächst und sich entwickelt: Rußland ist nur dadurch Rußland, daß es russisch ist; nur dadurch ist, lebt und bewegt es sich; da liegt Gedanke und Grund seines Daseins, seine raison d'être. Ueberhaupt kein Staat kann jemals von diesem Kern seines Lebens und seiner Kraft, von dieser wahren Quelle, dem Grund und Fundament seines historischen Daseins getrennt gedacht werden. Brauchen wir noch zu sagen, daß im russischen Reiche dieser Kern, diese Lebens- und Kraftquelle, dieser Sitz bauender Vernunft eben Rußland ist und das russische Volk, nicht aber Polen, nicht die Ostseeprovinzen, nicht Baschkirien, so eng der Anschluß der letzteren an Rußland sein mag. Wie lebensvoll diese organische Kraft vor der durch Peter I. geschehenen Umwälzung war, beweist der Umstand, daß alle Eroberungen und Erwerbungen des damaligen Rußlands sogleich ein untrennbarer Theil desselben wurden und in die organische Einheit aufgingen. Mit all dem wollen wir, wie sich von selbst versteht, Leuten nichtrussischer Nationalität und Religion die bürgerlichen Rechte nicht absprechen, wenn sie nur das Gewicht der russischen Nationalität in Rußland anzuerkennen sich entschließen". — Das ist also die politische Weisheit

dieses als besonders tiefsinnig gepriesenen, ganz ohne Vergleich eigenthümlichen und angeblich ersten unter den russischen Blättern! Die fertige Lection, aus ein paar armseligen Kategorien bestehend, wird bei jeder Gelegenheit aufgesagt, gleichviel ob sie auf den grade vorliegenden Fall paßt oder nicht. Das dritte Wort ist „organisch"; es ist um so willkommener, da man sich gar nicht Bestimmtes dabei denkt. Gut! angenommen, Staat und Volk sollen sich decken, der Staat sei keine freie sittliche Schöpfung, sondern organische, d. h. blinde, dunkle, blos natürliche Function — dies einen Augenblick zugegeben, wie denkt sich denn der „Denj" Stellung und Verhältniß der fremden Nationalitäten, die zum russischen Reiche gehören? Sie können den Organismus ja nur stören, sie müssen assimilirt, oder, wenn dies nicht geht, ausgerottet oder ganz und gar entfernt werden: je loser die Föderation, desto organischer. Für eine gemeinsame politische Thätigkeit, als durch allgemein sittlichen Charakter über den geistlosen Raumunterschied erhaben, ist in der Anschauung des „Denj" kein Raum; was bleibt also, fragen wir noch einmal, übrig, als höchstens das allerlockerste föderative Band? Und wenn im Staatsleben der irrationale, blos volksthümliche Drang und Trieb entscheidend ist, welchen Rath giebt der „Denj" dann den russischen *Deutschen*, die doch auch *ihr* nationales Bewußtsein haben und für die dieselbe Nothwendigkeit besteht? Er schenkt ihnen zwar großmüthig die Theilnahme an den allgemeinen bürgerlichen Rechten, allein sieht er denn nicht, daß nach seiner eigenen Theorie diese politischen Rechte auch wieder nur ein organisches Product des russischen Volkslebens und der Entwickelungsstufe Rußlands sind, daß die Deutschen und Baschkiren möglicherweise für solche Güter noch nicht reif oder schon darüber hinaus sind oder sie überhaupt nur in einer andern, ihrem nationalen Bewußtsein angemessenen Gestalt sich aneignen können? Der Mitgenuß an den bürgerlichen Freiheiten wird doch ferner auch kein passiver, sein, d. h. der „Denj" wird den Deutschen doch auch die Anwartschaft auf alle öffentliche Aemter, auf thätige Mitwirkung bei Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtssprechung, Landesvertheidigung u. s. w. zugestehen, die Deutschen werden Generale und Minister, Lehrer, Richter u. s. w. werden können. Aber werden die organischen Verrichtungen des russischen Lebens nicht dadurch im Wesentlichen gestört? wird nicht Krankheitsstoff eingeführt? Man sieht, verschiedene Nationen innerhalb eines Reiches passen in den Rahmen dieser politischen Mystiker gar nicht, sie mögen sich winden, wie sie wollen und ihre liberale Gesinnung mit dreister Stimme zehnmal be-

theuern. Die Ehe muß aufgelöst werden oder das Weib muß Sklavin werden. Vom Staatsleben haben diese Herren vom „Denj" den allerunwürdigsten Begriff: sie fertigen die bürgerliche Freiheit in der leichtsinnigsten Weise ab, nennen den Staat eine äußere Hülle u. s. w. Sie haben aus deutschen Büchern einer vergangenen Epoche eine unbestimmte, halbwahre Formel aufgeschnappt, aber darüber keine Zeit gehabt, sich 1) wirklich in die Tiefen der politischen Idee zu versenken und 2) an politisch-praktischen Realitäten ihr Urtheil zu bilden und ihre Erfahrung zu bereichern. In einer späteren Nummer des „Denj" wird vor ausländischen politischen Begriffen gewarnt und auf ächt russische Freiheit als Ziel des Strebens hingewiesen, unmittelbar darauf aber Oeffentlichkeit als höchstes zu erringendes Gut bezeichnet. Wahrhaftig, Oeffentlichkeit ist ein Begriff der im Westen nicht existirt! Die Buchdruckerkunst ist nicht in Europa erfunden worden, die Censur und die Aufhebung derselben auch nicht, und das Jahr 1789 ist gleichfalls in Europa bedeutungslos dahingeschwunden! — Genug vom „Denj". Das Ganze hat viel weniger Boden, als es aus der Ferne scheint, und solche Wort- und Uebungsspiele weit hinten in Moskau gleichen den Seifenblasen auf ein Haar. — Sie erinnern sich des jüdischen Literaten Wolfsohn, der jetzt in Sachsen mit russischem Gelde eine für Rußland (und wohl auch für die Welt) sehr unnütze Revüe herausgiebt und einst durch sein Stück „Nur eine Seele" bei dem Dresdner Theaterpublikum so großen Beifall fand. Nun, besagtes Stück ist jetzt von zwei russischen Dramatikern, wohlverstanden von zwei — auch hierin ahmt Petersburg seinem Vorbild Paris mit Glück nach — den Herren Nowikoff und Rodislawski, ins Russische übertragen und zur Aufführung gebracht worden. Ueber die letztere urtheilt ein sehr verständiger Berichterstatter im russischen „Invaliden" etwa folgendermaßen. Das Stück, auf Effect berechnet, ist doch nur ein Werk der Studirstube und entbehrt für russische Zuschauer fast aller Lebenswahrheit. Die Herren Bearbeiter hatten einige Scenen ausgeschieden, dafür einen neuen Schluß angebracht: sie lassen im entscheidenden Moment einen Adjutanten mit dem Kaiserlichen Emancipationsmanifest eintreffen und allem tragischen Jammer ein Ende machen. Und dieser Schluß allein, fügt der Referent hinzu, rettete das Stück vor dem verdienten Untergang: er weckte in der Brust der Zuhörer einen sympathetischen Wiederhall, während in dem Vorausgehenden nur falsche Töne erklangen und erkältend und abstoßend wirkten. Die Herren Verfasser hätten auch das übrige Stück einer ähnlichen Umschmelzung unter-

werfen sollen, denn auf der Bühne, bei Darstellung russischen Lebens und Treibens, können wir „deutsche Arbeit" nicht brauchen. — Da ich einmal bei literarischen Dingen bin, so lassen Sie mich Ihnen den frühzeitigen, obgleich längst erwarteten Tod der großen National-Encyklopädie melden. Dies Unternehmen und sein Gang ist für Land und Volk äußerst charakteristisch. Die Anlage war kolossal, es sollte über Nacht ein zweiter Ersch und Gruber geboren werden: alle übrigen gebildeten Nationen hatten wenigstens ein encyklopädisches Wörterbuch, ihnen sollte sich Rußland mit einem Sprunge zur Seite stellen. Eine Actiengesellschaft, vom edelsten Patriotismus beseelt, hatte sich gebildet, den literarischen Berühmtheiten wurden die einzelnen Fächer zugetheilt, die Besoldungen waren glänzend, die Artikel, die einliefen, dehnten sich zu Werken aus und wurden demgemäß honorirt. An der Spitze stand als Hauptredacteur Herr Krajewski, ein bisher glücklicher Journal-Speculant, der aber bald Unrath merkte und sich zurückzog; ihm folgte der Oberst Lawrow, ein berühmter Philosoph und Erfinder, wenn ich nicht irre, eines eigenen Systems, der aber leider kein Latein und Griechisch versteht und dem also Aristoteles und Spinoza ewig verschlossen sind; diesem endlich der Oberst Hörschelmann. Der Redacteur und seine Gehülfen strichen und änderten, das gefiel den Mitarbeitern nicht; spaßhafte Schnitzer liefen mit unter, an Einheit der Arbeit war nicht zu denken; die Herausgabe stockte, die Honorare liefen fort. Endlich war mit dem sechsten Bande alles Geld der Actionäre verwirthschaftet und da das Interesse des Publikums wie der Herausgeber sich schon längst anderen gleich großen Dingen zugewandt hatte, so ist das Unternehmen jetzt eines stillen und sanften Todes entschlafen — eine ruhmreiche Illustration des Spruches: in magnis voluisse sat est. Trotzdem wäre meiner Meinung nach eine Uebersetzung oder Bearbeitung und Verkürzung des Brockhausschen Conversationslexikons praktischer und den Umständen angemessener gewesen — oder vielmehr, um die ganze Wahrheit zu sagen, ein Conversationslexikon ist vorläufig noch gar nicht nöthig und eher vom Uebel, da in der hier herrschenden Bildung schon allzuviel Encyklopädismus, Conversation und Feuilletonismus ist. Ließen sich hier nur mehr Menschen schaffen von in sich vertiefter Einseitigkeit! — Hoffen wir, daß die im October wieder zu eröffnende Universität dahin wirken werde, daß ein ernster Geist der Studien mehr Platz greife. Aus der Reihe der Professoren sind manche jüngere und heißblütige ausgeschieden, die das Wort Universitätsfreiheit auf ihre Fahne geschrieben hatten und

damit die Hochschule ins Verderben stürzten: jene Männer waren hochbegabt, sie waren von der besten Absicht beseelt, aber sie irrten sich in dem gegebenen Menschenmaterial, das ihre Experimente nicht aushielt. Die neuliche Rectorwahl ist mit 24 gegen zwei Stimmen bezeichnender Weise auf einen Deutschen gefallen, den Professor Lenz, denselben, der für das Fach der Physik auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist, einen ruhigen, wohlwollenden und erfahrenen Mann, der im Princip nicht gegen freie Bewegung der Jugend ist, aber Ort und Umstände im Auge behält. Eine andere Wahl betraf die Frage: ob Prorector oder Inspector? d. h. soll die Aufsicht und Disciplinarbehörde durch einen aus der Mitte der Professoren zu wählenden Prorector oder durch einen eigenen, ungelehrten, von auswärts zu ernennenden Polizeibeamten repräsentirt werden? Die Majorität entschied mit 10 gegen 9 Stimmen für einen Inspector. Dies widerspricht zwar den Traditionen deutscher Hochschulen, war aber, wie ich überzeugt bin, durch Sachlage und Landesart geboten. — Zwei Institute, die bisher sonderbarer Weise zum Ministerium des Kaiserlichen Hofes gehörten, der Botanische Garten und die öffentliche Bibliothek, sind jetzt anderen Ministerien zugetheilt worden, die Bibliothek dem der Volksaufklärung, der Garten dem der Domänen, letzterer jedoch in der Weise, daß Se. Kaiserl. Hoheit der Großfürst Nikolaus Curator und Chef wird und Beziehungen zur Akademie der Wissenschaften angeknüpft werden. Die öffentliche Bibliothek hat vor Kurzem ein Journalzimmer eröffnet und damit ein dringendes Bedürfniß des gelehrten Publikums befriedigt: die Eintrittsbedingungen sind nach hiesiger Weise äußerst liberal. Ich hoffe, Unterhaltungslectüre wird dabei ausgeschlossen sein; ist dies der Fall, dann werden sich nur die wirklich Berufenen einfinden, die bisher bei der Entfernung Petersburgs vom literarischen Markt schmerzlich den Zusammenhang mit der unaufhaltsam sich bewegenden Wissenschaft vermißten. — Sie werden in den Zeitungen die Notiz gefunden haben, daß der in Berlin tagende internationale statistische Congreß mit Stimmeneinheit den Beschluß gefaßt hat, die russische Regierung um Einführung des im übrigen Europa geltenden gregorianischen Kalenders zu bitten. Gegen solche Kundgebungen der europäischen öffentlichen Meinung ist man hier nun keineswegs unempfindlich und ich glaube zu wissen, daß im Stillen schon einige darauf bezügliche Vorbereitungen getroffen werden, wenn diese auch vorläufig nur in Sammlung des einschlagenden historischen Materials bestehen sollten.

Noch Einiges über Veränderungen in der äußeren Physiognomie der Stadt, wie sie in diesem Herbst dem vom Lande oder von der Datsche oder auch per Eisenbahn von den deutschen Bädern Heimkehrenden theils als augenfällige Objecte, theils in Gestalt von Gerüchten und Nachrichten entgegentreten. Das öffentliche Fuhrwerk war, wie Sie wissen, die wahre Schandpartie dieser glänzenden Hauptstadt: elende, unbequeme, zerbrechliche, gegen die Unbilden der Witterung keineswegs Schutz gewährende Droschken, die Pferde ein Bild des Jammers, die Kutscher betrunken, das Pflaster unerträglich: Alles dies dem Reisenden besonders auffallend, der aus dem jetzt so nahen Berlin kam und die ernsten, schweigsamen Droschkenmänner in ihren blauen Mänteln und lackirten Hüten, die bequemen Wagen, die wohlfeilen Preise und die unzähligen in allen Richtungen sich folgenden und sich kreuzenden Omnibus im Gedächtniß hatte. Gutes öffentliches Fuhrwerk ist bürgerfreundlich, ist ein Symptom eines zahlreichen und wohlhabenden Mittelstandes, denn der Vornehme fährt im eigenen Wagen und der gemeine Mann geht zu Fuß. Nun, auch hier scheint sich etwas der Art zu regen. Durch einige Hauptstraßen sind Eisenbahnen gezogen, auf denen sich Ungethüme von Omnibus bewegen: jeder Vorübergehende staunt und bleibt stehen. Für drei Kopeken hoch oben, für fünf im Innern des Wagens kann man sich so fortziehen lassen und braucht den Regen nicht zu fürchten. Alsdann sollen 400 bedeckte Droschken, sage bedeckte, in Bereitschaft stehen und nächstens ihre Fahrten beginnen. Da wird man, wenn man ein armer Teufel ist, wie beispielsweise Ihr Berichterstatter, seine entfernt wohnenden Freunde häufiger sehen können. Eine weitere Verbesserung wird vorbereitet: Wassili Ostrow, der Sitz der Deutschen, des Handels und der Wissenschaft, soll Gasbeleuchtung bekommen, wie sie die stolze und vornehmere Schwester dieser Insel, die sogenannte „große Seite" schon längst besitzt. Eine Gesellschaft mit einem Grundcapital von 200,000 Rubel will die Newa bei Ochta oberhalb Petersburg überbrücken: sie darf natürlich einen Brückenzoll erheben; dagegen fällt die Brücke nach dreißig Jahren der Stadt als Eigenthum zu.

Was das Theaterwesen betrifft, über welches ein rechtschaffener Correspondent sich des Ausführlichen zu verbreiten pflegt, so erlassen Sie mir diesmal die Besprechung dieser Seite unseres öffentlichen Lebens — wenn der letztere Ausdruck bei so bevormundeten Anstalten nicht allzu hoch gegriffen ist. Ohnehin steht dort Alles beim Alten. Nur die deutsche Bühne soll durch Hinzuziehung neuer Kräfte, Bereicherung des Repertoirs, Ab-

schaffung der Benefize u. s. w. sich wirklich gehoben haben und jetzt ein Musterinstitut sein, das die erlesensten und feinsten Kunstgenüsse bietet. Ich glaube es gern, kann aber nicht aus eigener Anschauung darüber urtheilen; bisher hielt sie mit der hiesigen deutschen Zeitung ungefähr gleiches Maß, so wie beide mit dem hiesigen deutschen Publikum, einem geistig genügsamen Colonialvölkchen.

Redacteure:
Th. Böttticher. A. Faltin. G. Berkholz.

Eine neue wissenschaftliche Wandergesellschaft.

Anknüpfend an einen von mir in diesen Blättern früher mitgetheilten Aufsatz verwandten Inhalts *), beabsichtige ich hier, über die in Heidelberg am 28. August 1863 zu Stande gekommene astronomische Gesellschaft Nachricht zu geben.

Okens genialer Gedanke, zuerst, wenn gleich in kleinstem Maßstabe, 1822 am 18. September zu Leipzig ins Leben gerufen, hat eine Bedeutung gewonnen, welche wohl keiner der Gründer ahnte. Der unscheinbare Keim ist herangewachsen, man kann sagen nach drei Dimensionen, zu einem weltgeschichtlichen Baume. Der Ausdehnung in Länge entspricht die Verbreitung ähnlicher Vereine über fast alle civilisirte Länder, am frühesten in England. Der wachsenden Breite vergleichen wir die Verzweigungen, die sich in den analogen Verbindungen der Pädagogen und Philologen, der Juristen, Landwirthe, Augenärzte und Zahnärzte und anderer Wissenszweige darstellen und denen es eben so wenig wie der jährlichen Hauptversammlung an allgemeiner Theilnahme und Beachtung gefehlt hat. Und die dritte Dimension wird füglich durch die wachsende Anzahl der jährlich sich Versammelnden repräsentirt, wie nicht minder durch die tiefere Forschung und gründlichere Besprechung, wie dies namentlich durch die Einrichtung der Sektionen ermöglicht worden ist, die zuerst 1828 in Berlin, allerdings gegen den Wunsch des Stifters, eine bestimmte Form gewonnen.

Durch alles dieses sind nun wohl die Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieser Versammlungen, die vom ersten Beginne an von den verschie-

*) Im Mai-Heft d. J.

denſten Seiten und in den mannigfachſten Geſtaltungen ſich ausgeſprochen haben, genügend widerlegt. Die Kraft, welche in einer feſt organiſirten Aſſociation ſich entfaltet, die weſentlichen Vortheile, die ſie den einzelnen Gliedern gewährt, waren auf materiellem, namentlich gewerblichem und merkantiliſchem Gebiete, ſeit Jahrhunderten erkannt und anerkannt, auch Malergeſellſchaften und Sängerverbindungen hatte ſchon das Mittelalter geſehen; doch der Mann der ernſten Wiſſenſchaft blieb in ſeiner einſamen Studirſtube, in die nur ſelten und gelegentlich ein Fachgenoſſe eintrat; während im Ganzen und Großen das figulus figulum odit ſich ſelbſt an den größten Geiſtern — man erinnere ſich an den Streit zwiſchen Leibnitz und Newton — in einer Weite bethätigte, die uns mit Scham erfüllen muß.

Wenn durch die Naturforſcher- und die ihnen nachgebildeten ähnlichen Verſammlungen auch weiter nichts erzielt würde, als das Aufhören dieſer der Wiſſenſchaft ſo unwürdigen perſönlichen Befehdungen — es wäre damit wahrlich ſchon Großes erreicht. Der Stifter dieſes Vereins bezeichnet es im § 2 der noch immer geltenden Statuten als Hauptzweck, daß die Männer der Wiſſenſchaft ſich perſönlich kennen lernen. Und gewiß, in dieſem „ſich kennen lernen“ liegt die Grundbedingung alles gemeinſamen gedeihlichen Wirkens.

Nun iſt freilich dieſes Wirken ein ſolches, das nur im allgemeinen erkennbar, nicht aber im einzelnen nachweisbar iſt. Wir können nicht die einzelnen Arbeiten und Reſultate bezeichnen, die durch unſere Verſammlungen veranlaßt wurden und ohne ſie nicht zu Stande gekommen wären. Allein gilt nicht Aehnliches von jeder weltgeſchichtlichen Inſtitution? und kann dies anders ſein? Wir wollen es deshalb auch hier nicht verſuchen, eine nach Nummern und Paragraphen geordnete Aufzählung des Nutzens zu geben, der aus dieſen Vereinigungen erwächſt. Wir ſprechen einfach mit Martin Luther:

Iſt's Werk von Gott, ſo wird's beſtehn,
Iſt's Menſchenwerk, wird's untergehn.

Nun werden allerdings ſich Stimmen erheben, welche uns das Recht beſtreiten, dieſes Dictum zu unſeren Gunſten in Anſpruch zu nehmen. In vorderſter Reihe ſteht eine gewiſſe theologiſche Schule, die neben und außer ſich nichts anerkennt, und die namentlich alle und jede Naturforſchung als etwas Untergeordnetes, Bedeutungsloſes, ja direct Schädliches bezeichnet. Unzugänglich unſern Argumenten, ohne Sinn für das Erhabene in der Natur und ihre Geſetze, bezeichnen ſie wohl gar unſere Beſtrebungen

als einen Abfall von Gott, als eine Anmaßung, ihm Regeln für seine Weltregierung octroyiren zu wollen; ganz ähnlich jenem fatalistischen Araber, der das Vorhersagen einer Sonnenfinsterniß als das größte Verbrechen bezeichnete, dessen der Mensch sich gegen Gott schuldig machen könne. Solche Gegner überzeugen zu wollen, wäre ein vergebliches Unternehmen, und der Verfasser ist sich bewußt, für solche Leute überhaupt nicht zu schreiben und nie geschrieben zu haben, denn die von Gott ihm verliehene Geisteskraft unnütz vergeuden zu wollen, war nie seine Sache. Zwischen so diametralen Gegensätzen vermitteln zu wollen ist eitles Bemühen; hierher gehört allein der Ausspruch Christi: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen".

Der wahre Naturforscher greift nicht über sein Gebiet hinaus, aber er will auch keinen Eingriff in dasselbe dulden, nicht sein tägliches Brot vor den Thüren der Theologen erbetteln. Es wäre Entsagung seiner Würde und Selbständigkeit, wenn er erst für jedes neugewonnene Resultat bei allen Confessionen und kirchlichen Genossenschaften Umfrage halten sollte, ob keinerlei Einwand oder Bedenken ihrerseits entgegenstehe. Jede vernünftige Staatsverwaltung, wie jede vernünftige Kirche wird diese Freiheit und Unabhängigkeit der Naturwissenschaft achten und anerkennen, und dann in ihr keine Gegnerin, sondern eine Bundesgenossin erblicken, stets bereit, mit ihr gemeinschaftlich dem gleichen Ziele nachzustreben — der Erforschung der Wahrheit.

Genug zur Bezeichnung unseres Standpunktes, von dem aus wir uns jetzt zu unserem eigentlichen Thema wenden wollen.

Die Astronomie war auf den bisherigen Naturforscher-Versammlungen keineswegs hintangesetzt worden; in den allgemeinen Sitzungen wie in den Sektionen waren die verschiedensten Gegenstände der Himmelsforschung in Vorträgen und Besprechungen verhandelt worden. Allein es zeigte sich, daß für manche specielle, zunächst nur dem Fachgenossen näher bekannte und ihn interessirende Gegenstände auf den allgemeinen Versammlungen nicht die erforderliche Zeit gewonnen werden konnte. Namentlich kam 1857 auf dem Bonner Congreß zuerst die Frage zur Discussion: ob und wie es möglich sein werde, die Ephemeriden für die so rasch anwachsende Zahl der kleinen Planeten in derselben Schärfe und Ausdehnung wie früher für die älteren zu berechnen? Um das Gewicht dieser Frage einigermaßen zu beurtheilen, erwäge man, daß bis zu Anfang dieses Jahrhunderts nur 6 Planeten zu berechnen waren; jetzt 85. Aber nicht genug, daß die Zahl

sich in so starkem Verhältniß vermehrt hatte, auch die Schwierigkeit der Berechnung ist bei den kleinen Planeten (den sogen. Planetoiden) ohne allen Vergleich bedeutender, als bei den älteren seit Jahrhunderten bekannten und genau erforschten. Ueber diese besitzen wir seit Keplers Zeiten Tafeln, die im Laufe der Zeit stets genauer, ausführlicher und vollkommener wurden und deren bequeme Einrichtung die Anfertigung einer Ephemeride zu einer zwar immer noch weitläuftigen, doch aber vergleichungsweise leichten Arbeit machen. Ganz anders gestaltet sich dies für einen der zwischen Mars und Jupiter laufenden Planetoiden. Ihre starken Neigungen und Excentricitäten bewirken, daß sie namentlich von Jupiter überaus große Perturbationen erfahren. Ihre Berechnung wird stets eine verwickelte und zeitraubende bleiben, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Zeit, welche die Berechnung *eines* Planetoiden erfordert, der Summe der Zeiten gleichsetzt, welche für die sechs älteren zusammengenommen nöthig ist. Und dies ungünstige Verhältniß wird für die Gegenwart noch dadurch erhöht, daß wir erst für sehr wenige Planetoiden Tafeln besitzen und sie auch nicht eher besitzen können, bis durch langjährige Beobachtungen und sorgfältige Discussion derselben die Bahnelemente hinreichend genau erforscht sind.

Angesichts dieser unübersteiglich erscheinenden Schwierigkeiten hatte schon der größte Rechner des Jahrhunderts, Gauß, vor mehr als einem Decennium den Rath gegeben, von den neuen Planeten einen der interessantesten für genaue Berechnung auszuwählen und die übrigen ihrem Schicksal zu überlassen. Es ist bezeichnend, daß ein Gauß diesen Rath ertheilen konnte, aber um desto ehrenvoller für unsere jüngern Astronomen, daß sie ihn *nicht* befolgten. Sie haben bis hieher noch keinen der seit Gauß' Tode fortwährend neu entdeckten Planeten „seinem Schicksale überlassen", und wenn einige der nach ihrer ersten Wahrnehmung zu wenig oder zu unvollkommen beobachteten Planeten ihnen wirklich entschlüpften und nicht wieder zu finden waren, so haben sie ihnen Steckbriefe nachgesandt, die den Erfolg hatten, daß sie bis auf *einen*, die Leucothea, glücklich wiedererblickt wurden.

Aber dieser so rühmliche Eifer, der für die Zukunft der Wissenschaft zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, würde endlich erlahmen, wenn es ununterbrochen so fortginge.

Der allgemeine Gang einer solchen Berechnung, in deren Einzelnheiten hier unmöglich eingegangen werden kann, ist nun folgender: Man

berechnet zuerst die Oerter der störenden Planeten nach den drei Dimensionen (Coordinaten) des Raumes für geeignete Zeitpunkte, die durch nicht zu große Intervalle getrennt sind. Dieselben Oerter für dieselben Zeiten berechnet man für den Planetoiden, und aus der vergleichenden Zusammenstellung beider entwickelt man die Störungen, welche die Oerter des letztern erleiden, und im weitern Verfolg die Veränderungen, welche seine Bahnelemente dadurch erfahren. Mit diesen successive verbesserten Elementen werden sodann schließlich seine wahren Oerter definitiv berechnet, resp. corrigirt.

Hieraus ist ersichtlich, daß ein Theil der Rechnung, und erfahrungsgemäß kein unbeträchtlicher, so angeordnet werden könne, daß er für alle Planeten gemeinsam ist und also für die 78 Planetoiden nicht 78 mal, sondern nur einmal ausgeführt zu werden braucht. Eine solche Anordnung zu treffen, wurde zuerst in Bonn vorgeschlagen und mehrere der anwesenden jüngern Astronomen erboten sich, sofort Hand ans Werk zu legen. Aber es war gleichzeitig klar, daß die Anordnung und Schematisirung der Berechnung nun nicht länger in das Belieben jedes Einzelnen gestellt werden könne, sondern eine fest bestimmte, ins Einzelne gehende Vereinbarung über die leitenden Grundsätze und die Aufeinanderfolge der einzelnen Theile einer solchen Arbeit unumgänglich erforderlich sei, und diese herbeizuführen, erschien nur möglich durch Zusammenkünfte der Betheiligten.

Eine kleine Anzahl von Astronomen hatte sich zuerst in Berlin 1860, darauf in Dresden 1861 zusammengefunden, aber die Ueberzeugung gewonnen, daß in dieser Weise zwar einiges vorbereitet, nicht aber erfolgreich durchgeführt werden könne. Die 9 in Dresden Versammelten beschlossen daher: durch geeignete Mittel auf eine Vereinigung in größerer Anzahl, unter festerer Form, so wie auf die Betheiligung auch älterer und erfahrnerer Astronomen hinzuwirken, auch einen Zeitraum von 2 Jahren verstreichen zu lassen und erst 1863 in Heidelberg sich wieder zu versammeln; inzwischen jedoch rüstig fortzuarbeiten um auf diesem Congresse bereits bestimmten Bericht über das, was geschehen, abstatten zu können. Professor Schönfeld, Director der Sternwarte Manheim, ward beauftragt die erforderlichen Einleitungen zu treffen.

Am 27. August d. J. hatten sich demzufolge in Heidelberg 25 Astronomen eingefunden; unter ihnen Argelander, O. Struve, Schwerd, Oppolzer, Zech, Wolfers und der Verfasser. Ein Lokal der Universität war zu diesem Zwecke bewilligt worden und die Verhandlungen begannen.

Hauptgegenstand war die Vollziehung der Statuten, zu denen ein Entwurf bereits vorlag, der nach lebhafter Discussion und mehrfachen Abänderungen vollzogen und von sämmtlichen Anwesenden unterzeichnet wurde.

Nach ihnen bezeichnet sich der Verein ohne weiteren Beinamen als astronomische, am 28. August 1863 zu Heidelberg gestiftete Gesellschaft. Für ihre Verhandlungen und Publicationen dient ausschließlich die deutsche Sprache, die Mitgliedschaft steht jedoch ohne Beschränkung auch fremden Astronomen offen. Schon jetzt sind Schweden, Rußland, Polen und sogar China in diesem Vereine repräsentirt, denn unter den 12, die an persönlichem Erscheinen behindert, schriftlich ihren Beitritt erklärten, befindet sich Dr. Neumann, Director der Sternwarte Peking. — Nach je 2 Jahren soll die Versammlung, stets an einem anderen Orte, wieder Statt finden. Für 1865 ist Leipzig gewählt, und eben daselbst werden sich bleibend Archiv, Sammlungen und die Bibliothek befinden; auch die wissenschaftlichen Publicationen sollen von dort aus bewirkt werden. Ein Vorsitzender (für das nächste Biennium Zech aus Tübingen), dessen Stellvertreter, zwei Secretäre, ein Rendant (dieser nothwendig in Leipzig domicilirend) und noch zwei Beisitzer bilden den Vorstand, der auf jeder Versammlung für das folgende Biennium neu gewählt wird. Bis zum Schluß des Jahres 1863 bedarf es, um Mitglied zu werden, nur der einfachen Anmeldung; später kann sie nur erlangt werden durch Stimmenmehrheit in den Wahlen der allgemeinen Versammlung; doch ist dem Vorstande die Befugniß ertheilt, die Mitgliedschaft provisorisch, salva ratificatione, zu bewilligen.

Jedes Mitglied zahlt ein Eintrittsgeld von 5 Thalern und einen jährlichen Beitrag von gleicher Höhe, der auch durch einmalige Zahlung von 50 Thaler compensirt werden kann.

Die Organisation der Planetoidenberechnung mußte, ihrer Dringlichkeit wegen, auf diesem ersten Congresse in den Vordergrund treten. Daß jedoch die Gesellschaft keineswegs gewillt sei sich auf dies specielle Object zu beschränken, zeigte sich schon in Heidelberg, wo Wolfers über Vergleichung der Fixstern-Oerter, Schwerd über das Doppeltsehen, Argelander über die Vollendung seines großen Sternkartenwerks (von welchem er ein schöngebundenes Exemplar als erste Grundlage für die Bibliothek der Gesellschaft übergab), der Verfasser über die seculären Gleichungen zwischen den Planetoiden und den beiden großen Planeten, Otto Struve über die

Nothwendigkeit sprach, auch den periodischen Kometen die gleiche Sorgfalt wie den Planetoiden zuzuwenden.

Für die durch den Druck zu veröffentlichenden Arbeiten soll nicht die feste Form einer periodischen Zeitschrift gewählt werden, sondern sie erscheinen in einzelnen größeren und kleineren Heften und nur das gleiche Format wird festgehalten werden. Die in Leipzig wohnenden Mitglieder, insbesondere Professor Bruhns, Director der dortigen neuen Sternwarte, besorgen die Redaction.

Das Hauptreferat über die bisher ausgeführten Coordinaten-Berechnungen (die nicht blos für die künftige Zeit, sondern auch für ein volles Jahrhundert rückwärts durchzuführen sind) gab Dr. Förster aus Berlin, der auch selbst den wesentlichsten Antheil daran hat. Erfreulich war es, aus seinen Mittheilungen und denen von Bruhns zu entnehmen, daß die bisherigen Erwartungen nicht blos erfüllt, sondern übertroffen sind. So erneuert sich die schöne Jugendzeit deutscher Astronomie, die durch die Namen Zach, Lindenau und Olbers, vieler Anderen nicht zu gedenken, bezeichnet ist und deren Culminationspunkt jene Gothaer Versammlung bildete, der nun nach 65jähriger Zwischenzeit endlich eine Heidelberger gefolgt ist.

Bei der Vorberathung über den Statuten-Entwurf bemerkte ein Mitglied, daß aus formellen Gründen ein § erforderlich sei, in welchem über die eventuelle künftige Auflösung der Gesellschaft Bestimmungen getroffen würden. Die Redactoren hatten jedoch diese Erinnerung unbeachtet gelassen und bei der allgemeinen Discussion fand sich Niemand, der darauf aufmerksam gemacht hätte. Es gab dies Veranlassung, bei dem gemeinschaftlichen Festdiner, mit welchem der Congreß am 29. geschlossen wurde, den Wunsch und die Erwartung auszusprechen, daß keine einzige der künftigen Versammlungen, selbst nicht in fernster Zukunft, die mindeste Veranlassung finden möge, diesen formellen Fehler zu rügen und einen derartigen Paragraphen ergänzend hinzuzufügen.

Und was sollte dieser Erwartung entgegenstehen? Freilich, auch in Gotha hatte man sich 1798 mit dem Vorsatze getrennt, demnächst an einem anderen Orte wieder zusammen zu kommen. Aber — ein zweites Gotha war damals nicht zu finden. Hatte man doch dem trefflichen Fürstenpaare, dessen sich dieses Ländchen damals erfreute, von England — Hannover aus warnend zugerufen: „un astronome français (Lalande) pourrait bien s'occuper d'autres révolutions que des révolutions célestes!“ Hatte

doch Vega in Wien, zur Theilnahme aufgefordert, nicht allein diese Correspondenz seiner Regierung vorlegen, sondern auch einen ihm in die Feder dictirten ablehnenden Brief nach Gotha senden müssen!

Und verfolgen wir die Geschichte seit jenen Tagen bis zu den unsrigen, so müssen wir aussagen, daß diese Zeiten der Verdächtigungen und des Mißtrauens nur sehr allmälig geschwunden sind. 1822 wagten 2 in Leipzig anwesende österreichische Gelehrte nicht, ihre Namen auf die Liste der so eben von Oken gestifteten Gesellschaft setzen zu lassen, und noch bis 1829 sah man, bei rasch steigender Frequenz, allmälig alle deutschen Stämme vertreten, nur Oesterreich nicht. Aber den 1829 in Freiburg tagenden Naturforschern war eine frohe Ueberraschung bereitet: eine Einladung der kaiserlichen Regierung nach Wien auf 1830. Unter allgemeiner Acclamation ward der Vorschlag angenommen und seitdem haben Prag, Gratz*), Carlsbad und Wien zum zweitenmale den Congreß bei sich tagen sehen und ihn mit ungeheuchelter Freude begrüßt. Sollte nach solchen Vorgängen für uns Himmelsforscher die Besorgniß noch Raum finden, man könne uns irgendwo in Deutschland die Thür verschließen? Wir hoffen vielmehr, daß nicht allein, wie schon diesmal geschehen, Gäste vom Osten und Norden her unsre Congresse frequentiren, sondern daß auch der Westen und der Süden, dessen Exfürsten jetzt nichts mehr verbieten können, uns die Hand reichen werde. — An Stoff aber wird es unserer Wissenschaft in keinem Jahrhunderte jemals fehlen. Soll sie das Universum in seinen großartigsten Bildungen und Beziehungen umfassen, so ist ihre Aufgabe gradezu eine unendliche. Oder besorgt man, daß die jetzt so lebhaft erregte öffentliche Theilnahme an unserem Wirken sich vermindere? Dies könnte nur durch unsre eigne Schuld geschehen. So lange wir die Pflicht nicht verkennen, die Wissenschaft nicht allein immer tiefer zu erforschen, sondern auch immer weiter zu verbreiten und dies in angemessener, nicht tändelnder, aber populärer Weise zu thun — so lange wird das Publikum ein Ohr haben für das was wir ihm bieten, und Sinn für die Erhabenheit der Schöpfung, die nirgend so wie in der Himmelskunde ihm gegenübertritt.

*) Die früher übliche Schreibung war Grätz. Seitdem jedoch einige auf dem dortigen Congresse mit anwesende französische Gelehrte das „Grätz an der Muhr" in höchst galanter Uebersetzung so wiedergegeben hatten: „la ville des Graces à la rivière de l'Amour", will kein Grazer, und eine Grazerin noch viel weniger, von dem früheren Umlaute ä mehr etwas wissen und sie haben sogar ein voluminöses Werk herausgegeben zum gründlichen Beweise, daß Graz die geschichtlich richtige Schreibart sei.

Unter solchen Auspicien ist es wohl gestattet, an der Hoffnung auf eine Zukunft dieses neuen wissenschaftlichen Vereines festzuhalten. Ein ganz specieller Gegenstand gab die Veranlassung zur Gründung, aber bald wird er seine Ziele erweitern, seine Tendenz verallgemeinern und das Gesammtgebiet der Himmelsforschung umfassen. War doch auch die am 1. Januar 1652 gegründete Gesellschaft, die später zur Leopoldinisch-Carolinischen Akademie erwuchs, nur eine aus 4 Schweinfurter Aerzten bestehende Genossenschaft zu dem Zwecke, neue noch unbekannte Arzneimittel zu prüfen. Und jetzt besteht sie schon 212 Jahre lang und entfaltet grade in unseren Tagen eine Lebenskraft, die man ihr in den langen, jetzt glücklich überdauerten Jahren ihres Siechthums nicht zugetraut hätte. Auch hat sie sich längst zur Allgemeinheit des Naturwissens erhoben und der ursprüngliche specielle Zweck kommt nur gelegentlich mit zur Sprache. — Auch für uns wird die Zeit herbeikommen wo die Planetoidenrechnungen es nicht mehr nöthig machen, ihretwegen besondere Congresse anzusetzen, aber andere Gegenstände werden sich in reichster Fülle darbieten, und vielleicht wird man bald die zweijährigen Intervalle zu lang finden und jährliche Zusammenkünfte an ihre Stelle treten lassen.

Auch in unseren baltischen Provinzen, wie im weiten Reiche überhaupt, regt sich unverkennbar nach allen Richtungen hin der Trieb nach Association, und die Zeiten, wo die livländisch-ökonomische Societät die einzige derartige Gesellschaft war, liegen längst hinter uns. Ebenso haben Sprachgenossenschaft und andere Beziehungen fortwährend eine Theilnahme und thätige Mitwirkung hiesiger Gelehrten an den Vereinen Deutschlands wach erhalten, und wenn der neuesten Societät die Theilnahme von Seiten hier wirkender Forscher schon im ersten Beginne nicht fehlte, so dürfen wir erwarten, daß sie ihm in Zukunft noch weniger fehlen werde. Also Glück auf!

Mädler.

Die Grafen Nikita und Peter Panin.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mitten in der Zeit des Pugatschewschen Aufstandes, im Herbst des Jahres 1773, vermählte sich der 18-jährige Großfürst Paul mit Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, seitdem Natalia Alexejewna genannt. Diese Ehe war ein lang gehegter und mit der größten Umsicht zur Ausführung gebrachter Wunsch Katharinens, und dennoch führte sie zu einer Entfremdung zwischen Mutter und Sohn, die sich mit den Jahren, besonders durch den Einfluß der Panins, immer mehr steigerte. Denn beide Grafen Panin blieben bis zu ihrem Tode (1783 und 1789) ihrer Handlungsweise in Bezug auf Paul und Katharina unwandelbar treu. Indem sie wohl begriffen, daß die Harmonie zwischen Mutter und Sohn ihren ganzen Einfluß auf Letzteren vernichten und sie ihrer hervorragenden Stellung am Hofe und in der Gesellschaft berauben mußte, nährten sie in Paul das Vorurtheil gegen die bestehende Ordnung und gegen alle Schöpfungen Katharina's; ja Peter Panin überredete endlich den Thronfolger, daß er seinem Vaterlande ein neuer Peter der Große werden müsse, um das den Einsturz drohende Staatsgebäude zu retten.

Bereits fünf Jahre vor der Verheirathung Pauls hatte Katharina den Gedanken gefaßt, in dem Darmstädtischen Hause eine Gemahlin für ihren Sohn zu wählen. Auf ihren Befehl verlangte Nikita Panin von dem russischen Geschäftsträger Freiherrn von der Asseburg Auskünfte über den Charakter und die Eigenschaften der drei Prinzessinnen von

Hessen-Darmstadt. Asseburg wies von Anfang an entschieden auf die zweite der Schwestern, die Prinzessin Wilhelmine. Katharina aber wollte sich nicht entscheiden, ohne mit eigenen Augen gesehen zu haben, und veranlaßte deshalb die Landgräfin mit ihren Töchtern Amalie, Wilhelmine und Louise nach Rußland zu kommen. Jetzt erst, als die Reise schon beschlossen war, schickte Asseburg die ausführlichste Charakteristik aller drei Prinzessinnen — ein vortrefflich abgefaßtes und den scharfen Beobachter erkennen lassendes Schriftstück, welches Panin merkwürdiger Weise der Kaiserin verheimlichte. Den Agenten Katharina's aber gelang es, ohne Wissen Panins eine Abschrift zu beschaffen. Die Kaiserin äußerte ihren Unwillen über dieses Manoeuvre gegen einen Dritten, wie weiter unten zu erwähnen sein wird, ohne, wie es scheint, gegen Panin selbst darüber sich ausgelassen zu haben.

Die Landgräfin und ihre drei Töchter sollten in Lübeck eine ihnen entgegengesandte russische Fregatte besteigen, um so nach Reval zu gelangen und von hier aus zu Lande weiter befördert zu werden. Von Darmstadt nach Lübeck aber ging es über Berlin, weil die Landgräfin bei dem ihr verwandten Könige von Preußen „sich verabschieden" wollte. Friedrich II. war unzufrieden damit, daß die Reise unternommen werde, bevor eine der drei Prinzessinnen erklärte Braut des Großfürsten sei. In einer Depesche an seinen Geschäftsträger in Petersburg, den Grafen Solms, äußert er sich dahin, der Graf Panin möge doch bewirken, daß man vor der Ankunft der Prinzessinnen erkläre, eine derselben sei die erwählte Braut Sr. Hoheit und die andern beiden begleiteten sie nur, weil die Landgräfin sie nicht allein zu Hause lassen wolle; dadurch würde allem bösen Gerede und aller unehrerbietigen Kritik der Prinzessinnen vorgebeugt werden. Katharina aber wollte darauf nicht eingehen, und behielt sich vollkommen freie Hand. Offiziell war von einer beabsichtigten Brautwahl gar nicht die Rede.

In Reval die hohen Gäste zu empfangen ward einem Vertrauten Katharina's, dem Baron Alexander Iwanowitsch Tscherkassow, aufgetragen, während der estländische Gouverneur, Prinz von Holstein-Beck, schon vorher den Befehl erhalten hatte, das Schloß von Katharinenthal in angemessenen Stand zu setzen. Ueber die Persönlichkeit Tscherkassows sind hier ein paar Worte zu sagen.

Er war ein Mann von vielem Verstande, mannigfacher Bildung und einer ungewöhnlichen Beständigkeit des Charakters, dessen Schwäche nur

in einer ungezähmten Leidenschaft für gute Weine und schöne Frauen bestand. Sybarit durch Natur und Gewohnheit, setzte er zugleich durch seine umfassenden Kenntnisse und durch seine Sprachfertigkeit in Erstaunen — ein wahrer Typus des Hofmannes jener Zeit. Dank seinem Witze und seiner unverwüstlichen Heiterkeit war er der beständige Gast der Abendgesellschaften der Kaiserin und ihr stehender Partner im Kartenspiel. Katharina, die ihn übrigens für den ihr ergebensten Menschen hielt, nannte ihn monsieur le baron, noch häufiger aber (wegen seiner Wohlbeleibtheit) Thomas Diaforus und konnte, selbst wenn sie mit ihm von wichtigen Dingen sprach, sich des Scherzes und einer freundschaftlichen Vertraulichkeit nicht enthalten.

Mit einer Schaar von Köchen und Lakaien zum Empfange der Landgräfin nach Reval reisend, erhielt Tscherkassow für diese Mission eine besondere Instruction in 11 Paragraphen, welche mit folgendem liebenswürdigen Wunsche der Kaiserin schließt: „Au reste je souhaite à Mr. le Baron un bon voyage et une exemption de goute et de vertiges, non seulement pendant la route, mais aussi pour le reste de sa vie, et qu'il retourne ici avec les applaudissemens des parties intéressées."

Diese Instruction hatte eine Beilage, überschrieben „Nota-Bene Secretissime", worin Tscherkassow den Befehl erhielt, der Landgräfin zu insinuiren, daß es für sie nur ein Mittel gebe, die Freundschaft der Kaiserin zu erwerben, welches darin bestehe, zu ihr, der Kaiserin, volles Vertrauen zu haben und in allen vorkommenden Fragen und Verlegenheiten nur an sie sich zu wenden. Und damit dieser Rath eine desto sicherere Wirkung habe, schrieb Katharina dem General Rehbinder, dem Begleiter der Landgräfin auf der Seefahrt von Lübeck nach Reval, er seinerseits solle der Landgräfin insinuiren, auf welchem Fuße Tscherkassow seit langen Zeiten mit der Kaiserin stehe und wie gut er sie kenne.

Dies war eine Gegenmine gegen die Uebergriffe Panins, wie aus einem Briefe, den Tscherkassow etwas später in Reval erhielt, deutlich hervorgeht. „Ich schicke Ihnen, so schreibt die Kaiserin, zu Ihrer weiteren Information einen Auszug aus den letzten Depeschen Asseburgs, soweit dieselben mir zugekommen sind; denn es giebt auch solche, die der Graf Panin mir zu zeigen nicht für zweckmäßig erachtet. Unter Anderem hat Asseburg ihn in einem Privatbrief versichert, daß die Landgräfin durch seine, Asseburgs, Fürsorge so wohl abgerichtet sei, daß sie nur Panins Rathschläge hören, nur ihm folgen und mit ihm zusammenstehen werde. An demselben

Tage bekam ich auch den beiliegenden Auszug aus einer Depesche des Königs von Preußen an den Grafen Solms; aus den von mir unterstrichenen Stellen werden sie ersehen, daß er ihm, dem Grafen Solms, aufträgt, die Landgräfin zu berathen. Wer alles will diese Frau nicht leiten und bevormunden! Ich glaube doch mehr Rechte darauf zu haben als die Andern. Um Gottes willen, machen Sie der Landgräfin begreiflich, daß sie nur auf mich zu hören hat" . . . .

Die Instruction, welche Tscherkassow für den Empfang der Landgräfin erhalten hatte, ließ doch noch Raum für höchst wichtige Zweifel und Bedenken über die zu beobachtende Etiquette. In einem Schreiben an die Kaiserin (vom 16. Mai) stellt Tscherkassow folgende sechs Fragen: 1) ob man die Landgräfin mit Kanonenschüssen empfangen solle? 2) mit wie vielen? 3) ob man die Garnison, ungefähr 200 Mann, unter die Waffen treten und längs dem Wege nach Katharinenthal sich aufstellen lassen solle? und ob die Schwarzen Häupter aufziehen sollen? 4) was für eine Ehrenwache zu geben sei? 5) ob in dem großen Hafen oder in dem von Katharinenthal gelandet werden solle? 6) habe ich (Tscherkassow) der Landgräfin und den Prinzessinnen die Hand zu küssen? — und hiezu in Parantheſe: „Je m'imagine déjà qu'à ce dernier article Votre Majesté direz tout doucement: Bravissimo, Thomas Diaforus!"

Tscherkassow bemerkt in demselben Schreiben, daß von den gestellten sechs Fragen eigentlich nur die zwei letzten ihn angingen, aber mit den vier ersten seien der Prinz von Holstein-Beck und sein Kanzleidirector v. Benkendorff in großer Verlegenheit. Ihre Majestät möge mit diesen ihren alten und treuen Dienern Mitleid haben! — Darauf antwortet Katharina: „Je reconnais bien mes gens qui sont toujours embarrassés de la moindre misère, à toute les sottes questions qu'on vous a faites." Und ferner: Tscherkassow möge diese unbeholfenen Leute auf ihre allgemeinen Instructionen und Reglements verweisen und falls sie nicht zu lesen verständen, ihnen allenfalls Folgendes sagen: 1) bei meiner (Katharina's als Braut) Ankunft in Riga schoß man die Kanonen ab, ergo sollen sie auch schießen; 2) einige Schüsse mehr als für einen Feldmarschall, denke ich; 3) die Garnison zog damals nicht auf, also auch jetzt nicht; 4) die Schwarzen Häupter mögen thun was sie wollen; ich stimme dafür, daß sie nicht aufziehen; 5) eine Ehrenwache der Schwarzen Häupter mit einem Lieutenant wird für den Dienst in Katharinenthal hinreichen.

N. B. In Riga würde man alle diese dummen Fragen nicht machen*). 6) Die Landgräfin zunächst in Katharinenthal landen zu lassen, wenn die Hafenbrücke dort in einem präsentabeln Stande ist; 7) falls es der Landgräfin einfallen sollte, eine Fahrt durch die Stadt vornehmen zu wollen, so ist es ihre Sache, ohne daß man dabei irgend welche Umstände zu machen hat; 8) Niemand hat Personen, die nicht von der Kaiserlichen Familie sind, die Hand zu küssen, und weder die Landgräfin noch ihre Töchter sind es bis jetzt." — Wenn der estländische Adel der Landgräfin aufwarten wolle, so habe Tscherkassow es nicht zu hindern.

Noch ein Beispiel von dem Tone, der in den Briefen Katharina's an Tscherkassow vorherrscht! Am 7. Juni schreibt sie: „Vous me dites que vous attendez vos princesses et que vous êtes armé jus qu'aux dents pour les recevoir. Vraiment je suis charmée que votre esprit ait fait une aussi grande deployade d'attention, que de préparer jusqu'à des clarinettes et un lieu pour déjeuner; j'ai toujours dit qu'avec le temps vous deviendriez un joli garçon et je vois avec plaisir, que vous allez être poli et ferme comme un morceau d'acier; mais n'allez pas du moins vous rouiller comme les piliers de mon phaéton .... Comment va votre santé? Vous traitez donc les dames de Réval à mes dépens avec du chocolat, du café et du thé; mais voyez donc ce vert galant qui ruine ses amis pour se faire des conquêtes! ... Adieu, portez-vous bien, a я купаться пойду**), à votre santé. Bon jour, mon coeur! Que dira la posterité, quand elle verra cette lettre? Elle fera des conjectures, et elle se trompera.

Am 5. Juni trafen die erwarteten Gäste (mit einem Gefolge von 36 Personen) in Reval ein. Nach sechstägigem Aufenthalte reisten sie unter Tscherkassows Führung weiter. Am 14. waren sie in Gatschina.

*) Das bedeutet: Generalgouverneur Browne in Riga wäre nicht so ungeschickt wie der Prinz von Holstein-Beck. — Wir benutzen die Erwähnung Riga's, um eine diese Stadt betreffende Stelle aus einem Briefe Katharina's an Nikita Panin hier anzuhängen. Der Brief ist aus Riga selbst, vom Jahre 1764; es heißt darin: „Das hiesige Volk hat auf meine Ankunft aus Mitau bis nach Mitternacht gewartet und darauf begleitete es meinen Wagen mit Vivatrufen nach meinem Hause. Je vous écris ceci pour vous montrer que les Livoniens commencent à avoir des influences de leurs conquérans." (Aus dem erst letztens in der Zeitschrift der Moskauer historischen Gesellschaft herausgegebenen und dem Herrn Lebedew noch unbekannt gewesenen Briefwechsel Katharina's mit Panin). Der Uebersetzer.

**) Ich aber gehe ins Bad.

Die Kaiserin sorgte noch weiter dafür, ihren Einfluß auf die Landgräfin und die Prinzessinnen sicher zu stellen, indem sie namentlich einige Personen, die auf der Seefahrt von Lübeck nach Reval mit ihnen vertraut geworden waren, aus ihrer Umgebung entfernte. Panin mußte unwillig in den Schatten zurücktreten. Als aber alles nach Wunsch sich entwickelte und die Vermählung des Großfürsten am 29. September vollzogen wurde, da hielt es die Kaiserin für angemessen, das ganze Füllhorn ihrer Gnaden über den bisherigen Erzieher des Thronerben auszuschütten. Panin erhielt nämlich: 1) die erste Rangklasse, welche der eines Feldmarschalls gleichsteht; 2) 4512 Seelen im Smolenskischen Gouvernement und 3900 im Pleskauschen; 3) 100,000 Rub. zur Einrichtung seines Hauses; 4) ein silbernes Service im Werthe von 50,000 Rubel; 5) 25,000 Rub. jährlicher Pension, außer den schon bisher von ihm bezogenen 5000 Rubel; 6) ein jährliches Gehalt, als Kanzler des Reichs, von 14,000 Rubel; 7) ein Haus in Petersburg nach seiner eigenen Auswahl; 8) Küchenprovision und Wein für ein ganzes Jahr; 9) Hof-Equipage und Hof-Livree. Und dennoch war er nicht zufriedengestellt!

Seine einflußreiche Stellung als Präsident des Reichscollegiums der auswärtigen Angelegenheiten oder als Kanzler behauptete Nikita bis zum Jahre 1781. Von seinem Rücktritt aus diesem Amte werden wir noch zu reden haben.

In der ersten Zeit nach der Verheirathung des Großfürsten nahm alles ein anderes Ansehen an. Das Mißtrauen und die Kälte, welche bis dahin zwischen Mutter und Sohn geherrscht hatte, verwandelte sich in rücksichtsvolle Freundschaft. Es findet sich sogar eine Spur davon, daß in dieser Zeit Katharina ihren Nachfolger an Staatsangelegenheiten Theil nehmen ließ. Zufrieden mit seiner gegenwärtigen Lage, entsagte der Großfürst dem ihm von Nikita Panin beigebrachten Gedanken, sich auf Kosten Katharina's populär zu machen, und wurde gegen die ganze Umgebung der Kaiserin ungewöhnlich freundlich. Katharina aber erklärte, die Schwiegertochter habe ihr den Sohn wiedergegeben, wofür sie ihr immer danken werde.

Ein englischer Diplomat berichtet am $^{11}/_{23}$ November 1774: „In der ganzen Zeit meines Hierseins habe ich am Hofe noch nicht eine solche Ruhe und eine solche Ermangelung aller Intriguen wahrgenommen als im

letzten Monat; selbst der unruhige und stürmische Geist der Fürstin Daschkow ist nicht im Stande, diese Ruhe zu stören".

Potemkins Erhebung hatte nicht wenig zu dieser Stimmung beigetragen. Der neue Günstling hatte sich anfangs dem Grafen Nikita Panin genähert und ihn zu gewinnen gewußt, weil den Panins alles angenehm war, was den Orlows unangenehm sein konnte; auch hatte ja Potemkin mitgeholfen, Peter Panin zum „Retter des Vaterlandes" zu erklären. Eine fortwährende Aufmerksamkeit gegen den Großfürsten, die mit den unbedeutendsten Dienstleistungen begonnen hatte, stellte Potemkin sehr hoch in der Meinung des Cäsarewitsch und seiner Gemahlin. Endlich näherte er sich sogar den Orlows, seinen überwundenen Nebenbuhlern, soviel er konnte, in Folge des ausdrücklichen Wunsches der Kaiserin, welche in einem ihrer ersten Briefe an Potemkin, als das intime Verhältniß erst im Entstehen war, ihm schrieb: „Nur um Eines bitte ich: dem Fürsten Orlow in meiner Meinung nicht schaden zu wollen oder auch nur den Versuch dazu zu machen, denn das wäre fast Undankbarkeit von Deiner Seite; es giebt keinen Menschen, den er mehr gegen mich gelobt und dem Anschein nach geliebt hat, früher und bis zu Deiner Ankunft, als Dich; und wenn er seine Fehler hat, so ist es nicht an Dir und nicht an mir, dieselben abzuwägen und auszuposaunen. Er liebt Dich; auch meine Freunde sind die Orlows und ich werde mich nicht von ihnen trennen. Da hast Du eine Moral; wenn Du klug bist, wirst Du sie annehmen; es wäre nicht weise zu widersprechen, da ich die reine Wahrheit sage".

Aber dieser Friede am Hofe war nur die Stille vor einem Sturme. Nach der Unterdrückung des Pugatschewschen Aufstandes sahen die Panins bald, daß man sie auf die feinste und artigste Weise an der Nase geführt, und griffen wieder zu ihren Intriguen. Nikita Panin benutzte den ehrgeizigen Charakter der jungen Großfürstin und hatte sie bald der Kaiserin feindlich gegenüber gestellt. Panin und Natalia Alexejewna flößten Paul den Gedanken ein, daß mit seiner Volljährigkeit die Vormundschaft seiner Mutter aufhören und der Thron ihm als legitimes Erbe zufallen müsse. Der Kaiserin konnte es nicht verborgen bleiben, mit welchen Ideen der „kleine Hof" sich trug und die Spannung mußte immer größer werden. Bis zu einem Bruche schien es noch weit, wenn auch alles zu einem solchen vorbereitet war.

Im Jahre 1775 nach der Hinrichtung Pugatschews und nach Abschluß des Friedens mit den Türken, kam Katharina nach Moskau und

suchte unter glänzenden Festen zur Feier des Friedens die Gemüther für sich einzunehmen. Paul begleitete die Kaiserin und ließ, unter dem Einfluß seiner Gemahlin, keine Gelegenheit vorübergehen, seinerseits dem Volke die größte Aufmerksamkeit zu bezeugen, und das Volk kam ihm mit Entzücken entgegen. In dieser Zeit entstanden Differenzen zwischen Paul und Potemkin, weil Letzterer wünschte, daß ihm als Präsidenten des Kriegs-Kollegiums auch über das vom Großfürsten commandirte Regiment Rapport abgestattet werde. Der Cäsarewitsch verschwieg seinen Aerger nicht, die Geschichte wurde zum Stadtgespräch in Moskau und die Kaiserin sah sich veranlaßt, ihrer Schwiegertochter eine Strafrede zu halten. Natalia Alexejewna erkannte ihre Schuld und bemühte sich unter Mitwirkung Nikita Panins ein besseres Verhältniß zwischen dem Großfürsten und seiner Mutter wieder herzustellen. Seine junge und schöne Frau leidenschaftlich liebend, ging Paul auf alles ein. Aber das Schicksal brachte ihm bald einen unerwarteten Schlag: am 15. April 1776 starb die Cäsarewna, nachdem sie ein todtes Kind geboren.

Die Verzweiflung Pauls ließ ihn Zerstreuung suchen. Auf eine Einladung des Prinzen Heinrich von Preußen reiste er in Begleitung des Feldmarschalls Rumänzow sofort nach Berlin. Hier traf er mit der würtembergischen Prinzessin Dorothea Sophia Auguste zusammen, welche in Folge dessen nach Petersburg kam, zur orientalischen Kirche übertrat und am 7. Oct. desselben Jahres unter dem Namen Maria Feodorowna Paul angetraut wurde.

Die neue Großfürstin bezauberte, sobald sie den russischen Boden betreten hatte, Alle durch ihre Güte, Schönheit und Liebenswürdigkeit. Sie schenkte ihrem Gemahl viele glückliche Tage, aber sie vermochte nicht den ihn umgebenden Kreis umzuschaffen und das Netz von Intriguen zu zerreißen, mit denen der Großfürst fortwährend durch Personen umstrickt wurde, die sein Vertrauen besaßen.

Die Reise nach Berlin im Jahre 1776 blieb nicht ohne Folgen für den Großfürsten. Friedrich der Große überbot sich in Aufmerksamkeiten gegen Paul, sowie gegen den ihn begleitenden Rumänzow. Der ganze preußiche Stab mußte bei Letzterem Aufwartung machen, der König verlieh ihm den schwarzen Adler-Orden und ließ ihn in einer feierlichen Sitzung der Akademie neben sich sitzen, während zwei braunschweigische und drei würtembergische Prinzen standen. In dieser Sitzung hielt ein Akademiker eine solenne Lobrede auf den alten Feldmarschall, welche mit

der Phrase schloß: „Um aber würdig den Mann zu preisen, welcher mit der Tapferkeit eines Achilles die Tugenden eines Aeneas verbindet, müßte man die Schatten Homers und Virgils heraufbeschwören; meine Stimme ist unfähig..." Zum Schluß schmeichelte Friedrich dem Großfürsten und dem Feldmarschall mit einem Manöver in Potsdam, in welchem die Schlacht am Kagul wiederholt wurde.

Wir glauben, daß ein drückendes Gefühl den Großfürsten überkam, als er Gelegenheit erhielt die preußische Armee und Verwaltung zu sehen und mit dem zu vergleichen, was er in seinem Vaterlande hörte und sah. In Preußen ging alles wie durch Zauber, mit mathematischer Genauigkeit; der König commandirte von Sans-Souci aus Reich und Armee, und alle ausführenden Personen zweiten Ranges waren nur Werkzeuge. Die Harmonie, Ordnung, Uniformität, strenge Subordination brachte eine gewisse bezaubernde Wirkung auf den hervor, welcher nicht tiefer in das Wesen der Dinge eindrang, und wenn ganz Europa sich glücklich schätzte, die preußischen Einrichtungen bis ins kleinste Detail nachzuahmen — kann man wohl Paul einen Vorwurf daraus machen, daß er der entzückteste Bewunderer Friedrichs II. wurde und es nur der anormalen Lage Rußlands (wo eine Frau auf dem Throne saß) zuschrieb, daß wir unseren eigenen Weg gingen, und nicht nur nicht dem allgemeinen Strom der Nachahmung Preußens folgten, sondern sogar mit Geringschätzung auf die Nachäffung seitens ganz Europas blickten? Katharina nannte immer das preußische Militair-System ein unbequemes Ceremoniell und sprach bei jeder Gelegenheit offen ihre Abneigung gegen Preußen aus: sie mochte es nicht leiden wegen seines politischen Egoismus, seiner Hoffahrt und Achselträgerei.

Die Ansichten der russischen Militairs hinsichtlich der preußischen Armee waren getheilt: Rumänzow, Panin, Repnin, Saltykow waren Bewunderer des preußischen Reglements und der preußischen Einrichtungen; Potemkin und besonders Suworow begriffen deutlich alles Falsche ihrer Grundlagen und gingen ihren eigenen ganz selbständigen Weg. Als man bei uns das preußische Reglement einzuführen begann, trat im Jahre 1796 Suworow in einen offenen Kampf für seine Ueberzeugungen und führte bis zu seiner Verabschiedung das neue Reglement bei den unter seinem Befehl stehenden Truppen nicht ein: „die Russen haben die Preußen immer geschlagen (schrieb er am 3. Januar 1797); was ist da abzulernen"? — Und einige

Tage später: „ich habe keine Bataille verloren, wie der verstorbene große preußische König".

Seine Meinung von der Vorzüglichkeit der Operationsweise der russischen Truppen bekräftigte Suworow damit, daß während der Revolution die Franzosen unsere Methode annahmen, während wir sie aufgaben und die preußische einführten.

Was Paul betrifft, so hatte er ein Jahr vor der erwähnten Reise seine Ansichten über die Organisation des Heerwesens in einer besonderen Denkschrift dargelegt und der Kaiserin mitgetheilt. Diese merkwürdige Arbeit, auf die wir näher eingehen müssen, hatte die Ueberschrift: Betrachtung über das Reich im allgemeinen, in Bezug auf die Heeresstärke, welche zu seinem Schutze erforderlich ist, und die Vertheidigung aller Grenzen. Den Anfang bildet ein Abriß des damaligen Zustandes Rußlands, der durch seine Kühnheit und seine unmittelbare Vertrautheit mit den Thatsachen bemerkenswerth ist. Es wird nicht zweifelhaft gelassen, daß Paul die Umgebung Katharina's mit Mißtrauen, ja sogar mit Besorgniß für die Zukunft betrachtete und es für seine Pflicht hielt, gegen das öffentliche Uebel aufzutreten, so daß er sich mit dieser Denkschrift sein Theil an der Thätigkeit für das Wohl des Vaterlandes erbeten haben wollte.

Die Geschichte und die Nachwelt haben bereits entschieden, auf wessen Seite — Pauls oder Katharinens — das Recht war, und wer von ihnen den wahren und dauernden Nutzen des Reiches richtiger verstand. Jedenfalls aber wird es wichtig und interessant sein, den Meinungen des Ersteren, als der Quelle seiner späteren Herrscherthaten, auf den Grund zu gehen.

„Unser Reich — so heißt es in der erwähnten Denkschrift — ist gegenwärtig (1774) in einer solchen Lage, daß ihm Ruhe unumgänglich nothwendig ist. Der fünfjährige Krieg, die eilfjährigen polnischen Händel, dazu die Orenburgschen Verwickelungen, die ihren Ursprung in der schon vor einigen Jahren unter den Kosaken am Jaik entstandenen Bewegung genommen haben, sind Gründe genug an den Frieden zu denken, denn alles das entzieht dem Reiche Menschen und hemmt dadurch den Ackerbau, indem das Land wüst wird. Wenn auch der Krieg zu unserem Vortheil endet, was litten wir während seiner Dauer durch Mißwachs, durch Seuchen, die sicherlich eine Folge des Krieges waren, durch innere Unruhen, aber noch mehr durch die Rekrutirungen... Jetzt bleibt nichts übrig, als einen

langen Frieden zu wünschen, um die Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und endlich der vollständigsten Ruhe zu genießen. Um das zu erreichen ist zunächst die innere Ruhe herzustellen, die von der häuslichen Lage der Einzelnen abhängt. Wenn erst die Steuern erleichtert und die Rekrutirungen eingestellt werden, dann werden Alle ihr Eigenthum, die Väter ihre Söhne, die Grundherren die Person derjenigen, durch deren Arbeit sie leben, gesichert sehen, und dann erst werden die Hauptursachen zum Mißvergnügen wegfallen. Unser Volk ist so geartet, daß der geringste Anlaß zur Zufriedenheit es Jahre der Unzufriedenheit, ja selbst des Elendes vergessen macht. Bis jetzt haben wir auf den Gehorsam des Volkes und seine glückliche physische und moralische Constitution rechnend, immer und ohne Schonung aus dem Vollen geschöpft. Aber es ist Zeit an die Erhaltung dieser kostbaren und seltenen Anlagen für den äußersten, nicht vorherzusehenden Nothfall zu denken. Gegenwärtig wenden wir immer die letzten Mittel an, ohne eine Reserve zu haben, und wenn irgend ein unerwartetes Unglück eintritt, so ist an Ort und Stelle kaum abzuhelfen, man ist gezwungen seine Kräfte von andern Punkten auf den gerade bedrohten zu ziehen, wodurch wiederum dort eine Schwächung eintritt. So spielen wir immer den letzten Trumpf aus".

Hierauf legte Paul seine Gedanken über die Heeresorganisation dar, wie sie nach seiner Ansicht den Mitteln und Erfordernissen des Reiches entsprechen würde. Vor allem sei die enge Beziehung zu beherzigen, welche die militairischen Einrichtungen mit der Civilverwaltung eines Landes verknüpfen müsse. „Schonung des Staates, sagt er, ist Schonung der Menschen; Schonung der Menschen — Schonung des Staates. Der Staat ist dem menschlichen Körper zu vergleichen; der Kaiser ist das Haupt, die Gesetze sind die Seele, die Sitten das Herz, Reichthum und Ueberfluß die Gesundheit; die Heeresmacht bedeutet die Hände und alle jene Gliedmaßen, welche zur Vertheidigung dienen, während die Religion das Lebensgesetz ist, unter dem das Ganze steht. Ein verständiger Mensch wird vom physischen Standpunkte die Erhaltung der Gesundheit und Kraft seines Körpers zur Hauptsache machen. Wenden wir das auf den Staat an, so folgt, daß vor allem für Erhaltung der Gesundheit und des Ueberflusses zu sorgen ist, also für Ackerbau, Industrie und Militairmacht. Hat man aber die Militairmacht den Händen und den zur Vertheidigung dienenden Gliedmaßen gleichgesetzt, so muß man sie, das Beispiel verfolgend, in dem Zustande besitzen und erhalten, in welchem sich die Glieder eines gesunden

und vollständigen Körpers befinden, d. h. stark und fest, ohne Ueberfluß, denn wäre ein solcher vorhanden, so müßte das sicherlich den übrigen Organen schädlich sein, indem man ihnen zur Erzeugung jenes Ueberflusses Nahrungsstoffe entzöge, die zum gleichmäßigen Wohlbefinden aller Organe und zur Erhaltung desjenigen Gleichgewichts, ohne welches die Gesundheit nicht bestehen kann, nöthig sind.

Die Grundzüge des Projectes selbst sind nun folgende:

1) Paul wollte jedem Angriffskriege entsagen und die ganze Kriegsmacht nur zum Schutz Rußlands einrichten. Zu diesem Ende beabsichtigte er die Grenzen in ihrer ganzen Ausdehnung mit einem Festungsgürtel zu bedecken und hinter demselben die ausschließlich zum Schutz der Grenzen bestimmten Armeen zu dislociren, welche sich aus der örtlichen Einwohnerschaft ergänzen sollten und so den Feind, gegen den sie zu operiren hätten, am besten kennen würden, auch um so tapferer kämpfen müßten, als sie Haus und Hof zu vertheidigen hätten.

2) Die Einrichtungen so zu treffen, daß der Schutz nicht eine Last für den Beschützten, sondern ein Vertheidigungssystem würde, dem das Land selbst nur als Succurs diene. Die Truppen seien nach der Stärke der ihnen gegenüberliegenden Länder zu vertheilen. Zu diesem Endzweck seien der Grenze entlang vier Armeecorps oder Armeen aufzustellen: gegen Schweden, Preußen und Oesterreich, die Türkei, in Sibirien. Allen übrigen Regimentern feste Quartiere im Reiche anzuweisen, und dabei zu beobachten, daß jede Division in den Grenzen eines Gouvernements untergebracht werde, damit so wenig als möglich die Militairverwaltung mit der Civilverwaltung in Conflict gerathe, und beide Ressorts in jedem Gouvernement sich möglichst frei und ungehindert bewegten. Die Truppen wären mit allem Nöthigen von den Gouvernements zu versehen, in welchem sie einquartiert seien.

3) Bei Aushebungen die Rekruten jedes Regiments aus seinem eigenen Gouvernement oder, in Betracht der Ungleichheit der Bevölkerung, aus den nächstgelegenen Gouvernements zu nehmen. Nach Completirung der Regimenter aber dieselben auf Grund und Boden anzusiedeln.

4) Nach geschehener Ansiedelung die Regimenter sich aus sich, durch die heranwachsenden Soldatenkinder ergänzen, das Land aber nur als Succurs dienen zu lassen.

5) Wenn Livland, Estland, Ingermannland, Finnland und Weißrußland Schwierigkeiten machten, Leute zum Bestande der in ihnen dislocirten

Regimenter zu stellen, sie zu verpflichten, statt deren soviel an Geld zu zahlen, als ein Rekrut nach der Berechnung zu stehen käme, und mit diesen Geldern an Ort und Stelle „freie Leute" (d. h. nicht dem Zwangsgesetz einer Aushebung unterliegende) anzuwerben, und falls in den genannten Gouvernements eine genügende Anzahl solcher sich nicht finden sollte, anderswo, z. B. in Kleinrußland.

6) Den Truppen die ausführlichsten Etats, Reglements und Instructionen zu geben und Jedem, vom Feldmarschall bis zum gemeinen Soldaten alles das vorzuschreiben, was er zu thun habe; weil Jeder seine Obliegenheiten kennen müsse, wenn man ihn für eine Unterlassung zur Rechenschaft ziehen wolle.

7) Strengste Subordination innerhalb der durch ihre Reglements und Instructionen gebundenen militairischen Stufenleiter.

Das also war das Project Pauls, mit welchem er bei Katharina und ihren Räthen nicht durchdrang, von dessen Vortrefflichkeit er aber so überzeugt war, daß sein erster Regierungsact — die Reihe von Statuten und Reglements, welche am 29. November 1796, 22 Tage nach seiner Thronbesteigung, erschienen — nichts Anderes ist als die endliche Realisirung jenes 22 Jahre lang gehegten Lieblingsgedankens. Unterdessen hatte er nie aufgehört, sich damit zu beschäftigen, das Urtheil militairischer Autoritäten einzuholen, sein Project weiter zu entwickeln und umzuarbeiten. Unter denen, mit welchen er darüber verhandelt hat, sind hier hervorzuheben der Feldmarschall Repnin und Peter Panin. Ein mit dem Ersteren gegen Ende des Jahres 1777 gehabtes Gespräch hat Paul selbst niedergeschrieben. Die Ueberschrift dieses merkwürdigen Autographons lautet: „Sinn des Gesprächs zwischen dem Fürsten Repnin und mir über den Mangel an Leuten in unserer Armee und an Rekruten zu ihrer Completirung." Einige Stellen daraus mögen hier mitgetheilt werden.

„Wir haben gesehen — schreibt Paul — daß die Armee und die Rekrutirungen dem Lande lästig fallen und zum Schutze desselben ungenügend sind, aber hieraus folgt nicht, daß wir nicht die Mittel zum Unterhalt einer Armee, wie wir sie brauchen, besäßen. Damit sie bestehe sind Menschen und Geld nöthig; an den Ersteren haben wir Mangel, wenn aber von Letzterem genug vorhanden wäre, könnten wir nicht jenem Mangel abhelfen, indem freie Leute angeworben würden? Wir haben eine Einnahme von ungefähr 30 Mill. Rubel. Wollen wir nachsehen, wofür sie verausgabt werden, und ob sich nicht ein Ueberschuß zur

Beschaffung von Mannschaft herausstellt; ohne Zweifel wird dieses Mittel mehr kosten als die frühere Art und Weise, denn ein freier Mensch wird theurer sein als ein eigener, und es ist die Frage, ob unsere Einnahme für die erhöhte Ausgabe hinreicht. — Die Unterhaltung des Innern mit Einrechnung des Hofes und einiger anderen herkömmlichen Ausgaben kann kaum 15 Millionen betragen, es bleiben demnach 15 Millionen nach. Nimmt man von diesen jährlich 2 zur Bildung eines Reserve-Schatzes, so werden 3 Millionen zu dem in Rede stehenden Bedürfniß erübrigt. Hat man nun Geld, so ist darauf zu sinnen, wo man freie Leute hernimmt. Sie sind in unserem Reiche so selten, daß Einheimische nicht in Anschlag kommen; aber ließen sie sich nicht aus anderen Ländern beschaffen? Hierzu giebt es zwei Wege: der eine gradeste und leichteste weist auf Polen hin, welches bereits fremde Staaten mit seiner Mannschaft versorgt; aber ich erachte nach den Eigenschaften der Polen diesen Weg nicht für den besseren; sie sind nicht die besten Soldaten und von unzuverlässigem Charakter. Der zweite Ausweg ist eine Anwerbung in Deutschland. Das Haus, welchem ich entsprossen bin, giebt mir naturgemäß ein gleiches Recht mit den übrigen deutschen Fürsten. Es ist wahr, daß das mir zugehörige Land von mir der jüngeren Linie unserer Familie abgetreten worden ist, aber dadurch habe ich nicht die Würde eines Reichsfürsten verloren und noch weniger die des Chefs des Holsteinschen Hauses. Alles dieses ist auf dem Reichstage bestätigt und so könnte ich im Namen des Hauses Holstein, in den freien Reichsstädten so viel anwerben, als ich brauche."

Repnin, der als glatter Hofmann und als Freund Potemkins dem Großfürsten nicht die Unmöglichkeit entgegenhalten wollte, Rußland mit Truppen zu vertheidigen, die in Deutschland unter der Leitung des Großfürsten, als Herzogs von Holstein, angeworben würden, vermied eine directe Antwort zu geben und erbot sich Peter Panins Meinung zu erbitten, indem er zu den von dem Großfürsten gestellten Fragen noch neue in Betreff der Verproviantirung und Dislocirung der Armee hinzufügte. Die Antwort Panins auf den Brief Repnins entzückte Paul, und er trat in directe Correspondenz mit dem Bruder seines ehemaligen Erziehers, indem er sich, wie er sagte, glücklich schätzte, in seinen Gedanken mit einem so berühmten und erfahrenen Krieger zusammengetroffen zu sein.

Graf Peter Panin ruhte (wie wir wissen, nicht ganz nach seinem Wunsche) auf den durch seine Heldenthaten errungenen Lorbeern aus. Bei der sonderbaren Stimmung unserer Gesellschaft, die fast immer mit Dem-

jenigen sympathisirt, welcher bei Hofe in Ungnade gefallen, genoß Panin einer Achtung, die fast in Vergötterung ausartete. Ohne Zweifel kann man auch auf Panin anwenden, was jüngst von einem Publicisten bei dem Tode eines bekannten Generals gesagt worden, der fast 40 Jahre lang der Gegenstand einer abergläubischen Verehrung Moskau's und Rußlands war: „Bei allem wahren Werthe der Persönlichkeit, welche diesen Zauber geübt hat, liegt doch der eigentliche Grund einer solchen Erscheinung in dem Instinkte der Gesellschaft, die Unabhängigkeit ihrer Meinung zu bethätigen.“ Der Mann, welcher unlängst eine furchtbare Empörung unterdrückt hatte (wie die Zeitgenossen meinten), war aus dem Dienst entfernt worden und die erste Stelle im Reich nahm der noch unberühmte Günstling Potemkin ein — und siehe, die öffentliche Meinung wandte sich dem in den Schatten gestellten Panin zu, als wolle sie durch ihm gezollte Huldigungen Potemkin ärgern und sich an diesem für sein rasches Steigen rächen. Was den Großfürsten betrifft, so war er von Kindheit an gewohnt auf Peter Panin mit Ehrfurcht zu blicken; in dem Tone der tiefsten Ehrfurcht begann er auch jetzt den Briefwechsel mit ihm.

In einem langen Schreiben entwickelte Paul seine Gedanken über die Completirung des Heeres durch geworbene Leute und durch die zu enrolirenden Soldatenkinder, außer den bisher allein üblichen Rekruten, aber besonders stark ließ er sich über die bestehenden Unterschleife aus und fand in ihrer Ausrottung, sowie in strenger Oekonomie das Mittel zur Completirung der Armee durch auswärtige Anwerbung. „Als erstes Mittel zur Vermehrung der Armee, sagt er, gilt mir das Geld, woran bei uns weniger Mangel ist als an Menschen; aber es wird leider dazu verwandt, um sich die nach Zeit und Umständen theuersten Vergnügungen zu verschaffen, oder dazu, sich mit Leuten zu umgeben, die nicht zufrieden mit Millionen, die man ihnen giebt, die Ausgaben ihrer Ressorts durch unordentliche und eigennützige Verwaltung verdoppeln.“

Der Schluß des Briefes lautete: „Verzeihen Sie, wenn ich diese erste Gelegenheit mich offen auszusprechen, die Sie mir geboten, so indiscret benutze, indem ich 12 Seiten mit meinen Gedanken und Einfällen gefüllt habe; weil ich Sie kenne, habe ich auf Ihre Nachsicht um des Zweckes willen gehofft und daß Sie das, was von Nutzen sein kann, von dem, was nur eine leere Einbildung ist, zu scheiden sich bemühen werden.“

Dieser Herzenserguß des jungen Cäsarewitsch, der darnach dürstete, dem Vaterlande nützlich zu sein, blieb ohne die erwartete Wirkung. Panin

äußerte sich ausweichend, wie ein erfahrener Weltmann; er freute sich über den Wunsch des Thronfolgers, sich mit dem Militairwesen zu beschäftigen, und fand als Antwort auf den Brief des Großfürsten nur das besonders hervorzuheben: „daß die ganze Militairmacht unter dem persönlichen Oberbefehl und dem eigenen Commando des regierenden Kaisers stehen müsse." Auf diese Weise suchte er statt auf die Sache einzugehen, in der Seele des ehrgeizigen Jünglings den Wunsch anzufachen, in der Staatsregierung den Platz einzunehmen, der ihm nach allem Rechte gebührte.

Je ausweichender Panin antwortete, desto hartnäckiger wurde der Großfürst; den 14. September und den 11. October schickte er ihm zwei seiner Aufsätze über die ihn beschäftigende Frage. Jetzt erst erfolgte eine eingehendere Antwort, datirt den 13. Januar 1779; die Ansichten, welche Panin darin entwickelt, bestehen ungefähr in Folgendem.

Die ökonomische und administrative Sorge um das Heer soll einem aus den erfahrensten Generalen zusammengesetzten Kriegsrathe übertragen werden; alle taktischen Anordnungen aber sollen direct vom Monarchen emaniren. Der Person des Kaisers werde ein General von bewährter militairischer Reputation beigeordnet (falls nicht der Thronfolger zu dieser Stelle berufen wird) — mit der Aufgabe, die Befehle des Kaisers über alle, auch die geringfügigsten Aenderungen im Etat der Truppen oder in der Dienstordnung einzuholen. Die bewaffnete Macht des ganzen Reiches zerfällt in Armeen, unter dem Commando von Feldmarschällen; jede Armee in Divisionen unter General-en-chef's. Durchgängig wird die strengste Gleichförmigkeit in der Equipirung, dem Exercitium und der Behandlung von Soldaten und Offizieren eingeführt, mit unerbittlicher Ahndung jeder bezüglichen Abweichung.

Dieses Schreiben ist übrigens voll niedriger Schmeichelei in allen Fällen, wo Panin mit dem Großfürsten übereinstimmt. Auch jene Saite, die den Ehrgeiz Pauls aufregen sollte, wird wieder angeschlagen. Wiederholt und mit großem Wortschwall spricht Panin seine Freude darüber aus, daß demnächst der regierende Kaiser geruhen werde, die ganze Heeresmacht des Reiches ohne Ausnahme zu befehligen und zwar in eigener Person, ohne irgend welche Vermittelung; sei doch auch nichts natürlicher, als daß der Gebieter selbst, wofern es ein Mann sei, alles anordne und leite, was die Integrität seiner Person, sowie die des von ihm beherrschten Reiches, zu vertheidigen, zu befestigen, zu bewahren bestimmt sei.

Es ist klar, daß Paul auf die Worte Panins, wie auf Aussprüche eines Helden hörte, der sein ganzes Leben dem Dienste der Wahrheit und des Vaterlandes geweiht habe und nur deshalb nicht nach seinem Werthe geschätzt worden sei, weil er es verschmäht den Leidenschaften der Günstlinge zu schmeicheln. Auf dem Manuscript Panins finden sich viele Bemerkungen von Pauls Hand, und wenn man die im November 1796 erlassenen Reglements mit den Vorschlägen Panins vergleicht, so kann der Einfluß, den die letzteren geübt haben, nicht verkannt werden.

Hiemit aber war Panins Briefwechsel mit dem Großfürsten zu Ende; es giebt kein späteres Schreiben von ihm. Vielleicht erschrack der alte Frondeur doch vor der Aufrichtigkeit und Leidenschaftlichkeit des unzufriedenen Cäsarewitsch.

Entnehmen wir jenem Manuscripte noch eine Stelle, in welcher Panin seinem Hasse gegen Potemkin Luft macht. — „Im Militairstande, schreibt er, geschieht es oft, zuwider dem wahren Wesen und der hohen Bedeutung dieses Dienstes, daß solche Personen, welche außer dem anmaßenden Streben nach Rang und Würden, nichts von militairischem Geiste an sich haben, durch bloße Intrigue in hohe Aemter — in das eines Kriegsministers oder sogar eines Feldherrn — sich eindrängen. Diese Herren, welche nicht im mindesten die Absicht haben, sich den wirklichen Beschwerden und Gefahren des Krieges auszusetzen, haben für ihre Person guten Grund, aus den Heeren ganz etwas Anderes zu machen, als wozu dieselben mit so großen Kosten und als eine so schwere Bürde des Staates unterhalten zu werden bestimmt sind."

Der Großfürst wird diese Anspielung vollkommen verstanden haben. Weiter unten werden wir sehen, wie Potemkin Panins Spott mit gleicher Münze bezahlt hat.

Die letzte bedeutende That Nikita Panins war die berühmte Convention der „bewaffneten Neutralität" ($^{10}/_{18}$. August 1780), welche er gegen den für das englische Interesse gewonnenen Potemkin durchsetzte*). Seitdem arbeitete dieser, im Verein mit dem englischen Gesandten Harris (später Lord Malmsbury), an Panins Sturze. Das wirksamste Manoeuvre bestand darin, die Kaiserin über die Mittel aufzuklären, welcher

*) Herr Lebedew bestreitet die bisherige Annahme von Panins entscheidendem Einfluß auf das Zustandekommen dieser Convention, deren Ehre er der Kaiserin allein zuschreiben möchte. Wie es scheint, ohne genügende Gründe! Der Uebersetzer.

sich die fremden Gesandten bedienten, um auf den Kanzler Einfluß zu üben. Ueber dieses Thema schreibt Harris im December 1780 dem Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Weymouth:

„Die Gesandten von Frankreich, Holland, sogar von Preußen sind ungewöhnlich freigebig gegen die Russen. Von dem Erstgenannten weiß ich, daß er ohne besonderen Erfolg ungeheure Summen aufgewendet hat. So an zwei Vettern des Grafen Panin und des Vicekanzlers, welche mit dem erhaltenen Gelde ein Haus für 4 bis 5000 Pfund Sterling kauften. Alle, auch die untergeordnetsten Beamten erwarten von den Ausländern Belohnungen im Verhältniß zu der Wichtigkeit des Falles. Der Herzog von Kurland verausgabt hier jährlich 20,000 Pfund und kann sich dessen rühmen, daß die Grafen Panin, Tschernyschew und Ostermann zu seinen Pensionären gehören."

Im März 1781 denuncirte Harris diese Subventionen bei der Kaiserin und schon am $^{13}/_{24}$. desselben Monats konnte er seinem Ministerium offiziell berichten, daß der Kanzler das Vertrauen Katharinens vollkommen verloren habe. In der That verließ auch Panin einen Monat später (27. April) den Hof, zunächst mit einem dreimonatlichen Urlaub — und am $^{14}/_{25}$. Juli schreibt wieder Harris:

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Graf Panin die Leitung der Geschäfte wieder übernehmen wird. Er will herkommen, wenn die Großfürsten geimpft werden. Das mißfällt der Kaiserin besonders; mit ärgerlichem Tone sagte sie, sie begreife nicht, warum Panin diesem Act beiwohnen wolle; er betrage sich immer, als ob er ein Familienglied wäre und ihre Kinder und Enkel ihm ebensosehr angehörten als ihr. Aber, fügte sie hinzu, wenn Panin glaubt, erster Minister zu werden, so irrt er sich gewaltig. An meinem Hofe wird er kein anderes Amt haben, als das eines Krankenwärters (garde-malade)."

Nach der am $^{9}/_{20}$. September erfolgten Rückkehr Panins trug Katharina dem Vice-Kanzler Besborodko auf, ihr alle Sachen direct vorzutragen, die ganze diplomatische Correspondenz vorzulegen und den Schriftwechsel mit den Vertretern der auswärtigen Mächte zu führen. Das hieß mit anderen Worten, daß Graf Panin nur den Titel eines Kanzlers behalten, aber von der Erfüllung seiner Obliegenheiten entbunden sein sollte.

Der Sturz Panins zog viele seiner Creaturen nach sich; die Unzufriedenheit und das Murren wurden allgemein; Panin selbst war für einige Zeit tief gebeugt und machte seinen Freunden und Verwandten zum Vor-

wurf, daß sie ihn nicht von dem Stande der Dinge bei Hofe unterrichtet und es zu einer für ihn so schimpflichen Katastrophe hätten kommen lassen. Aber allem Antheil an den Hof- und Staats-Intriguen zu entsagen, war Panin nicht im Stande: er entschloß sich, seinen Platz im Cabinet zu behaupten und sich sogar denen unterzuordnen, welche früher seine Untergebenen gewesen waren.

Nichts blieb nun den Panins übrig, als ihren ganzen Einfluß und alle ihre Hoffnungen auf den Großfürsten Paul zu concentriren. Eben darum aber wurde dieser von der Kaiserin beredet, mit seiner Gemahlin eine Reise ins Ausland zu machen und die Hauptstädte und interessantesten Gegenden Europa's zu besuchen. Es wurde beschlossen, die Kinder bei der Großmutter zu lassen und über Wien nach Venedig, Rom, Neapel, die Schweiz, Paris und Amsterdam zu gehen. Alles war zur Abreise bereit, die auswärtigen Höfe von dem Besuche des Thronfolgers benachrichtigt, als plötzlich, einige Tage vor der Abreise, die Großfürstin erklärte, daß sie sich um nichts in der Welt von den Kindern trennen und keine lange und weite Reise unternehmen werde. Der Großfürst erklärte dasselbe und schien unbeugsam. Der ganze Hof gerieth in Bestürzung. Potemkin allein entschloß sich der Kaiserin zu entdecken, daß sie dieses Unerwartete dem Einflusse Nikita Panins auf Maria Fedorowna zu danken habe und daß die Würde der Kaiserin und die Ehre des Reichs es forderten, solchen Intriguen ein Ende zu machen. Katharina befahl. Die Abreise des Großfürsten und seiner Gemahlin erfolgte, und Harris hat sie nach den Mittheilungen eines Augenzeugen folgendermaßen beschrieben:

„Am Sonntage ($^{19}/_{30}$. September) um 5½ Uhr Nachmittags verließen Ihre Hoheiten der Großfürst und die Großfürstin Zarskoje Selo. Der Schmerz der Großfürstin läßt sich nicht mit Worten schildern. Indem sie von den Kindern Abschied nahm, verlor sie die Besinnung und wurde in diesem Zustande in den Wagen getragen. Sie wollte zu der Kaiserin reden, die Sprache versagte ihr. Ihr ganzes Benehmen und Aussehen war so, als ob sie zur Verbannung verurtheilt worden, aber durchaus nicht, als ob sie aus freiem Willen eine Vergnügungsreise anträte. Der Großfürst war fast in derselben Verfassung. Indem er in den Wagen stieg ließ er die Fenstervorhänge herab und befahl dem Kutscher, so rasch als möglich zu fahren. Fürst Orlow, Fürst Potemkin, Graf Panin und eine große Zahl Würdenträger wohnten der Abreise bei. Graf Panin befand sich neben dem Großfürsten, als dieser in den Wagen stieg, und

sagte ihm etwas ins Ohr, erhielt aber keine Antwort. Die Kaiserin, welche die Abreisenden bis ins Vorzimmer begleitet hatte, war heftig erschüttert und begab sich gleich nach dem Abschiede zu den Enkeln. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die außerordentliche Aufregung der Empfindungen bei Ihren Hoheiten nicht nur von dem Schmerze der Trennung von ihren Kindern herrührte. Graf Panin gelang es, in ihren Seelen Besorgnisse zu erregen, und sie reisten in großer Furcht ab. Er spielt in dieser Sache ein gewagtes Spiel und kann überzeugt sein, daß die Kaiserin, welche sein Betragen kennt, mit ihm Abrechnung halten wird. Wirklich hat sie ihm an diesem Tage ihre Verachtung deutlich gezeigt, was Panins ruhige und unbewegliche Physiognomie ungewöhnlich aufregte".

Der Schlag war furchtbar. Panin wurde gefährlich krank. Als Katharina hiervon erfuhr, vergaß sie sein Vergehen und erinnerte sich nur seiner Verdienste; sie machte sich Vorwürfe wegen ihrer Härte, und bemühte sich durch gesteigerte Aufmerksamkeit ihre Theilnahme zu bezeigen. Die Krankheit Panins zog sich in die Länge und nur die Hoffnung auf das Wiedersehn mit dem Großfürsten, welcher nach einer Abwesenheit von vierzehn Monaten heimkehrte, schien die erlöschenden Kräfte des Greises zu beleben. Seine Tage waren gezählt: am 31. März 1783 starb er in Gegenwart seines ehemaligen Zöglings, welcher an seinem Bette niederkniete, ihm die Hände küßte und untröstlich schluchzte. Während der Ausstellung der Leiche küßte der Großfürst leidenschaftlich die Hände derselben und weinte bitterlich, indem er ohne Zweifel in Panin ein Opfer der Liebe zu ihm und der Hingebung für sein Interesse sah. Von diesem Augenblick an wandte sich Paul dem Hofe gänzlich ab; alle seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit gehörte fortan einzig der von ihm in Gatschina neu errichteten Truppe. Nur während des Krieges mit Schweden, im Jahre 1788, verließ er auf kurze Zeit seine Einsamkeit, eilte aber baldigst wieder nach seinem Gatschina zurück, wo die kleine Schaar seiner Getreuen, die ganze Zukunft Rußlands, vereinigt war.

Nach Nikita Panins Ableben vergaß man bei Hofe seines Bruders Peter, welcher noch sechs Jahre lebte und erst am 15. April 1789 starb — sechs Monate vor der Einnahme Benders durch Potemkin — derselben Festung, deren Ueberwältigung einst Panins Ruhm gewesen war. Dieses zu erleben, wurde ihm von einem günstigen Geschick erspart. Potemkin aber, dem Panins Haß und seine Stichelreden über des Günstlings geringe Kenntnisse vom Kriegswesen nicht unbekannt geblieben, konnte jetzt tri-

umphiren, wenn er diese schnelle Uebergabe Benders mit einer Besatzung von 16,000 Mann, ohne daß ein Schuß gefallen wäre, mit jener verglich, bei welcher Panin sich länger als zwei Monate „verlegen" hatte. Dieser triumphirende Spott über Panin war es denn auch, der ihm die folgenden, übrigens nur durch ihre Plattheit merkwürdigen Verse eingab, welche er zugleich mit dem officiellen Rapport über die Einnahme Benders der Kaiserin zuschickte:

Nous avons pris neuf lançons,
Sans perdre un garçon,
Et Bender avec trois pachas,
Sans perdre un chat.

Katharina antwortete ihm unter Anderem: „Il n'y a pas de douceur, mon ami, que je ne voudrois vous dire; vous êtes charmant d'avoir pris Bender, sans qu'il en aye couté un seul homme".

Zwei Jahre später gehörte auch Potemkin schon zu den Todten. Nach ihm kam ein anderes und schwächeres Geschlecht. Der eigentliche Erbe seiner Machtstellung war Platon Subow, welcher nach den Worten Katharina's (in einem Briefe an Potemkin vom 14. Juli 1789) in der Epoche seiner Erhöhung sich durch vier Eigenschaften auszeichnete: Treue, Bescheidenheit, Anhänglichkeit, Dankbarkeit bis zum Extrem — und dadurch noch, daß er die Briefe Potemkins an Katharina mit von Vergnügen glühenden Wangen und mit Thränen im Auge las. Von ihm hat der Verfasser des von uns im Auszuge wiedergegebenen Buches ein sonderbares Schriftstück aufgefunden: ein schwindelhaftes Project zu einer politischen Umgestaltung Europa's, in Folge der zunächst bezweckten Bewältigung der französischen Revolution. Von Subows eigener Hand geschrieben und seinen letzten Lebensjahren, vielleicht der Zeit kurz vor seinem Tode (1822) angehörend, wird es im topographischen Depot des Kriegsministeriums (Nr. 34, 359) aufbewahrt: so lauten die Angaben Lebedews, dem wir hier, am Schlusse unseres Auszuges, auch dieses Curiosum noch entnehmen, obgleich es zu der Geschichte der Panins in keinem Bezuge steht.

Considérations politiques générales.

Couronnes inaliénables et qui ne peuvent être réunies sur une même tête.

1. Maison de Lorraine ... Royaume d'Italie ..... Milan.
2. Etat de l'Eglise Catholique ..... Rome.

3.	Maison de Bourbon . . .	Royaume des deux Siciles	Naples.
4.	Maison de Savoye	Royaume de Sardaigne	Cagliari.
5.	Vice-Roy d'Italie	Royaume de Neustrie, jusqu' au Rhône, composé de Provence, Dauphiné, Savoye, Piémont, Monaco et Nice	Turin.
6.	. . . . .	Royaume de France	Paris.
7.	. . . . .	Royaume d'Espagne	Madrid.
8.	. . . . .	Royaume de Portugal	Lisbonne.
9.	. . . . .	Royaume de Grande-Bretagne . . .	Londres.
10.	. . . . .	Royaume d'Hollande et des Pays-Bas	Amsterdam ou Bruxelles.
11.	Maison de Brandenbourg	Roi des Germains, en y joignant ce qui appartenoit a l'Allemagne sur la rive gauche du Rhin, jusqu' à la Meuse	Cassel.
12.	Maison de Baden	Royaume d'Austrasie, en y joignant l'Alzace, la Lorraine, les trois Evéchés, la Franche Comté et la Bourgogne, quand même quelque chose de moins	Strasbourg.
13.	Maison de Würtemberg	Royaume de Souabe	Stoutgard.
14.	Maison de Deux-ponts . .	Royaume de Bavière	Munich.
15.	L'Empire de Russie.		

Die noch folgende Aufzählung der Städte des nach Subows Plane erweiterten Rußlands steht bei Lebedew nicht im französischen Originaltext, sondern in russischer Uebersetzung; somit auch hier in deutscher Uebersetzung:

Hauptstädte ersten Ranges.

1. Petersburg; 2. Berlin; 3. Wien; 1. Konstantinopel; 5. Astrachan; 6. Moskau. — Der Herrscher eines so ausgedehnten Reiches ist der Sonne vergleichbar, die mit ihrem wohlthätigen Blick alles erwärmt, was von ihren Strahlen erreicht wird. Jährliche Residenz in jeder dieser Hauptstädte, besondere Ehrenstellen und eigener Hofstaat in ihnen, aber die höchste Regierung einheitlich und untheilbar.

Städte zweiten Ranges.

1. Hamburg; 2. Kopenhagen; 3. Stockholm; 4. Königsberg; 5. Warschau; 6. Prag; 7. Ofen; 8. Bukarest; 9. Adrianopel; 10. Samarkand.

Städte dritten Ranges.

1. Stettin; 2. Lübeck; 3. Gothenburg; 4. Christianfand: 5. Archangel; 6. Jaroslaw; 7. Wilna; 8. Riga; 9. Danzig; 10. Breslau; 11. Brünn; 12. Klagenfurt; 13. Preßburg; 14. Debreczin; 15. Kaschau; 16. Lemberg; 17. Kiew; 18. Odessa; 19. Varna; 20. Volo; 21. Salonichi; 22. Argos; 23. Koron; 24. Napoli di Romania; 25. Ragusa; 26. Triest; 27. Abo; 28. Kasan; 29. Tobolsk; 30. eine Hafen-

stadt am stillen Ocean; 31. Buchara; 32. Chiwa; 33. Astrabad; 34. Tiflis; 35. Kaffa; 36. Taganrog; 37. Stralsund; 38. Posen; 39. Krakau; 40. Tula.

Städte vierten Ranges sind alle Gubernial-, Departemental- und Hafenstädte — gegen 200.

Städte fünften Ranges alle Bezirksstädte — gegen 2000.

Städte sechsten Ranges, die keine Administrationscentra sind, und Flecken mit eigenem Magistrat — gegen 6000.

Herr Lebedew ist der Meinung, dieses Phantasiestück verdanke seine Entstehung der Rivalität Subows gegen das Andenken seines „durchlauchtigsten" Vorgängers; es sei ein Versuch das bekannte griechische oder orientalische Project Potemkins zu überbieten, und obgleich in der uns vorliegenden Gestalt so spät erst niedergeschrieben, sei es der wahre Schlüssel zur Erklärung der ganzen russischen Politik während der letzten Regierungsjahre Katharinens (1792—1796), sowie insbesondere der in diese Zeit fallenden ungeheuren Rüstungen Rußlands gegen Frankreich, über deren beabsichtigte Verwendung sehr eingehende und noch unbenutzte Auskünfte im Reichsarchiv sich vorfinden sollen.

Der internationale statistische Congreß in Berlin.

Seitdem Achenwall in Göttingen im Jahre 1749 zum ersten Male ein Universitäts-Collegium über Statistik gelesen und die Staatskunde zu einer Wissenschaft erhoben, hat die Statistik erst in diesem Jahrhundert, ja man kann sagen, erst in neuerer Zeit, hauptsächlich durch die Verdienste des berühmten Belgiers A. Quetelet, ihren Hauptaufschwung genommen. Er ist es auch, der die internationalen statistischen Congresse ins Leben gerufen hat. Grade die Schule der Statistik, die Quetelet begründet, mußte ganz nothwendig zu diesen Congressen veranlassen. Während die ältere Richtung*), die Achenwall-Schlözersche, die Staatenkunde repräsentirte und die Zahl nur als eins der Mittel zur Schilderung des Zustandes der Staaten betrachtete, ist für die Dufau-Queteletsche Schule der Statistik im engeren Sinne die Zahl und die Tabelle die einzig erlaubte Ausdrucksweise. In der Staatenkunde spielt das Concrete und Individuelle noch eine Rolle, in der Statistik (im engeren Sinne) herrscht das Genus; die Species verschwindet vollständig. Sie, die Statistik findet ihr höchstes Ziel in der Entdeckung der Gesetze der sogenannten großen Zahlen, in dem Nachweise des Naturgesetzmäßigen. Der Begriff Physik der Staaten ist ihr zu eng. Sie will sich zu einer Physik der menschli-

*) Die nachfolgende Darstellung über das Unterscheidende zwischen den beiden Schulen der Statistik haben wir meist dem Engelschen Berichte an die Vorbereitungs-Commission des Berliner statistischen Congresses entnommen. Wer Ausführlicheres hierüber lesen will, beliebe sich die Zeitschrift des Berliner statistischen Bureaus Nr. 5 von 1863 anzusehn.

chen Gesellschaft erheben. Die Staatskunde ist zu ¾ Staatswissenschaft und zu ¼ Naturwissenschaft, die Statistik (im engeren Sinne) dagegen zu ¼ Staatswissenschaft und zu ¾ Naturwissenschaft. So strebt denn die Statistik natürlich fortwährend nach immer größeren Zahlen, um die Naturgesetze zu erkennen, welche die Physis und die Psyche der Menschen beherrschen. So mußte es ihr denn hauptsächlich darauf ankommen, eine Vergleichbarkeit der statistischen Zahlen aller Staaten herzustellen. Und dies ist der Hauptzweck der internationalen statistischen Congresse. — Sehr bald fand man nun aber auf diesen Congressen, daß um generell zu sein, man zuvor speciell sein müsse, und so haben grade diese Congresse sehr viel dazu beigetragen, eine Vereinigung der beiden Schulen zu befördern und zu der Erkenntniß zu führen, daß die Statistik mitten zwischen den Staats- und Naturwissenschaften steht und daß, wollten beide Schulen ganz getrennt wirken, die Staatenkunde zur Katalogisirung, die Statistik (im engeren Sinne) zur Hypothesenmacherei herabsinken müsse.

Der Unterzeichnete, welcher das Vergnügen gehabt hat, an dem statistischen Congresse, der vom 4.—12. September d. J. in Berlin tagte, Theil zu nehmen, will in den nachstehenden Zeilen unserem baltischen Publikum über die Thätigkeit und den Verlauf dieses Congresses Bericht erstatten. Es versteht sich von selbst, daß dies nur in den allgemeinsten Umrissen geschehen kann. Wollte man mit Berücksichtigung der Vorarbeiten ausführlich alle Verhandlungen wiedergeben, so müßte man ein größeres Werk zusammenstellen. Das kann unmöglich die Aufgabe des Unterzeichneten sein.

Der Berliner Congreß war der fünfte in der Reihe. Der erste Congreß fand 1853 in Brüssel, der zweite 1855 in Paris, der dritte 1857 in Wien, der vierte 1860 in London statt. Am 4. und 5. September versammelten sich im Herrenhause nur die officiellen Delegirten. Da unser Ministerium des Innern mich dem Berliner statistischen Bureau auch zu annonciren die Güte gehabt hatte, so forderte mich der Dr. Engel auf, diesen beiden Versammlungen auch beizuwohnen. Es waren alle civilisirte Staaten durch Delegirte vertreten. Außer aus den deutschen Staaten waren Delegirte aus Rußland, Nordamerika, Frankreich, England, Oesterreich, Italien, Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark ꝛc., sogar aus Serbien und den Donaufürstenthümern erschienen.

Von berühmteren Personen bemerkte ich Quetelet aus Brüssel, Legoyt aus Paris, Dr. Farr aus London, Dr. Berg aus Stockholm, Dr.

Ficker aus Wien, Dr. Herrmann aus München, Dr. Schubert aus Königsberg, Dr. Wappäus aus Göttingen ꝛc. Man beschäftigte sich in diesen Versammlungen mit vorläufigen Besprechungen. Namentlich entspann sich eine lebhafte Discussion über die von Dr. Engel vorgeschlagene Reorganisation des Congresses und die Einsetzung einer ständigen Deputation. — Gleich beim Empfang der Eintrittskarten wurden den Erschienenen außer einigen Exposé's über den Zustand der Statistik in verschiedenen Ländern die in Berlin zusammengestellten und im Druck erschienenen Vorarbeiten für den Congreß überreicht, namentlich ein Compte-rendu général des travaux du congrès international de statistique dans les séances tenues à Bruxelles, Paris, Vienne et Londres, publié sous la direction de M. le Dr. Engel", und das „Programm der fünften Sitzungsperiode des internationalen statistischen Congresses." Beide diese Schriften, in folio gedruckt und jede über 250 Seiten umfassend, geben ein glänzendes Zeugniß für die Tüchtigkeit der preußischen Staatsmänner. Das erste Werk giebt zum ersten Male eine klare Uebersicht über die Thätigkeit der 4 ersten Congresse und das zweite enthält eine Reihe der interessantesten Abhandlungen über die zur Verhandlung auf dem Berliner Congresse stehenden Gegenstände. Namentlich lagen 4 Berichte über Organisationsfragen vor (Organisation des Congresses, der amtlichen Statistik, der Volkszählung und über die Mitwirkung der Bevölkerung bei der Volkszählung), 10 Berichte über die verschiedenen Seiten der Statistik des Grundeigenthums, 2 Berichte über die Statistik der Preise und Löhne und der Güterbewegung auf den Eisenbahnen, 4 Berichte über die Statistik der Gesundheit und Sterblichkeit der Civil- und Militairbevölkerung, 3 Berichte über die Statistik der socialen Selbsthülfe und des Versicherungswesens, 2 Berichte über die internationale Einheit der Maße und Gewichte und endlich eine Abhandlung: „die Hauptresultate der vergleichenden Gesundheits- und Sterblichkeits-Statistik der Civil- und Militairbevölkerung Preußens".

Was die Berichte über den Zustand der Statistik in den verschiedenen Ländern betrifft, so wurden leider nur ungefähr 10 derselben gedruckt und vertheilt, obgleich der Dr. Engel in besonderen Einladungsschreiben dringend um die Einsendung solcher Berichte gebeten hatte. Die Mehrzahl der officiellen Delegirten zog es vor, sich in den Plenarsitzungen durch Verlesen ihrer Berichte hören zu lassen. Wir hoffen, daß auf künftigen Congressen diesem Verfahren ein Ende gemacht werden wird.

Die so kostbare und für die Berathung über die wichtigsten und schwierigsten Fragen so knapp zugemessene Zeit wird durch das Ablesen dieser Berichte, welches täglich ungefähr 1½ Stunden in Anspruch nimmt, auf bedenkliche Weise verschwendet. Ich bestreite durchaus nicht die Nützlichkeit solcher Berichte. Im Gegentheil meine ich, daß es eine besonders wichtige Aufgabe der internationalen statistischen Congresse ist, alle 2 Jahre eine Umschau über den Zustand der Statistik in allen Ländern zu halten. Aber ich glaube, daß es in jeder Beziehung besser wäre, diese Berichte gedruckt zu vertheilen.

Mein Bericht*) über den Zustand der Statistik in Kurland, der von mir schriftlich verabreicht und auf Dr. Engels Anordnung gedruckt und allgemein vertheilt wurde, lautete folgender Maßen:

„Kurland, welches der Unterzeichnete auf diesem internationalen statistischen Congresse zu vertreten die Ehre hat, ist eine der drei baltischen Provinzen (auch Ostseegouvernements genannt: Kurland, Livland, Estland) des russischen Kaiserreichs. Einen Ländercomplex von etwa 1730 Geviertmeilen umfassend, sind diese drei Provinzen eine vor sieben Jahrhunderten begründete deutsche Colonie, welche den heidnischen Urbewohnern des Landes (Letten und Esten) das Christenthum brachte und das Land der Cultur erschloß. Als in der Mitte des 16. Jahrhunderts der nicht unmächtige livländische Ordensstaat zusammenbrach, wurde Kurland ein Lehnsherzogthum der Krone Polen. Im Jahre 1795 unterwarf sich Kurland freiwillig dem russischen Scepter. Liv- und Estland waren schon früher dem russischen Staate einverleibt worden.

Die Bearbeitung der Statistik ist in den übrigen Gouvernements des russischen Reichs besonderen statistischen Comité's übertragen, welche unter dem Vorsitze des Civilgouverneurs der Provinz aus den Chefs der verschiedenen Ressorts der Verwaltung und einer Anzahl von dem Comité selbst gewählter Mitglieder bestehen.

Erst seit wenig Jahren hat man in Kurland (in Liv- und Estland sogar erst in allerneuester Zeit) begonnen, in systematischer Weise statistische Ermittelungen anzustellen. Der Erlangung zuverlässiger Daten stellen sich indessen noch häufig mannigfache Schwierigkeiten entgegen. So hat z. B. bisher noch keine detaillirte Vermessung des Landes stattgefunden, so daß

*) Ich gebe diesen Bericht in extenso wieder, nicht weil er an und für sich von besonderer Bedeutung ist, sondern weil es vielleicht unser baltisches Publikum interessiren könnte, zu erfahren, was auf dem Congresse über Kurland ꝛc. gesagt worden ist.

alle genaueren Nachrichten über die Vertheilung des Landes nach Acker, Wiesen, Wald ꝛc. fehlen; ein Mangel, der in einem hauptsächlich Ackerbau treibenden Lande, wie Kurland, ganz besonders zu beklagen ist. — Der Erforschung der ländlichen Verhältnisse hat das statistische Comité in Kurland bisher seine Hauptthätigkeit zugewandt (conf. Heyking, statistische Studien über die ländlichen Zustände Kurlands, Mitau 1862).

Im März d. J. wurde in Kurland der Versuch einer nach wissenschaftlichen Grundsätzen auszuführenden Volkszählung gemacht. Schon die Geringfügigkeit der dem statistischen Comité zur Disposition stehenden Geldmittel mußte dazu veranlassen, bei der Ausführung der Zählung die freiwillige Betheiligung und Mitwirkung der Bevölkerung selbst in Anspruch zu nehmen. Nach Anleitung der in der Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureau's (Dr. Engel, die Methoden der Volkszählung) entwickelten Ideen wurde in Kurland für die Zählung in den Städten und Flecken der Grundsatz aufgestellt, daß die Haus- und Haushaltungslisten von den Hausbesitzern resp. Haushaltungsvorständen auszufüllen seien. Gleichzeitig erging an die gebildeten Bewohner der Städte und Flecken die Aufforderung, freiwillig und unentgeltlich die Function von Zählern zu übernehmen, und es sollte die Aufgabe dieser Zähler darin bestehen, in denjenigen Häusern, wo wegen eines geringeren Bildungsgrades der Hausbesitzer oder Einwohner eine sachgemäße Ausfüllung der Listen nicht zu erwarten war, die Aufnahme zu bewerkstelligen. Dieser Aufforderung wurde allseitig bereitwilligst entsprochen, so daß z. B. in einer Stadt von 10,000 Einwohnern sich 120 freiwillige Zähler fanden. Die Leitung der Zählung war in jeder Stadt und jedem Flecken einer besonderen Zählungscommission übertragen, welche aus Personen zusammengesetzt wurde, die sich auf Aufforderung des Provinzialcomité's wiederum freiwillig zur Uebernahme des mühevollen Geschäfts bereit erklärt hatten. — Auf dem Lande war es wegen obwaltender Umstände nicht möglich, die Volkszählung so detaillirt auszuführen, wie in den Städten und Flecken. Hier war die Leitung der Zählung und die Aufnahme selbst den Gemeindevorständen (Gutspolizeien und Gemeindegerichten) übertragen.

So ist die Volkszählung in Kurland fast ganz ohne amtliche Mitwirkung und ohne andere Kosten, als für Papier und Druck der Listen, durchgeführt worden. Wir schreiben das für eine erste Zählung durchaus befriedigende Resultat ganz besonders der freiwilligen Mitwirkung der Bevölkerung zu. Es dürfte die kurländische Volkszählung aber auch ein

kleiner Beitrag zur Beurtheilung der von dem hochverdienten Director des königlich preußischen statistischen Bureau's, Dr. Engel, empfohlenen Methode sein.

Bei der Aufnahme wurden das Geschlecht, das Alter, der Familienstand, das Religionsbekenntniß, die Nationalität, der Stand, der Beruf, die körperliche Beschaffenheit und die Behausung in Berücksichtigung gezogen. — Mit der Volkszählung wurde zugleich eine Aufnahme des Viehbestandes verbunden."

Am Sonntage den 6. September versammelte sich nun im festlich geschmückten Saale des Herrenhauses der ganze Congreß, der trotz aller Machinationen der extremen preußischen Parteien so überaus zahlreich besucht war, daß kein Platz unbesetzt blieb. Die officiöse norddeutsche allgemeine Zeitung begrüßte in ihrer Sonntagsnummer den Congreß mit beherzigenswerthen Worten. „Was wir anstreben, so drückt sie sich aus, ist die Erlösung des Staats von der politischen Doctrin, mögen wir nun conservative oder radicale Doctrinairs zu bekämpfen haben. Die Statistik ist es vor Allem, die dem Staatsmann die Mittel an die Hand giebt, das Wahre zu erkennen ... an die Stelle der Wünsche die Thatsachen zu setzen u. s. w." Nach Beendigung dieser Plenarversammlung, die sich unter dem Vorsitze des Ministers des Innern Grafen zu Eulenburg mit der Constituirung des Bureau's des Congresses beschäftigte, begab man sich in die verschiedenen Sectionszimmer. Ich hatte mich in die 2. Section: „Statistik des Grundeigenthums" eingeschrieben und werde daher ausführlicher über die Verhandlungen dieser Section berichten können. Was die andern Sectionen betrifft, so werde ich mich auf ein Referat über ihre Beschlüsse, so weit sie in den Plenarversammlungen wieder berathen wurden, beschränken müssen. Zum Präsidenten dieser Section wurde der Ministerial-Director Bitter, zu Vicepräsidenten Ober-Regierungsrath Schuhmann, Professor Hildebrand aus Jena und Staatsrath Semenow aus Petersburg erwählt. Vier Secretaire übernahmen die Protocollführung. Zu einem dieser Secretaire hatte man mich zu erwählen die Güte. Die eigentlichen Verhandlungen dieser Section begannen am Montage um 9 Uhr. Es war von der Vorbereitungs-Commission ein Tableau vorgeschlagen worden, nach welchem eine nach allen Seiten hin erschöpfende, in ein systematisches Ganze zu bringende und zugleich unter allen Staaten vergleichbare Statistik des Grundeigenthums zu beschaffen wäre. Man hatte schon auf früheren Congressen einzelne Fragen aus dem Gebiete des

Grundeigenthums berührt, es liegen einige werthvolle Schriften und statistische Untersuchungen über solche einzelne Fragen vor, eine vollständige systematische Statistik des Grundeigenthums giebt es aber noch nirgends.

Die zweite Section hielt es indessen noch nicht für zeitgemäß, sich für oder gegen dieses Tableau auszusprechen, namentlich weil im gegenwärtigen Momente, wo in so vielen Staaten eine Statistik des Grundeigenthums überhaupt noch kaum existirt, wo also noch vielfach Erfahrungen über die Ausführbarkeit gewisser statistischer Erhebungen und allgemeine Kenntnisse über die in den verschiedenen Staaten vorhandenen Quellen, aus denen geschöpft werden könnte, fehlen, es unpraktisch erscheinen müßte, für internationale Zwecke ein derartiges System aufzustellen. Nichtsdestoweniger scheint mir, daß die der Section gemachte Vorlage nicht verfehlen wird, vielfach anzuregen und so ihre werthvollen Früchte zu tragen. Man beschloß also nur, in die Erörterung der einzelnen Abschnitte einzutreten. Als Basis jeder Statistik des Grundeigenthums wurde natürlich vor allem eine gründliche Vermessung nicht allein der einzelnen Eigenthums-Einheiten, sondern der verschiedenen Culturobjecte des Grundes und Bodens anerkannt. Zugleich hielt man es für dringend nothwendig, eine Untersuchung über den Zustand und die Principien der Vermessung in den verschiedenen Ländern anzustellen. Zu diesem Zwecke wurden eine Reihe von Fragen gestellt, die womöglich dem nächsten Congresse beantwortet werden sollen. Was die verschiedenen Culturobjecte betrifft, so wurde festgestellt, folgende Classification zur allgemeinen Annahme zu empfehlen: 1. Ackerland, 2. Gärten, 3. Wiesen, 4. Weiden, 5. Holzungen, 6. Torfgräben, 7. Wasserstücke, 8. Grundstücke, welche in anderer Weise einen Ertrag gewähren, 9. Gebäudeflächen und Hofstellen, 10. Wege, Chausseen, Plätze ꝛc. 11. Flüsse, Bäche, Häfen ꝛc. und 12. Unland. In jeder Kategorie wurde eine genaue Begriffsbestimmung hinzugefügt. Zugleich sprach man sich dahin aus, daß es sehr wünschenswerth sei, wenigstens alle 10 Jahre Untersuchungen darüber anzustellen, in welcher Weise sich die Ausdehnung dieser verschiedenen Culturobjecte verändert habe. Man wird gewiß, wenn auch nur allmälig, auch in den baltischen Provinzen die überaus große Wichtigkeit derartiger Ermittelungen anerkennen, zugleich aber sich darüber klar werden müssen, daß einer detaillirten Vermessung des Landes sich noch bedeutende Schwierigkeiten entgegenstellen. Abgesehen von der Abneigung einzelner Grundbesitzer, über ihren Grund und Boden genaue Nachrichten ans Publikum gelangen zu lassen, wird man nicht übersehen können, daß

sehr große Kosten mit solcher Vermessung verbunden sein müssen. Mir scheint, daß wir nur den Weg einschlagen können, den man, wie mir der Dr. Berg aus Stockholm mittheilte, mit Erfolg in Schweden betreten hat. Eine detaillirte neue Vermessung wäre in Schweden bei der großen Ausdehnung des Landes gar zu kostspielig geworden. Man hat also eine Landesvermessungs-Commission begründet, welche die vorhandenen privaten Vermessungen einzelner Güter benutzt, an Ort und Stelle etwanige Veränderungen seit der letzten Vermessung berücksichtigt, dann alle diese privaten Karten auf denselben Maßstab reducirt und endlich nach den kleinsten administrativen Bezirken Karten anfertigt, die mit dem größten Detail ausgeführt sind. Dr. Berg war so freundlich, mir einige solche Karten zu zeigen, und ich habe mich davon überzeugt, wie übersichtlich und hübsch dieselben ausgeführt sind. Diese Karten werden gern von den Gutsbesitzern für ihre und die Güter ihrer Nachbarn gekauft. Für den Fall, daß nun hin und wieder eine Besitzung nicht vermessen ist, wird der betreffende Eigenthümer stets überaus gern wenigstens einen Theil der Kosten der Vermessung tragen. Auf diese Weise geht man allmälig vor und wird dereinst eine vollständige Detail-Karte Schwedens haben. Da die Karten in einer Menge von einzelnen Blättern angefertigt werden, so kann von Zeit zu Zeit das einzelne Blatt, welches veraltet ist, leicht umredigirt werden und eine neue Ausgabe erhalten. Daß auch dieses ganze Unternehmen Geldmittel erheischt, versteht sich von selbst. Bei uns würde man die vom Generalstabe herausgegebenen Karten benutzen und sich so vielleicht eine wesentliche Erleichterung verschaffen können. In Preußen findet gegenwärtig zum Zwecke der Grundsteuer-Regulirung eine sehr detaillirte Vermessung und Bonitirung statt. Wie man mir mittheilte, werden alle betreffenden Arbeiten in 2 Jahren beendet sein und dann eine bedeutende Zahl von beeidigten Landmessern (nahe an 2000) zur Disposition gestellt werden müssen. Man ist einigermaßen in Verlegenheit darüber, wo man diese Personen dann unterbringen soll. Die baltischen Provinzen, in denen ein entschiedener Mangel an tüchtigen Landmessern gefühlt wird, werden dann sehr leicht die preußischen Revisoren, die sich, wie man mir versicherte, durch Tüchtigkeit und einige Kenntniß im Bonitiren auszeichnen, hierherziehen können.

Ein zweiter wichtiger Gegenstand, mit welchem sich die zweite Section beschäftigte, war die Frage über den Stand und die Bewegung der Vertheilung des Grundeigenthums nach seiner Größe. Das

vorgeschlagene Schema wurde für internationale Zwecke nicht für brauchbar erachtet. Namentlich erhoben Rußland, Schweden 2c. Einwendungen gegen dasselbe. Und so einigte man sich endlich zu folgenden Resolutionen:

1) Sämmtliche Staatsregierungen sind ersucht, der Vorbereitungscommission des nächsten Congresses genaue Nachricht über die in ihrem Lande etwa stattgefundenen statistischen Aufnahmen der Vertheilung und Bewegung des Grundeigenthums mitzutheilen und dieser Nachricht die mit den Resultaten dieser Aufnahmen ausgefüllten Formularien beizufügen.

2) Dieselben sind ersucht, der Vorbereitungscommission Nachricht über die in ihrem Lande vorhandenen Quellen für eine Statistik der Vertheilung des Grundeigenthums zu geben.

3) Dieselben sind ersucht, der Vorbereitungscommission den Entwurf eines Formulars einzusenden, welches unter Berücksichtigung der eigenthümlichen Agrarverfassung des Landes für eine statistische Aufnahme der Vertheilung des Grundeigenthums am geeignetsten erscheint, und diesem Entwurfe eine kurze Beschreibung der Agrarverfassung als Erläuterung hinzuzufügen.

4) Die Vorbereitungscommission des nächsten Congresses wird beauftragt, auf Grundlage und nach Vergleichung aller dieser Vorlagen neue Formularien zu entwerfen, welche in allen civilisirten Ländern zur Erhebung einer Statistik der Vertheilung des Grundeigenthums verwendbar sind.

Die sehr verschiedenen Agrarverhältnisse in den einzelnen Staaten machen es nöthig, bevor bestimmte Formulare zu den desfallsigen Erhebungen aufgestellt werden, vorbereitende Schritte zu thun. Man muß zunächst diese verschiedenen Agrarverhältnisse und die Quellen, aus denen die Erhebungen über die Vertheilung des Grundeigenthums schöpfen, kennen lernen. Diesen Zweck haben die vorgeschlagenen Resolutionen.

Das vorgeschlagene Schema zu einer Statistik der Vertheilung des Grundeigenthums in politischer und socialer Beziehung rief weniger Bedenken hervor, so daß man dasselbe im Wesentlichen nur in Beziehung auf die Besitzer-Kategorien abänderte. Es versteht sich von selbst, daß beide Schemas überhaupt nur dort angewandt werden können, wo das Land detaillirt vermessen worden ist. Wie unendlich wichtig aber überhaupt eine Statistik der Vertheilung des Grundeigenthums in den verschiedenen Beziehungen ist, wird niemand verkennen. Und so tritt das Verlangen nach einer Detail-Vermessung immer dringender an alle Länder heran, wo man zur Erkenntniß darüber gelangt ist, daß ohne genaue Kenntniß über die-

sen Gegenstand alle agrarische Gesetzgebung nur zu leicht unter der Herrschaft der Doctrin und einer dem realen Leben entfremdeten Theorie steht.

Es wird so viel über die Gefahren der Parzellirung und andererseits der Bildung von Latifundien raisonnirt, ohne daß man sich die Mühe geben will und kann, genau die praktischen Resultate des einen oder andern Entwickelungsganges ins Auge zu fassen. Die Theorie ist leicht aufgestellt, wie ihre Anwendung im praktischen Leben wirkt, interessirt oft nicht weiter.

Dr. Engel sagt in seinem Berichte sehr richtig: „Die an und für sich schon außerordentliche Bedeutung der Statistik des Standes und der Bewegung des Grundeigenthums (im Sinne dieses Berichts) ist noch einer großen Steigerung dann fähig, wenn früher oder später die Statistik der Feldsysteme, der landwirthschaftlichen Production, der Viehhaltung damit in Verbindung gebracht wird. Schon durch die Einführung der Frage nach der Zahl der Parzellen in das Formular über den Stand des Grundeigenthums wird über viele Dinge, die bis jetzt nur theilweise aufgeklärt sind, helles Licht verbreitet. Kennt man die Anzahl und politische Qualität der Besitzer, die Fläche ihrer Besitzungen und deren Culturarten, ferner die Zahl der Parzellen, woraus letztere bestehen, so kennt man auch die durchschnittliche Größe jeder Parzelle, je nachdem sie Acker, Wiese, Weide, Wald, Garten ꝛc. ist, und je nachdem sich die Parzelle in den Händen der Krone, des Staates, der Kirche und Schule, der Privaten ꝛc. befindet. Daß, wenn diese Nachweise nur erst für eine Reihe von Jahren vorhanden sein werden, mittelst derselben die Antworten auf viele der allerwichtigsten Fragen möglich sind, bedarf keiner besonderen Auseinandersetzung. Gelingt es, auch die landwirthschaftliche Statistik nach ähnlichen Besitz-Kategorien aufzustellen, dann können in der That Zweifel nicht mehr Platz greifen darüber:

1) welche Güter es sind, die hinsichtlich der Verbesserung ihrer Wirthschaft am meisten voranschreiten,

2) welche Güter den größten Brutto- und den größten Reinertrag liefern,

3) auf welchen Gütern quantitativ und qualitativ das meiste Vieh gehalten und ernährt wird,

4) welche Besitzungen zur Wehrkraft und Steuerkraft der Staaten verhältnißmäßig das meiste beitragen.

Man ist allerdings auch jetzt schon rasch mit irgend einer Antwort auf Fragen dieser Art zur Hand. Allein nur zum kleinsten Theil sind die

betreffenden Antworten das Resultat directer und sorgfältig angestellter Beobachtungen. Und selbst wenn sie es sind, so findet man doch, falls es sich darum handelt, dergleichen Aufschlüsse aus verschiedenen Gegenden und Zeiten einander gegenüber zu stellen, daß ihnen fast alle Eigenschaften der Vergleichbarkeit mangeln". Und an einer andern Stelle: „Hierbei zu klaren Vorstellungen und zu positiven Kenntnissen zu gelangen, ist eine der unerläßlichsten Aufgaben der Statistik, denn ohne zuverlässige Angaben hinsichtlich der Vertheilung des Grundeigenthums auf die historisch-politischen Personen und Körperschaften im Staate und hinsichtlich der Wandelungen in dieser Vertheilung läßt sich der Erfolg einer Reihe der wichtigsten Agrargesetze wohl ahnen, aber nicht messen".

Bei Beleuchtung der Eigenthumsverhältnisse eines Landes muß selbstverständlich die Hypothekenverfassung eine hervorragende Stellung einnehmen, wenngleich die Schilderung dieser Verfassung eigentlich weniger in das Gebiet der Statistik hineingehört. Will man eine umfassende Statistik des Grundeigenthums liefern, so wird man sich mit den nackten Zahlen nicht begnügen können und namentlich die rechtlichen Formen und Grundsätze kennen lernen müssen, in denen sich der Verkehr, der Besitzwechsel, die Belastung des Grundeigenthums ꝛc. zu bewegen hat.

Der bekannte Dr. Lette, als Berichterstatter der Vorbereitungs-Commission für diesen Gegenstand, hatte eine ausführliche Beleuchtung der wichtigsten Gesichtspunkte geliefert, von welchen aus die Hypothekenverfassung eines Landes zu betrachten ist. Diese Gesichtspunkte hatte er in 28 Fragen zusammengefaßt, deren Beantwortung eine vollständige Darstellung der Hypothekenverhältnisse liefern sollte. Die Section war der Ansicht, daß diese Fragen gar zu sehr ins Detail eingingen, daß namentlich sogar nach Rechtsgrundsätzen gefragt werde, welche man noch entschieden zu den Controversen zählt.

So schien es denn der Section, daß an Stelle der 28 Fragen wohl 13 andere enger zusammengefaßte ausreichen würden. Die Kürze der Zeit ließ indessen eine gründliche und tiefer eingehende Untersuchung dieses schwierigen und der eigentlichen Statistik jedenfalls ferner stehenden Gegenstandes nicht zu. Und so sprach die Section eigentlich nur den Wunsch aus, daß wenigstens diese 13 Fragen zur Beantwortung empfohlen würden, ohne gerade die 28 von Lette gestellten Fragen als unpraktisch bezeichnen zu wollen.

Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit den dringenden Wunsch aus-

zusprechen, daß einer unserer baltischen Juristen es sich zur Aufgabe machen wollte, die Hypothekenverfassung in unsern baltischen Provinzen, wie sie sich in jeder Provinz und in den Städten verschieden gestaltet hat, etwa nach Anleitung dieser 28 Fragen ausführlich zu beleuchten. Diese Arbeit, wenn sie als Gabe der baltischen Provinzen dem nächsten internationalen statistischen Congresse vorgelegt werden könnte, würde gewiß die höchste Anerkennung finden und als Beweis dafür dienen, daß man in den baltischen Provinzen die Aufgaben des internationalen statistischen Congresses zu würdigen und zu beherzigen weiß. Für Kurland, wo, wie es scheint, die Hypothekenverfassung die geordnetste und zweckmäßigste in den drei baltischen Provinzen ist, liegen sehr tüchtige Vorarbeiten eines der hervorragendsten Juristen Kurlands vor, welche in Veranlassung der kurländischen Gouvernements-Regierung gemacht wurden, um später die Hypothekenverfassung der Städte Kurlands zu regeln. Das für die Städte nun erlassene Hypotheken-Reglement und die Verhandlungen mit den Stadtmagistraten über diesen Gegenstand dürften ein klares Bild der verschiedenen Anschauungen und Bedürfnisse gewähren.

Der von dem Dr. Engel verfaßte Sectionsbericht über den Stand und die Bewegung des in Gebäuden bestehenden Grundeigenthums fand im allgemeinen die gebührende Anerkennung und das vorgeschlagene Schema wurde als zweckmäßig adoptirt. Nur hat man eine Rubrik hinzugefügt, in welcher die Zahl der Wohnzimmer angegeben werden soll. Man sprach zugleich den Wunsch aus, noch einen bedeutenden Schritt weiter zu thun und namentlich zu verlangen, daß auch der kubische Inhalt der Gebäude der verschiedenen Kategorien ermittelt werde. Wir verkennen keineswegs die Wichtigkeit dieser Ermittelung. Ein Palast und eine Häuslerhütte sind beide selbständige Gebäude, aber so ungleichartige Größen, daß man sie bei einer Berechnung z. B. darüber, wie viel Bewohner auf ein Gebäude kommen, doch füglich nicht zusammenwerfen kann. Wir meinen aber, daß die statistische Ermittelung der kubischen Größe der Gebäude wenigstens in vielen Ländern noch verfrüht erscheint, und daß somit gewiß in den nächsten Jahren dieser Wunsch des Congresses wohl noch nicht wird erfüllt werden können.

Die Frage endlich über die Statistik der Besitzveränderungen, des Capitalwerths und die Verschuldung des Grundeigenthums wurde eingehend besprochen. Allseitig erkannte man an, daß die Ermittelung über diesen Gegenstand, namentlich über die Verschuldung

des Grundeigenthums zu den allerwichtigsten Aufgaben der Statistik gehöre. Die Schwierigkeiten der Feststellung des Standes der Verschuldung wurde nicht übersehn, man fand indessen, daß in denjenigen Ländern, wo die Hypothekenverfassung auf dem Principe der Specialität beruht, eine solche Ermittelung freilich mühevoll, aber doch ausführbar sei. Jedenfalls aber kann es keine erheblichen Schwierigkeiten bereiten, von nun ab jährliche Nachweise über die bei den Hypothekengebäuden angezeigten und eingetragenen Schuldenbelastungen und Entlastungen des Grundeigenthums zu sammeln. Das von dem Dr. Engel zu diesem Zwecke vorgeschlagene Schema erscheint im allgemeinen durchaus zweckmäßig. Ich bin der Meinung, daß gerade in unserer Zeit in den baltischen Provinzen periodisch wiederkehrende Untersuchungen über den Stand der Verschuldung des Grundeigenthums von besonderer Wichtigkeit sind. Unsere Hypothekenverfassung hat das Princip der Specialität; die wenigen General-Hypotheken und stillschweigenden Pfandrechte, die noch leider bei uns existiren, können bei einer Frage über die Ausführbarkeit solcher Untersuchungen entschieden nicht ins Gewicht fallen. Ebensowenig dürfte der Umstand, daß in den Hypothekenbüchern bisweilen noch Forderungen stehen, welche schon getilgt, aber noch nicht gelöscht sind, von erheblichem Belange sein: Dem Resultate der Untersuchung kann auf diese Weise höchstens ein kleiner Fehler ankleben, der, wie dies in der zweiten Section allseitig anerkannt wurde, nicht in Betracht kommt.

Die Vorschläge der zweiten Section wurden in der Plenarversammlung alle adoptirt.

Wenden wir uns nunmehr von den Verhandlungen über die Statistik des Grundeigenthums zu den übrigen Berathungen und Beschlüssen, so tritt uns vor allem die von dem Dr. Engel vorgeschlagene *Reorganisation des Congresses* entgegen. Der internationale statistische Congreß laborirt bisher an dem Hauptmangel, daß zwischen den verschiedenen Sitzungsperioden keinerlei Continuität besteht. Mit dem Schlusse einer Session hat der Congreß zu leben aufgehört, bis er wieder nach 2 bis 3 Jahren von der nächsten Regierung aus seinem Schlummer geweckt wird. Unter solchen Umständen ist keine Garantie dafür vorhanden, daß die dem Congresse zu machenden Vorlagen in demselben Geiste gearbeitet werden, in dem die früheren Congresse gewirkt haben, keine Garantie dafür, daß die Wünsche, die ein Congreß für den nächsten ausspricht, auch wirklich erfüllt werden. Dr. Engel hatte dem zufolge vor allem die Begründung einer Central-

stelle oder permanenten Commission vorgeschlagen. Damit stand in Verbindung, daß ein internationales statistisches Archiv und eine ebensolche Bibliothek zu errichten und daß ein etwa in Vierteljahrsheften erscheinendes Bulletin du Congrès herauszugeben gewesen wäre. Außerdem sollten die Mitglieder des Congresses einen jährlichen Geldbeitrag zahlen und scheint mir dieser Punkt von nicht geringer Bedeutung. Erst wenn der Congreß ein eigenes Vermögen besitzt, kann er selbständige Arbeiten von seiner Centralstelle unternehmen lassen. In jeder Sitzungsperiode des Congresses, so auch in der diesjährigen zu Berlin, ist häufig der Wunsch in Resolutionen 2c. verlautbart worden, über verschiedene Gegenstände vor allem Enquêten anstellen zu lassen. Nur zu oft ergiebt sich bei Entwerfung eines für internationale Zwecke brauchbaren Schemas die Nothwendigkeit, zuvor eine Uebersicht betreffender Zustände in den verschiedenen Ländern zu gewinnen. Wer soll nun diese Enquêten bei der gegenwärtigen Organisation anstellen? Wer ist auch beim regsten Eifer überhaupt im Stande, solche Untersuchungen in allen Ländern vorzunehmen? Und angenommen, daß dem nächsten Congresse aus allen Ländern die auf dem vorigen Congresse gewünschten Nachrichten zugehen, ist der Congreß, welcher nicht länger, als eine Woche zusammenbleibt, im Stande, aus dem eingegangenen reichhaltigen Material in so kurzer Zeit die nöthige Uebersicht zu gewinnen, um darnach ein allgemein brauchbares Schema aufzustellen? Erst wenn der Congreß eine mit Geldmitteln ausgerüstete Centralstelle hat, kann von einer Enquêten-Commission die Rede sein. So viel Gründe auch für die vorgeschlagene Reorganisation sprachen, so riefen die Ideen des Dr. Engel doch schon in der Vorversammlung der officiellen Delegirten mannigfachen Widerspruch hervor. Man wies auf die großen Erfolge hin, die der Congreß bei seiner alten Organisation in den letzten 10 Jahren erzielt habe, und fand es gefährlich, dem Congresse seinen amtlichen Charakter zu nehmen, um ihn in einen großen internationalen Verein umzuwandeln. Gerade der Umstand, daß alle civilisirten Staaten von sich aus die Congresse beschicken und zwar in der Regel durch die Vertreter der amtlichen Statistik, bringe zu Wege, daß die Majoritäten auf den Congressen sich in der Regel nach der Autorität dieser officiellen Delegirten bilden. Dr. Engel hatte in seinem Einladungsschreiben die Statistiker in Producenten und Consumenten eingetheilt, d. h. einerseits in solche, welche ihre Thätigkeit vor allem dahin richten, das statistische Material nach rationellen Grundsätzen und in systematischer Weise zu

gewinnen, und andererseits in solche, welche das gewonnene Material nur benutzen, theils für die Bedürfnisse des praktischen Lebens, theils um die gewonnenen Daten zu Gruppirungen und Combinationen zu verwerthen. Die einen sind dem Bergmanne zu vergleichen, welcher mit unsäglicher Mühe neue Bergwerke anlegt, um das edle Metall zu Tage zu fördern, die andern dem Manne des Verkehrs, welcher das gewonnene Gold zu genießen und productiv zu verwerthen strebt. Glücklich, wer Arbeitskraft, Muße, Fähigkeit und Gelegenheit hat, zugleich zu produciren und zu consumiren! Beide Kategorien von Statistikern haben ihre Berechtigung. Man wird zugeben müssen, daß sich die amtliche Statistik nach den vorhandenen Bedürfnissen zu richten hat. Und doch ist nicht zu verkennen, daß bei Berathungen über die Methode der statistischen Erhebungen die Stimme der amtlichen Statistiker besonders ins Gewicht fallen muß. Für den Congreß kommt es nun gewiß darauf an, ein richtiges Verhältniß zwischen den amtlichen und privaten Statistikern herzustellen. Wie dem auch sei, so sehr viel Anhänger der Engelsche Vorschlag zur Reorganisation des Congresses auch fand, die Autorität der erfahrenen hervorragenden amtlichen Statistiker hielt den Berliner Congreß davon ab, den Vorschlag schon jetzt anzunehmen. Man vertagte die Frage und setzte eine internationale Commmission nieder, welche die Angelegenheiten sorgfältig berathen und über dieselben dem nächsten Congresse berichten solle. Die Hauptgegner des Engelschen Planes waren Ficker aus Wien und Legoyt aus Paris. Mit diesem Gegenstande steht in einiger Verbindung der auf den Vorschlag des Professors Schubert aus Königsberg gefaßte Beschluß, alle Regierungen durch ihre amtlichen Delegirten ersuchen zu lassen, von allen officiellen Arbeiten und Mittheilungen der statistischen Bureau's sämmtlichen Universitäten und größern Gelehrtenanstalten ein Exemplar zuzusenden.

Was die Methode der Volkszählung betrifft, so ergab sich, daß die auch in Kurland benutzte private Mitwirkung der Bevölkerung bei der Volkszählung nicht allein in Sachsen, im Großherzogthum Hessen und in der Stadt Berlin, sondern auch noch in einigen andern Ländern z. B. in der Schweiz in Anwendung gekommen ist (wir nehmen hierbei Gelegenheit, auf das interessante und in seiner Art ausgezeichnete Werk des Dr. S. Neumann: „Die Berliner Volkszählung vom 3. December 1861“ hinzuweisen.), während man in den großen Staaten, wie in England, bisher stets bezahlte Zählungs-Agenten benutzt hat. Um so interessanter war

es mir, daß sich der Congreß fast einstimmig für folgende Resolution aussprach:

„Der Congreß von der Ueberzeugung ausgehend, daß durch die ausgedehnte Mitwirkung der Bevölkerung bei der Volkszählung das statistische Verständniß der Bevölkerung gestärkt und damit die Erreichung besserer Resultate gefördert wird, erklärt es für wünschenswerth, daß die Mitwirkung nicht auf die Aufstellung der Haushaltungslisten durch die selbständigen Einwohner beschränkt bleibe, sondern an solchen Orten, wo dies nach dem Bildungsgrade der Einwohner ausführbar erscheint, dieselbe auf die Theilnahme an der Sammlung und Prüfung der Listen (als Zählungsagenten) und an der Concentrirung derselben (als Mitglieder der Zählungscommission) erweitert werde".

Obgleich auf diesem Congresse die Frage über das Materielle der Volkszählung, d. h. darüber, wer zu zählen ist, die Bevölkerung de fait oder de droit oder beide zugleich, nicht zur Berathung stand, so ließen sich doch einige Herren über diesen Gegenstand aus. Ich habe aus diesen Aeußerungen entnommen, daß die Beschlüsse des Londoner Congresses über die Durchführung der Zählung der Bevölkerung de fait im strengsten Sinne des Wortes, d. h. der zufällig grade Anwesenden, nur im äußerst wenigen Ländern consequent hat durchgeführt werden können. Rechtliche Verhältnisse, finanzielle Rücksichten und thatsächliche Umstände haben meist geringe Abweichungen von dem Principe nothwendig erscheinen lassen. So finden wir auch in dem erwähnten Werke über die Berliner Volkszählung in den Regeln als Grundsatz angeführt (pag. 17):

„Jeder Berliner Einwohner wird in die Ur-Liste derjenigen Haushaltung eingetragen, in welcher er seine eigentliche Wohnung hat ꝛc. Hierbei ist zu beachten, daß, obgleich anwesend, dennoch nicht mitgezählt werden Gäste, die in Gasthöfen oder in Familien nur zum Besuche eingekehrt sind, und daß, obgleich abwesend, dennoch mitgezählt werden solche Mitglieder eines Hausstandes, welche sich augenblicklich nur auf Reisen befinden".

Die für Kurland angewandte Methode stimmt fast ganz genau mit diesem für Berlin angewandten Grundsatze überein: nur hatte man in Kurland, wie übrigens in vielen andern Ländern, für nöthig gefunden, den Begriff „vorübergehender Aufenthalt" und „vorübergehende Abwesenheit" näher zu definiren. Ich nahm Gelegenheit mit dem Herrn Fabricius aus dem Großherzogthum Hessen, der namentlich für die consequenteste

Durchführung der Zählung der Bevölkerung de fait plaidirte, noch besonders Rücksprache zu nehmen, wobei er mir zugab, daß wenn nur das Zeitmaß, welches man für den Begriff: „vorübergehender Aufenthalt" festsetze, mit dem für den Begriff: „vorübergehende Abwesenheit" angenommenen genau übereinstimme, wie solches in Kurland der Fall war, sehr oft aber bei andern Zählungen nicht eingehalten worden ist, man nichts Erhebliches gegen die Richtigkeit der Zählungs-Resultate einwenden können.

Im Anschlusse an die Londoner Beschlüsse nahm der Congreß folgende Resolutionen an:

1) Die Schwierigkeiten, welche einer genauen Ermittelung der factischen Bevölkerung entgegenstehn, lassen sich durch entsprechende Zählungsvorschriften beseitigen, wobei die Vorschriften der Congresse zu berücksichtigen sind.

2) Um eine Volkszählung zu gewinnen, welche allen Bedürfnissen der Verwaltung entspricht, ist es unerläßlich, nicht nur die factische Bevölkerung zu zählen, sondern auch die rechtliche jeder Gemeinde und Provinz. Es ist dazu nöthig, ein Kriterium aufzufinden, um vermittelst desselben aus der gleichzeitigen Zählung der factischen Bevölkeruug auf die rechtliche zu schließen. Die Aufmerksamkeit der nächsten statistischen Congresse ist darauf zu richten, durch eine Uebereinstimmung in den bei den Vorbereitungs-Operationen für die Volkszählung zu befolgenden Maßnahmen die nothwendigen Grundlagen vorzubereiten, um die factische Bevölkerung festzustellen.

Schon auf den ersten beiden statistischen Congressen hatte man sich mit der Organisation der amtlichen statistischen Behörden beschäftigt und auf beiden anerkannt, daß die Errichtung einer statistischen Central-Commission in jedem Staate von Wichtigkeit sei, da nur sie die gewünschte Einheit in die statistischen Ermittelungen und Arbeiten bringen könne. Diese Resolutionen wurden auf dem Berliner Congresse wiederholt; ein Beweis mehr, wie sehr man allgemein von der Nothwendigkeit einer Centralisation der statistischen Arbeiten überzeugt war. Wie sollte auch der internationale Congreß, dessen Hauptaufgabe ja ist, die statistischen Untersuchungen in der ganzen civilisirten Welt zu centralisiren, eine andere Resolution aussprechen können? Den Beschlüssen der früheren Congresse fügte der diesjährige Congreß noch folgende Resolutionen hinzu:

1) Die statistischen Central-Commissionen haben sich in der Ausführung bewährt.

2) Sie erscheinen namentlich dringend rathsam in solchen Ländern, in welchen durch eine scharfe Sonderung der Verwaltungs-Departements die Statistik Gefahr läuft, einer einseitigen Behandlung zu unterliegen.

3) Die statistische Central-Commission muß nicht blos eine begutachtende, sondern in ihrem Wirkungskreise (welcher selbstverständlich kein executiver sein kann) auch eine beschließende Behörde sein. Die Beschlußfassung muß sich auf alle allgemeinen amtlichen Aufnahmen der Staatsbehörden erstrecken, in der Weise, daß keine Aufnahme stattfinden könne, welche nicht in dem Inhalt, in der Form der Aufstellung und in der Art der Erhebung von der Central-Commission beschlossen oder genehmigt ist.

Wenngleich diese Beschlüsse hauptsächlich an die Staatsregierungen gerichtet sind, somit unsere Provinzen direct nicht angehen, so ist doch die diesen Resolutionen zu Grunde liegende Idee auch für uns beherzigenswerth. Unsere Gouvernements-Comité's sind ihrer Organisation nach ja nichts anderes, als Central-Commissionen für das Gouvernement. Betrachten sich nun wirklich die Mitglieder unserer statistischen Gouvernements-Comité's, namentlich die Chefs der verschiedenen Verwaltungs-Ressorts, in diesem Gouvernements-Comité gewissermaßen nur als Sectionschefs für die Sammlung und Bearbeitung des zu ihrem Ressort gehörenden statistischen Materials? Oder hat das Bureau des Comité's nicht noch vielfach damit zu kämpfen, daß jedes Ressort seine administrative Statistik entweder gar nicht oder nur auf eigene Hand treibt, daß statistische Untersuchungen des Gouvernements-Comité's nur zu oft von den besondern Ressorts durchkreuzt und paralysirt werden, daß die Auskunftgeber durch allerlei verschiedenartige, aus verschiedenen Ressorts kommende Anfragen über denselben Gegenstand ermüdet werden, daß z. B. über die Geborenen, Gestorbenen und Copulirten die Prediger an 3 verschiedene Autoritäten, aber auch nach verschiedenen Schemata, Auskunft ertheilen müssen?

Auf dem Londoner Congreß hatte man ein sehr eingehendes Programm zu einer historischen Untersuchung über die Preise und Löhne aufgestellt und sich dadurch gewissermaßen von dem eigentlichen Gebiete der Statistik entfernt*). „Die Statistik ist, wie Dr. Engel sich ausdrückt, die Schilderung des gegenwärtigen Zustandes eines Staats und der in

*) Wir bedauern wegen mangelnder Kenntniß der englischen Sprache nicht im Stande zu sein, unsern Lesern einige kurze Andeutungen über das so berühmte Werk: History of Prices von Tooke und Newmarch zu geben.

der Gegenwart sich regelmäßig vollziehenden Veränderungen dieses Zustandes. Jene entspricht einem photographischen Momentbilde, diese dem Jahresabschlusse eines Conto's". Es ist aber die Hauptaufgabe der Congresse, festzustellen, wie man von nun ab übereinstimmend in allen Staaten gewisse Beobachtungen anzustellen habe. Demzufolge faßte der Congreß mit Beziehung auf die bezüglichen Arbeiten des Londoner Congresses die Resolution:

„Es ist vorzugsweise die Statistik der Preise und Löhne, nicht die Geschichte derselben, was der Congreß in's Auge zu fassen hat."

Man einigte sich darauf dahin, vorläufig die Preise von 50 der wichtigsten Gegenstände beobachten zu lassen, wobei man den Gesichtspunkt festhielt, daß die Preise namentlich solcher Artikel vor allem ermittelt werden müßten, welche zum Lebensunterhalt der arbeitenden Klassen gehören. So leicht es ist, die Gegenstände festzustellen, deren Preise zu beobachten von besonderer Wichtigkeit ist, so schwierig ist es, einen Modus der Beobachtung ausfindig zu machen, der eine internationale Vergleichung ermöglicht. In dieser Beziehung wurde der Wunsch ausgesprochen, die Preise möglichst für bestimmte Gewichts- (nicht Maß-) Einheiten zu notiren. Mir scheint, daß den untersten Instanzen zu überlassen wäre, die Preisnotirungen nach der üblichen Art und Weise, also auch nach Maßen ꝛc. zu machen und daß das statistische Bureau bei der schließlichen Zusammenstellung die Reduction nach Gewichten, so weit es ausführbar, bewerkstelligen könnte. Der Congreß hielt es außerdem für nothwendig, den Wunsch auszusprechen, daß stets der höchste, der niedrigste und der Durchschnitts-Preis und zugleich bei dem Durchschnittspreise angegeben werde, aus wie vielen Notirungen der Durchschnitt gewonnen worden ist. Wir hoffen, daß es gelingen werde, eine Vereinbarung der 3 baltischen statistischen Bureau's über eine gleichmäßige, auf denselben Principien beruhende und für internationale Vergleichung brauchbare Beobachtung der Preise herzustellen. Es kommt natürlich Alles auf die Personen und Behörden an, welche die Preisnotirungen machen. Kann man keine geeigneten sachkundigen Privatpersonen finden, welche sich freiwillig der Mühe der Beobachtungen unterziehen wollen, so scheinen wol die Stadtbehörden besonders dazu berufen zu sein, etwa durch die sogenannten Marktherren oder andere Personen, je nach der Verfassung jeder Stadt, die Preise notiren zu lassen. Leider stellen sich derartigen mühevollen statistischen Ermittelungen bei uns noch vielfache Schwierigkeiten entgegen, und vor allem

ist es der Umstand, daß die Ueberzeugung von der Nützlichkeit, ja von der dringenden Nothwendigkeit statistischer Untersuchungen selbst bei dem intelligenteren Theil unserer Bevölkerung noch nicht gehörig Eingang gefunden hat. Bis die mit der Beobachtung und Ermittelung betrauten Personen sich dessen nicht bewußt werden, daß sie zur Realisirung einer großen und wichtigen Aufgabe mitwirken, werden die statistischen Notizen nicht mit dem Eifer und mit der Lust und Liebe zur Sache beschafft werden, ohne die nun einmal im Leben nichts Großes geleistet werden kann. Es muß aber, um mit Engel zu reden, die Einsicht immer mehr Platz greifen, daß die verdienstlichen, oft gar mühseligen Arbeiten nicht ein bloßes, dann und wann die Neugierde dieses oder jenes gestrengen Herrn oder vereinzelten Forschers erregendes Actenmaterial sind, sondern ein wichtiges, unentbehrliches Glied in der Kette der culturhistorischen Begebenheiten. Die unscheinbarste Notiz wird von Nutzen, denn im Systeme ist auch das Kleinste von Bedeutung.

Was die Statistik der Löhne betrifft, so steigern sich bei ihr die geschilderten Schwierigkeiten in hohem Grade. „Die Vielgestaltigkeit des Erwerblebens, die unendliche Theilung der Arbeit, welche eine fort und fort steigende Trennung der Gewerbe und Verschiedenheit der Beschäftigungen erzeugen, machen eine vollständige, alle Classen der landwirthschaftlich, industriell oder commerciell arbeitenden Bevölkerung umfassende Statistik unmöglich. Man wird sich also auf die Hauptgewerbe zu beschränken haben, namentlich wird man die so zu sagen prototypischen Gewerbe herauszugreifen haben, um aus den Nachweisen über die in diesen Gewerben gezahlten Löhne für die wichtigsten administrativen Grundsätze und wissenschaftlichen Lehrsätze in Betreff der Löhne im allgemeinen die praktischen Fingerzeige und Belege abzuleiten. Das Eisenbahnwesen erscheint nun in der That vor allem der zu diesem Zwecke geeignetste Gewerbszweig, zumal da es fast alle Arten von Kräften in Thätigkeit setzt und lohnt, da die Gehalts- und Lohnnotirungen hierbei schon auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit und Genauigkeit gebracht worden sind und da die Löhne für die gleichnamigen Arbeiten beim Eisenbahnwesen in der That wegen der identischen Leistung besser mit einander zu vergleichen sind, als irgend welche andere Arbeit. Der Congreß sprach demzufolge den dringenden Wunsch aus, daß über die Gehalte und Löhne der beim Eisenbahnwesen fungirenden Beamten, Angestellten und sog. Lohnarbeiter in regelmäßigen Zeiträumen die nöthigen Daten zusammengestellt und zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden. Daß

dies am allerzweckmäßigsten grade von den Eisenbahnverwaltungen selbst zu geschehen hätte, liegt auf der Hand. Wir wenden uns mit Vertrauen an die Direction der Riga-Dünaburger Eisenbahn mit der Bitte, sie wolle nicht allein in dieser Beziehung den Wünschen des Congresses nachkommen, sondern hinsichtlich der Güterbewegung es sich überhaupt zur Aufgabe machen, von Zeit zu Zeit, also etwa alle 3 Jahre, nach Anleitung der von dem Vorstande des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen herausgegebenen rühmlichst bekannten Statistik deutscher Eisenbahnen, auch für die Riga-Dünaburger Eisenbahn eine umfassende Statistik zu liefern. Die Direction wird sehr bald den großen Nutzen, den sie selbst und die ganze Actiencompagnie aus solcher Arbeit ziehen muß, erkennen. Aus einer klaren und eingehenden Zusammenstellung und Vergleichung bezüglicher Daten wird die Direction vor allem auf etwa vorhandene Mängel und Uebelstände, wie andererseits auf gewisse Anordnungen, die sich bewährt haben, auf unzweideutige Weise aufmerksam gemacht werden. Mit einem Worte, der Nutzen wird die Mühe und Arbeit der Zusammenstellung und Verarbeitung reichlich aufwiegen.

Außer den Löhnen beim Eisenbahnwesen wäre für unsere Verhältnisse die Beobachtung des einfachen Tagelohns auf dem Lande und in den Städten und des Jahres-Arbeiterlohns für ländliche Arbeiten nicht allein sehr wünschenswerth, sondern wol auch ausführbar. Dazu scheint mir am geeignetsten, von den einzelnen Gutspolizeien resp. Gemeindegerichten Nachrichten über den Jahreslohn eines unverheiratheten Knechts und einer Magd einzuziehn.

Bei der großen Bedeutung, welche die Eisenbahnen gegenwärtig in den meisten Ländern Europa's für den Verkehr gewonnen haben, muß eine eingehende Statistik der Güterbewegung auf den Eisenbahnen als das geeignetste Mittel erscheinen, um ein Bild von der Größe der Production und Consumtion der einzelnen Länder, von deren Bedürfnissen und Ueberschüssen, so wie von den großen Reisezügen der Waaren zu gewinnen. Dazu kann natürlich eine summarische Aufgabe der Gütertransporte nicht genügen. Es ist nöthig, die einzelnen Gattungen von Waaren festzustellen, wie auch die Richtung, in der sie transportirt wurden. So hat z. B. das preußische Handels-Ministerium für 1860 eine Karte der Production und Consumtion der Kohlen herausgegeben, welche den Ursprung, die Bewegung und den Verbleib der Kohlen überaus deutlich veranschaulicht. Daß über andere Gegenstände, wie z. B. über Ge-

treide, Eisen ꝛc. ähnliche Darstellungen von noch größerer Wichtigkeit sein müssen, ergiebt sich von selbst. Dazu müssen aber namentlich die Eisenbahnverwaltungen durch Führung genauer Waarenverzeichnisse helfen. Wo die Eisenbahnen schon eine so bedeutende Rolle spielen, wie in England, Frankreich, Deutschland ꝛc., da kann nicht bezweifelt werden, daß die Güterbewegung auf den Eisenbahnen in engster Verbindung mit der auf den andern Verkehrswegen steht.

Der Congreß nahm in Betreff dieser Fragen folgende Resolutionen an:

1) Es ist für die Statistik der Eisenbahnen von Wichtigkeit, die Güterbewegung festzustellen; dazu ist es nöthig, den Ursprung, die erste Aufnahme und den Bestimmungsort der Güter anzugeben.

2) Vorzugsweise kommen bei der Statistik der Güterbewegung auf den Eisenbahnen folgende internationale Artikel in Betracht: Blei, rohe Baumwolle, Bauholz, Farbehölzer, Getreide, Harz, Felle, Kaffee, Manufacturwaaren, Erde, Coaks, Steinkohlen, Cement, rohe Wolle, Wein, Taback, Zimmt, Hanf, Flachs, Vieh.

Ueber die Gesundheitsstatistik der Civil- und Militairbevölkerung lag ein sehr interessanter Bericht des Dr. Engel und über die Rekrutirungsstatistik und die Morbilität und Mortalität der Militairbevölkerung je ein Bericht des Dr. Virchow vor. Außerdem hatte Dr. Engel als Anhang eine überaus reichhaltige Arbeit unter dem Titel: „Die wichtigsten Resultate einer vergleichenden Statistik der Gesundheit und Sterblichkeit der Civil- und Militairbevölkerung im preußischen Staate" geliefert.

Der Congreß hat sich specieller nur mit der Rekrutirungsstatistik beschäftigt. Ueber die Bedeutung einer derartigen statistischen Untersuchung im allgemeinen können wir hier nichts Besseres, als die Worte des Dr. Virchow aus jenem Berichte anführen: „Ueberall stellt die militairpflichtige oder in den Kriegsdienst eintretende Bevölkerungsklasse die zur Mannheit sich entwickelnde Jugend der Nation dar. Sie muß auch in physischer Beziehung ein Spiegelbild dessen sein, was die Nation in ihrer Gesammtheit an körperlicher Kraft zu leisten vermag, und es wird nicht nur gestattet sein, von dieser Zeit gewisse weitergreifende Schlüsse auf die Zukunft des Volkes überhaupt zu machen, sondern es kann auch kein Bedenken haben, die hier gewonnenen Resultate in gewissen Grenzen auf den weiblichen Theil der Bevölkerung auszudehnen. Denn eine schwache Jugend verspricht ein kümmerliches Alter und eine dürftige Nachkommenschaft, und

sie weist zurück auf Mängel der Erzeuger. Gewiß hat daher eine weise Regierung die ernsteste Aufgabe, diesen Maßstab für das Wohlergehn ihres Volkes recht sorgfältig zu prüfen und keine Mühe zu scheuen, das Rekrutirungsgeschäft so sehr als möglich nicht blos seinem nächsten Zwecke, dem des Heeresersatzes, sondern noch mehr dem weiteren und höheren Zwecke des Staates überhaupt nutzbar zu machen".

Der Congreß faßte in dieser Sache folgende Resolutionen:

1) Der Congreß erkennt in der Rekrutirung eine gute Gelegenheit, genaue Auskunft zu erhalten über den Gesundheitszustand eines großen Theiles der männlichen Bevölkerung.

2) Er wünscht, daß alle Rekruten untersucht und ihrem Gesundheitszustande nach geprüft werden sollen, auch die, welche das Maß nicht erreichen, und die ganz unbrauchbaren.

3) Als Hauptpunkte bei der Erhebung sind anzunehmen: a) Heimathsort und Beschäftigung. b) Körperlänge, Körpergewicht, Brustumfang. Die Messung des Brustumfanges ist nach einer ganz bestimmten übereinstimmenden Weise vorzunehmen. c) Die Angabe des krankhaften Zustandes wegen dessen die Zurückweisung erfolgt ist.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die vorgeschlagenen Tabellen hier näher darstellen wollten. Im allgemeinen wurde nur der Wunsch ausgesprochen, dieselben zur Kenntniß der Staatsregierungen gelangen zu lassen. Es liegt auf der Hand, daß die Rekrutirungsstatistik namentlich in den Ländern, wo allgemeine Wehrpflicht herrscht, von besonderer Bedeutung sein muß. Aber auch bei uns dürften genaue Aufzeichnungen, wie sie der Congreß für wünschenswerth erklärt hat, einen Blick in den Gesundheitszustand unseres Volkes thun lassen. Werden sich Arbeitskräfte bei uns finden, welche bei dem mühseligen Geschäfte der Rekruten-Empfangscomissionen noch die vom Congresse gewünschten Untersuchungen anstellen wollen und können?

Die meisten unserer Leser werden wohl schon im allgemeinen mehr oder weniger Aufmerksamkeit dem bedeutenden Aufschwunge zugewandt haben, welchen die Association in neuerer Zeit genommen hat. Namentlich das System der socialen Selbsthülfe, wie es gegenwärtig besonders in Deutschland und England zur Anwendung kommt, ist unleugbar eine der hervorragendsten und großartigsten Schöpfungen unserer Zeit. Seitdem die Industrie mit ihren dampfenden Schornstein-Riesen das kleinere Handwerk immer mehr und mehr vernichtet, seitdem unsere Zeit es für ihre

höchste Aufgabe zu halten scheint, emsig alle vorhandenen corporativen Bande zu zerstören, um nur dem Einzelnen, diesem verschwindenden Atome in dem Gewirre des Lebens, zur vollen willkürlichen Bethätigung seiner unbedeutenden Persönlichkeit zu verhelfen, seitdem unter allen solchen Umständen das Proletariat zu einer immer größern Drohung gegen alles Bestehende wird, seitdem wird der Einzelne ganz nothwendig dahin gedrängt, sich aus den Gefahren dieser „pulverisirten" Gesellschaft in einen neuen Organismus, eine neue Innung, eine neue Corporation hineinzuretten. Und so sind denn die neuen Genossenschaften entstanden, die Vorschuß- und Spar-Genossenschaften, die Rohstoff- und Consum-Vereine ꝛc. Man gelangt immer mehr zur Erkenntniß dessen, daß eine Heilung der socialen Krankheit nur von innen heraus, aus der eigenen Kraft des Volkes erzielt werden kann, und daß alle Wohlthätigkeit, so anerkennenswerth sie auch sei, doch nur ein Palliativ, niemals aber ein Heilmittel ist.

Von nicht minderer Bedeutung sind die verschiedenartigen Versicherungs-Associationen. Bei allen diesen Genossenschaften wird entweder eine nachhaltige Sicherung der Existenzmittel oder die Begründung und Erhaltung wirthschaftlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit erstrebt.

Bleiben wir bei dem Bilde, das wir oben angedeutet haben, nennen wir das System der Selbsthülfe ein Heilmittel gegen die socialen Krankheiten, so wird man nicht in Abrede stellen, daß, so wie für den Arzt die Krankheitsgeschichte unerläßlich ist, für den Staat, sowohl für die Regierten als die Regierenden, eine genaue Kenntniß nicht allein des Umfanges der socialen Krankheit, sondern auch der Wirkung der angewandten Heilmittel, also in concreto des Umfanges und der Wirkung der verschiedenen Anstalten der Selbsthülfe unumgänglich nöthig ist. In diesen kurzen Worten werden unsere Leser eine Andeutung über die Wichtigkeit der Statistik der socialen Selbsthülfe gefunden haben.

Die Verhandlungen des Congresses über diesen Gegenstand waren besonders umfassend. Der Raum gestattet uns nicht, im Einzelnen die sehr ins Detail eingehenden Beschlüsse darzulegen. Es wird unsern Lesern genügen, zu erfahren, daß Resolutionen über eine gleichmäßige statistische Ermittelung gefaßt wurden in Betreff: 1) der Vorschuß-Kassen und Credit-Genossenschaften; 2) der Vereine über den gemeinsamen Erwerb von Mobiliar- und Immobiliar-Vermögen (Rohstoff-Genossenschaften, Consumvereine, Vereine zur Beschaffung von Wohnungen); 3) der Productivgenossenschaften; 4) des Sparkassen-Wesens; 5) der Lebensversicherungen;

6) der Krankenkassen, der Institute, welche Unfälle versichern und der Invaliditätskassen; 7) der kontinenartigen Versicherungsanstalten (Rentenanstalten und Ueberlebensgenossenschaften); 8) der Feuerversicherungen; 9) der Transportversicherung; 10) der Hagelversicherung; 11) der Viehversicherung.

Blicken wir auf unsere baltischen Provinzen, so finden wir, daß auf dem Gebiete der socialen Selbsthülfe noch unendlich viel zu leisten ist. Feuer- und Hagelversicherungsvereine sind meist erst in neuerer Zeit für das Land entstanden; Wittwen- und Waisenkassen giebt es nur äußerst wenig, und Handwerker-Vorschußkassen, Institute, welche durch den Einfluß und die Thätigkeit des bekannten Schulze-Delitzsch in Deutschland eine nie geahnte Ausdehnung gewonnen haben, kennen unsere Handwerker kaum (soviel uns bekannt, ist nur in Riga in neuester Zeit ein solcher Verein begründet worden).

Man könnte nach solchen Thatsachen fast glauben, daß die Verhältnisse unserer Handwerker so glänzend sind, daß sie dergleichen Genossenschaften gar nicht nöthig hätten. Und doch, wer einen Blick in die Zustände unserer kleinen und oft auch unserer größern Städte thut, der kann sich des lebhaften Wunsches nicht erwehren, daß unsere Handwerker sich so bald als möglich, ehe sie einem vollständigen Ruin entgegengehen und ehe noch die Zunftschranken gefallen sind, zu dergleichen Genossenschaften zusammenthun. Darin liegt die einzige Rettung für sie. In Zeiten des Uebergangs, wie es die unsrigen sind, rächt sich keine Richtung furchtbarer als diejenige, die der neueren Zeit nichts anderes entgegenzubringen vermag, als Groll und tiefe Mißstimmung über die Neuerungen und eine melancholische Sehnsucht nach dem Vergangenen, Veralteten. Gerade in solchen Zeiten heißt es mehr als sonst: „muthig in den Kampf hinaus, wer nicht niedergetreten werden will"! Es gilt die Vorzüge der neuen Zeit genießbar zu machen dadurch, daß man sich gegen die Uebelstände, die sie im Gefolge hat, nach Kräften rüstet. Möchten doch einzelne tüchtige Handwerksmeister für die gute Sache eintreten. Und sollten die Literaten, welche in die Bürgerschaft eingetreten sind, in regem Wirken, Anregen und Anleiten nicht die beste Gelegenheit finden, zu beweisen, daß sie für die wahren Bedürfnisse der Bürgerschaft ein Verständniß haben. Es ist aber Aufgabe unserer Landesstatistik, genau nachzuweisen, was auf dem Gebiete der socialen Selbsthülfe bei uns geleistet worden und was noch zu thun nöthig ist.

Es liegt auf der Hand, daß die Verschiedenheit der Maße und

Gewichte ein überaus großes Hinderniß für die vergleichende Statistik sein muß. Die internationalen statistischen Congresse haben daher schon mehrfach auf die Nothwendigkeit eines für alle Länder und Völker gemeinsamen Maßes und Gewichtes hingewiesen. Auch der diesjährige Berliner Congreß beschäftigte sich mit dieser Angelegenheit. Waren auf früheren Congressen die Vorzüge des in Frankreich geltenden metrischen Maßsystems hervorgehoben worden, so hatte der Bericht der Vorbereitungscommission für den Berliner Congreß es sich zur Aufgabe gemacht, zugleich auf die Beseitigung einzelner Mängel des Systems hinzuwirken. Die vorgeschlagenen Resolutionen *) lauteten:

1) Der Congreß spricht sich dahin aus, daß die Einführung eines allgemeinen internationalen Maßes von größter Wichtigkeit ist und daß für den internationalen Verkehr unter allen vorhandenen Maßsystemen das metrische als das angemessenste erscheint.

2) Die Entwerfung und Handhabung der Vorschriften für die Herstellung der Normalmaße bei Einführung des Systems ist einer internationalen Commission vorzubehalten, welche dann selbstverständlich auch thunlichste Beseitigung der wissenschaftlichen Mängel des Systems in Betracht zu ziehen hat.

Mit diesem Gegenstande steht der Wunsch in Verbindung, daß in allen Staaten auch dasselbe Zeitmaß üblich sei. Auf Vorschlag des Hrrrn Visschers aus Brüssel faßte der Congreß die Resolution, ehrfurchtsvoll den Wunsch auszudrücken, daß die Regierung Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, Alexanders II., und im allgemeinen alle dem griechischen Ritus angehörigen Christen für die Zeitrechnung den allgemein in Europa gebräuchlichen Kalender annehmen möchten.

Am Schlusse will ich nur noch kurz erwähnen, daß die Vertreter der deutschen Staatsregierungen eine besondere Versammlung hielten, in welcher, wie Dr. Engel berichtete, der Beschluß gefaßt worden ist, Mittel zu ergreifen, um die Einigung und Einheit der deutschen Statistik einzuführen.

Unsere Leser werden wohl schon aus den Zeitungen erfahren haben, daß der König und der Kronprinz und die Kronprinzessin die Gnade gehabt haben, den Congreß zu empfangen und sich die meisten Mitglieder desselben vorstellen zu lassen. Gewiß haben alle auswärtigen Mitglieder

*) Ob diese Resolutionen vom Congresse genau in dieser Fassung angenommen worden sind, ist mir nicht bekannt. Ich habe den Congreß verlassen, ohne von dem Protokolle der letzten Sitzung Einsicht nehmen zu können.

Berlin mit dem Gefühle des Dankes für die abermals gütige Aufnahme verlassen, welche die preußische Staatsregierung dem Congresse bereitet hatte. Der Berliner Congreß ist, wie mir scheint, in jeder Beziehung gelungen, und wenn in einem der Berliner Briefe an die Rigasche Zeitung behauptet worden ist, der Congreß habe einen bureaukratischen Charakter gehabt und durch den Austritt der Herren Virchow, Lette, Schulze-Delitzsch, Neumann ꝛc. aus der Vorbereitungs-Commission seinen eigentlichen Lebensnerv verloren, so ist das durchaus unrichtig und hervorgegangen aus einer starken Selbstüberschätzung der Fortschrittspartei.

Alfons v. Heyking.

Entwurf zu einer Instruction für das Impfgeschäft*).

§ 1. Ein Blick auf das im August-Hefte über den Stand der Schutzblatterneinimpfung Gesagte muß davon überzeugen, daß das erfolgreiche Wirken der Impfer nächst ihrem gründlichern Wissen von ihrer Gewissenhaftigkeit abhängig ist, und daß diese Erfordernisse durch keinen Vorrath an Vorschriften, Lymphe und Lanzetten ersetzt werden können**). Der Mangel an Aerzten auf dem Lande, namentlich in entfernteren Provinzen des Reiches, sowie die Langweiligkeit des Impfgeschäfts sind die Ursache, daß dasselbe meist durchaus Unwissenden anvertraut wird, sobald diese die geringe Handgeschicklichkeit für die Lanzette erlangten. Solche Impfer gehören gewöhnlich einem Stande an, wo es oft an den nöthigsten Bildungselementen fehlt, ohne noch von einem geübteren Urtheil zu reden; im Gegentheil Aberglaube, Gewinnsucht, Nachlässigkeit verdrängen hier eine einfache, natürliche Auffassung der Sache. Bekannt ist die nachlässige und gewissenlose Ausführung des Impfgeschäfts durch Feldscheerer und Gemeindeimpfer auf dem Lande, indem sie das Impfen mit höchst unvollkommenen Instrumenten, selbst zugeschärften Blechstücken vornehmen, sich wohl auch von den vorurtheilsvollen und geängstigten Eltern

*) Als Zugabe zu dem Aufsatz über die Blatternfrage im August-Heft.

**) Dr. Gramm, Anleitung zum Impfen, 2. Aufl. der freien ökonomischen Societät in St. Petersburg.

durch Geld abfinden lassen, wenigstens ihrer Aengstlichkeit in solchen Fällen durch sehr sparsame Impfstiche zu genügen suchen. Hiezu kommt noch die höchst nachlässige Aufbewahrung der Lymphe zwischen Glasplatten ohne hermetischen Verschluß. Als Landarzt schrieb ich ein kleines Heft, nach welchem ich Impfer zu unterrichten versuchte, um sie dann darnach zu prüfen; allein bei dieser Gelegenheit überzeugte ich mich, wie schwer es ist, selbst etwas gebildeteren Landbewohnern, wie Schulmeistern, Pächtern, Gemeindeschreibern, eine dem Zwecke entsprechende klarere Ansicht von der Sache beizubringen, und wie bald sich manche von ihnen dünkelhaft über den Unterricht erheben. Es ist durchaus nicht hinreichend den gewöhnlichen Verlauf der Schutzblattern bis zum achten Tage zu kennen, denn über diesen hinaus bekümmert sich der Impfer um seine Impflinge nicht mehr, da diese ihm auch meist durch Entfernung und Lebensverhältnisse entrückt werden, sondern derselbe muß auch über die zulässigen oder nicht zulässigen Abweichungen jenes Verlaufs ein Urtheil haben.

Meiner Ansicht nach dürfte das Impfgeschäft nur Aerzten oder in einem besondern Impfinstitut Ausgebildeten und daselbst Geprüften anvertraut werden. Vielleicht wäre es am zweckmäßigsten für bestimmte Bezirke Impfärzte anzustellen, in welchem Falle freilich der Impflohn erhöht werden, und zwar aus den Gemeindekassen gezahlt werden müßte, da die Betreibung von den Einzelnen häufig seine Schwierigkeiten hat, selbst bei den Aermeren und Widerspenstigen zum Hinderniß des Impffortganges wird. Die bisher höchst nachlässige Führung der Pockenbücher, wo häufig Kinder vorläufig als geimpft eingetragen werden, um augenblicklich der gesetzlichen Ordnung zu genügen, und erst später oder in manchen Fällen wohl auch gar nicht nachgeimpft zu werden, müßte gleichfalls dem Impfarzte übergeben werden.

Das Schema der Pockenbücher muß nächst den Namen der Eltern und des Kindes, die Angabe des Alters und gleichzeitiger Leiden desselben, sowie der Zahl der erzielten Pusteln nebst dabei vorgekommenen abweichenden Erscheinungen enthalten, wenn aus jenen Büchern nützliche Resultate für die Zukunft gezogen werden sollen.

Wenn die erste Impfung nicht haftet, muß dieselbe noch zweimal in Abschnitten von vier Wochen, und gelang sie in dem Jahre nicht, im nächstfolgenden Jahre wiederholt werden. In solchen Fällen von scheinbarer Unempfänglichkeit ist es durchaus nöthig, die nächsten Impfungen von Arm zu Arm zu wiederholen. Nach vollendetem vierzehnten Jahre

muß die Impfung abermals wiederholt und gleichfalls verzeichnet werden, damit die auszustellenden Revaccinationsscheine eine sichere Unterlage haben; auch muß der Effect der Revaccination bemerkt werden, und wo er namhaft war, wird es um so nothwendiger sein, dieselben z. B. nach fünf Jahren zu wiederholen. Wo irgend möglich müssen bei Meldungen zur Confirmation, Eintritt in ein öffentliches Geschäft, in die Schule u. s. w. Vaccinations- und im entsprechenden Alter Revaccinationsscheine gefordert werden, bis die Sache durch Gewohnheit zum Bedürfnisse des Volkes geworden ist.

Eine genaue Zählung der Neugeborenen ist von den Gemeindeältesten mit dem Prediger nach dem Kirchenbuche vorzunehmen und dem Impfer zu übergeben, denn in einigen Theilen des Reiches ist von hundert Kindern, die das fünfte Jahr erreichten, oft kaum die Hälfte geimpft *). Bei der Freizügigkeit der Bauern, die so häufig ihren Wohnort wechseln, ist das Uebergehn von Impflingen um so leicher, da die Eltern durch verschiedene Gründe dabei mitwirken, und es wäre zweckdienlich, daß beim Uebertritt in andere Gemeinden bis zum vierzehnten Jahre Impfscheine für die jüngeren Individuen der Familie beigebracht oder auf ihren Uebertrittsscheinen Bemerkungen darüber beigefügt würden.

§ 2. Im allgemeinen ist jedes Individuum, das nicht gerade an einer namhaften andern Krankheit darniederliegt, für die Impfung tauglich und das gilt besonders da, wo Blatternepidemien drohen, in welchem Falle weder auf ein zu jugendliches Alter, noch auf gleichzeitige weniger gefahrvolle Krankheitszustände Rücksicht genommen zu werden braucht.

Es ereignet sich nicht selten, daß die Eltern eines Kindes vorschützen, dasselbe habe schon die Schutzblattern oder Menschenblattern überstanden, indem sie sich auf vorhandene Narben berufen; in solchen Fällen muß die Impfung allemal vorgenommen werden, wenn nicht deutliche Beweise vorliegen. Ein Fehlschlagen der von Arm zu Arm vorgenommenen Impfung wäre eine Bestätigung der Aussage. Um jedoch in solchen Fällen über die Richtigkeit der Aussage ein Urtheil zu haben muß man einige Kenntniß von den Narben haben, von denen eine Uebersicht hier folgen mag.

Gute Schutzblatternnarben sind je nach der Impfmethode entweder rundlich oder länglich paraboliſch, am Rande scharf begrenzt, etwas un-

*) Dr. E. Gradowicz, Bemerkungen über Vaccination. Medicin. Zeitung Rußlands Jahrgang 3, Nr. 27 (1846).

gleich, vertieft und dunkler, aber gegen die Mitte hin heller, härter und erhabener, und indem von hieraus kleine erhabene Strahlen zum Rande hinlaufen, erhält die ganze Narbe ein mehr oder weniger strahliges auch netzförmiges Ansehen. Charakteristisch sind dabei die kleinen ungleich über dieselbe vertheilten einzeln oder paarweise stehenden, vertieften schwärzlichen Punkte.

Den Schutzblatternnarben sehr ähnlich sind die nach Gebrauch von Brechweinsteinsalben entstandenen, und zu deren Anwendung häufig der Oberarm gewählt wird, nur daß sie sehr ungleich von Größe, von der einer Linse bis zu der einer Olive, und meist sehr glänzend, auch nach einer Seite angespannt eine Menge gleichlaufender kleiner Fältchen zeigen. Die kleinen schwärzlichen Punkte fehlen ihnen nicht.

Menschenblatternnarben sind rund, gezackt und erhaben, und nur nach Quetschungen und Zerstörungen vertieft. Ihre Oberfläche ist runzlig wie eine Citronenschaale, mit der Haut gleichfarbig, gleichfalls punktirt aber mit Härchen besetzt. Die gezackten Ränder gleichen sich beim Anspannen der Haut nicht aus und bilden Nähte mit ungleichen Winkeln. Narben von Varioliden sind weniger sichtbar und erscheinen wie aus linienförmigen Strichelchen zusammengesetzt.

Windblatternnarben, deren selten mehr als zwanzig bleiben und zwar am deutlichsten auf dem Gesicht, der Stirn, am stetigsten auf der Nase, sind länglich rund, am Rande zwar etwas ausgehöhlt, jedoch nicht gezackt, und in der Mitte vertieft, zuweilen heller. Noch jung, bilden sie beim Anspannen der Haut eine Menge kleiner Runzeln. Punkte und Haare finden sich auf ihnen nicht, letztere höchstens auf behaarten Körperstellen. Nach und nach verlieren sie sich, flacher werdend, bis auf den helleren Grund.

Narben von Skrophelgeschwüren sind vielgestaltig, uneben, glänzend, weiß, von erhabenen Leisten gleich Eiskrystallen unregelmäßig überbrückt, auf Knochen trichterförmig vertieft, knotig und angewachsen.

Narben von Skorbutgeschwüren sind erhaben, voller Fältchen ohne Ordnung, dunkelblauroth und am Umfange heller, nach Jahren braunroth und in der Mitte grünlich, jedoch immer leicht verschiebbar.

Narben von Gichtgeschwüren, die indessen nur bei älteren Leuten in der Nähe von Gelenken vorkommen, sind groß, unregelmäßig, zackig, voller Unebenheiten, blauroth, bläulich, aschgrau, ihre Umgebung dunkel rosenfarbig, die Adern erweitert.

Narben syphilitischer Geschwüre sind meist nicht groß aber verschieden

groß, genau begrenzt, vertieft und zeigen Treppenbildung mit deutlichem Substanzverlust; befinden sich häufig in der Nähe von Drüsen und sind hier uneben, wulstig, unbeweglich, braunroth und kupferfarbig, zuletzt bräunlich, auf Schleimhäuten blauroth.

Flechtennarben sind meist sehr umfänglich, unregelmäßig, geschweift, rothbraun, grau, bläulich, in der Mitte weiß und laufen allmälig in die schuppige Haut aus, im Ganzen aber immer sehr oberflächlich.

Krätznarben sind klein, etwas erhaben, rund, blau, bräunlich, schmutzig und hauptsächlich um Gelenke versammelt.

Narben von Stichwunden sind nach dem Umfange hin strahlig gefaltet; nach Schußwunden überall vertieft und ungleich; nach Schnitt- und Hiebwunden breit, wulstig und aufgeworfen.

Narben von ätzenden Flüssigkeiten, wie z. B. Mineralsäuren, sind unförmlich vielgestaltet, ungleich, zackig und in der Tiefe von dunkeln ausgedehnten und verdickten Adern durchzogen.

So überflüssig diese Aufzählung der Narben erscheinen mag, wird jedoch der Impfer häufig einsehen, welche interessante und wichtige Bedeutung die Kenntniß derselben für das Impfgeschäft hat.

Das erforderliche Alter eines Impflings anlangend, so ist es rathsam, obgleich während Blatternepidemien und in der Nähe von Kranken, von der zweiten Woche nach der Geburt an, mit Glück geimpft worden ist, auch Kinder in dem ersten halben Jahre schwerere Blatterformen selten überstehen,*) nicht vor dem Zahndurchbruche im gewöhnlichen Falle zu impfen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß eine mangelhafte Wiedererzeugung des Schutzblatternstoffes die Folge davon ist, daß die Nachwirkung desselben durch den darauf folgenden Entwickelungsvorgang leichter verwischt und ein unzulänglicher Schutz erreicht wird und daß die Lymphe zur weiteren Uebertragung um so unsichrer und untauglicher wird, je jüngeren Säuglingen sie entnommen wurde.

Das Ende des ersten Lebensjahres ist im allgemeinen die günstigste Zeit, weil hier der Zahnbruch meist schon vorgeschritten ist, die Hände zur Zerstörung der Pusteln noch ungeschickt sind, und der Impfling noch ganz unter den Augen seiner Pfleger ist.

Zur Impfung dürfen nicht zugelassen werden: mit namhaften Fiebern Behaftete, wie z. B. gastrischen, intermittirenden und Ausschlagsfiebern und

*) Dr. A. Bernhardi, Zeitschrift für wissenschaftl. Therapie Bd. IV Hft. 3 p. 230.

noch drei bis vier Wochen nach den letzten nicht, weil der im Körper meist noch fortdauernde Krankheitsproceß die vollständige Entwickelung der Schutzblattern beeinträchtigt, und unlänglichen Schutz zur Folge hat. Während einer Blatternepidemie jedoch machen weder das Zahnfieber *), noch andre beginnende Fieber eine Ausnahme, weil selbst bei schon beginnendem Blatternfieber eine reichliche Schutzblatternimpfung nambaften Nutzen brachte.

Was die langwierigeren Ausschläge wie z. B. Milchschorf, Krätze, Flechten, Grind, hohe Grade von Skropheln anlangt, so muß, wenn es sich erreichen läßt, ihre Heilung vorhergehen. Indessen läßt sich bei Kopfgrind, Skropheln die Heilung meist nicht abwarten, und bei drohenden Epidemien muß die Impfung vollzogen werden. Wo der Körper von Arzneistoffen durchdrungen ist, nach dem Gebrauch von Laugen, Schwefel und Queckstlbercuren, muß einige Zeit bis zur Impfung verstreichen, weil man in solchen Fällen einen verändernden und namentlich schwächenden Einfluß auf die Entwickelnng der Schutzblattern beobachtete. Auch darf die nothwendige Anwendung von Mitteln der Art erst wieder nach vollkommenem Verlauf der Schutzblattern, d. h. nach drei bis vier Wochen fortgesetzt werden. Eine Ausnahme davon macht die Anwendung rein fettiger oder öliger Mittel. Vor allem ist es nothwendig die Aeltern der Impflinge einige Monate vor dem Beginn der Impfzeit, namentlich auf dem Lande, aufmerksam zu machen, damit jene wegen nothwendiger Heilungen störender Uebel sich nach ärztlichem Rathe umsehen können.

Außer der Hinwegräumung störender Uebel bedarf es keiner besondern Vorbereitung zur Impfung, es wäre denn, daß man ein bis zwei Tage vorher ein laues Bad nehmen ließe, was den Aeltern um so willkommener ist, da die Impflinge bis zur vollendeten Abtrocknung der Schutzblattern nicht gebadet werden dürfen. Bei einer trocknen derben Haut kann durch ein Bad die Empfänglichkeit für die Impfung erhöht werden. Die einer täglichen Reinigung bedürfenden Theile, wie Gesicht, Hände, Gesäß können während des Verlaufs der Schutzblattern mit lanem Wasser unter Vorsicht ohne Nachtheil gesäubert werden. Zweckmäßig ist es besonders bei älteren Kindern schon einige Tage vor der Impfung einige Aufmerksamkeit auf die Lebensweise und Diät derselben zu verwenden, damit sich nicht Zufälle fremder Art in den Verlauf der Schutzblattern störend hineinmischen.

§ 3. Man benutze nur Lymphe älterer wenigstens über den ersten

*) Hufelands Journ. Bd. 4 St. 2, IX p. 173.

Zahndurchbruch hinausgekommener Kinder; nehme sie unter keiner Bedingung von Kindern, die gleichzeitig einer andern Krankheit unterlagen, wie fieberhaften Ausschlägen, langwierigen Hautkrankheiten, Diarrhoeen u. s. w., und richte eine besondre Aufmerksamkeit auf das Vorhandensein von Syphilis, besonders unter Verhältnissen und in Gegenden, wo diese Krankheit sich öfterer gezeigt hat, weil namentlich ihre erbliche Form bei Säuglingen nicht immer von so deutlich hervortretenden Zeichen begleitet und dennoch sehr geeignet ist die Krankheit zu übertragen und sogleich weiter fortzupflanzen, wie die neuesten Erfahrungen unwiderleglich dargethan haben. Man vermeide daher die Lymphe von öffentlichen Gebäranstalten und Findelhäusern gleichfalls.

Man nehme keine Lymphe von Pusteln, die durch theilweise Zerstörung und längere Berührung mit der Athmosphäre eine Trübung erlitt und dem Eiterungsproceß näher gebracht wurde, selbst wenn sie, wie es zuweilen geschieht, nach 12—24 Stunden wieder klarer geworden ist. Auch in solchen Fällen, wo der Mitte der Pusteln, wie zuweilen geschieht, durch Eröffnung der Ausführungsgänge von Talgbälgen der Haut, ein schlüpfriger öliger Erguß entströmte, benutze man die damit vermischte Lymphe nicht, weil sie fehlschlägt oder falsche Schutzblattern liefert. Man impfe höchstens 10—12 Kinder aus einer Pustel, weil die wirksame Lymphe bald erschöpft wird und die zuletzt noch fließende unwirksam oder von abweichender Wirkung befunden wurde.

Zur Entleerung der Lymphe mache man flache Einstiche in den erhabenen Rand der Pusteln, damit nicht durch Verletzung des tieferen Gewebes Blutstropfen hervorquellen, oder die eben erwähnten Ausführungsgänge der Talgbälge in der Mitte der Pusteln eröffnet werden. Nach gemachtem Einstich wartet man einige Zeit bis klare Tropfen demselben entquellen, welche man sodann mittelst einer reinen Glasplatte auffängt um die Schneide der Lanzette mit denselben zu befeuchten. Solcher Einstiche macht man 3 bis 4 in einiger Entfernung rund um die Pustel, doch nicht gleich hintereinander, damit die hervorquellende Lymphe, namentlich im heißen Sommer, nicht zu lange der Luft ausgesetzt bleibt. Man öffne nur so viele Pusteln, daß womöglich auf jedem Arme noch 10—12 unangetastet bleiben, weil die Hauptwirkung der Schutzblattern von der Masse der ins Blut aufgenommenen Lymphe abhängig ist.

Man benutze nur Lymphe zwischen dem 5. und 9. Tage nach der Impfung, und impfe wenn irgend möglich von Arm zu Arm, sonst aber

nur mit frischer womöglich in Haarröhrchen bewahrter Lymphe, die noch flüssig und wasserhell sein muß.

Wenn man gezwungen ist mit einige Monate oder halbe Jahre alter Lymphe zu impfen, überzeuge man sich erst von der Stärke der zweiten Röthe, wenn man die Uebertragung weiter fortsetzen will, und fehlt jene oder ist sie sehr gering, so hat man Grund an der Wirksamkeit der Lymphe zu zweifeln. In solchem Falle ist es nothwendig nach einigen Wochen die Impfung mit geprüfter Lymphe zu wiederholen.

§ 4. Obgleich zu jeder Jahreszeit geimpft werden kann und während Epidemien geimpft werden muß, so erfordern doch das bessere Gedeihen der Blatternarten bei feuchtwarmen Witterungsverhältnissen, so wie bestimmte Lebensverhältnisse der Landleute, daß man das Ende des Frühlings oder den Anfang des Sommers dazu erwähle. Die heiße Jahreszeit ist wegen leichterer Zersetzbarkeit des Impfstoffs und starken Schwitzens der eingewickelten Kinder zu meiden, während in den kühleren Jahreszeiten, bei uns reich an Regengüssen, wo Kinder viele Meilen weit gebracht werden müssen, Abwaschungen der Impfstellen und Erkältungen kaum zu vermeiden sind. Für die Verhältnisse unserer Landleute muß man zwei Ruheperioden berücksichtigen, deren eine in den beginnenden Sommer, zwischen der Ackerbestellung und dem Heuschnitt, und deren zweite zwischen diesem und der Kornernte in den Frühherbst fällt.

§ 5. Das geeigneteste Instrument zum Impfen ist eine gewöhnliche nicht zu bauchig geformte, blanke, reine Lanzette, mit mehr spitzoval als keilförmig zugeschärfter Schneide, damit sie nicht rasch tief einschneidend wirkt. Als noch mit Stichen geimpft wurde, benutzte man dazu besondere, an einer Seite zur Aufnahme von Lymphe hohl ausgeschliffene Nadeln, die jetzt nur noch zur Schafimpfung im Gebrauch sind. Das Impfen mit Schnitten hat, ausgenommen bei starker Behaarung, einen unbedingten Vorzug, weil es weniger Geschicklichkeit erfordert, weniger empfindlich und sicherer ist in Beziehung auf den geforderten Contact der Lymphe mit dem Blute. Zugleich können durch wenige Striche eine erforderliche größere Menge von Pusteln erzeugt werden, und man kann sich von der Berührung der Lymphe, der eine größere Berührungsfläche dargeboten wird, mit den Wundrändern überzeugen.

§ 6. Man impfe nicht im heißen Sonnenlichte und setze demselben die Impfstellen nachher nicht aus. Man lasse vor der Operation die Arme der Kinder vollständig entblößen, weil unruhigere Kinder während derselben

Zahndurchbruch hinausgekommener Kinder; nehme sie unter keiner Bedingung von Kindern, die gleichzeitig einer andern Krankheit unterlagen, wie fieberhaften Ausschlägen, langwierigen Hautkrankheiten, Diarrhoeen u. s. w., und richte eine besondre Aufmerksamkeit auf das Vorhandensein von Syphilis, besonders unter Verhältnissen und in Gegenden, wo diese Krankheit sich öfterer gezeigt hat, weil namentlich ihre erbliche Form bei Säuglingen nicht immer von so deutlich hervortretenden Zeichen begleitet und dennoch sehr geeignet ist die Krankheit zu übertragen und sogleich weiter fortzupflanzen, wie die neuesten Erfahrungen unwiderleglich dargethan haben. Man vermeide daher die Lymphe von öffentlichen Gebäranstalten und Findelhäusern gleichfalls.

Man nehme keine Lymphe von Pusteln, die durch theilweise Zerstörung und längere Berührung mit der Athmosphäre eine Trübung erlitt und dem Eiterungsproceß näher gebracht wurde, selbst wenn sie, wie es zuweilen geschieht, nach 12—24 Stunden wieder klarer geworden ist. Auch in solchen Fällen, wo der Mitte der Pusteln, wie zuweilen geschieht, durch Eröffnung der Ausführungsgänge von Talgbälgen der Haut, ein schlüpfriger öliger Erguß entströmte, benutze man die damit vermischte Lymphe nicht, weil sie fehlschlägt oder falsche Schutzblattern liefert. Man impfe höchstens 10—12 Kinder aus einer Pustel, weil die wirksame Lymphe bald erschöpft wird und die zuletzt noch fließende unwirksam oder von abweichender Wirkung befunden wurde.

Zur Entleerung der Lymphe mache man flache Einstiche in den erhabenen Rand der Pusteln, damit nicht durch Verletzung des tieferen Gewebes Blutstropfen hervorquellen, oder die eben erwähnten Ausführungsgänge der Talgbälge in der Mitte der Pusteln eröffnet werden. Nach gemachtem Einstich wartet man einige Zeit bis klare Tropfen demselben entquellen, welche man sodann mittelst einer reinen Glasplatte auffängt um die Schneide der Lanzette mit denselben zu befeuchten. Solcher Einstiche macht man 3 bis 4 in einiger Entfernung rund um die Pustel, doch nicht gleich hintereinander, damit die hervorquellende Lymphe, namentlich im heißen Sommer, nicht zu lange der Luft ausgesetzt bleibt. Man öffne nur so viele Pusteln, daß womöglich auf jedem Arme noch 10—12 unangetastet bleiben, weil die Hauptwirkung der Schutzblattern von der Masse der ins Blut aufgenommenen Lymphe abhängig ist.

Man benutze nur Lymphe zwischen dem 5. und 9. Tage nach der Impfung, und impfe wenn irgend möglich von Arm zu Arm, sonst aber

nur mit frischer womöglich in Haarröhrchen bewahrter Lymphe, die noch flüssig und wasserhell sein muß.

Wenn man gezwungen ist mit einige Monate oder halbe Jahre alter Lymphe zu impfen, überzeuge man sich erst von der Stärke der zweiten Röthe, wenn man die Uebertragung weiter fortsetzen will, und fehlt jene oder ist sie sehr gering, so hat man Grund an der Wirksamkeit der Lymphe zu zweifeln. In solchem Falle ist es nothwendig nach einigen Wochen die Impfung mit geprüfter Lymphe zu wiederholen.

§ 4. Obgleich zu jeder Jahreszeit geimpft werden kann und während Epidemien geimpft werden muß, so erfordern doch das bessere Gedeihen der Blatternarten bei feuchtwarmen Witterungsverhältnissen, so wie bestimmte Lebensverhältnisse der Landleute, daß man das Ende des Frühlings oder den Anfang des Sommers dazu erwähle. Die heiße Jahreszeit ist wegen leichterer Zersetzbarkeit des Impfstoffs und starken Schwitzens der eingewickelten Kinder zu meiden, während in den kühleren Jahreszeiten, bei uns reich an Regengüssen, wo Kinder viele Meilen weit gebracht werden müssen, Abwaschungen der Impfstellen und Erkältungen kaum zu vermeiden sind. Für die Verhältnisse unserer Landleute muß man zwei Ruheperioden berücksichtigen, deren eine in den beginnenden Sommer, zwischen der Ackerbestellung und dem Heuschnitt, und deren zweite zwischen diesem und der Kornernte in den Frühherbst fällt.

§ 5. Das geeigneteste Instrument zum Impfen ist eine gewöhnliche nicht zu bauchig geformte, blanke, reine Lanzette, mit mehr spitzoval als keilförmig zugeschärfter Schneide, damit sie nicht rasch tief einschneidend wirkt. Als noch mit Stichen geimpft wurde, benutzte man dazu besondere, an einer Seite zur Aufnahme von Lymphe hohl ausgeschliffene Nadeln, die jetzt nur noch zur Schafimpfung im Gebrauch sind. Das Impfen mit Schnitten hat, ausgenommen bei starker Behaarung, einen unbedingten Vorzug, weil es weniger Geschicklichkeit erfordert, weniger empfindlich und sicherer ist in Beziehung auf den geforderten Contact der Lymphe mit dem Blute. Zugleich können durch wenige Striche eine erforderliche größere Menge von Pusteln erzeugt werden, und man kann sich von der Berührung der Lymphe, der eine größere Berührungsfläche dargeboten wird, mit den Wundrändern überzeugen.

§ 6. Man impfe nicht im heißen Sonnenlichte und setze demselben die Impfstellen nachher nicht aus. Man lasse vor der Operation die Arme der Kinder vollständig entblößen, weil unruhigere Kinder während derse-

ben vermittelst des Hemdes fast unvermeidlich einen Theil der Lymphe wegwischen; eine Vorsicht, die auch beim Abnehmen der Lymphe zu gebrauchen ist. Gewöhnlich wählt man zu Impfstellen den Oberarm etwas über seiner Mitte, weil dem Armgelenk näher, dieses zur Zeit der zweiten Röthe in größere schmerzhafte Mitleidenschaft gezogen und seine Bewegungen erschwert, dagegen wiederum der Schulter zu nahe, die Pusteln durch Druck der Kleidungsstücke sowol, wie beim Liegen leicht verletzt werden.

In Fällen, wo Ausschläge oder starke Narben die angegebene Impfstelle unbrauchbar machen, kann man auch an der inneren Seite des Armes oder auf der Brust unterhalb der Brustwarze impfen, denn oberhalb derselben verursacht zur Blüthezeit der Schutzblattern die Bewegung des Armes leicht Schmerzen. Warum nach Dr. Sieverling die Gegend der Brustwarze die natürlichste Impfstelle sein soll, ist nicht einzusehen.

Bei stark gewölbtem, vollsaftigem Arm ist es nicht erforderlich die Haut anzuspannen, weil dadurch der Schnitt leicht blutig geräth, dagegen bei welker Haut dieselbe durch leichtes Frottiren etwas erregt, und indem man den Arm mit der linken Hand von hinten umfaßt, etwas angespannt werden kann. Man suche das Kind durch Beschäftigung abzulenken und bei guter Laune zu erhalten, denn Weinen und Schreien befördert selbst bei regelrecht geführten Schnitten das Bluten derselben.

Gewöhnlich macht man um eine erforderliche Anzahl von Pusteln zu erzeugen, was übrigens bei straffer, trockner Haut und wenig Lymphe nicht immer gelingt, drei Schnitte von 1 bis 1½ Zoll Länge auf jedem Arme und ebenso weit von einander entfernt; denn bei zu nahe liegenden Schnitten entwickelte sich zur Zeit der zweiten Röthe zuweilen bösartige Reizung.*)

Den Schnitt führt man am besten nach der schon von Dimsdale für die Blatternimpfung empfohlenen Art, indem man die wie eine Schreibfeder gefaßte Lanzette mit der Schneide in einem spitzen Winkel gegen die Hautoberfläche richtet und nach geführtem Schnitt sogleich mit der Fläche der Lanzette über den überragenden Wundrand, denselben leicht andrückend, hinfährt, wodurch das Wegwischen der Lymphe verhindert wird. Der gelungene Schnitt darf nur blutrünstig aussehen und kein Blutstropfen ihm entquellen. Man läßt den Arm noch unbekleidet bis die Lymphe antrocknet und die Schnitte bei einer leichten Berührung mit dem Finger denselben nicht feuchten.

*) Hurtrel d'Arboval Wörterbuch der Thierheilkunde. Bd. II p. 432. Deutsch von Dr. Th. Renner. Weimar 1831.

Wo man mit Fäden zu impfen gezwungen ist, wird ein flacher geschälter Hautschnitt gemacht, so daß man den größten Theil des Fadens unter das Hautläppchen bringen kann, befestigt darüber eine dünne Leinwandlage mittelst einer Binde, und nimmt den Faden nach zwölf Stunden wieder heraus. Es ist rathsam sowol Fäden, wie getrocknete Krusten, die gleichfalls in Nothfällen verwandt werden, zuvor über warmen Wasserdämpfen etwas zu erweichen. Dasselbe kann geschehen, wenn in heißer Jahreszeit die Lymphe unter den Händen auf dem Impfglase schnell eintrocknet. Hat man viel geimpft, so ist es selbst nöthig die Lanzette nach einigen Impfungen wieder zu reinigen, weil die Lymphe der Art an derselben antrocknend sich anhäuft, daß kaum ein guter Schnitt gelingt. Lymphe zur Vermehrung ihrer Menge mit Wasser zu verdünnen ist nicht rathsam, und obgleich man noch nach hundertfacher Verdünnung derselben gute fortpflanzungsfähige Schutzblattern erzeugt haben will, fällt die Form derselben immer kleiner und ihre Fruchtbarkeit viel geringer aus, woraus man schließen muß, daß sie sich auf dem Wege der Entartung befinden.

§ 7. Bei der Entlassung der Impflinge muß den Aeltern eingeschärft werden, namentlich im Sommer sie nicht zu warm einzuhüllen, weil triefender Schweiß einen Theil der Lymphe zersetzen und wegwaschen kann; ebenso dieselben nicht starken Regengüssen auszusetzen und vor dem 21. Tage nicht zu baden. Beim Volke findet sich häufig die Ansicht, daß in Fällen, wo die Pusteln zur normalen Zeit nicht erscheinen, ein Befeuchten der Impfstellen das Aufschießen derselben befördert; indessen darf, obgleich es Manches für sich hat, dieser Gebrauch nicht gestattet werden, weil man dabei durch Unvorsichtigkeit und zu frühe Anwendung einen Theil der Impfung vernichten kann. Am wenigstens aber darf Speichel zur Anfeuchtung benutzt werden, weil er nach Versuchen zersetzend auf die Lymphe wirkt.

In solchen Fällen, wo die Schutzblattern anstatt nach sieben Tagen erst nach vierzehn oder ein und zwanzig Tagen aufblühen, kann die Impfung nur dann als schützend angesehen werden, wenn der ganze Verlauf derselben bis zur Abtrocknung regelrecht war, namentlich aber die zweite Röthe sich zwei und mehr Zolle weit um die Impfstelle ausbreitete; wie überhaupt es nicht genug eingeschärft werden kann, daß diese zweite Röthe, welche vom neunten Tage an auftritt, das sicherste Zeichen für die Aechtheit der Schutzblattern ist, namentlich wo es drauf ankommt über den Werth der weiter übertragenen Lymphe zu entscheiden.

Verbände zum Schutz der Pusteln anzulegen, wie es wol empfohlen

wird, darf nicht gestattet werden, weil ihr Wachsthum dadurch geradezu beeinträchtigt wird; eher kann es geschehen nach dem sechsten Tage, um bei größeren Kindern das Abkratzen derselben zu verhüten. Das Abkratzen aber, das auch von unwissenden Aeltern ausgeführt wird, um keine Lymphe zum Weiterimpfen hergeben zu müssen, muß soviel als möglich verhütet werden, weil es zu Anfange die Impfung vernichten, später zu Verschwärungen und selbst rosenartigen Entzündungen führt, jedenfalls aber die Lymphe zum Weiterimpfen unbrauchbar gemacht wird, indem dadurch ein zu früher Eiterungsproceß eingeleitet wird.

§ 8. Was die Behandlung heftiger mit den Schutzblattern verbundener oder anderer zufällig sich hinzugesellender Fieber anbelangt, so ist der Gebrauch gelind kühlender Arzeneien wie z. B. Limonaden, Mittelsalzlösungen nicht allein gestattet, sondern geradezu angezeigt; wie überhaupt in allen Gefahr drohenden Krankheiten auf die Impfung keine Rücksicht genommen werden darf, namentlich wo örtliche oder allgemeine Blutentziehungen, Brech- oder Abführmittel erfordert werden. Nach allen solchen Eingriffen muß indessen einige Zeit nach erfolgter Genesung, die Impfung wiederholt werden.

Gegen das Schutzblatternfieber, das vom fünften bis zum eilften Tage dauern kann, wendet man gewöhnlich keine Arzeneien an; wo es aber bei reizbaren, vollsaftigen Kindern mit ungewöhnlicher Heftigkeit auftreten sollte, reicht man mit säuerlichen Getränken, milden Mittelsalzen, wie weinsteinsaures oder essigsaures Kali, Natronsalpeter, Salmiak aus. Bei gleichzeitig eintretenden Durchfällen, die störend auf die Entwickelung der Schutzblattern einzuwirken pflegen, können kleine Gaben von Brechwurzel, Rhabarber und Opiaten, ohne Nachtheil für jene angewandt werden.

Die zweite Röthe tritt in seltenen Fällen so heftig auf, daß sie in wahrhaft rosenartige Entzündungen ausartet; in welchen Fällen das Bedecken des Armes vermittelst trocken mit Campher bestrichener Leinwand oder mit erweichenden erschlaffenden lauen Umschlägen von Leinsaamenmehl oder Malvenblättern am nützlichsten ist. Das Auflegen selbst gewärmter Bleiwasser, nach Jenners eigener Empfehlung, möchte doch mit Vorsicht anzuwenden sein, da sie leicht den Krankheitsprozeß in die Tiefe drängen, und durch größere chemische Qualität verändernd auf ihn einwirken können.

Reizung und Geschwulst der Achseldrüsen schwinden meist mit dem Abtrocknen der Pusteln und bedürfen außer eines Schutzes gegen Druck, keiner besondern Behandlung, werden aber, wo sie in seltenen Fällen in

Eiterung überzugehen drohen, gleichfalls am günstigsten mit lauwarmen Umschlägen bekämpft. Wenn nach dem Abkratzen oder Abreiben der Pusteln Geschwulst und stärkere, schwärende Eiterung entstehen, ist Schonung der Stellen, ein kühles Verhalten derselben, Einstreuen von Bärlapp-Pulver, oder ein leichter Verband mit Curat oder Cacaobutter auf Charpie gewöhnlich ausreichend. Es ist herkömmlicher Gebrauch nach beendetem Verlauf der Schutzblattern den Impflingen eine leichte Abführung zu geben; indessen ist diese Künstelei, wie Erfahrungen gelehrt haben, unnütz, es wäre denn, daß nachfolgende Uebel ihre Anwendung erforderten. Niemals aber darf das vor dem 28sten Tage und dann nur auf ärztlichen Rath geschehen. Ebenso ist der Gebrauch von Dampf- und Schwitzbädern bis zu dieser Zeit zu vermeiden, auch sind einfache Wannenbäder jenen vorzuziehen.

§ 9. Zum Aufbewahren der Lymphe bedient man sich am besten feiner, nicht zu schwach in Glas gezogener Haarröhrchen von 2 bis 3 Zoll Länge und $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{3}$ Linie Durchmesser. Je länger man die Lymphe aufzubewahren gedenkt, desto feiner müssen die Röhrchen sein; am schlechtesten dazu sind die kleinen Pipetten, weil der größere Luftgehalt immer eine frühere Zersetzung und Eintrocknung der Lymphe zur Folge hat, überhaupt massenhafter bei einander liegende Stoffelemente eher andere Verbindungen eingehen.

Nachdem man auf die oben angegebene Weise einige Pusteln eröffnete und das Herausquellen einiger größeren klaren Tropfen abwartete, erwärmt man ein Röhrchen leicht über einer Lichtflamme und bläst, theils um sich von der Durchgängigkeit desselben zu überzeugen, theils um durch einen gewissen Grad von Feuchtigkeit in demselben die Anziehung zu vermehren, gelinde hindurch, und setzt es in horizontaler oder etwas abwärts gehender Richtung, rasch hintereinander an einige Tropfen, damit namentlich bei höherer Temparatur die schnell trocknende Lymphe den Eingang nicht verklebt, eher das Röhrchen sich füllte, was bei einem geeigneten Kaliber und einem hinreichend großen Tropfen oft pfeilschnell geschieht. Man sehe darauf, daß Röhrchen, die man längere Zeit aufbewahren will, bis auf einen äußerst geringen Abstand von den Enden gefüllt sind, und beeile sich, dieselben zu verschließen, was am besten durch feinen, leichtflüssigen Lack geschieht. Hat man denselben bis zum Flusse erhitzt, so bilde man erst um die Enden des Röhrchens einen kleinen Ring, wodurch die Luft aus denselben herausgetrieben wird, und schließe sodann mit einem

Tröpfchen die Oeffnung, worauf man an der Lichtflamme vorsichtig ein das Ende des Röhrchens gleichmäßig umschließendes Köpfchen formt. Die Erhitzung des Lackes darf nie so weit getrieben werden, daß das Eiweis der Lymphe auf einer größern Strecke vom Ende des Röhrchens gerinnt; ein kleiner weißer Ueberzug an demselben scheint nicht zu schaden, im Gegentheil den übrigen Theil der Lymphe sicherer gegen die Einwirkung der Atmosphäre zu schützen.

Wachs ist zum Verschließen untauglicher, weil es weniger fest haftet; bei höherer Temparatur leichter erweicht; geschmolzen einen nicht zu bestimmenden Wärmegrad annimmt, so daß beim Eintauchen des Röhrchens durch zu starke Erwärmung desselben die Lymphe zersetzt wird, oder bei zu geringer der Verschluß nicht dicht genug ausfällt; und endlich weil das löslichere Wachs durch längere Berührung mit der Lymphe einen Einfluß auf dieselbe ausüben kann.

Es wurde erwähnt, daß zum Versenden während heißer Sommer und in heißen Ländern, an Fäden getrocknete Lymphe haltbarer gefunden wurde. Zu dem Zweck werden reine, gut getrocknete Baumwollenfäden so lange mit frischer Lymphe getränkt, bis sie davon steif werden, dann schnell in einer Wärme von 25—30 Grad getrocknet und darauf dicht mit Seidenzeug umwickelt und mittelst Wachstaffent oder Kautschuck luftdicht verschlossen *). Ebenso verfährt man mit abgelösten Krusten, die vor dem Gebrauch fein zerrieben oder durch Wasserdämpfe erweicht, in die Impfwunden gebracht werden. Lymphe in Röhrchen, bewahrt man am besten in einer Holzbüchse, die man mit feinzerriebenem Stärkemehl füllte, so daß jene ganz davon bedeckt werden; denn diese entzieht ihnen schnell die Wärme, und wird durch das Holz schwer erwärmt. Die bis zum dicht aufliegenden Deckel gefüllte Holzbüchse umwickelt man, um sie gegen den Einfluß elektrischer Spannungen zu schützen, mit mehreren Lagen dichten Seidenzeuges, und bewahrt sie dann im Keller, aber auch in einer Temperatur von 10—15 Grad selbst bis zwei Jahre lang auf. Sacco räth die Lymphe unter Quecksilber in einem Brunnen zu bewahren.

Will man die Röhrchen benutzen, so schabt man den Lack vorsichtig von den Enden, bricht sie über einer Messerschneide ab, und bläst die Lymphe auf ein Glastäfelchen, ohne Speichel hinzuzumischen, heraus.

§ 10. Die Revaccinationen nehme man wo möglich gleichfalls von Arm zu Arm vor, und obgleich hier die Empfänglichkeit meist eine geri-

*) Hufeland Joern Bd. 12 Stck. 4.

gere ist, dennoch reichlich, weil unter gleichen Umständen die Empfänglichkeit für natürliche Blattern immer größer ist. Indessen reicht man mit drei Schnitten auf einem Arme, wobei man des geringeren Gebrauches wegen den linken wählt, aus.

Die Lymphe Revaccinirter darf im allgemeinen ebensowenig zum Weiterimpfen verwandt werden, wie die von Solchen, die muthmaßlich oder bestimmt, wenn auch vor langen Jahren, die Menschenblattern überstanden. Nur ein normaler Verlauf der Schutzblattern in solchem Falle, mit Fieber und zweiter zündender Röthe, welche letzte unter den angegebenen Umständen meist fehlt, könnte den Gebrauch der Lymphe rechtfertigen; allein man nimmt dieselbe immer früher, als man Gelegenheit hat sich vom gänzlichen Verlauf zu überzeugen. Um so mehr muß es Verwunderung erregen, wenn es nicht an Stimmen gefehlt hat, die grade die Revaccinationslymphe als ganz besonders wirksam preisen.

Die wissenschaftlichen Gründe für manche dieser Vorschriften zu erläutern ist hier nicht der Ort, es soll aber in einer ausführlichen Schrift darüber geschehen.

Dr. Schönfeldt.

Zur Literatur.

Beitrag zu einer vergleichenden Finanz-Statistik der Städte Livlands und Oesels aus den Jahren 1858, 1859 und 1860, von **Fr. v. Jung.** Riga 1863.

Obgleich die Statistik noch eine sehr junge Wissenschaft ist, denn es ist kaum ein Jahrhundert her, daß sie als selbständige Doctrin in die Reihe der Staatswissenschaften getreten, so hat dieselbe doch, zumal in neuerer Zeit eine außerordentliche Bedeutung erlangt. Sie weist die im Staate vorhandenen materiellen und geistigen Kräfte und die Gesetze ihrer Wirksamkeit nach, indem sie das wesentlich Gleichartige nach allgemeinen Gesichtspunkten zusammenfaßt. Sie hat auf diesem Wege Gebiete erforscht, welche früher in Dunkel gehüllt waren, und Resultate zu Tage gefördert, welche überraschend sind. Während im Westen nicht nur die Regierungen, sondern auch Private theils einzeln, theils in Vereinen die Sammlung statistischen Materials und die wissenschaftliche Verarbeitung desselben seit lange sich angelegen sein ließen, ist man bei uns erst seit einigen Jahren ernstlich daran gegangen, unser inneres Staatsleben mit Hülfe dieser Wissenschaft zu erforschen. Mit besonderer Freude war insbesondere die Gründung oder vielmehr die Reorganisation der statistischen Comités in jeder der drei baltischen Provinzen zu begrüßen. Kennen wir doch zur Zeit nicht einmal die Verhältnisse unserer Bevölkerung und ist das, was uns über die materielle und intellectuelle Cultur unserer Heimath vorliegt, so dürftig und ungenau, daß man zu vergleichenden Urtheilen sich nicht für berechtigt halten darf. Daß es den neu begründeten stati-

stischen Comités Ernst um die Sache ist, beweisen die Kurland betreffenden Werke v. Heykings und jetzt auch diese von dem Herrn Secretair des livländischen statistischen Comités herausgegebene Arbeit.

Mit Hülfe der realisirten Budgets sämmtlicher livländischen Städte hat der Verfasser die Durchschnitts-Einnahmen und Ausgaben der Jahre 1858, 1859 und 1860 festgestellt und einerseits die Höhe der Ausgaben für einige Verwaltungszweige und das Verhältniß der Ausgaben unter einander, andererseits die Höhe der Einnahmen, das Einnahme-System und die wirkliche Höhe des Abgabendruckes in den Städten zu berechnen und nachzuweisen versucht. Die Ausgaben für Justiz, für Militair und für Wohlthätigkeitsanstalten werden besonders berechnet und mit den übrigen Ausgaben verglichen. Hiernach ergiebt sich z. B. für Riga die Höhe der Gesammtausgaben per Kopf auf 9 Rub. 94 Kop., wovon 2 Rub. 15 Kop. auf Justiz und Militair kommen. Die Resultate, zu welchen der Verfasser gelangt, sind höchst interessant. Im allgemeinen findet er, daß sich die Antheile der Ausgaben für Justiz und Militair von den Gesammtausgaben der Städte umgekehrt verhalten, wie die Bevölkerung der Städte; daß die Höhe der Ausgaben, welche die Städte zur Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Bewohner machen, in keinem Verhältniß zu der Bevölkerung der Städte steht; daß die Ausgaben für das Militair nicht von allen Städten in gleichem Verhältniß getragen werden. Aus einer Vergleichung der Einnahmen kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß die Einnahmesysteme in den verschiedenen Städten ganz verschieden sind und nur die besteuerten Subjecte: Kaufleute, Handwerker, Bürger und Okladisten sich im Wesentlichen gleich bleiben; daß die städtischen Abgabenverhältnisse, soweit sie die rein städtische Verwaltung betreffen, im allgemeinen günstig sind, indem die bei weitem größere Zahl der Städte nur zu geringem Theil ihre Ausgaben durch Beiträge ihrer Bewohner bestreitet, ein großer Theil dagegen aus privatrechtlich besessenem Eigenthume, aus Fiskalvorrechten u. s. w. gewonnen wird; daß der Kaufmannstand in Riga, Dorpat, Pernau und Walk übersteuert ist, weil er mehr zahlt, als bei einem bloßen Eintreten für die steuerschwachen Classen erforderlich wäre, daß der Handwerksmeister in Riga, Pernau und Dorpat zu viel zahlt und der Okladist in keiner Stadt übersteuert ist.

Diese Resultate würden unstreitig ein ungleich größeres Interesse für uns haben, wenn die Ziffern, mit deren Hülfe dieselben gewonnen sind, weniger unzuverlässig wären, als der Verfasser selbst in der Einleitung

zugestanden hat. Die Bevölkerungsangaben sind sehr ungenau, so lange eine Zählung nach wissenschaftlichen Grundsätzen nicht stattgefunden. Die Finanzperiode von nur 3 Jahren umfaßt einen zu kurzen Zeitraum, um eine genaue Untersuchung darauf gründen zu können. Die realisirten Budgets sind endlich nicht mit der erforderlichen Genauigkeit zusammengestellt worden. Außerdem aber ist bei den Budgets von Riga ein wesentlicher Umstand außer Acht gelassen worden. In die drei Jahre nämlich, welche der Verfasser bei seinen Berechnungen zur Norm genommen, fällt gerade die durch Abtragung der Festungswerke hervorgerufene Umgestaltung der Stadt, welche sehr bedeutende Ausgaben verursachen und die Budgets dieser Jahre ungewöhnlich belasten mußte. Insofern diese ungewöhnlich hohen Ziffern über Einnahme und Ausgabe Rigas zur Basis genommen wurden, sind die daraus gezogenen Schlüsse nicht ganz richtig. Nur die gewöhnlichen Zahlenverhältnisse können maßgebend sein, wenn richtige Resultate gewonnen werden sollen. In der Regel freilich werden dreijährige Durchschnittsziffern ein richtiges Mittel geben; bei Riga aber waren gerade jene drei Jahre eine Zeit der Ausnahme. Der Verfasser bezeichnet die Ausgaben Rigas im Durchschnitt der drei Jahre 1858—1860 incl. auf 729,440 Rub. 49¾ Kop. und die Einnahme auf 807,444 Rub. 24½ Kop. Wenn wir die Budgets früherer Jahren vergleichen, so springt sofort in die Augen, daß in jenen Jahren außergewöhnliche Einnahmen und Ausgaben stattgefunden haben müssen. Im Jahre 1853 betrug die Einnahme 387,694 Rub. 71½ Kop., die Ausgabe 385,954 Rub. 65 Kop. In den Kriegsjahren 1854 und 1855 fielen Einnahme und Ausgabe und betrugen

1854: Einnahme 332,904 R. 45 K. Ausgabe 332,142 R. 7 K.
1855: „ 319,516 „ 11 „ „ 310,664 „ 32 „

In den folgenden Jahren steigen dieselben und betragen im Jahre

1856: Einnahme 453,560 R. 5 K. Ausgabe 450,026 R. 56½ K.
1857: „ 474,193 „ 69 „ „ 465,630 „ 37½ „

Ist es denkbar, daß die ordentlichen Ausgaben und Einnahmen in den nächstfolgenden drei Jahren um etwa ⅖ gestiegen sein sollten? Es ist dies allerdings nicht der Fall. Es betrug im Jahre

1858 d. ord. Ein. 458,136 R. 49 K.; d. ord. Ausg. 456,714 R. 72½ K.
1859 „ „ 533,559 „ 24 „ „ „ „ 521,826 „ 31 „
1860 „ „ 547,309 „ 5½ „ „ „ „ 537,325 „ 87 „

Dazu kamen in diesen Jahren außerordentliche Ausgaben für die Abtra-

gung der Festungswerke, welche durch Anleihen gedeckt wurden. Diese Ausgaben und Einnahmen nebst einigen anderen wurden als durchgehende Posten in die Budgets aufgenommen und betrugen

im Jahre 1858 140,232 Rubel 70 Kopeken
„ „ 1859 231,811 „ 46½ „
„ „ 1860 101,767 „ 66½ „

Die ordentlichen Ausgaben und Einnahmen, und nur mit diesen hat der Verfasser es zu thun, ergeben in ihrem Durchschnitte ganz andere Ziffern und würden durch diese selbstverständlich auch zum Theil andere Resultate, als geschehen, gewonnen worden sein. Wir beklagen daher, daß die sehr mühevolle und dankenswerthe Arbeit des Verfassers wegen dieses Irrthums und wegen Unzuverlässigkeit anderer Daten nicht Ergebnisse liefern konnte, welche als vollkommen richtig zu bezeichnen wären. Aus demselben Grunde sind die tabellarischen Angaben über Einnahme und Ausgabe wenigstens in Betreff Riga's nicht genau, denn im Jahre 1861 betrug

die ordentliche Einnahme 586,721 Rub. 84 Kop.
„ „ Ausgabe aber 581,054 „ 52 „

im Jahre 1862 aber beliefen sich

die ordentlichen Einnahmen auf 747,917 Rub. 79 Kop.
„ „ Ausgaben auf 745,748 „ 86½ „

während der Verfasser z. B. in der Tabelle VII pro 1862

die Einnahmen auf 1,002,968 Rub. 45 Kop.
und die Ausgaben auf 1,008,160 „ 46½ „

annimmt.

Selbst wenn man nur die gewöhnlichen Ausgaben und Einnahmen der früheren Jahre mit den der letzten vergleicht, ergiebt sich eine außerordentliche Steigerung der Bedürfnisse des Rigaschen Haushalts. Gegen das Jahr 1852 hat sich das Budget für 1862 fast verdoppelt. Es wäre von praktischem Nutzen, wenn man die correspondirenden Titel über Ausgabe und Einnahme in den letzten 10 Jahren neben einander stellen und daran nachweisen wollte, welche Ausgaben namentlich sich so erheblich vergrößert haben oder welche neu hinzugekommen, und zugleich, welche Einnahmen eine so erhebliche Steigerung haben erfahren können. Wir vermuthen, daß die Steigerung der ordentlichen Ausgaben besonders durch Bauten und Verschönerungen in Folge der Abtragung der Festungswerke bedingt gewesen ist und die Einnahmen des ordentlichen Budgets durch

Anleihen haben vermehrt werden müssen; nichts desto weniger wird aber auch durch anderweitig gesteigerte Bedürfnisse der Commune ein nicht unerheblicher Theil der Mehrausgaben gegen früher absorbirt sein und werden auch die bisherigen ordentlichen Einnahmen einen allmähligen Zuwachs erfahren haben. Es kann nun keineswegs befremden, wenn Riga im Hinblick auf die außerordentliche Steigerung seiner Bedürfnisse die Einkommensteuer einzuführen beabsichtigt, welche allein geeignet sein dürfte, das Gleichgewicht im Haushalt herzustellen und durch Heranziehung aller Bewohner zur Theilnahme an den Leistungen für die Commune eine richtige Vertheilung der Steuern zu ermöglichen. Wie ungleich die Besteuerung der Bewohner zur Bestreitung der Communalbedürfnisse gegenwärtig in den Städten Livlands ist, hat der Verfasser gründlich nachgewiesen. Es ist daher zu wünschen, daß auch die übrigen Städte an die Einführung der Einkommensteuer gehen mögen. Wir glauben indessen, daß die Belastung der Bürger, wenigstens in Riga, mit indirecten Steuern nicht so groß ist, wie der Verfasser annimmt. Zu den indirecten Steuern rechnet derselbe (S. 37) auch die Lastengelder und die Viertelprocentgelder von den in- und exportirten Waaren. Diese beiden Posten ergeben in Summa 68,340 Rub. 87 Kop. und werden gleich den übrigen directen und indirecten Steuern auf die gesammte männliche Bevölkerung vertheilt, wonach denn der Verfasser zu dem Schlusse gelangt, daß in Riga die directen und indirecten Steuern die männliche Bevölkerung mit 6 Rub. 21 Kop. pro Kopf belasten. Es ist aber zu erwägen, daß weder die Lasten- noch die Viertelprocent-Gelder den Bürger Riga's, sondern unmittelbar nur den ausländischen Käufer und den Producenten belasten, diese Steuern daher nicht auf die Bewohner Riga's repartirt werden können — womit indessen keineswegs gesagt sein soll, daß diese Steuern den Handel der Stadt nicht auf das empfindlichste drücken. Wir sind vielmehr der Meinung, daß jede Steuer vom Handel, welche nicht demselben zu Gute kommt, schädlich und daher verwerflich ist. Sie trifft aber nicht den Städter in der Weise, daß er mit derselben, wie etwa mit einer Steuer von der Accise u. s. w. unmittelbar belastet gedacht werden kann.

Die abnormen Verhältnisse Riga's in der betreffenden Finanzperiode hätten vielleicht ganz davon abhalten sollen, Riga mit den übrigen Städten zu vergleichen, wofern es nicht möglich war, das Zufällige und Vorübergehende auszuscheiden und nur das wesentlich Gleichartige zu berücksichtigen. Jedenfalls aber gebührt dem Verfasser das Verdienst, eine neue Bahn be-

treten zu haben; auf Grundlage dieses ersten Versuches wird weiteres Fortschreiten für ihn selbst und Andere erleichtert, und freilich auch um so mehr gefordert sein. F.

Das Alter des Menschengeschlechts, die Entstehung der Arten und die Stellung der Menschen in der Natur. Drei Vorträge für gebildete Laien von **M. J. Schleiden.** Leipzig 1863.

Ueber den Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte. Zur Verständigung für die Gebildeten von Demselben. Leipzig 1863.

Vor einiger Zeit wurde unter uns die Hoffnung erregt, der größte Gelehrte des heutigen Rußlands und der größte von allen, die überhaupt unserem baltischen Boden entstammt sind — Karl Ernst v. Bär — werde nach Dorpat übersiedeln. Diese Hoffnung hat sich leider nicht erfüllt. Dafür ist in unerwarteter Weise eine andere wissenschaftliche Illustration gewonnen worden, und man hat sich zu freuen, daß neben einem Mädler, Kämpz u. s. w. jetzt auch Schleiden zu den Unsern zählt. Zu den Zeugnissen eines entgegenkommenden Interesses, die ihm bereits gegeben sind, mögen wir auch unser Theil beitragen, indem wir über die jüngsten der von ihm herausgegebenen Schriften zu reden unternehmen.

In der erstgenannten dieser beiden Broschüren handelt es sich um gewisse neueste Ergebnisse der Naturforschung, durch deren Mittheilung Schleiden das Verdienst sich erwirbt, die „Gebildeten" weiterzubilden. Natürlich mit dem an Schleiden gewohnten Glanz der Darstellung. Geben wir einen flüchtigen Auszug.

Erstens: die Existenz des Menschengeschlechts ist nicht eingeschlossen in den engen Zeitraum der letzten 6000 Jahre. Sie reicht weit hinaus über die Grenze der aus dem A. T. abgeleiteten oder in dasselbe hineingedeuteten Chronologie. Lange bevor der Mensch sein geschichtliches Leben begann, dessen älteste Spuren in Pharaonenbauten und Steininschriften auf uns gekommen sind, hat er auf niedriger Culturstufe oder in dem Stande thierischer Wildheit ein Leben geführt, von welchem Stein- Bronze- und Eisenwaffen, Speiseüberreste, Pfahlbauten und in großer Tiefe des aufgeschwemmten Erdreichs gefundene Menschenknochen Zeugniß geben. Ein Zeitraum von 100,000 Jahren! — während dessen unsere Erde im

Ganzen schon die jetzige Vertheilung von Meer und Land, die jetzigen Pflanzen und Thiere aufzuweisen hatte.

Aber noch höher reicht unser Stammbaum, bis hinauf in eine Periode, da die Configuration der Erdoberfläche vielfach von der jetzigen abwich und Mammuth, Rhinoceros, Höhlen-Löwen, Höhlen-Hyänen, Höhlen-Bären das mittlere und nördliche Europa bewohnten. In den Erdschichten, welche das Naturarchiv jener Zeit enthalten, hat man die Beweise dafür gefunden, daß der Mensch schon auf jene ausgestorbenen Thiergeschlechter Jagd machte, ihr Fleisch verzehrte, ihre Knochen aufschlug, um sich des Markes zu bemächtigen, und dann aus den größeren und härteren Stücken sich Lanzen und Pfeilspitzen zu neuen Jagdabenteuern schnitzte, mit Anwendung von Steinmessern, die ebenso roh und unkünstlerisch beschaffen waren, als die von ihm benutzten steinernen Beile und Streitäxte.

Und auch hiemit stehen wir nach Schleidens Ansicht erst am Anfange, aber noch lange nicht am Ende der Entdeckungen. „Es ist nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern im Gegentheil fast mit Gewißheit vorauszusagen, daß über kurz oder lang auch Menschenformen, vielleicht von den bis jetzt gefundenen in manchen Punkten abweichend, in den tertiären Schichten entdeckt werden, und dann dürften wir mit der Annahme von 300,000 Jahren kaum das Zeitalter ihres Lebens erreichen."

Gegen diese Einsicht von einem über die letzte geologische Formation hinausreichenden Alter der Menschheit hat man sich hartnäckig gesträubt, trotz gewisser Thatsachen, die schon längst der Beobachtung sich aufdrängten. Jetzt hat die Stunde ihres Triumphes geschlagen und bald wird die Welt sich wundern, ihr nicht williger entgegengekommen zu sein. Sollte man doch sogar meinen, daß sie auch vermittelst culturgeschichtlicher Inductionen zu ahnen war. Wenn noch jetzt, bei dem ganzen gegebenen Apparat von Hebeln und Stützpunkten des geistig-sittlichen Fortschritts, dieser so langsam sich vollzieht — wenn Krieg und Mord auf der Erde nicht ausgehn und die Bestialität der Menschennatur immer wieder durchbricht — wenn Sklaverei und Proletariat Thatsache, Gleichheit und Brüderlichkeit fromme Wünsche sind — wenn z. B. ein so einfaches und allgemein anerkanntes Postulat, wie Identität der Maße, Münzen, Gewichte, Jahrhunderte zu seiner Verwirklichung bedarf — wie ist zu zweifeln, daß die ersten mühsamen Schritte auf der Bahn der Naturbewältigung und Gesittung eine geschichtlich unermeßliche Zeit erfordert haben müssen? Welche Generationenreihe mag nöthig gewesen sein, um es

bis zu dem Besitz der ältesten Hausthiere und Culturpflanzen zu bringen! — es sei denn, daß man mit dem Dichter Kopisch annimmt, der Herr selbst habe dem Noe den fertigen, großtraubigen Weinstock dargereicht und in Bezug auf Pflege und Benutzung desselben ihm alles „so und so" gezeigt. —

Eine zweite nicht minder großartige Errungenschaft der letzten Jahre ist die Darwinsche Theorie von der Entstehung der Arten. Bisher war unter den Naturforschern der Aberglaube herrschend, die Arten (Species) der Thiere und Pflanzen seien etwas in allem Zeitenlauf Unveränderliches; Gleiches stamme immer von Gleichem und es sei ein Unsinn zu glauben, daß etwa der Typus des Tigers in den der Katze übergegangen oder gar aus einem Amphibium ein Vogel geworden sein könne. Während die zufälligen individuellen Unterschiede und die durch eine längere oder kürzere Generationenreihe erblichen Varietäten immer wieder in den Artcharakter zurückgenommen würden, sei die Art selbst von jeher gewesen, wie sie ist, und werde so auch bleiben, solange zu bestehen ihr überhaupt gegeben ist. Da nun die verschiedenen Perioden der Erdbildung verschiedene Floren und Faunen zeigen, war von diesem Standpunkte aus (mythologisch gesprochen) eine mehrmalige Schöpfung der organischen Welt anzunehmen. Einem philosophischeren Sinne aber, der die Einheit in dem Vielen sucht, und einer umfassenderen Induction, welche Veränderlichkeit innerhalb gewisser Grenzen und nach gewissen Gesetzen in allen Dingen zu finden sich gewöhnt hat, mußte jene Vorstellung von der Ewigkeit der Arten sehr bedenklich erscheinen. Und in der That erklärt Schleiden, schon sei 15 Jahren das Gegentheil geglaubt und gelehrt zu haben, gestützt auf einige frühere Forscher, welchen es noch nicht gelang, mit ihrem richtigen Aperçu durchzudringen. Vor kurzem aber ist der Sache durch den englischen Naturforscher Darwin ein festerer Grund gelegt und es fragt sich nur noch, in welchem Umfange seine geistvolle Theorie zu gelten hat.*) Prof. Schleiden ist geneigt, die allerausgedehnteste Wirkungssphäre des neuen Princips gelten zu lassen, so daß „alle Organismen auf der Erde, Pflanzen wie Thiere, Untergegangene und Lebende, als eine einzige große Familie durch naturgemäße Abstammung unter einander zusammenhängen".

*) Vgl. darüber z. B. die Polemik zwischen E. Wiß und Virchow in den „Deutschen Jahrbüchern für Politik und Literatur", welche seit 2 Jahren in Berlin erscheinende Monatsschrift überhaupt der Aufmerksamkeit unserer Landsleute zu empfehlen ist.

Für das vorurtheilslose Verhalten zu diesen neuen Anschauungen kommt es wieder darauf an, daß man dem unbrauchbaren Maßstabe der nur über ein Paar Jahrtausende zurückreichenden historischen Ueberlieferung entsagen lerne. „Eine Veränderung in der Natur, die so langsam vor sich geht, daß die ersten erkennbaren Zeichen dieser Veränderung erst nach Zehntausenden von Jahren erkennbar dem Menschen entgegentreten können, entgeht natürlich der unmittelbaren Beobachtung und der Gegenstand stellt sich ihm als unveränderlich dar, gerade wie uns der Stundenzeiger einer Taschenuhr, die wir nur Secunden lang beobachten, vollkommen stille zu stehen scheint."

Mit diesem Zweiten nun hängt unmittelbar das Dritte zusammen, wovon Schleiden in dieser Broschüre Kunde giebt: die neuesten Untersuchungen über das anatomische Verhältniß des Menschen zum Affen, welche gezeigt haben, daß in Hirn, Schädel und Gliedmaßen noch weniger schneidende Unterschiede zu finden sind, als bisher angenommen wurde, und also die Abstammung des Menschen vom Affen, bei Anwendung der Darwinschen Theorie, um so denkbarer wird. Die dieser naturwissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit sich entgegenstellenden sittlichen Bedenken sucht der Verfasser mit Gründen eines bestimmten philosophischen Lehrsystems zu überwinden. Von seinen philosophischen Ansichten, wie sie hier und namentlich in der andern, „Ueber den Materialismus" betitelten Schrift dargelegt sind, wird also jetzt die Rede sein müssen.

Es ist eigenthümlich! Fast nimmt es Wunder, jemand noch so laut, wie Schleiden, von Philosophie reden zu hören. Materialisten und Naturforscher mit „doppelter Buchführung", sowie Gelehrte aus anderen Fächern — sind sie nicht alle einig, die Philosophie überhaupt für einen überwundenen Pubertätsschwindel, für etwas, wie Alchemie und Astrologie glücklich Abgethanes anzusehen? Hier aber ist Einer, der sie noch immer für eine große und wichtige Angelegenheit der Menschheit zu halten wagt, und schon um dieses Umstandes willen wird es ein glücklicher Stern für unsere Landesuniversität zu nennen sein; der diesen Mann hiehergeführt. Je weniger Dorpat von jeher einer Blüthe der philosophischen Studien sich zu rühmen gehabt, desto mehr ist es zu wünschen, daß den in so überzeugungsvoller, sogar herausfordernder Weise vorgetragenen Thesen Schleidens eine Fülle der Anregung entsprieße.

Die da wähnen, daß es mit der Philosophie überhaupt zu Ende sei, verstehen nicht über den nächsten Morgen hinauszuschauen. Sie wissen

nicht, daß der Entwickelungsgang der Philosophie kein *continuirlicher* ist, noch sein kann, wie der der empirischen Wissenschaften, sondern ein in längeren oder kürzeren Perioden *intermittirender*. Hier ist es Gesetz, daß Fluth und Ebbe wechseln, auf eine Epoche mächtiger Production eine unproductive zu folgen hat, aber, wenn die Zeit erfüllt ist, auch umgekehrt wieder. Gehen wir dieser Erscheinung auf den Grund.

Die Philosophie ist, richtig definirt, nichts Anderes als die *universelle Wissenschaft*, die Wissenschaft von der Totalität des Seienden, ein Versuch alle Erkenntnißstrahlen der speciellen Wissenschaften in *einen* gemeinsamen Brennpunkt zu sammeln, der Versuch, aus einer Haupt- und Grundhypothese alles Besondere abzuleiten.

Das letzte der hier gebrauchten Prädicate wird von gewissen philosophischen Systemen weit zurückgewiesen werden. Insbesondere bei Hegel war es eine seiner Schwächen, auf das Hypothesenmachen der Naturforscher verächtlich herabzusehen und sich im Vollgenuß der „absoluten Methode" darüber erhaben zu dünken. Der Philosophie wird eine ekstatische Selbstüberschätzung, nicht aber ihr wahrer Werth genommen, wenn man sie für eine Reihe wissenschaftlich berechtigter Hypothesen erklärt. Wenn es angebliche Philosophien giebt, in welchen keine rechte Hypothese über den Weltzusammenhang ausfindig zu machen ist, so fehlt ihnen mit der Hypothese auch der Weltzusammenhang selbst; es sind formalistische Spielereien, die gerade den großen Problemen der Philosophie aus dem Wege gehen.

Je umfassender die Sphäre einer Hypothese ist, desto schwerer wird es sein, sie endgültig zu beweisen oder zu widerlegen. Am schwersten natürlich die philosophische Haupthypothese, welche das Welträthsel in seiner Totalität zu lösen unternimmt. Was Wunder, wenn man in 2000 Jahren damit nicht fertig geworden? Aber für den Wissenden ist es unzweifelhaft, daß alle bisherigen Versuche zu *einem*, wenn auch unendlich entfernten, Ziele convergiren.

In diesem Begriffe der Philosophie ist es begründet, daß sie mit der *Religion* so nahe zusammengrenzt und, je nach Zeitumständen, collidirt; denn auch die Religion enthält eine Lösung des Welträthsels in seiner Ganzheit. Der Unterschied beider Sphären dürfte damit angedeutet sein, daß gesagt wurde: „enthält", so daß also, die Religion noch mehr und noch Anderes ist als eine weltumfassende *Theorie*. Doch gewiß erschöpft auch diese Bestimmung das Wesen der Sache nicht, die hier nur im Vorübergehen zu berühren war.

Der Gang der speciellen Wissenschaften ist es nun, zu immer allgemeineren Gesichtspunkten, Erklärungsweisen, Gesetzen sich zu erheben, also immer philosophischer zu werden; der der Philosophie aus der Höhe phantastischer Ahnung immer tiefer in die Realität herabzusteigen. So nähern sich beide Richtungen ins Unendliche, ohne je zusammenzufallen, aber so daß ihre Distanz, nach mathematischer Ausdrucksweise, kleiner als jede gegebene Größe werden kann.

Und noch versöhnlicher wird man das gegenseitige Verhältniß dieser beiden gleich nothwendigen Richtungen aufzufassen geneigt sein, wenn man zugegeben haben wird, daß der hergebrachte Gegensatz von Philosophie und Empirie eigentlich einer Dreigliederung der verschiedenen Arten von wissenschaftlicher Thätigkeit zu weichen hat; so nämlich, daß die nach Wahrheit Suchenden in folgende drei Klassen zerfallen:

1) Sammler und Beobachter im unmittelbarsten Sinne, sei es daß ihr Thun auf Naturgegenstände oder auf das verschiedenartige Material der Menschheitsgeschichte sich bezieht;

2) Erfinder von Theorien und Systemen im Gebiete der speciellen Wissenschaften;

3) ebensolche mit universellster Tendenz. — So gefaßt, wird der Unterschied dieser Stufen um so flüssiger erscheinen, als ja auch ein mannichfaches Mischungsverhältniß derselben in den einzelnen Subjecten stattzufinden pflegt. Die dichotomische Spannung zwischen Empirie und Philosophie ist eine Entwickelungskrankheit unserer Zeit, von welcher ein Aristoteles, ein Descartes und noch Spätere unberührt gewesen sind.

Nun aber wird es auch klar sein, warum die philosophische Productionskraft das erwähnte intermittirende Wesen an sich hat. Die bloßen Sammler und Beobachter, diese Kärrner der Wissenschaft, finden natürlich immer vollauf zu thun, auch wenn sie, Schaar auf Schaar, einander ablösen. Nicht jeder Tag aber bringt die Entdeckung eines Naturgesetzes, die Aufstellung neuer Theoreme und Systeme; denn Vorbedingung dafür ist eine gewisse Summe neuer Thatsachen, welche sich erst aufgesammelt haben müssen. Am seltensten aber, weil den weitesten Horizont umfassend und der größten Masse neuen Materials bedürftig, werden neue Systeme der Philosophie sein; — gerade wie auch die Poesie der Völker ihre Blüthenperioden hat und nach langen Zeiten des Verfalls einen erneuerten Weltzustand abwarten muß, um von neuem aufzublühen. Wenn auch die Epochen der Philosophie und die der Dichtung nicht nothwendig zusam-

menfallen, so wäre es doch im gegenwärtigen Moment ebenso thöricht, eine neue Philosophie als einen neuen Göthe oder Schiller haben zu wollen.

Das Schicksal einer philosophischen Epigonenzeit, wie der unsrigen, ist Eklekticismus und historische Durcharbeitung. Aber wehe der Zeit, welcher die Philosophie überhaupt abhanden gekommen! „So merkwürdig es ist, sagt Hegel, wenn einem Volk z. B. die Wissenschaft seines Staatsrechts, wenn ihm seine Gesinnungen, seine sittlichen Gewohnheiten und Tugenden unbrauchbar geworden sind, so merkwürdig ist es wenigstens, wenn es seine Metaphysik verliert, wenn also der mit seinem reinen Wesen sich beschäftigende Geist kein wirkliches Dasein mehr in diesem Volke hat.“ Zum wenigsten aber scheint es einfach genug, mit Schleiden von den Naturforschern zu verlangen, daß wer mit den Begriffen „Causalität, Nothwendigkeit, Gesetz, Freiheit, Selbstbestimmung“ und ähnlichen operiren will, auch wisse, wie seit Plato und Aristoteles die bedeutendsten Köpfe aller Zeiten über diese Begriffe nachgedacht und was sie zu ihrer Aufklärung gethan haben. So mancher Naturforscher, der alle Philosophie perhorrescirt, kann doch nicht umhin, auf eigene Hand zu metaphysiciren. Nehmen wir z. B. den berühmt gewordenen Satz Moleschotts: „das Ding ist die Summe seiner Eigenschaften“, nebst einem Dutzend ähnlicher Philosopheme, die bei ihm hin und her gedreht werden. Was ist Ding? was Eigenschaft? was vor allem eine Summe von Eigenschaften? Ist denn keine feinere Analyse dieser Begriffe möglich? Stehen wir mit solchen Sätzen etwa an der Grenze des menschlichen Erkenntnißvermögens? Nun, so versuche man, das Wesen und die Nothwendigkeit dieser Grenzbestimmung nachzuweisen! — womit man freilich erst recht in die Philosophie, die man los sein will, zurückgeworfen wäre.

Daß weder die Philosophie ohne Naturwissenschaft, noch die Naturwissenschaft ohne Philosophie auskommen können, dieses ist das eigentliche Thema der „Ueber den Materialismus“ überschriebenen Broschüre. So freudige Zustimmung nun dieses Wort verdient, so ist doch auch eine gewisse Gefahr nicht zu übersehen, von welcher die philosophisch geschulten Naturforscher, noch häufiger die auf Naturwissenschaft sich einlassenden Philosophen betroffen zu werden pflegen und welcher auch Schl., wie gezeigt werden soll, nicht ganz entgangen ist. Eine Gefahr nämlich ist es für das wahre Verständniß der Dinge, wenn philosophische Grundbegriffe die man wol kennen und in Rückhalt haben muß, am unrechten Orte sich vordrängen. Der Widerwille, der sich bei den Naturforschern gegen Bü-

cher wie Hegels Naturphilosophie fixirt hat, findet seine gerechte Begründung in der mißbräuchlichen Herbeiziehung von Abstractionen, mit deren unvermittelter Anwendung man „keinen Hund aus dem Ofen lockt". Wenn Dinge wie Licht, Elektricität, Planet, Pflanze, Thier, so zu sagen zusammengesetzt werden aus Identität, Differenz, Reflexion in sich u. s. w. so ist es etwa, als ob man eine Maschine nur aus den berechneten Zahlen-Elementen, ohne Holz und Eisen, zu bauen unternähme. Es ist klar, daß jene metaphysischen Kategorien auf diesem concreten Gebiete nur formelle Dienste zu leisten haben, wofern nicht unter dem Titel „Naturphilosophie" wiederum nur reine Metaphysik getrieben werden soll. Der einschlagende Fall bei Schl. ist zwar etwas anderer, aber doch verwandter Art und auch durch den Inhalt der in Betracht kommenden philosophischen Ansichten der Beachtung werth.

„Alter des Menschengeschlechts", S. 31—37, steht nämlich eine Erörterung des „psychologischen Processes" — „durch welchen wir auf das geführt werden, was wir mit dem Worte Art bezeichnen wollen und allein bezeichnen dürfen". Es ist eine sehr auf die „Gebildeten", d. h. philosophisch Ungebildeten, berechnete Belehrung über die durch Abstraction von den individuellen Merkmalen entstehenden Art- und Gattungsbegriffen nebst einer ebenso planen Notiz über den Streit der Realisten und Nominalisten unter den Scholastikern. Der Nominalismus hat nach Schleiden ganz einfach Recht: die Begriffe sind nur „an sich leere Zusammenfassungen derjenigen Merkmale, die sich an den einzelnen Dingen finden und wodurch sich jedes einzelne derselben von einer gewissen Anzahl anderer ähnlicher Dinge unterscheidet".

Wir könnten fragen: wo kommt die Aehnlichkeit her? aus dem „psychologischen Proceß" oder aus der Natur? Wenn aus der Natur, so giebt es dennoch in dieser selbst etwas den Arten, Gattungen, Ordnungen Entsprechendes; wenn aber aus dem psychologischen Proceß, so wird es consequenter sein, auch die Wahrnehmung einzelner Erscheinungen auf dieselbe Quelle zurückzuführen, und also nicht die „einzelnen, ganz bestimmten Eichen, Buchen, Linden, Weiden, Pappeln u. s. w., sondern das unerkennbare Kantische „Ding an sich" als das gelten zu lassen, „was existirt, was wirklich da ist" (S. 32). Herr Schleiden hat hier gesprochen, wie ein vorkantischer Sensualist, oder so wie einer der von ihm bekämpften modernen Materialisten auch sprechen könnte. Jedenfalls aber — und nur darauf kommt es hier an — ist es ein ganz

falscher Schein, dem der Verf. sich hingiebt, als ob diese nominalistische Ansicht und die Lehre Darwins in unmittelbare Beziehung zu einander zu bringen seien. Zwischen der naturwissenschaftlichen Erkenntniß, daß die Arten der Thiere und Pflanzen nichts Feststehendes, sondern etwas in der Zeit Veränderliches sind, und der metaphysischen Frage nach der Realität der Universalien ist immerhin noch eine gewaltige Kluft. Noch weniger Bedeutung aber hat diese Frage offenbar für die beiden Botaniker, von denen der eine 70, der andere nur 7—8 Arten von Eisenhut annimmt (S. 31); es bleibt sehr unwahrscheinlich, daß eine Einigung unter ihnen zu erzielen sein sollte — im Namen des „psychologischen Processes" und weil die Arten doch nur „leere Zusammenfassungen" (so zu sagen: nur Chimäre) sind.

In demselben Zusammenhange (S. 38) wird eine von Agassiz gegebene Definition des Artbegriffs für die gegenwärtig allein richtige erklärt. Auch in dieser Definition aber findet eine unberechtigte Hineinmischung philisophischer Hintergedanken statt. Sie lautet nämlich: „Zu einer Art gehört Alles, was sich durch Merkmale charakterisirt, die dem Menschen für eine gewisse längere Zeit als unveränderlich erscheinen". — Wozu hier die Wendung: dem Menschen als unveränderlich erscheinen? Warum nicht einfach: unveränderlich sind? (oder vielmehr: nur sehr wenig und sehr allmälig veränderlich sind). Uns dünkt, mit demselben Rechte ließe sich sagen: „alle organischen Wesen erscheinen dem Menschen als aus der Zelle entstehend", oder: „das Wasser erscheint dem Menschen als zusammengesetzt aus Hydrogen und Oxygen"; und so statt jeder Copula die Formel vom Menschen und vom Erscheinen. Wenn es wahr ist, daß die menschliche Erkenntniß von der äußeren Welt es nur mit Erscheinungen zu thun hat und das Ding an sich verborgen bleibt, so ist diese Lehre ein für alle Mal in der Metaphysik oder Erkenntnißtheorie oder „Kritik der Vernunft" abzumachen, nicht jedem beliebigen Satze aus specielleren Wissensgebieten anzuhängen.

Die Zurückweisung philosophischer Aufdringlichkeiten ist am nöthigsten im Interesse der Philosophie selbst, denn nichts schadet ihrem Credit mehr, als wenn sie dazu gebraucht wird, die Sauberkeit und Bestimmtheit der Behandlung in den speciellen Wissenschaften zu stören.

Jetzt noch ein Wort über das bestimmte philosophische System, welchem Schl. anhängt. Es ist das von Jac. Friedr. Fries, geb. 1773, gest. 1843.

Ein Schüler desselben ist der vor einigen Jahren verstorbene Apelt gewesen, welcher sich nach Schl. zu Fries verhalten soll, wie La Place zu Newton, obgleich eigentlich Fries selbst seine Philosophie in solcher Vollendung hingestellt haben soll, daß Apelt „nur wenig noch" hinzuzufügen oder zu verbessern gefunden.

Dieses System nun hält Schl., so zu sagen für die realisirte Wahrheit und Gewißheit. Mit dem Feuereifer eines Apostels fordert er Anerkennung für sein philosophisches Evangelium — und hat z. B. den Muth, eine Aufzählung von großen Denkern (Ueber den Mat. S. 32) folgendermaßen verlaufen zu lassen: „Pythagoras, Plato, Aristoteles, Galilei, Keppler, Newton, Descartes, Spinoza, Leibnitz, Kant, Fries, Apelt".

In der That — wie wenigstens Referent nicht anders zu urtheilen vermag — eine sonderbare Schwärmerei!

Der augenblickliche Erfolg einer Philosophie entscheidet gewiß nicht über ihren innern Werth; aber schwer wird es doch, an den exlusiven Wahrheitsbesitz der Friesischen Philosophie zu glauben, wenn man zunächst auch nur die äußeren Schicksale der deutschen Philosophie seit Kant überschaut. Welches gewaltigen Anklanges bei den Zeitgenossen haben sich Fichte und Schelling erfreut! welche ausgedehnte Herrschaft hat darnach Hegel besessen! wie viele Lehrstühle sind mit Herbartianern besetzt! und wie sehr ist in den letzten Jahren Schopenhauer in die Mode gekommen! Aber alles das und noch manches Andere soll nur Schwindel, Scholastik, Unsinn sein gegen den Einen, der außer Schl. und Apelt nur noch einen dritten namhaften Anhänger (den freisinnigen und sehr achtungswerthen Theologen De Wette) gehabt hat.

Arthur Schopenhauer, als seine „todtgeschwiegenen" Bücher plötzlich Verbreitung zu finden anfingen, äußerte: „da sehe man, was die Deutschen für ein dummes Volk seien; vierzig Jahre brauchten sie, um nur zu begreifen, was eigentlich lesenswerth sei". Schl., indem er die Friesische Philosophie für die eigentlich lesenswerthe hält, denkt offenbar noch schlechter von diesem Volke; denn Fries ist älter als Schopenhauer und der Augenblick seines Triumphes ist noch immer nicht gekommen.

Fries soll nach Schl. der einzige wirkliche Schüler Kants gewesen sein (Ueber den Mat. S. 28); nur er soll Kant richtig verstanden haben (Alter des Menschengeschl. S. 59). War Kant so furchtbar dunkel oder waren alle die Uebrigen, die sich eifrig um seine Lehre bemüht haben, so unglaublich vernagelt? — Auch Schopenhauer wird nicht müde, sich

für den einzigen berechtigten Erben Kants auszurufen, und auch Herbart hat einst, wenn ich nicht irre, sich feierlich für einen reinen Kantianer erklärt. Blos äußerlich genommen, heben sich dergleichen Zeugnisse und Bekenntnisse gegenseitig auf. Es ist damit, wie mit den verschiedenen Secten einer Religion, deren jede ein Privilegium auf das Verständniß der heiligen Urkunden beansprucht. Uebrigens aber ist es eben die Frage, ob es für eine heutigen Tages gelten wollende Philosophie darauf ankommt, so nahe als möglich bei Kant geblieben zu sein, oder vielleicht umgekehrt darauf, ihn so vollständig als möglich überwunden und, nach Hegelscher Terminologie, in einen höhern Standpunkt aufgehoben zu haben.

Diese Friesische Philosophie*) mit ihrer „Verwandlung des Philosophirens in eine innere Erfahrungssache", mit ihren „Wahrheitsgefühlen des Glaubens und Ahndens", ihrer „reinen und heitern religiös-ästhetischen Weltansicht", ihrer Schönseligkeit und ihrem Formalismus zugleich — ist, historisch genommen, nichts als eine Verschmelzung Kants mit Jacobi, dem Philosophen des unmittelbaren Wissens. Dagegen gilt für die Hegelsche Philosophie (und mehr oder minder für einige verwandte Systeme) die Formel: „Kant multiplicirt mit Spinoza." Der Spinozismus aber war der rechte Gegensatz und die rechte Ergänzung zu der ganzen, seit Locke herrschend gewordenen subjectivistischen Wendung des Philosophirens, welcher auch der große Philosoph von Königsberg und der kleinere von Pempelfort beide zuzuzählen sind. Kant durch Jacobi verbessern, war — nicht von weitem her.

Die Ausfälle Schl's. gegen Schelling und Hegel sind gewissermaßen eine späte Rache für die von Hegel in der Vorrede zu seiner Rechtsphilosophie an Fries verübte Mißhandlung; aber wenigstens Derjenige wird ihnen keinen Geschmack abgewinnen, der die oft auf dieselben Punkte treffenden Donnerkeile Schopenhauers kennt.

Unter Anderem verurtheilt Schl. auch Hegels Behandlung der Geschichte, und hier erlauben wir uns bemerklich zu machen, wie der Spieß von selbst gegen den Angreifer sich umkehrt. Schl. sagt nämlich (Ueber den Mat. S. 35) Hegel habe die Gesch. dadurch auf lange Zeit verdorben, „daß er auch hier das immer unvollständige und zufällige historische Material als philosophische Nothwendigkeit construiren lehrte". Nun ist zu sehen, in welcher Weise Schl. selbst in seinen historischen Excursen der

*) Die Apeltschen Verbesserungen kenne ich leider nicht, ersehe aber aus Schl., daß sie in der That nicht sehr erheblich sein können.

Unvollständigkeit und Zufälligkeit seines Materials Rechnung trägt. So lesen wir z. B. (Ueber den Mat. S. 14), daß „die Thorheit der Ottonen durch Verpflanzung des albernen Phantoms des römischen Reiches nach Deutschland dieses ihr Vaterland auf Jahrtausende hin politisch ohnmächtig gemacht, ja fast vernichtet hatte". Und S. 18 wieder von der „abgeschmackten Kaiserspielerei der Ottonen" und dazu die Note: „Leider folgten auf die lächerlichen Ottonen noch so viele ehrlose und nichtswürdige Buben unter den Kaisern, denen schlaue und zu jeder Schurkerei bereite Päpste gegenüber standen, daß damit die edle deutsche Nation vollends in ihrer Selbständigkeit vernichtet wurde". — Ref. muß gestehen, daß er so grelle Lichter in der Beurtheilung einer ganzen Summe von historischen Persönlichkeiten und eine solche Erklärung der Geschichte eines Volkes aus blos persönlichen Zufälligkeiten bei den neuesten und besten Geschichtschreibern (z. B. in Giesebrechts Kaisergeschichte, wo die Ottonen ausführlich behandelt werden) nicht zu finden gewohnt ist. Sind denn diese realen Geschichtsforscher, insofern sie einer sogenannten Objectivität der Auffassung sich befleißigen, etwa von Hegel inficirt? und sollte wirklich nach Fries-Apeltschen Principien die Wiederaufnahme einer subjectiv-moralisirenden Historie, wie sie ja lange genug existirt hat, gefordert sein?

Wir verstehen an Fries Manches zu schätzen, z. B. daß er sich mit vollkommener Freiheit zu dem Buchstaben verhalten hat. Uns will nur nicht gefallen, daß Prof. Schl. mit einer Art Fanatismus lehrt, von allen neueren Philosophen seien nur Kant, Fries, Apelt zu studieren, oder vielleicht richtiger gesagt: Fries und Apelt zu studieren, Kant — zu verehren. Doch es sei auch darum! Auch aus Fries und Apelt werden unsere Studenten viel lernen können. Wer nur überhaupt wieder ein Stück philosophischen Schwunges in die Gemüther zu bringen vermag, soll uns der gepriesene Held unter den Meistern der Wissenschaft sein.

B.

St. Petersburger Correspondenz.

Ende October.

Es ist ein wahres Glück, daß Ihr Correspondent das Feld der großen auswärtigen russisch-europäischen Politik unbetreten lassen kann: dort wachsen zwar schöne Früchte in Menge, aber sie sind stachlicht, verboten und wahrscheinlich giftig. Auch will ich diesmal nur nachsprechen, was ein Berliner Correspondent der „Nordischen Post", die der übrigen Presse billig ein Vorbild und Orakel sein kann, über die Vorgänge in Preußen berichtet. In Berlin, sagt er, wird viel gebaut und zuweilen mit großer Kühnheit: man läßt bisweilen die obern Stockwerke eines Hauses stehen und setzt ein unteres Stockwerk neu ein, natürlich nur stückweise und allmälig und mit Hülfe von Stützen — wobei es indeß doch vorkommt, daß das ganze Haus den Baumeistern über den Kopf zusammenfällt. Ganz ebenso will die feudale Partei dem preußischen Volke, das sich seit einem halben Jahrhundert durch den Aufschwung der Industrie und der Gewerbe), durch Entwickelung des Credits und beweglichen Kapitals, durch das Uebergewicht der Städte, durch Chausséen, Eisenbahnen und Telegraphen, endlich durch die Macht allgemeiner Bildung auf den Weg des liberalen Constitutionalismus gewiesen findet und ganz vom modern-bürgerlichen Geiste, dem der Rechtsgleichheit, durchdrungen worden — eine neue, mittelalterliche, ständische, zünftige Unterlage geben. Wenn nur, fügt er hinzu, dies Beginnen nicht auch zum Zusammensturz des Hauses führt! — Sehr schön gesagt; bedenkt man aber Stand, Rang, Herkunft und Bekanntschaften der „Nordischen Post", so wird man ganz verwirrt und kann sich eines ängstlichen Staunens nicht erwehren. Doch jetzt geschwind hinüber zu den griechischen und lateinischen Klassikern, den Nährern unserer Jugend, die daran

schuld sind, daß wir so stumpf und blöde geworden, daß wir nichts leisten und von den geschickten Praktikern allerwege überflügelt werden. Das muß anders werden, die kostbare Zeit unserer Knaben muß nicht mehr durch grammatische Scholastik verdorben werden. Die zur Ausarbeitung neuer Schulregulative niedergesetzte Commission hatte sich in so weit noch nicht vom Alten losmachen können, daß sie zweierlei Gymnasien annahm, die mit gleichem Rechte neben einander bestehn und den Universitäten in gleicher Proportion ihr Contingent liefern sollten, humanistische (in alter Weise) und Realgymnasien (Naturwissenschaft und neuere Sprachen). Dagegen war zunächst zu sagen, daß sich gewiß wenig Eltern finden würden — einige verlorene Deutsche ausgenommen — die unter sonst gleiche Bedingungen ihre Kinder in die lateinisch-griechischen Anstalten schicken würden. Zunächst trat gegen den Entwurf das von den Herrn Katkow und Leontjew herausgegebene Beiblatt zum „Russischen Boten", die „Chronik der Gegenwart", auf und zwar — *für* den alten Classicismus. Diese Herren, solid-reactionär, allem Schwindel abhold, langsame Bildungswege den Schein-Façaden vorziehend, sahen die alte klassische Methode mit den alten Grundlagen der Gesellschaft und Religion aufs Engste verknüpft und wollten von ihr nicht lassen. Darüber brach nun der literarische Streit von allen Seiten zu hellen Flammen aus. Artikel gegen Artikel haben den ganzen Herbst über gekämpft. Beketow ist gegen die alten Sprachen; Woronow, Präsident der genannten Commission, vertheidigte die Scheidung in getrennte Anstalten; anonyme Gutachten (vermuthlich von Deutschen geschrieben) wollen *blos* alte Sprachen und Mathematik; ein langer Aufsatz im letzten „Sowremennik" resümirt, was bisher für und wider gesprochen. Von bedeutendem Gewicht und immer wieder citirt und commentirt und höchst imponirend sind die Aussprüche dreier deutscher berühmter Gelehrten: *Roschers*, der gesagt hat, Zöglinge der Realschulen seien *anfangs* der von den Gymnasien kommenden Jugend im Studium der Naturwissenschaften überlegen, bald aber, gewöhnlich schon nach wenig Monaten, kehre sich das Verhältniß um; *Liebigs*, der dieselbe Erfahrung gemacht hat; endlich *Schleidens*, der die Naturwissenschaften für noch zu wenig ausgebildet und fest in ihren Resultaten hält, um zum Gegenstand des Jugendunterrichts zu dienen. Ein Aufsatz in der „Nordischen Post" macht den Grund gegen die Naturwissenschaft geltend, daß sich in ihr keine pädagogische Stufenfolge finde: solle z. B. die Zoologie in Quarta, die mathematische Geographie in Tertia, die Botanik in Secunda, die

Physik in Prima u. s. w. gelehrt werden oder umgekehrt? was sei hier leichter oder schwerer, einfacher oder verwickelter, was setze das Andere voraus und was nicht? u. s. w. Was mich betrifft, so bin ich in dieser Streitsache durchaus ein Gegner der alten Sprachen. Und zwar nicht aus dem gewöhnlichen Grunde, weil ich selbst nichts davon verstehe — denn ich habe mich genug mit ihnen herumgeschlagen — sondern einfach darum, weil auf den russischen Gymnasien Lateinisch oder gar Griechisch doch nicht gelernt wird, und also die darauf verwendete Zeit in der That verloren ist. Man mag über die allgemeine nationale Befähigung denken wie man wolle, man mag diesen Charakterzug als Vorzug oder Mangel ansehen: die Thatsache selbst, daß die russische Jugend für nichts weniger Sinn und Talent zeigt, als für systematischen Betrieb der alten Sprachen, muß von Jedermann, der einige Erfahrung hierin hat, zugegeben werden. Vielleicht fühlen sich nur die Nationen zu den Alten hingezogen, die ein Mittelalter und darauf eine Renaissance-Epoche durchlebt haben; vielleicht treibt den Russen deshalb kein unwiderstehlicher Drang zu der Sprache der Römer und Griechen, weil sein eigenes Idiom, in reicher Anwendung von Flexionen, im primären Satzbau u. s. w. ganz auf der antiken, nicht auf der modernen Stufe steht; vielleicht fühlt er sich gerade deshalb durch das Französische mehr gefördert und ergänzt. Das sind mystische Gründe, denen man allerlei mehr realistische hinzufügen könnte. Wie dem auch sei, in keinem Lande trifft man eine so arge, so allgemein verbreitete Unkenntniß der Rudimente des Lateinischen an, als in Rußland. Da hat z. B. Herr Kostomarow, also ein Gelehrter, ein Professor, ein berühmter Historiker, am Ende des vorigen Jahres eine Schrift unter dem Titel „Cremutius Cordus" herausgegeben. Es ist derselbe Cremutius Cordus, von dem Tacitus berichtet, er habe in seinem Geschichtswerk den Brutus und Cassius gelobt, habe deshalb den Zorn des Kaisers Tiberius auf sich gezogen und nach Verurtheilung durch den Senat sich freiwillig den Tod gegeben. Die kurzen Angaben des Tacitus hat Herr Kostomarow zu einer Reihe historischer Scenen, zu einer Art Drama weiter ausgesponnen, nicht ohne Geschick, mit affectvoller Rhetorik, obwohl natürlich in abstracter Zeichnung sowohl des Tyrannen als der römischen Sitten, und mit Anwendung der landläufigen Moral und Psychologie. Das Buch hat gefallen, hat empfängliche Gemüther entzückt und diejenigen, die Kostomarow mehr zum Dichter als zum Geschichtschreiber geboren glaubten, in ihrer Meinung bestärkt. Was soll man aber sagen, wenn in dem Drama

wiederholt von dem Gesetz de lesu majestatis gesprochen wird oder wenn es z. B. heißt: „der Senatus-Consultus, der unter Kaiser Augustus gegeben ward" oder wenn zweimal als Verbannungsort die Insel Aljurgus (statt Amorgus) vorkommt u. s. w.? Dagegen muß ich zugestehn, daß das Motto aus Tacitus auf dem Titelblatt keinen Druckfehler enthält, mit Ausnahme eines falsch gesetzten Kommas, welches freilich die Satzconstruction unmöglich macht. Ein anderes Unglück ist Herrn Kostomarow in dem Drama zum zweiten Mal passirt. Er versucht sich gern an der origo gentium, wie Handwerksbursche für dasjenige Wirthshaus eine Vorliebe haben, in dem es Prügel setzt. Nun hat er schon einmal die Russen zu Littauern gemacht, den Rurik vom Memelflusse kommen lassen und dafür die verdiente Züchtigung empfangen. In seinem neuesten Drama nun giebt er dem Cremutius Cordus neue Sklaven vom Donauufer (die Donau ist bei den Russen nicht der Fluß, der im Schwarzwalde entspringt und an dem Wien liegt, sondern der walachisch-bulgarische Strom), sämmtlich treue, grade Gemüther, den Griechen an Seelenadel weit überlegen, zwar aus kaltem Lande, aber mit um so wärmeren Herzen, mit einem Worte Sklaven, die deutlich als Slaven bezeichnet sind. Leider, leider nur ist im ersten Jahrhundert post Christum natum an Slaven an der Donau noch gar nicht zu denken. Da wohnten Geten und Daken thrakischen Stammes und weiter hinauf illyrische Pannonier; vom schwarzen Meere her drängten Sarmaten heran. Die Slaven, die sich um diese Zeit noch weit gegen Norden verborgen hatten, kommen erst fünf Jahrhunderte später in die Donaugegenden gestürmt, wo sie jetzt in dichter Masse sitzen. Deutschen Lesern aber wird es zur Selbsterkenntniß gereichen, dieselbe Rolle, die deutsche Enthusiasten den Germanen in Rom anweisen, hier ganz in derselben Weise von den Slaven übernommen zu sehen.

Daß es übrigens mit den klassischen Studien, um wieder auf diese zurückzukommen, bald anders in Rußland aussehen wird, dafür bürgt Hr. Modestow. Wissen Sie, wer der Mann ist, Herr Wassili Modestow? Es ist ein zum Professor der altklassischen Philologie auserseheuer Studio, der sich jetzt auf Regierungskosten im Auslande weiter bildet und von Zeit zu Zeit an das Ministerium der Volksaufklärung seine Berichte einschickt, die dann im Journal des genannten Ministerii abgedruckt werden. Im vorigen Jahre lief ein solcher Bericht aus Berlin ein, der die Herren Böckh und Haupt wie elende Schulfüchse behandelte, von denen nichts zu holen sei, als unnützer gelehrter deutscher Kram. Das erregte unnöthiger

Weise den Unwillen einiger hiesigen deutschen Philologen, die dagegen in der russischen Journalistik auftraten, in widerlegenden höchst grobkörnigen Artikeln von der Gegenseite aber eines Bessern belehrt wurden. Dabei blieb es. Jetzt, im neuesten Heft des erwähnten Journals vom September, ist ein abermaliger Bericht des Hrn. Modestow zu lesen, so überaus interessant, so unterhaltend und charakteristisch, daß es Schade wäre, wenn das deutsche Publikum davon nichts erführe. Nachdem Hr. Modestow vierzehn Monate darauf verwandt, die deutsche Philologie sich näher anzusehen, will er jetzt sein Schluß-Verdict sprechen. (Hört es, ihr Völker — besonders Ihr Söhne Teuts, neigt euch und verstummt!) Deutschland steckt voll Philologen, die grobe Handwerksseite der Philologie (die sogenannte „schwarz Arbeit") ist in deutschen Händen. „Während in andern civilisirtern Ländern, bei der unwiderstehlichen Macht der realen Wissenschaften, auch die Beschäftigung mit der klassischen Philologie eine reale Richtung nimmt, trägt dies Studium in Deutschland ganz den pedantischen Schulcharakter — zufolge dessen die Untersuchungen blos um ihrer selbst willen, rein wissenschaftlich, oft ohne irgend einen klar vorliegenden Zweck geführt werden." Da nun für Volk und Gesellschaft die varietas lectionum keine Bedeutung hat, so bilden die Philologen eine eigene abgeschlossene Kaste. In England treiben Staatsmänner und reiche Kapitalisten, in Frankreich Staatsbeamte humanistische Studien (die Römer nannten dies, fügt Hr. Modestow mit stupender Gelehrsamkeit hinzu studiis vacare), in Deutschland Stubengelehrte. „Die trockene und unfruchtbare Richtung, welche Hermann der Philologie gab und die noch jetzt ausschließlich herrscht, dient zum Beweise, wie sehr Leben und Wissenschaft in Deutschland auseinander gegangen sind." „Je mehr ich mich mit der Philologie und mit Deutschland bekannt gemacht habe, desto mehr muß ich sagen, daß Richtung und Methode der klassischen Philologie in Deutschland für Rußland nicht taugen. Da ich zum Professor berufen bin und also selbst zur Kategorie der Gelehrten gehören werde, so faßte ich die deutsche Gelehrsamkeit scharf in's Auge, indem ich mir das Recht vorbehielt, nach meiner Weise davon Gebrauch zu machen. In dieser Absicht machte ich bei Ritschl in Bonn mit der Epigraphik und zum Theil der Paläographik Bekanntschaft, studirte seine Ausgaben des Plautus, besuchte das Collegium über lateinische Lautlehre, hörte bei Otto Jahn eine Masse Citate an und besuchte auch das philologische Seminar unter Ritschl. Das alles that ich, um möglichst auf der Höhe deutscher Wissenschaft zu stehen, obgleich ich mich immer

mehr überzeugte, daß solche Dinge für die Philologie in Rußland keine große Wichtigkeit haben. Ich bin überzeugt, daß wenn ich meinen ersten Vortrag so hielte, wie Ritschl, Otto Jahn oder Haupt, ich beim zweiten Vortrag keinen einzigen Zuhörer mehr haben würde. (Einverstanden)." Folgt eine Beurtheilung neu erschienener Bücher, hoch vom Rosse herab: die Herren vom Ministerium müssen dem Berichterstatter sehr dankbar sein, daß er sie so mühelos und in Form großmüthiger Zugabe in die neueste Literatur einführt. Auf die Aera russischer Philologie, die Hr. Modestow eröffnen wird, sowie auf sein erstes wissenschaftliches Werk bin ich sehr gespannt. Glauben Sie aber nicht, daß der Ruf: die Wissenschaft muß sich mit dem Leben in Verbindung setzen, ein vereinzelter sei oder daß damit etwas Anderes verstanden werde, als: sie ist von Natur langweilig und man muß sie durch Anspielungen auf die Vorfälle des Tages würzen. Neulich hielt Hr. Bauer durch den das Katheder der Weltgeschichte an der hiesigen Universität besetzt worden, seine Doktordisputation. Es war an einem Sonntag, demselben Tage, wo die Universität wieder eröffnet worden, so daß der Geburtstag der einen mit der Taufe des andern zusammenfiel. Die zu vertheidigende Schrift betraf die griechische Tyrannis, über welche übrigens keine neuen Gesichtspunkte geöffnet wurden: Opponenten waren die Herren Lugebil und Astafjew. Die ganze Disputation — und das war das Merkwürdige — behandelte unter Maske Griechenlands und der griechischen Tyrannis den Bonapartismus und sein Verhältniß zur Bourgeoisie und zum Proletariat. Hier ist die Wissenschaft lebendig, hier ist sie keine todte Scholastik! Ein Recensent in einem hiesigen Blatt belobt die Behandlungsweise, die jenes gelehrte Thema diesmal erfahren, höchlich. Die Magisterarbeit des Hrn. Bauer, sagt er, besprach die attische Hegemonie, war unter dem Einfluß des Professors Kutorga in trockenem gelehrtem Ton geschrieben und weckte kein Interesse, weder Haß noch Liebe: seine zweite Schrift ist zeitgemäßer. Die alte Petersburger Schule, deren Repräsentant eben Prof. Kutorga ist, gefällt sich in mikroskopischer Erudition: sie liebt es, mit Maulwurfs-Gelehrsamkeit in abgelegene öde Gebiete einzudringen. Anders verfuhr die Moskauer Schule, an ihrer Spitze Kudriawzow, Granowski u. s. w. Was läßt sich dagegen sagen? Nichts, als daß solche Ansichten nirgends gefährlicher sind, als hier zu Lande und an hiesigen Universitäten. Der ohnehin geringe Ballast von Erudition ist bald über Bord geworfen und dann geht es flott weiter durch das Meer schöner Redensarten und nichtiger Allgemeinheiten; die unreife

Jugend aber, die man sich bemüht zu unterhalten, statt zu belehren, erschlafft nach dem ersten Entzücken bald wieder, verlangt immer stärkere Reizmittel und geräth zuletzt auf verderbliche Bahnen. Der frühere Professor Kawelin, dessen Namen Ihnen nicht unbekannt sein wird und der seit der Katastrophe, die die hiesige Universität betraf, in Deutschland lebt, hat von dort interessante Berichte über den Zustand deutscher Hochschulen eingesandt. Interessante, sagen wir — weil sie von einem Fremden herrühren, einem Mann, der, geistvoll und empfänglich, zugleich in dieser Sphäre sich selbst versucht und dabei traurige, aber lehrreiche Erfahrungen gemacht hat. Daß Menschen und Dinge und Alles, was ihm dort entgegentrat, auf ihn einen wohlthuenden, heilenden Eindruck gemacht hat, daß er seine Hochachtung nicht bergen kann, begreifen wir; was dort ist, besteht seit lange; es ist der Niederschlag langer Kultur, die Erbschaft der Geschlechter, Recht und Bildung sind Gewohnheit geworden; man kann, des festen Grund und Bodens, der Sitte und Gesinnung gewiß, eine löbliche Freiheit walten lassen und selbst von mancher Ausschweifung absehen. Denjenigen aber, der eben aus schwankendem treulosem Elemente kommt, wo sich dem pädagogischen Reformer jeder erste Ansatz und Anhalt versagt, von wo aus er weiterschreiten könnte, während man doch von ihm die größten Thaten und Wirkungen, die anderswo die Arbeit von Jahrhunderten gewesen, verlangt, — einen solchen, wenn er eben mit dem besonnenen Versuche gescheitert, kann das feste Bild deutscher wissenschaftlicher Anstalten und der dort waltenden Ordnung nur zu schmerzlicher Bewunderung hinreißen. Wir haben Hrn. Professor Kawelin nur den einen Vorwurf zu machen: daß er sich fern hält, daß er seinem Vaterlande sich entzieht, daß er nicht irgendwie und irgendwo wieder Hand ans Werk legt und wenn Irrthümer begangen worden, diese offen eingesteht. Auf eine Begabung, wie die seinige, hat die Nation ein Recht. Bei einer neulichen vorübergehenden Anwesenheit dahier hat Hr. Kawelin der russischen St. Petersburger Zeitung (vom 8. October) einen ausführlichen, sieben Riesenspalten langen Aufsatz geliefert, der den Gesetzkodex und dessen Redaction, so wie die in Rußland herrschende Rechtsbildung bespricht. Ich bedauere eben wegen der Ausführlichkeit dieser Arbeit keinen Auszug daraus geben zu können. Hr. Kawelin tritt im Tone gedämpfter Trauer und mit hellem Blick allen Illusionen selbstzufriedener und schnellfertiger nationaler Sanguiniker entgegen. Soll es besser werden, so muß zuerst die gegebene Realität unbefangen und ohne Blinzeln ins Auge gefaßt und vor allen

mehr überzeugte, daß solche Dinge für die Philologie in Rußland keine große Wichtigkeit haben. Ich bin überzeugt, daß wenn ich meinen ersten Vortrag so hielte, wie Ritschl, Otto Jahn oder Haupt, ich beim zweiten Vortrag keinen einzigen Zuhörer mehr haben würde. (Einverstanden)." Folgt eine Beurtheilung neu erschienener Bücher, hoch vom Rosse herab: die Herren vom Ministerium müssen dem Berichterstatter sehr dankbar sein, daß er sie so mühelos und in Form großmüthiger Zugabe in die neueste Literatur einführt. Auf die Aera russischer Philologie, die Hr. Modestow eröffnen wird, sowie auf sein erstes wissenschaftliches Werk bin ich sehr gespannt. Glauben Sie aber nicht, daß der Ruf: die Wissenschaft muß sich mit dem Leben in Verbindung setzen, ein vereinzelter sei oder daß damit etwas Anderes verstanden werde, als: sie ist von Natur langweilig und man muß sie durch Anspielungen auf die Vorfälle des Tages würzen. Neulich hielt Hr. Bauer durch den das Katheder der Weltgeschichte an der hiesigen Universität besetzt worden, seine Doktordisputation. Es war an einem Sonntag, demselben Tage, wo die Universität wieder eröffnet worden, so daß der Geburtstag der einen mit der Taufe des andern zusammenfiel. Die zu vertheidigende Schrift betraf die griechische Tyrannis, über welche übrigens keine neuen Gesichtspunkte geöffnet wurden: Opponenten waren die Herren Lugebil und Astaffew. Die ganze Disputation — und das war das Merkwürdige — behandelte unter Maske Griechenlands und der griechischen Tyrannis den Bonapartismus und sein Verhältniß zur Bourgeoisie und zum Proletariat. Hier ist die Wissenschaft lebendig, hier ist sie keine todte Scholastik! Ein Recensent in einem hiesigen Blatt belobt die Behandlungsweise, die jenes gelehrte Thema diesmal erfahren, höchlich. Die Magisterarbeit des Hrn. Bauer, sagt er, besprach die attische Hegemonie, war unter dem Einfluß des Professors Kutorga in trockenem gelehrtem Ton geschrieben und weckte kein Interesse, weder Haß noch Liebe: seine zweite Schrift ist zeitgemäßer. Die alte Petersburger Schule, deren Repräsentant eben Prof. Kutorga ist, gefällt sich in mikroskopischer Erudition: sie liebt es, mit Maulwurfs-Gelehrsamkeit in abgelegene öde Gebiete einzudringen. Anders verfuhr die Moskauer Schule, an ihrer Spitze Kudriawzow, Granowski u. s. w. Was läßt sich dagegen sagen? Nichts, als daß solche Ansichten nirgends gefährlicher sind, als hier zu Lande und an hiesigen Universitäten. Der ohnehin geringe Ballast von Erudition ist bald über Bord geworfen und dann geht es flott weiter durch das Meer schöner Redensarten und nichtiger Allgemeinheiten; die unreife

Jugend aber, die man sich bemüht zu unterhalten, statt zu belehren, erschlafft nach dem ersten Entzücken bald wieder, verlangt immer stärkere Reizmittel und geräth zuletzt auf verderbliche Bahnen. Der frühere Professor Kawelin, dessen Namen Ihnen nicht unbekannt sein wird und der seit der Katastrophe, die die hiesige Universität betraf, in Deutschland lebt, hat von dort interessante Berichte über den Zustand deutscher Hochschulen eingesandt. Interessante, sagen wir — weil sie von einem Fremden herrühren, einem Mann, der, geistvoll und empfänglich, zugleich in dieser Sphäre sich selbst versucht und dabei traurige, aber lehrreiche Erfahrungen gemacht hat. Daß Menschen und Dinge und Alles, was ihm dort entgegentrat, auf ihn einen wohlthuenden, heilenden Eindruck gemacht hat, daß er seine Hochachtung nicht bergen kann, begreifen wir; was dort ist, besteht seit lange; es ist der Niederschlag langer Kultur, die Erbschaft der Geschlechter, Recht und Bildung sind Gewohnheit geworden; man kann, des festen Grund und Bodens, der Sitte und Gesinnung gewiß, eine löbliche Freiheit walten lassen und selbst von mancher Ausschweifung absehen. Denjenigen aber, der eben aus schwankendem treulosem Elemente kommt, wo sich dem pädagogischen Reformer jeder erste Ansatz und Anhalt versagt, von wo aus er weiterschreiten könnte, während man doch von ihm die größten Thaten und Wirkungen, die anderswo die Arbeit von Jahrhunderten gewesen, verlangt, — einen solchen, wenn er eben mit dem besonnenen Versuche gescheitert, kann das feste Bild deutscher wissenschaftlicher Anstalten und der dort waltenden Ordnung nur zu schmerzlicher Bewunderung hinreißen. Wir haben Hrn. Professor Kawelin nur den einen Vorwurf zu machen: daß er sich fern hält, daß er seinem Vaterlande sich entzieht, daß er nicht irgendwie und irgendwo wieder Hand ans Werk legt und wenn Irrthümer begangen worden, diese offen eingesteht. Auf eine Begabung, wie die seinige, hat die Nation ein Recht. Bei einer neulichen vorübergehenden Anwesenheit dahier hat Hr. Kawelin der russischen St. Petersburger Zeitung (vom 8. October) einen ausführlichen, sieben Riesenspalten langen Aufsatz geliefert, der den Gesetzkodex und dessen Redaction, so wie die in Rußland herrschende Rechtsbildung bespricht. Ich bedauere eben wegen der Ausführlichkeit dieser Arbeit keinen Auszug daraus geben zu können. Hr. Kawelin tritt im Tone gedämpfter Trauer und mit hellem Blick allen Illusionen selbstzufriedener und schnellfertiger nationaler Sanguiniker entgegen. Soll es besser werden, so muß zuerst die gegebene Realität unbefangen und ohne Blinzeln ins Auge gefaßt und vor allen

Dingen mit dem Anfang, nicht mit dem Ende angefangen werden. Es hilft nichts, sich und Andern Resultate vorzuspiegeln.

Ich hätte noch Mancherlei im Sack, was ich drin liegen lasse, da ich im Vorausgehenden wortreicher als billig gewesen bin und Ihren Raum schon zu sehr in Anspruch genommen habe. Sonst würde ich über unsere Reichsbank und deren Verwaltung, gegen welche sich vielfache Klagen erheben und der man vorwirft, durch kostspielige Operationen den Wechselkurs in künstlicher Höhe gehalten zu haben, über Geld- und Kapitalmangel, über die kritische Höhe des Discontos (10 Procent), über eine angeblich versuchte oder beabsichtigte Anleihe u. s. w. melden können. Ein hiesiges Witzblatt „Sanosa" (der Splitter), wagt es einen gewissen Baron darzustellen, wie er auf vollen Geldsäcken sitzend, drei vor ihm stehenden bedürftigen Kaufleuten die Discontirung ihrer Wechsel verweigert und sie statt dessen auf einen in den Lüften fliegenden Kranich verweist, der die Inschrift trägt: gegenseitiger Kredit. Ich will zum Schlusse nur des Gerüchtes von einem in Berathung befindlichen und nächstens zu erlassenden neuen Preß- oder Censurreglement Erwähnung thun. Der Gegenstand ist von der allergrößten Wichtigkeit. Wenn das, was man erzählt, richtig ist, so würde es in Zukunft der freien Wahl der Herausgeber und Redacteure überlassen bleiben, ob sie, wie bisher, sich einer Präventivcensur unterwerfen oder ohne Approbatur es auf die nachträgliche Ahndung der Preßadministration ankommen lassen wollen. Ich weiß nicht, wie Sie über diesen Punkt denken; was mich betrifft, ich würde, wenn ich Publicist wäre, es vorziehen, mich — vorher censiren zu lassen. Wenn das Meer unsicher und voll blinder Klippen ist, wenn die Winde launisch wehen, dann ist es weise, einen kundigen Lootsen an Bord zu nehmen. Ist nicht der Mensch — und der Schriftsteller ist doch auch ein Mensch — von Natur vorwitzig, unmäßig und unbedacht? wie angenehm, wenn er einen Arzt beständig zur Seite hat, der ihm zuruft: strecke den Kopf nicht zu weit zum Fenster hinaus, es ist heute rauhes Wetter, oder: lasse dies Gericht kalt werden, heiß genossen könnte es dir Beschwerden machen! Es ist schön, singen zu dürfen, wie Einem der Schnabel gewachsen ist; aber wenn der arme Singvogel zu frühe kommt', kein Zweig noch recht grünt und ein Winterschauer wieder über Land geht, dann muß er erfrieren und wäre besser noch zu Hause geblieben.

Redacteure:
Th. Böttticher. A. Faltin. G. Berkholz.

Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg,

als Mensch, Künstler und Gelehrter

Wir haben unter unsern Landsleuten keinen so großen Ueberfluß an hervorragenden Männern der Kunst und Wissenschaft, daß wir es ruhig ansehen könnten, wenn der Name eines Mannes, wie Otto Magnus von Stackelberg, allmälig der Vergessenheit anheim fiele. Dennoch ist unsers Wissens bisher im Inlande so gut wie nichts geschehen, was sein Andenken unter uns erhalten könnte. Auch hier hat wiederum, wie bei dem berühmtesten Dichter unserer Provinzen, dem unglücklichen J. M. R. Lenz, das Ausland vorangehen müssen, um uns die Verdienste eines durch Geburt und Abstammung uns Angehörigen kennen und würdigen zu lehren. Es findet sich nämlich in dem von Prof. E. Gerhard in Berlin herausgegebenen „Archäologischen Nachlaß aus Rom", Berlin bei Reimer 1852, (auch unter dem zweiten Titel „Hyperboreisch-römische Studien für Archäologie, 2. Theil) am Schluß ein „biographischer Anhang" über Stackelberg, von Gerhard selbst, dem noch lebenden persönlichen Freunde Stackelbergs. So schätzenswerth aber dieser Aufsatz ist, zumal da er wohl das Einzige enthält, was bisher über Stackelbergs Lebenslauf weitern Kreisen bekannt geworden sein mag, so erscheint eine neue biographische Arbeit über ihn von einem Inländer dadurch doch keineswegs überflüssig. Denn abgesehen davon, daß jener archäologische Nachlaß aus Rom unter uns wahrscheinlich nur sehr geringe Verbreitung gefunden hat, so ist der darin enthaltene biographische Anhang über Stackelberg auch nur von dem Standpunkte des deutschen Fachgelehrten abgefaßt, und nimmt auf die rein menschliche

Entwickelung des Mannes, die grade für uns Inländer manches Lehrreiche enthält, auf die Ziele seiner Bestrebungen, die Mittel, die ihm bei Erreichung derselben zu Gebote, und die Hindernisse, die ihm dabei im Wege standen, zu wenig Rücksicht, so daß er kein vollständiges Bild seiner Persönlichkeit darbietet und auch in der Beurtheilung derselben den Verhältnissen, unter denen sich sein Charakter herausbildete, nicht genügend Rechnung trägt. Wenn nun in den folgenden Blättern eine vollständigere Biographie Stackelbergs und eine eingehendere Würdigung seiner Bestrebungen und Verdienste versucht und dadurch eine uns nahe liegende und trotzdem so lange verabsäumte Pflicht der Pietät erfüllt werden soll, so können wir nicht unterlassen, auf die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens in heutiger Zeit aufmerksam zu machen. Der Lebensgenossen des durch ein ungünstiges Schicksal viel zu früh der Kunst und Wissenschaft entrissenen Mannes giebt es unter uns nur noch sehr wenige, und auch bei diesen ist die Erinnerung an seine theils mit ihm durchlebten, theils mündlich oder brieflich von ihm mitgetheilten Schicksale so verblaßt, daß sich nur wenig sichere Angaben aus diesen Quellen gewinnen lassen. Wir können unsere Kunde über Stackelberg daher fast ausschließlich nur aus schriftlichen Aufzeichnungen schöpfen, die meist von ihm selbst, theils aus seinen Tagebüchern, theils aus Briefen, wie sie uns von seinen Verwandten mit dankenswerther Liberalität zur Verfügung gestellt wurden, theils aus seinen Schriften herrühren, und nur in geringerem Maße der schriftlichen Aeußerungen seiner Freunde und Bekannten oder den öffentlichen Beurtheilungen seiner gelehrten Arbeiten entnommen sind. Für manche Abschnitte seines Lebens, zum Glück grade für die interessantesten und erfolgreichsten, bieten diese Quellen ein sehr reiches Material, für andere ein höchst spärliches dar, und dieser Umstand dürfte denn auch eine gewisse Ungleichmäßigkeit in unserer biographischen Darstellung herbeigeführt haben, aber auch gleichzeitig eine nachsichtigere Beurtheilung derselben in diesem Punkte beanspruchen lassen. Es konnte natürlich nur mitgetheilt werden, was sich jetzt überhaupt noch über Stackelbergs Lebensverhältnisse ermitteln läßt, und dies haben wir denn mit aller Mühe und Sorgfalt zusammenzustellen versucht und auch eine größere Ausführlichkeit nicht gescheut, wo sich aus dem Dargestellten Einblicke in die Zeit- und Culturverhältnisse sowohl unserer Provinz, als auch der Länder, in denen Stackelberg sich zeitweilig aufhielt, gewinnen ließen. — Auf der andern Seite stehen wir der Zeit Stackelbergs noch zu nah, als daß eine ganz objective Schilde-

rung seines Lebens und Beurtheilung seiner Persönlichkeit schon möglich wäre. Einige seiner Zeitgenossen sind, wie gesagt, noch am Leben; auf diese und besonders auf die mit warmer Pietät ihm anhangenden Verwandten war eine schuldige Rücksicht zu nehmen. Doch die Erwägung, daß bei längerm Zögern auch noch manche der uns jetzt zu Gebot stehenden Quellen versiegen könnte, mußte hier entscheiden, und so übergeben wir denn diese Blätter der Oeffentlichkeit hauptsächlich zu Nutz und Frommen unserer Landsleute, die daraus in vieler Beziehung Sporn und Anregung, aber auch manchmal Anlaß zu ernsten Erwägungen schöpfen könnten, und in der Hoffnung, daß es sie interessiren wird, über einen Landsmann etwas Näheres zu erfahren, der, gleich ausgezeichnet als Künstler wie als Gelehrter, dabei liebenswürdig als Mensch, noch durch manche eigenthümlich anziehende Lebensschicksale Theilnahme erregen dürfte.

Otto Magnus Baron v. Stackelberg war am 25. Juli a. St. im Jahre 1787 wahrscheinlich zu Reval geboren. Sein Vater, welcher Obrist in kaiserl. russischen Diensten gewesen und Besitzer der Güter Fähna im Kegelschen Kirchspiele und Lilienbach bei Narwa, so wie der Insel Worms war, starb schon wenige Jahre nach Otto's Geburt. Otto war der jüngste Sohn von 16 Geschwistern. Die Erziehung des Knaben wurde anfangs ausschließlich von seiner Mutter, einer geborenen v. Dücker, geleitet, einer einsichtsvollen, durch Gemüthstiefe und Kunstsinn ausgezeichneten Dame. In ländlicher Zurückgezogenheit auf dem Gute Fähna, in einer für unser Land anmuthigen Gegend, unter den günstigsten äußern Verhältnissen, entwickelte sich der Geist des glücklich begabten Knaben in ungestörter Harmonie. In der Familie herrschte, durch die Mutter angeregt, Vorliebe für die Kunst; es befand sich im Hause eine Sammlung von Gemälden und wurde viel Musik getrieben. Auch in dem Knaben Otto zeigte sich früh Neigung und Talent für beide Künste, die sorgfältig von der Mutter gepflegt und entwickelt wurden. Sein Lehrer im Zeichnen war der Maler Neus, der ausdrücklich für ihn aus dem Auslande verschrieben worden war. Es sind einige Zeichnungen Otto's, die er im 7. oder 8. Lebensjahre entwarf, Ansichten aus der Umgebung Fähna's nach der Natur, erhalten, in denen sich schon das ungewöhnliche Talent des nachmals so genialen Landschafters kund thut. Dabei wurde auch die wissenschaftliche Ausbildung, die ein Hauslehrer leitete, nicht vernachlässigt. Indessen richtete sich dieselbe weniger auf die Unterrichtszweige, die ihm für seine nach-

maligen archäologischen Beschäftigungen so nothwendig waren und die von ihm erst in spätern Jahren mühsam nachgeholt werden mußten, als vielmehr auf die sogenannten Realien, namentlich auf neuere Sprachen, die ihm freilich späterhin auch wohl zu statten kamen. Denn Otto sollte nach dem Wunsche der Mutter und der Verwandten eine diplomatische Carriere einschlagen, und diesem Plane, der des Knaben Neigungen von jeher zuwiderlief, wurde leider viel Zeit und Mühe bei seiner Erziehung unnütz aufgeopfert. Otto war übrigens bei seiner Begabung und Liebenswürdigkeit schon als Kind der Liebling nicht nur der Seinigen, sondern Aller, die ihn kannten. Indessen möchte wohl der vorzugsweise weibliche Umgang seiner frühern Jahre mit Mutter und Schwestern — denn die ältern Brüder wurden in Reval in der Domschule erzogen — die Veranlassung gewesen sein, daß sein Charakter, in welchem schon von Natur die Gefühlsrichtung vorherrschend war, eine gewisse Weichheit bis zur Schwäche annahm, von der er sich zwar in männlichen Jahren mit ernstem Streben und nicht ohne innere Kämpfe zu befreien suchte, die er aber doch nie ganz abstreifen konnte, und die, wie sie einerseits seine persönliche Liebenswürdigkeit mit bedingte, so andrerseits auch den Mangel männlicher Entschiedenheit manchmal fühlen ließ. In den Sommerferien, welche die Brüder auf dem Lande verlebten, bewohnten alle ein eigens dazu erbautes, abgesondertes Häuschen im Fähnaschen Park und ergötzten sich an allen möglichen jugendlichen Spielen und Uebungen, als Reiten, Jagen, Rappieren ꝛc. Otto hatte dabei manche Neckereien wegen seines weibischen oder wenigstens unknabenhaften Benehmens zu ertragen. Indessen entzog er sich, obwohl er mehr Neigung für die einsamen, beschaulichen Freuden der Natur, namentlich eine ungemein große Liebhaberei für Blumen, und von frühster Jugend eine besondere Vorliebe für die Beschäftigung mit den Künsten hatte, jenen Vergnügungen nicht ganz. Nur an der Jagd scheint er durchaus kein Gefallen gefunden zu haben, und noch späterhin spricht er in seinen Tagebüchern oft aufs entschiedenste seinen „Abscheu gegen die Rohheit dieses Vergnügens" aus. Seine Zuneigung gegen die Brüder litt indessen nicht durch die Verschiedenheit ihrer Naturen und Lebensrichtungen; vielmehr bewahrte er ihnen stets ein wohlwollendes Herz und eine aufrichtige brüderliche Gesinnung. Mehr jedoch fühlte er sich seiner ganzen Natur nach zu den Schwestern hingezogen, und ganz besonders empfand er für seine Mutter eine zärtliche, fast schwärmerische Liebe und Verehrung, welche während seines ganzen Lebens, obwohl er seit seinem 14. Jahre

beinahe stets durch weite Ferne von den Seinigen getrennt lebte, unverwischt und ungetrübt in seinem warmen Herzen bis an den Tod der Mutter fortdauerte nnd welche er auch öffentlich und für die Nachwelt durch die Zueignung seines Werkes „Ueber die Gräber der Hellenen" documentirte.

Im Jahre 1801 wurde Otto v. Stackelberg auf das Pädagogium zu Halle gesandt, wo er sich, fleißig und begabt wie er war, vielseitige und in manchen Zweigen des Wissens auch wohl gründliche Kenntnisse erwarb, so daß er schon 1803, sechzehn Jahre alt, in Begleitung eines ältern Bruders die Universität Göttingen bezog. Doch wurden seine Studien daselbst sehr bald unterbrochen durch die Ankunft zweier andern ältern Brüder, in deren Gesellschaft er im September 1803 eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Oberitalien antrat. Ueber diese Reise ist ein ausführliches Tagebuch erhalten mit dem Motto „τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς", wie denn Stackelberg es auch späterhin auf seinen weitläufigen Reisen niemals unterließ, ausführliche Notizen über das Gesehene und Erlebte aufzuzeichnen. Während aber die spätern Tagebücher sich fast ausschließlich auf die Kunst beziehen und die sorgfältigsten, oft durch Zeichnungen veranschaulichten Beschreibungen und treffende Beurtheilungen zahlloser Kunstwerke, antiker und moderner, Statuen, Gemälde, Gemmen, Münzen u. s. w. enthalten, sind in diesem und überhaupt in den frühern Tagebüchern auch alle Eindrücke der Reise selbst auf das frische, empfängliche Gemüth des jugendlichen Wanderers mit großer Ausführlichkeit geschildert; und wenn gleich auch hier das Kunstinteresse schon bedeutend vorwiegt, so finden doch auch die industriellen, socialen und politischen Verhältnisse der Völker und vornehmlich die Natur theilnahmvolle Berücksichtigung; und überall sind Reflexionen hineingeflochten, die interessante Einblicke in die allmälige Geistes- und Charakterentwickelung des aufblühenden Jünglings gewähren. Auch beginnen schon poetische Ergüsse; denn auch für die Poesie besaß Stackelberg nicht unbedeutende, wenigstens weit über die gewöhnlichen Leistungen zeitweilig sentimental angeregter jugendlicher Schöngeister hinausragende Anlagen. In der Beurtheilung der Kunstwerke überrascht uns bei der Jugend des Kritikers die Selbständigkeit und Sicherheit des Urtheils, welche durch keinen Autoritätsglauben beschränkt, das Treffliche überall herauszufinden weiß und das Schlechte, auch wenn es sich an berühmte Namen heftet, mit Ehrlichkeit aufdeckt, und jenes ernste Streben, welches sich nicht mit einem bloß passiven Ge-

muß des Kunstwerks begnügt, sondern es überall mit denkendem Sinn prüft und in die tiefern Intentionen des Künstlers einzudringen trachtet. So heißt es z. B. bei der Beschreibung eines Gemäldes von Guido Reni, Apoll und Marsyas, in der Gallerie zu München: „Marsyas liegt an einen Baum gespannt da in den schrecklichsten Verzuckungen und unaussprechlicher Angst. Apollo, ein blühender Jüngling, beugt sich über ihn, faßt die Haut des Unglücklichen und setzt eben das Messer an — aber weiter wagt sich der treffliche Guido nicht, denn nicht ist es des wahren Künstlers Sache, das ekelhaft Schreckliche darzustellen. Jenes ist der höchste Punkt, so weit ist es ihm erlaubt zu gehen, und herrlich kann er den Moment benutzen. Apoll blickt mehr mitleidig, als seines Sieges sich freuend, auf den Gemarterten herab. Gefesselt steht der Schauende und bewundert den denkenden Künstler." — An einer andern Stelle giebt er eine begeisterte Beschreibung des schönen Altarblattes von Van Dyk in der Aegidien-Kirche zu Nürnberg und fügt hinzu: „Oben hat Preißler von seiner Kunst was sehen lassen, um das viereckige Gemälde halbrund zu machen; er setzte ein Stück an und malte — daß sein Pinsel nicht zitterte, einen Meister wie Van Dyk ergänzen zu wollen! — in die Wolken eine Gesellschaft weinender Engel, die ihre gelben Arme ausstrecken, und deren Haar wie Furienschlangen in der Luft herumflattert. Nicht einmal nachahmen konnte er Van Dyk, der Unverschämte!" — Die Reflexionen, die in diesem ersten Tagebuche Stackelbergs häufig seinen Reisenotizen angeschlossen sind, zeigen natürlich noch vielfach jugendliche Unreife und häufig eine gewisse Altklugheit, außerdem tragen sie manchmal den sentimentalen Charakter der damaligen Periode, meistentheils aber verrathen sie doch einen natürlichen gesunden Sinn und einen frischen jugendlichen Humor. Die Reisenotizen bieten nicht selten interessante Vergleichungspunkte zwischen den damaligen Culturverhältnissen Deutschlands und den heutigen und besonders zwischen den damaligen Reisebequemlichkeiten und den gegenwärtigen dar. So schreibt er z. B. Cassel den 14. September in sein Tagebuch: „Ich hatte mir vorgenommen, den Abend angenehm zuzubringen durch eine griechische Lectüre. Zu diesem Ende schickte ich eilig einen Lohnlakai in den Buchladen nach einem Anakreon. Als er schon seine hessischen Sohlen beinah eine Stunde auf dem Pflaster abgerannt hatte, kam er keuchend zurück, indem er versicherte, in Cassel kenne man solche Bücher nicht. O, Cultur einer kurfürstlichen Residenz mitten im gebildeten Deutschland!" — Einen mächtigen Eindruck machten nament-

lich auf den Jüngling die Naturwunder der Schweiz, der erste Anblick der Alpen. Daneben aber sehen wir ihn in der Schweiz für Salomon Geßner schwärmen, Lavaters physiognomisches Cabinet in Augenschein nehmen, Pestalozzi's Anstalt besuchen und dessen persönliche Bekanntschaft machen und am Genfer-See in Rousseau-Reminiscenzen schmelzen und dessen Heloise studiren. In Genf verlebte Stackelberg den Winter. Bei einer Fahrt auf dem Genfer-See entrannen die Reisenden kaum einer ernstlichen Lebensgefahr. Hören wir Otto selbst darüber berichten: „Wir hatten uns an der Küste einen Augenblick aufgehalten und steuerten nahe am Gestade hin. Am Ufer des Sees wurde auf Befehl der französischen Regierung ein neuer Weg angelegt und zu dem Ende ein Theil der Felsen weggesprengt. Als wir uns der Stelle näherten, hatte man grade 3 der Minen mit Pulver gefüllt. Unsere Ruderer schrien den Arbeitern zu, noch nicht anzuzünden. Aber das gefühllose Volk hörte nicht auf unsere Zurufungen, zündete an, und obgleich unsere Leute mit aller möglichen Kraft vom Ufer fortruderten, so sahen wir uns dennoch auf einmal von einem Hagel von Felsenmassen umschwirrt und schwebten in Todesgefahr. Dreimal hörten wir so den Donner der Minen und erlebten den Felsenhagel, aber die Gefahr verminderte sich, je mehr wir uns entfernten, und wir entrannen ihr glücklich." — Im Mai 1804 brach Stackelberg von Genf auf und ging nach Oberitalien, wo namentlich Mailand ihn fesselte und durch seine Kunstschätze interessirte.

Nach diesem ersten Ausfluge, bei welchem sich die künstlerischen Anlagen des Jünglings rasch und reich entwickelt hatten, scheint Stackelberg, nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Dresden, wo er ausschließlich der Kunst lebte und in der Gemäldegallerie einige Bilder in Oel copirte, im Herbste 1804 oder im Frühjahr 1805 in die Heimath zurückgekehrt zu sein. Da man die diplomatische Laufbahn für ihn noch immer nicht aufgeben mochte, ging der nunmehr 17- oder 18-jährige junge Mann zunächst nach Moskau, um die russische Sprache an Ort und Stelle zu erlernen und auf der Moskauer Universität Diplomatie zu studiren. Ersteres gelang über Erwarten in kurzer Zeit, wie denn Stackelberg überhaupt großes Sprachtalent besessen zu haben scheint. Er sprach und correspondirte späterhin geläufig außer in deutscher, französischer und russischer, auch noch in italienischer, englischer und neugriechischer Sprache, und besaß auch in den alten Sprachen, zu denen er im Pädagogium zu Halle den ersten Grund gelegt und in denen er sich späterhin lediglich durch eigenen Fleiß

fortgebildet zu haben scheint, gründliche Kenntnisse. Mit den diplomatischen Studien jedoch ging es weniger glücklich. Auch sehnte er sich nach Deutschland zurück, und vor allen Dingen wohl aus Moskau weg, so daß der dortige Aufenthalt kaum ein Jahr gedauert haben kann. Er kehrte darauf zunächst zu den Seinigen nach Estland zurück, reiste im Sommer 1806 von Reval zu Schiff nach Lübeck und eilte von da rasch nach Göttingen, um seine unterbrochenen Studien daselbst weiter fortzusetzen.

Hier wurden nun fleißig juristische und staatswissenschaftliche Vorlesungen, ferner Geschichte bei Heeren, daneben aber auch Archäologie bei Fiorillo und mehrere philosophische Disciplinen gehört. Uebrigens wurden auch die Künste, besonders Malerei, mit großem Eifer fortgetrieben, und manche Stunde an der Staffelei zugebracht oder der Poesie und Musik gewidmet. Außerdem legte sich Stackelberg um diese Zeit mit großem Eifer auf das Erlernen der englischen Sprache, in der ihn ein Arzt Mac Connen unterrichtete. Zugleich entwickelte sich ein anregender Verkehr mit mehreren der damals zahlreich in Göttingen studirenden Jünglingen aus unseren Provinzen. Es gab zu jener Zeit besondere Verbindungen der Estländer, Livländer und Kurländer in Göttingen, die ihren Sammelpunkt in dem sogenannten russischen Clubb hatten. Unter den nähern Bekannten Stackelbergs kommen in seinem Tagebuche viele noch unter uns wohlbekannte Namen vor: Baranoff, Wrangel, Braunschweig, Budberg, Behr, Wilpert, Bidder, Mirbach, Seefeld, Stempel, Koskull, Sievers ꝛc. Auch an den studentischen Verhandlungen scheint Stackelberg sich persönlich betheiligt zu haben; doch besaß er vor den herrschenden Parteizwistigkeiten und vor allen Rohheiten des damaligen Studententreibens, dem Schnurrendurchprügeln, den grundlosen Raufereien und Corporationspaukereien, einen unüberwindlichen Widerwillen; wo es aber galt, die edlern Bestrebungen der Studenten im Interesse der Allgemeinheit zu fördern, da fehlte er gewiß nicht leicht. Die damaligen Kriegsverhältnisse hatten die sichere Communication mit der Heimath unterbrochen, so daß die Geldsendungen aus Rußland oft lange Zeit ausblieben und die in Göttingen studirenden Russen, zumal im Winter 180$^{6}/_{7}$, in manche drückende Ungelegenheit geriethen. Dennoch fand Stackelberg die Mittel, nicht allein vorübergehenden Geldverlegenheiten seiner studirenden Landsleute oftmals abzuhelfen, sondern auch zu Collecten für kriegsgefangene russische Offiziere bei ihrem Durchzuge reichlich beizusteuern.

Auch mit mehreren Professoren wurde ein anregender geselliger Ver-

kehr unterhalten. So war z. B. Stackelberg im Hause Heerens, Schlözers, Sartorius, bekannt und in den dortigen Theezirkeln gern gesehn. Bei Professor Hofrath Reuß wohnte er mit einem Studiengenossen Weidenhammer zusammen. Die Frau des Professors, eine noch jugendliche, geistreiche Dame, die über ihren gelehrten Herrn Gemahl ein drückendes Pantoffelregiment ausgeübt zu haben scheint, mochte den liebenswürdigen jungen Russen in ihre besondere Affection genommen haben. Stackelberg ließ sich dies auch eine Zeit lang gefallen, wohl mehr aus Interesse für ihre muntere Unterhaltung, als aus zärtlichern Sympathien; er betrachtete das Verhältniß mit satirischem Blick, sein Herz blieb dabei unbetheiligt, und so gab denn die Frau Hofräthin allmälig ihren Plan, ihn ganz in ihre Netze zu ziehen, auf und wandte ihre Gunst Weidenhammer zu. Dagegen entspann sich auf einem Ausfluge nach Cassel, Ostern 1807, den Stackelberg mit einem Universitätskameraden Reuter unternahm, ein zärtliches Verhältniß zu einer Baronesse Julie v. Schwarzelle, in deren Familie er durch Reuter eingeführt wurde. Mit der vollen sentimentalen Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit seiner Zeit und seines 20-jährigen Jünglingsherzens gab er sich demselben für eine Zeit lang hin. Die Musik näherte sie einander. „Ich lehrte sie, schreibt Stackelberg in sein Tagebuch, eine russische Volksmelodie. Da setzte sie sich nun an meine Seite; ich bebte, als unsere Hände die Tasten berührten und ihr Hauch an meine Wange wehte; immer suchte ich kleine Passagen gegen den Discant hin zu machen, um die Tasten zu berühren, wo ihre schön geformte Hand geruht hatte. Schnell hatte sie die kleine Arie im Gedächtniß und spielte sie mit der ihr eigenen Anmuth. Ich fragte sie, da ich wußte, daß sie sang, ob sie Göthe's Lied „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn" singe? Sie setzte sich neben mich ans Clavier und begann mit ihrer süßen Flötenstimme den bezaubernden Gesang, den ich ihr zitternd begleitete. Noch nie fühlte ich dies ängstlich süße Gefühl, das mich an ihrer Seite durchdrang, ihre Wangen rötheten sich sanft und meine glühten; eine unnennbare Wonne durchbebte mich bis in die äußersten Spitzen meiner Finger und theilte dem Spiel des mich immer so erschütternden Liedes jene ganze zarte Wehmuth mit, die der Dichter in die Worte legte. Ganz in meinen Gefühlen lebend, ward ich von dem Ende überrascht und aus meiner Wonne geweckt. Ich fragte mich selbst, wo ich war? Dann fürchtete ich bald, daß man meine sonderbare Lage, die mein ganzes Wesen verrieth, bemerkt haben möchte. Bei der einfachen Abend-

mahlzeit saß ich am Tisch neben Julien und die angenehme Nachbarschaft machte mich ausgelassen lustig. Minna, der andern Schwester, gab ich nun manchen Anlaß zu spaßhaften Bemerkungen, während Julie nur einige mal mit den andern lachte. Die Stunde der Trennung schlug. Man sagte mir viel Verbindliches und lud mich aufs Land. Ich bückte mich vor Jedem im Kreise, aber vor Julien wäre ich beinahe in der Verbeugung versteinert geblieben. Das tiefe Schweigen im Kreise umher brachte mich bald wieder zu mir. Als wir über den Königsplatz gingen, weckten wir das Echo und wie mit Geisterhauch rief es mir achtmal: Julie! Julie! nach, bis es leise dahinstarb. Aber ewig hallt es in meinem Herzen: Julie, Julie! fort". Wohl als Nachhall der durch dieses Verhältniß angeregten Gefühle erscheint eine etwas spätere Stelle im Tagebuche: „Dem Dichter allein lebt die Schöpfung. Von den Sternen herab wehen ihn Geister an, wie aus den Quellen, Blumen, Bäumen; sie ziehen an ihm dem Wandernden wie laue Winde vorüber; sie leiten ihn durch das Leben. Lebendig ist er allein im Leben, für ihn ist kein Tod. Durch den dunkeln Schleier sieht er in jenem Lande die Seligen wie durch die Wolken die Sterne schimmern. Er liest in den Sternen, vor ihm aufgeschlagen liegt die geheimste Schrift der Natur! — Indessen scheint jene Jugendleidenschaft nicht lange über Stackelbergs flüchtigen Besuch in Cassel hinaus gedauert zu haben. Stackelberg war überhaupt, auch noch in vorgerückteren Jahren, sehr beliebt bei den Damen, was wohl leicht begreiflich ist bei einem Manne von so großer persönlicher Liebenswürdigkeit und so reicher, namentlich künstlerischer Begabung, die mit der feinsten gesellschaftlichen Tournüre verbunden war; auch er selbst war, obwohl er nie verheirathet gewesen ist, stets ein großer Verehrer des andern Geschlechts.

In der Göttinger Studentenzeit beschäftigte und interessirte ihn eine Zeit lang lebhaft die Lectüre von Rousseau's confessions. „Manche Gefühle, schreibt er in sein Tagebuch, manche Gedanken, mancher Characterzug Rousseau's stimmt ganz mit den meinigen überein; manches Wort ist mir aus der Seele geschrieben. Ich fing deshalb auch an, mein Tagebuch zu schreiben, um aus mir selbst mich kennen zu lernen; nach Andern mich zu beurtheilen habe ich schon oft versucht". An einer andern Stelle jedoch heißt es: „Bei allem tiefen Gefühl, das aus Rousseau's ganzem Wesen spricht, ist und bleibt er doch immer der frivole Franzose". Ueber seinen eigenen Character urtheilt er: „Ich lege zu viel Raffinerie in meine Handlungen, die sich manchmal bis zur Coquetterie steigert. In den aus-

gelassensten Augenblicken greift mich oft eine Hand an, die mich in mein Innerstes kehrt und mich gedankenvoll über mich selbst macht". Oft klagt er sich nach Art der Gefühlsmenschen und gewiß mit Unrecht, der Kälte an; begründeter mag der Selbstvorwurf gewesen sein, daß er seine Gedanken oft zu viel wäge und besonders zu viel über sich reflectire. — „Ueber meinem Pulte, schreibt er ein andermal, hängt ein Christuskopf, den ich in Dresden nach einem Bilde des Annibale Carracci mit eigener Hand copirt habe. Dieser Kopf hat mir oft Unterhaltung und Erbauung gewährt. Einerseits freute ich mich, die Idee, welche der Künstler in das Original gelegt hat, hervorzusuchen; andererseits strebte ich, sobald etwas mein innerstes Gemüth tiefer beschäftigte, mir dort eine Antwort zu holen. Hatte ich irgend etwas gethan, was einem Fehltritt ähnlich sah oder es war, so schien mir eine Drohung in seinen Augen zu leuchten; war ich hingegen herzlich froh, schmeckte ich die Seligkeiten einer guten Handlung, so schien mir Billigung auf seinen Lippen zu schweben. — So ging es mir auch mit einem Portrait meines Vaters in Reval, in dessen Nähe ich immer ein Gefühl heiliger, ehrfurchtsvoller Scheu empfand". So ließ Stackelberg die Kunst auch veredelnd auf sein Gemüth einwirken; aber auch seinen Verstand und sein Nachdenken regte dieselbe beständig an. So berichtet er von einem Gespräch, das er mit seinem Freunde Reuter auf jener Reise nach Cassel über die Unterschiede zwischen Malerei und Poesie geführt: „Ich wollte es Reutern nicht zugeben, daß die Poesie ganz unmittelbar das Gemüth anspräche, die Malerei nur mittelbar; denn jene braucht doch auch die Sprache und das Ohr, um sich mitzutheilen, die andere die Farben und das Auge; die eine wirkt vielmehr durch den Verstand auf das Gefühl, die andere durch das Gefühl auf den Verstand, beide fesseln also das Gemüth. Nun hob Reuter den Mangel der Malerei hervor, abstracte Begriffe darzustellen, worauf ich ihm gleich den Mangel der Dichtkunst zeigte, uns Gemälde und Formen zu geben. Wir kamen auf den Gedanken, wie man wohl die Begeisterung in einem Gemälde darstellen würde, ich schlug vor: mit einem Flämmchen auf dem Haupte, sitzend auf einem Dreifuß, das Auge gen Himmel gerichtet. Wir kamen in Bezug auf unsere Streitfrage zu dem Schluß: der Maler faßt die Welt in Formen auf, der Dichter in Begriffen; beide bieten sich freundlich die Hand und können einander niemals entbehren".

Der Krieg brachte den Göttinger Studenten nicht allein häufige Geldverlegenheiten, sondern auch noch manche andere Aufregungen und Unan-

nehmlichkeiten, Die französischen Offiziere benahmen sich bei den zahlreichen Truppendurchmärschen gewöhnlich höchst übermüthig. Ein Beispiel davon berichtet Stackelberg in seinem Tagebuche: Anfang Januar (1807) kommt ein französischer Stabsoffizier in einem Gasthofe an und verlangt mit großem Ungestüm Quartier. Mehre Studenten stehen vor dem Gasthofe und lachen über das Benehmen des Fremden. Wüthend kommt er auf sie zu und giebt dem jungen Martens, einem Neffen des Professors, eine Ohrfeige. Jener antwortet mit seinem umgekehrten Regenschirm. Der Offizier zieht blank, der Student, da ihm keiner seiner Kameraden hilft, flieht, der Offizier mit gezogenem Säbel ihm nach. So kommen sie unter einem großen Auflauf von Straßenjungen in der Wohnung des Professors an, wo der Student von seinem bewaffneten Gegner tüchtig durchgefuchtelt wird, während der Oheim unthätig dabei gestanden haben soll. Der Professor geht darauf mit dem Offizier zum Commandanten, der letzteren arretiren läßt, doch ruft derselbe noch dem Professor zu, er werde ihn füsiliren lassen. Der Offizier ward hernach von Gensd'armen zur Stadt hinausbegleitet, und der Student glaubte sich vollkommen gerächt; in dem Schein sind die Franzosen Meister; indessen ist unzweifelhaft, daß dem Offizier nicht ein Haar weiter gekrümmt worden ist, während der arme Student nach seiner Tracht Prügel zu Bett gebracht werden mußte. Stackelberg schließt, nachdem er diesen Vorfall erzählt: „Hätten jene Freunde des Studenten vor dem Gasthofe gleich Theil an dem Handel genommen, wie sie mußten, die Sache wäre wahrscheinlich anders abgelaufen". — Die Nachrichten aus der Heimath blieben zu jener Zeit oft lange aus. Ueber die Kriegsvorfälle wagte man überhaupt nicht zu schreiben, da das Postgeheimniß von den französischen Beamten wenig respectirt wurde; auch die Zeitungsberichte waren in Deutschland wenig zuverlässig. Darüber schreibt Stackelberg an seine Mutter vom 20. Juni 1807: „Von den übrigen Vorfällen werden Sie besser unterrichtet sein als wir, denn außer England und dem Norden stehen die Journalisten und Zeitungsschreiber alle im Fuchteldienste... Auch Spanier sieht man hier durchmarschiren, von denen sich die neugierigen Göttinger so viel Wunderbares vorgestellt haben, denen sie selbst aber noch viel spanischer vorkommen mögen. Man sagt, daß sie Hannover besetzen werden; der moderne deutsche Geist zeigt sich hier am deutlichsten, denn diese tapfern Hannoveraner sieht man nun schon der vierten fremden Nation in freudiger Zuversicht entgegeneilen, die ihnen doch nur neue Verwüstung und

Eroberung des Vaterlandes bringt. Aber ein entseelter Körper muß begraben werden. Was nicht ein kraftvoller Mann wie Napoleon vermag! doch auch er ist ein Sterblicher. Je höher er gestiegen, desto leichter kann er fallen. Manche Hoffnung mag sich wohl noch auf Rußland stützen. — Wie viel mehr könnte ich von Ihnen erfahren, wenn nur Aussicht wäre, daß solche Nachrichten hier herübergelangten".

Im Juli 1807 machte Stackelberg eine kleine Reise nach dem Badeorte Pyrmont. Er spricht bei dieser Gelegenheit wie auch sonst noch oft, seinen Widerwillen und Abscheu gegen das Spiel aus. „Abends ging ich ins Theater, heißt es weiter im Tagebuche (auch für die Schauspielkunst hatte Stackelberg, wie für jede Kunst, ein hohes Interesse), man gab die Hussiten vor Naumburg. Welche Leere läßt doch das Stück nach! Zu meinem Nachbar sagte ich: „Ich möchte vor Schläfrigkeit weinen", und dieser antwortete: „Ich bin vor Weinen schläfrig geworden". — Auf der Rückreise von Pyrmont wurde die berühmte Ebene im Teutoburger Walde unweit Paderborn aufgesucht, wo die Hermannsschlacht vorgefallen sein soll. Darüber lesen wir in Stackelbergs Tagebuch: „Endlich öffnete sich uns der Wald mit der weiten Aussicht auf das Nebelthal von Paderborn, und eine Haide lag vor uns, von Wald begrenzt. Dies war das Schlachtfeld, wo Hermann die Legionen des Varus darniederstreckte. Noch jetzt schimmert weißes Gestein in der Ferne, so daß man es für Todtengebeine halten könnte. Der berühmte Eichenwald, aus dem Hermann hervorstürzte, ist lange nicht mehr, jetzt sieht man nur noch Ellern an seiner Stelle. Vom Berge hinunter in das Thal sah ich das trockne Bett eines Bächleins, das der Sage nach aus Römerblut entstanden sein soll und noch jetzt der rothe oder Blutbach heißt. Von einem andern Bächlein, das ins Thal hinunterfließt, sagt man, daß es nur im Frieden Wasser enthalte. Jetzt ist es schon seit drei Jahren trocken. Als wir thalwärts hinuntergingen, fand ich den einzigen halbvermoderten Stamm einer Eiche, der kaum von drei Menschen umspannt werden konnte; einen Splitter dieser Eiche nahm ich zum Andenken mit".

Während seiner Studienzeit in Göttingen hatte Stackelberg noch oft mit schmerzlichem Heimweh zu kämpfen, und auf rührende Weise spricht sich oft in seinen Briefen seine Zärtlichkeit gegen Mutter und Schwestern, sowie seine treue Zuneigung für seinen Schwager Meyendorff aus. In dem schon oben erwähnten Briefe an seine Mutter vom 20. Juni 1807 heißt es: „Sie sind immer so gut, liebe Mama; lassen Sie Ihren Otto

auch immer noch mit in Ihrem Kreise leben. Mag er auch weit weit von ihnen sein, Ihrem Herzen ist er doch immer nah. Meine kindlichen Gefühle sind, wie ich mich auch sonst mag geändert haben, dieselben geblieben. Die süße Gewohnheit meiner Kindheit, immer das Beste der Mutter zu bringen, drängt mich auch jetzt noch. Es ist mir, als müßte ich jede schöne Blume, jede Erstlingsfrucht, die ich pflücke, für meine Mutter bewahren. Denke ich dann an die Entfernung, so lege ich sie traurig hin, und am andern Morgen sind sie verwelkt; auch meine glühenden Thränen können sie nicht mehr beleben... Nun denke ich mich mitten in Ihren Kreis, wo alles versammelt ist, was sich mir angehörig nennt, und freudig umarme ich Jeden, als wäre die lange Zeit unserer Trennung nur ein böser Wintertraum gewesen". In einem andern Briefe an die Schwester vom 29. Januar 1808 heißt es: „Gruß und Kuß Dir mein Lottchen im kalten Vaterlande! Doch Du mit Deinem warmen Herzen thau allen Schnee um Dich her auf... Daß Du mich lieb hast, trautes Minchen, sagt mir jede Zeile Deines Briefes; daß ich Dich lieb habe, könnte ich auf Bogen schreiben, wenn ich mein Herz entfalten wollte. Und alles das brauche ich Dir nicht so weitläuftig zu schreiben; wenn ich bei Dir wäre, sagte Dir's ein einziger Blick... Thränen sind Tropfen der höchsten Wonne. Hast Du recht genau die Natur an einem warmen Sommertage beobachtet? Thränen schlürft die Sonne gierig aus der schönen Erde; Thränen fallen vom Himmel, und die ganze Natur lebt auf in geschäftigem Grünen und Blühen; Thränen sind die Nahrung der Körper- und Geisterwelt. Wenn die Natur uns recht innig liebt, so fallen Thränen. Wenn Du mich recht glücklich machst, so kommen mir Thränen in die Augen, und das geschieht jedesmal, wenn Du mir schreibst... Warum bin ich nicht bei Euch? Ach, alles Briefschreiben ist ein ewiges Hingeben ohne Wiederempfangen. Wie die Seele im Augenblick giebt, so will sie im Augenblick zurückempfangen. Wie kann sie wochenlang warten und die Posttage zählen? — In einem Brief an seinen Schwager Meyendorff spricht er sich bitter über die Rohheiten des damaligen Göttinger Studentenwesens aus: „In der Burschenwelt, heißt es, ist jetzt Alles Wüthen und Toben; Bannflüche waren über 5 Landsmannschaften gegenseitig ausgesprochen (solcher Unsinn ist nicht ungewöhnlich), und das alte Faustrecht war wieder hergestellt — bis man aus Cassel einen Mann, Johannes Müller, kommen ließ, der mit einem starken Wort alles endete, was der ganze akademische Senat nur immer mehr verdorben hatte.

Du kannst Dir leicht vorstellen, wie weit ich mich wegwünsche... Warum wirfst Du mir es vor, daß ich Dich vor Allen liebe? Meine Schwester ist mir nicht lieber, als Du es bist, und es deuchte mir so schön, daß Du mir in meinen Jünglingsjahren mit gewichtigem Rath beistehen solltest, da sie mich als Knaben geleitet. Zürne nicht über meine weiten Reisepläne. Immer dachte ich mir das Leben am liebsten als eine Reise, und besonders schön, wenn man da sich selbst den Weg suchen müßte und ihn fände".

Bis Ostern 1808 verweilte Stackelberg in Göttingen, und begab sich darauf nach Dresden, um sich wieder eine Zeitlang ausschließlich den Kunststudien zu weihen. Dort scheint es ihm endlich gelungen zu sein, die Seinigen von dem, was ihm selbst wohl schon seit lange klar sein mochte, zu überzeugen: daß er nämlich für eine diplomatische Laufbahn durchaus nicht passe, daß er vielmehr für die Kunst allein geschaffen sei und nur auf diesem Wege seine Lebensbestimmung erreichen könne. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Dresden machte er sich in Gesellschaft des nachmaligen Professor Tölken in Berlin nach Rom auf, und zwar zu Fuß, um Land und Leute besser kennen zu lernen. In Rom bestand seine Hauptbeschäftigung zuerst in Studien nach Raphaels Frescogemälden, in Landschaftszeichnungen und in der Ausführung selbsterfundener Skizzen. Von Stackelbergs eigenen Gemälden ist den Seinigen nicht viel erhalten. Das meiste davon ist wohl, als nach seinem Tode sein künstlerischer Nachlaß in Dresden in öffentlicher Auction veräußert wurde, nach allen Himmelsgegenden verstreut worden. Gerhard hebt nach einem Briefe ihres gemeinschaftlichen Freundes Kestner besonders einen schönen Carton hervor, eine Madonna, der 2 Engel das Christkind entgegenbringen, in Stil und Behandlung der Formen mit Raphaelischen Reminiscenzen, doch von Erfindung ganz sein Eigenthum. — In Rom wurde nun aber bald Stackelbergs Interesse vorwiegend auf die antike Kunst hingelenkt, so daß er darüber die eigene künstlerische Production in den Hintergrund treten ließ und sich mit warmer Begeisterung endlich ausschließlich der Archäologie widmete, auch alsbald, da es ihm an den erforderlichen gründlichen Vorkenntnissen zu einem erfolgreichen Betreiben dieser Wissenschaft noch fehlte, sich mit ganzem Ernst und Eifer auf die dahin schlagendenden Studien legte.

Zwei Freunde Stackelbergs, die er in Rom kennen gelernt und mit denen er täglich verkehrte, der dänische Prof. Bröndsted und dessen Landsmann Koes, hatten sich schon lange bemüht, eine Reise nach Griechenland

zu wissenschaftlichen Zwecken zu ermöglichen, politische Hindernisse aber waren der Erfüllung ihrer Wünsche bisher entgegengetreten. Da kam eine Depesche des dänischen Gesandten aus Konstantinopel an mit der unerwarteten Nachricht, die türkische Regierung sei dem Unternehmen günstig gemacht, die Paschas der griechischen Provinzen seien von der bevorstehenden Ankunft dänischer Gelehrten benachrichtigt, man hätte Fermans und Pässe ausgefertigt und nach Korfu entgegengesandt; die größte Sicherheit und überall freundliche Aufnahme wurde versprochen. Bald schlossen sich der Architekt und Gallerieinspektor aus Nürnberg, Haller v. Hallerstein und der Landschaftsmaler Linckh aus Canstadt, ebenfalls Freunde Stackelbergs, der Expedition an, und diese gute Gesellschaft bewog auch Stackelberg selbst, seinem lange sehnsüchtig im Herzen genährten Wunsch, das classische Land der antiken Kunst durch eigenen Augenschein kennen zu lernen, Befriedigung zu geben. Den 13. Juni 1810 verließ die Gesellschaft, in deren gemeinschaftlichem Reisepaß Stackelberg als ein mecklenburgischer Historienmaler figurirte, Rom, mit dem Vorsatz, in 6—8 Monaten zurückzukehren. Die Reise nach Neapel mußte rasch zurückgelegt werden, man genoß nur, was der flüchtige Augenblick zu betrachten gestattete. Auch in Neapel verweilte man nur 14 Tage. Uebrigens fand Stackelberg seine Erwartungen von dieser Stadt, wie so viele Reisende, die von Rom dahin kommen, nicht bestätigt. Er schreibt darüber: „So viel ist mir auch aus dem kurzen Aufenthalt klar geworden, daß wer in Rom war, diese Stadt verstehen lernte und sich dort zum Künstler bildete, in Neapel die Befriedigung nicht finden kann, welche so viele Reisende rühmen und ich erwartete. Man sehnt sich von hier nur noch heißer nach Rom zurück und ist nur glücklich in Neapel, so lange der Rausch der Neuheit dauert. Rom ist die Stadt, die vor allen andern aus der traurigen Jetztzeit herausrückt und ein edleres Bewußtsein anregt; Neapel aber ist ein zweites Paris und Paris und Rom stehen in directem Gegensatze". Den 4. Juli verließen die Reisenden Neapel und fuhren mit demselben Vetturin, der sie dahin gebracht hatte, einem muntern bramarbasirenden ehemaligen Soldaten Napoleons, quer über den Apennin, durch eine öde, durch Räuberei verrufene Gegend, wo überall am Wege Pfähle standen, von denen die Köpfe hingerichteter Räuber sammt abgehauenen Armen und Beinen, von den Raben halb zerfleischt, herabgrinzten; dann längs der einförmigen Küste des adriatischen Meeres bis nach Otranto, von wo die Ueberfahrt nach Griechenland unternommen werden sollte. Hier mußten sie aber, aus

Furcht vor den Engländern, die an der Küste kreuzten, 10 Tage liegen bleiben, um das Vorübergehen der mondhellen Nächte abzuwarten. Mit einem Truppentransport, der heimlich nach Korfu gehen sollte, schifften sie sich endlich bei scharfem Winde in einer Barke ein. Das Fahrzeug war mit Soldaten angefüllt und nur zwei untüchtige Matrosen und ein Schiffsjunge zu seiner Lenkung vorhanden. Kaum eine Miglie vom Lande brach das Steuer; der Sturm bog die Barke auf die Seite und tauchte sie in die Fluth; die unerfahrenen Matrosen vermochten erst nach langer Arbeit das Segel einzuziehen; man sah sich jeden Augenblick in Gefahr von den Wellen begraben zu werden, rief um Hülfe, gab Nothzeichen; aber obgleich man die Gefahr deutlich vom Ufer sah und mehrere der zugleich abgesegelten Schiffe ihnen ganz nah vorbeifuhren, kam ihnen doch Niemand zu Hülfe. Endlich wurde die Barke mit Gekrach an eine Klippe geworfen. Man warf die Kleider ab und klammerte sich an den Mastbaum, um sich im Nothfall durch Schwimmen zu retten, während die Soldaten unten im Schiffsraum unthätig heulten und wehklagten; die schweren Beutel mit dem Reisegelde wurden in dem Augenblicke der höchsten Gefahr verächtlich aufs Verdeck geworfen. Eine Welle hob das Schiff wieder, welches nun dem Zuge der Brandung folgend, bald hierher, bald dorthin getrieben wurde, bis es endlich auf einer flachen Stelle des Ufers in der Nähe der Stadt sitzen blieb. Jetzt erst kam ein Kahn aus der Stadt den Schiffbrüchigen zu Hilfe, und so gelangten sie denn in dem traurigsten Zustande nach Otranto zurück, das sie wenige Stunden vorher mit den schönsten Hoffnungen einer griechischen Reise verlassen hatten. Durch diesen mißglückten Versuch wurden die Reisenden so entmuthigt, daß sie schon Willens waren, nach Rom umzukehren. Nur Bröndsted beharrte fast auf seinem Vorsatz und die Uebrigen, nachdem der erste Schreck des Schiffbruchs verschwunden war, entschlossen sich am Ende doch ihn weiter zu begleiten.

So schiffte man sich denn nach 2 Tagen auf einer griechischen Barke, die mit Knoblauch beladen und mit freundlichen und erfahrenern Leuten bemannt war, zum zweiten Mal nach Korfu ein. Seekrank, von zwei englischen Fregatten und einem tunesischen Seeräuber geängstigt und von einem nächtlichen Sturm bedrängt, flüchteten sie in der ersten Nacht an die Insel Fano, wo sie bei dem französischen Commandanten freundliche Aufnahme fanden. Am andern Morgen die Insel durchwandernd, stießen sie auf einen Trupp Albanesen, die eben beschäftigt waren, ein Lamm auf homerische Weise zuzubereiten. Es wurde, nachdem man das Fell abgezogen,

an eine von der Rinde entblößte Stange gesteckt und so unzerlegt gebraten. Die Wanderer kauften und verzehrten mit Behagen ein Stück des saftigen Fleisches. Noch eine Nacht brachten sie wegen conträren Windes auf Zante zu und setzten dann ihre Reise nach Korfu fort, wo sie den 28. Juli ihren Fuß zuerst auf griechischen Boden setzten. „Sogleich nahm uns, schreibt Stackelberg, ein türkischer Quarantainebeamter in Empfang und führte uns ins Haus. Nach einigen Minuten erschienen ein Paar Herren mit Brillen auf der Nase und forderten, sich in gemessener Entfernung von uns haltend, unsere Papiere. Mit einer langen Zange nahmen sie unsere Papiere in Empfang und hielten sie über ein Kohlenbecken, bis sie bräunlich aussahen, und so gebraten konnten sie die Herren mit den Brillen erst genießen. Als man fand, daß wir aus Italien kämen, wurden wir sogleich in Freiheit gesetzt. Wie sehr interessirte es uns, die Befehle an den Wänden hier alle in griechischer Sprache zu lesen. Während unsere dänischen Gefährten ihre Geschäfte mit den Empfehlungsbriefen begannen, eilten wir Künstler aus den Thoren der Stadt, um das herrliche Land zu beschauen, dessen erster Anblick sogleich eine reichliche Ernte für die Sammlung unsrer Handzeichnungen versprach. Auf allen Seiten zieht sich ein majestätisches Gebirge um die Insel, zwischendurch erblickt man den Spiegel des Meeres in der Ferne, und Hügel voll immergrüner Olivenwälder bilden dicht um den Beschauer den reizendsten Vordergrund." In Korfu erhielten die Reisenden übrigens sogleich die niederschlagende Kunde, daß weder Fermans noch Empfehlungen an die griechischen Paschas für sie aus Konstantinopel angekommen und daß sie in ihren Erwartungen, unter besonders günstigen Umständen sicher und bequem die Reise durch Griechenland zu machen, vollständig getäuscht seien. Ihnen blieb also nichts übrig, als entweder die Reise ganz aufzugeben und nach Italien zurückzukehren, oder wie alle andern Reisenden sich tausend Gefahren auf den unsichern Wegen auszusetzen. Sie wählten das Letztere, um wenigstens durch den Besuch von Athen ihre Sehnsucht einigermaßen zu befriedigen. Indessen wurden sie von dem französischen Commandeur mit großer Achtung und Zuvorkommenheit behandelt, und diesem Beispiel folgten alsbald fast alle angesehene Häuser der Insel, so daß eine Einladung die andere, ein Gastmahl das andere drängte. Dabei ließen sie die ersten Eindrücke griechischen Wesens mit Behagen auf sich wirken. Stackelberg interessirten besonders die muntern Sulioten, die ihre republikanische Verfassung 12 Jahre lang mit der größten Tapferkeit gegen den berüchtigten Ali

Pascha von Janina behauptet hatten und dann, von ihm besiegt, zum Theil nach Korfu geflüchtet waren, wo sie unter den französischen Truppen Kriegsdienste genommen hatten. Gleichzeitig aber machten die Reisenden auch schon manche unangenehme Erfahrungen von den Reizen griechischer Gastfreundschaft und, besonders bei den Verhandlungen wegen ihrer Ueberfahrt nach dem Festlande, von der Betrügerei und Wortbrüchigkeit der modernen Griechen, deren Unzuverlässigkeit, ebenso wie im Alterthum die berüchtigte Punica fides, in damaliger Zeit sprichwörtlich geworden war.

Leider konnte Stackelberg von dem sonst sehr angenehmen Aufenthalt in Korfu nur wenig genießen, denn schon 2 Tage nach seiner Ankunft befiel ihn ein heftiges Fieber, an dem er 14 Tage darniederlag. Nach einem 4-wöchentlichen Aufenthalt auf der Insel traten sie den 25. August 1810 ihre Reise nach dem Festlande an. „Alle unsere Schutzmittel, schreibt Stackelberg, für die Reise durch Griechenland bestanden in Pässen von dem dänischen Consul in Korfu, in einem Paar Pistolen, einem Säbel und Hirschfänger, und einigen Empfehlungsbriefen von Franzosen aus Korfu. Wir waren aber überzeugt, daß wir auch ohne diese Sicherheitsmittel reisen könnten. Nach Pässen wird man in Griechenland nicht gefragt, die Empfehlungen führen nur, wie wir schon erfahren haben, in die Hände von Leuten, die einen desto ärger betrügen und ausziehen, und jene Waffen sind wohl auch nicht geschmiedet, um ein Echo in den Felsen von Griechenland zu erwecken. So traten wir nun unsre gefährliche Reise mit einer Freudigkeit und Zuversicht an, die nichts Anderes sein konnte, als die magische Wirkung der schönen Umgebungen und des classischen Bodens." Fortwährend von englischen Kriegsschiffen geängstigt, landete die Barke, mit der sie sich nach Patras eingeschifft hatten, in Prevesa. Der Schiffer, der wohl wußte, daß ihre Papiere von französischen Autoritäten unterschrieben waren, und stets fürchtete, von englischen Schiffen angehalten und ihretwegen in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden, suchte sich seiner Passagiere auf alle Weise zu entledigen. Nach langen Berathungen mußten sie sich endlich entschließen, ihre Reise von Prevesa zunächst zu Lande fortzusetzen. In Patras nahm Stackelberg seinen griechischen Diener Dmitri, einen armen Waisenknaben aus Missolunghi, an, der ihn seitdem auf seiner ganzen griechischen Reise, und auch hernach noch in die Heimath begleitete und ihm sein ganzes Leben lang mit der größten Treue und Anhänglichkeit ergeben blieb. Die Reise ging übrigens sehr langsam von statten, hauptsächlich durch Stackelbergs Krankheit verzögert, der nur mit

kurzen Unterbrechungen fast beständig von heftigen Fieberschauern geschüttelt ward. Er war so angegriffen, daß bei der Einschiffung in Patras nach Korinth, Koes und die andern Gefährten abwechselnd ihn den langen Weg bis zur Barke fast tragen mußten. Dabei hatten sie von beständigen Betrügereien und Unverschämtheiten der Griechen zu leiden. „Jedermann rieth uns, schreibt Stackelberg in seinem Tagebuche, gegen die böswilligen Griechen tüchtig den Stock zu gebrauchen, ein Verfahren, das wir für ebenso gefährlich als unwürdig hielten, dessen Wirkung aber leider bei dem unterdrückten Volke nur zu augenfällig war. Schon in Patras hatten wir Gelegenheit uns davon zu überzeugen, als unsere Effecten in das Haus des Consuls, der uns seine Wohnung angeboten hatte, geschafft werden sollten. Ein Janitschar, der die Sorge für unser Gepäck übernommen hatte, sprach mit den dienenden Griechen auf gar keine andere Weise als durch den Stock, und diese gehorchten mit wahrhaft hündischer Furcht, ohne daß sich hierbei auch nur ein Schimmer von besserm Gefühl gezeigt hätte. Wahrlich, ein schmerzlicher, empörender Anblick, an den sich der Reisende lange nicht gewöhnen kann: die tiefgefallenen Nachkommen so herrlicher Vorfahren auf ihrem eigenen väterlichen Erbtheil so mit Füßen getreten zu sehen. Diese Wahrnehmung verbittert Jedem, der mit der lebhaftesten Theilnahme diese Gegenden besucht, den Aufenthalt daselbst, begleitet ihn bei jedem Schritt und verläßt ihn sogar in der Ferne nicht, wenn er, in sein civilisirtes Vaterland heimgekehrt, sich in Erinnerungen an die schöne Vergangenheit ergehen will."

Als sich die Reisenden Korinth näherten, verließ Stackelberg das Fieber, und er konnte sich ungestört dem Eindrucke hingeben, den der Meerbusen von Korinth, einer der schönsten der Welt, auf ihn machte. Hören wir seine eigene beredte Schilderung von diesem Eindrucke: „Als wir den krissäischen Meerbusen verlassen, öffnete sich das weite Panorama des korinthischen Busens unsern Blicken. Gegen Westen zogen sich vom Parnassus die blauen Gebirge von Phocis, rückwärts sich verjüngend, in die Ferne. Zur Rechten und vor uns gen Südost erhob sich der Peloponnes mit den dunkeln Spitzen des Gebirges von Sicyon, kühn und wunderbar geformt. Das niedere Ufer trat schroff und schwarz ins Meer, denn schon wurde es nicht mehr von der hinter uns sinkenden Sonne beleuchtet, die mit ihren letzten Strahlen nur noch vor uns den Felsen von Akrokorinth vergoldete. Dieser tritt, von dieser Seite gesehen, unter den Bergen von Sicyon und Nemea majestätisch hervor und senkt sich mit den

Umgebungen seines Fußes sanft zum Isthmus herab, welcher sich nördlich wieder unmerklich erhebt, bis das Vorgebirge Olmiae als isolirte Masse gewaltig hervortritt und von dem Becken des korinthischen Meerbusens den halcyonischen trennt, der sich tief hinein in das Land zu verlieren scheint. Nördlich erhebt sich der Helikon, von dem sich ein hoher langgestreckter Felsrücken bis an den Fuß des Parnassus gegen Westen hinzieht, welcher als der höchste über alle seine gigantischen Brüder hinwegblickt und so das erhabene Rundgemälde schließt. Die Beleuchtung der Abendsonne gab den Bergen und Küsten, die sich hinter einander erhoben, die wunderbarste Schattirung von unendlich verschiedenen Tinten, was eine bezaubernde Wirkung hervorbrachte." Am 12. September landeten die Reisenden in Korinth und stiegen in einem Chan (Herberge) ab. Während Bröndsted und Koes schon am zweiten Abend nach Athen abreisten, fühlten die Uebrigen sich durch die schöne Lage von Korinth so angezogen, daß sie sich vornahmen dort einige Zeit zu verweilen, fleißig zu zeichnen und alle Merkwürdigkeiten dieser Stadt sogleich in Augenschein zu nehmen. Ihre dortige Lebensweise beschreibt Stackelberg folgendermaßen: „Morgens standen wir mit Sonnenaufgang auf, wenn der Wächter vom Thurm, der unserm Fenster gegenüber lag, mit heiserer Stimme nach allen vier Weltgegenden rief: Gott ist Gott! Kein Anderer ist Gott! Mahomed ist sein Prophet! Das ist zugleich das Zeichen, daß die Kaffeehäuser geöffnet werden. In eins derselben begaben wir uns sodann. Ein solches Kaffeehäuschen ist nur zum Türkisch-Sitzen oder Liegen eingerichtet: ein schmaler Gang führt zum Feuerheerd in der Mitte des Raumes; an 3 Seiten gelangt man auf schmalen Treppen zu einem mit Schilfmatten belegten erhöhten Boden, der durch Geländer von Latten, mit kleinen Bronzeknöpfen verziert, in kleine Logen abgetheilt ist, worin man kaum aufrecht stehen kann, da sie nur zum Liegen, Trinken und Rauchen eingerichtet sind. Der Eingang der Kaffeehäuser gewährt meist eine freie Aussicht auf die Straße, das Feld und die Gebirge; ein weit vorspringendes Dach auf Pfählen deckt das kleine Gebäude. Ernst und gravitätisch sitzen die Türken hier tagelang mit untergeschlagenen Beinen, an den Wänden gereiht, und beschäftigen sich mit Tabackrauchen und Kaffeetrinken; selten reden sie einige Worte oder beschäftigen sich mit dem Dambrett; Schachspieler sah ich nicht. Nach dem Kaffee zerstreuten wir uns auf Hügel und Felder um zu zeichnen oder die Ueberreste des Alterthums zu durchforschen. Mittags trafen wir in unserm Chan zusammen und nahmen ein einfaches Mahl ein. Den Wein mischten wir nach

antiker Sitte, denn er wird hier stark mit Harz versetzt, was ihm einen bittern Geschmack giebt, so daß er nur mit Wasser genießbar ist. Nach der Siesta ging ich wieder ins Freie und belauschte die schöne Natur, solange die Sonne sie noch mit Farbenpracht schmückte. Sobald der Nachtruf des Thurmwächters ertönt, verschwindet das Volk von den Straßen, denn später muß man sich mit Laternen versehen. Um diese Zeit wurde es aber um so lebhafter in unserm Chan. Beladene Esel, Maulthiere und Pferde füllten den Hof, die Leute breiteten Decken aus, saßen zwischen ihren Thieren, aßen bei der Lampe oder sangen von Ali Pascha, Veli Pascha und Sultan Selim, immer nur von ihren Tyrannen. Diese Lieder sind kurz, werden aus voller Kehle geschrieen und brechen oft plötzlich ab, wenn der Athem ausgeht, um dann wieder von vorn zu beginnen; meistens wird falsch und durch die Fistel gesungen, immer unisono. Zu schlafen war mir selten vergönnt, denn immer weckten mich die Klingeln der Mauleśel im Stalle unter unserm Kämmerlein. Oft stand ich nachts auf, ging im hellen Mondschein in der hübschen Gallerie des Chans auf und ab, und betrachtete die Burg Akrokorinth, die groß und schauerlich, hoch über die Mauern unsers Hofes hereinragte. Dann kehrte ich wieder zu meinem Lager zurück mit dem Gefühl eines Kindes, das sich nachts aus dem Bette schleicht und den Schrank öffnet, worin ihm ein liebes Geschenk aufbewahrt wird." Uebrigens konnte man das Verlangen; alles aus alter und neuer Zeit Merkwürdige in Korinth und dessen Umgebungen zu durchforschen und zu zeichnen nicht selten nur unter großen Unbequemlichkeiten, ja nicht ohne Gefahr befriedigen. Die Erlaubniß einer Besichtigung der Burg von Korinth wurde hartnäckig verweigert, obwohl der dort residirende türkische Bey, „ein schöner Greis mit langem weißem Bart und in einen himmelblauen Talar malerisch gekleidet", an den die Reisenden von dem Consul aus Patras ein Empfehlungsschreiben überbrachten, sie mit großer Artigkeit empfing und mit Kaffee und Pfeifen bewirthete. Zeichnen konnten sie fast nur an einem versteckten Platze. Dennoch wurden sie nicht selten dabei von den Türken überrascht, die sie dann mit Schimpfreden verfolgten und ihre Verachtung gegen sie auf alle Weise äußerten; am unerträglichsten dabei waren die Mohrensclavinnen, deren es eine zahlreiche Menge in Korinth gab; sie schimpften entsetzlich, hetzten die Kinder auf die Fremden und kamen dann wieder lächelnd und liebäugelnd näher. Haller konnte zuletzt fast nicht mehr hinausgehen, er wurde mit Koth und Steinen geworfen und kam jeden Abend mit einem Gefolge von Gassenbuben nach

Hause. Als sie eines Tages auf einer Anhöhe ein in den Felsen gehauenes antikes Grabmal untersuchten, wurden sie alsbald durch Weibergeschrei und die Drohungen eines Türken verjagt; erst da bemerkten sie, daß man von der Anhöhe in den Hof seiner Weiber hineinblicken konnte, welche zu sehen als Sünde und zugleich als Schmach gilt. Stackelberg erhielt einmal, an einer einsamen Stelle zeichnend, einen Besuch von neugierigen türkischen Frauen. Sie entschleierten sich und baten freundlich um die Erlaubniß, seine Zeichnungen zu besehen; eine von ihnen, die durch Gefangenschaft aus Italien nach Griechenland gekommen war, sprach gebrochen italienisch; das Glück eines solchen Besuches war aber in Korinth gefährlich, wenn zufällig Männer Augenzeugen desselben geworden wären; Stackelberg suchte sich also von den Weibern so rasch als möglich loszumachen und war, wie er sagt, zum erstenmal in seinem Leben froh, schönen Frauen zu entfliehen. Denn in diesem Lande, wo sonst der Aphroditecult besonders blühte, wo überall Hetären, die Priesterinnen der Göttin, umherschwärmten, und eine Lais von ganz Griechenland bewundert und verehrt wurde, verwelkten jetzt traurig die Weiber in einsamen Harems und durften sich nur, in weite Kleider und dichte Schleier vermummt, mit einer schwarzen Flormaske vor dem Gesicht, öffentlich sehen lassen.

Nach 10-tägigem Aufenthalt zu Korinth, während dessen die ganze Gegend genügend erforscht und gezeichnet war, gingen die Reisenden quer über den Isthmus nach dem Hafen von Kechries (dem alten Kenchreae) hinab, um sich nach Athen einzuschiffen; dort wurden sie, aus Mangel einer sichern Schiffsgelegenheit noch mehrere Tage aufgehalten, die Stackelberg mit der Lectüre des Pausanias und dem Schreiben seines Tagebuches zubrachte. Am 25. September segelten sie in einer Barke, obwohl mit wenig günstigem Winde ab, mußten aber bei Einbruch der Nacht, weil ein Sturm drohte, wieder landen. Es wurde im Freien ein Feuer angezündet, eine mitgenommene Ziege geschlachtet, in Meerwasser getaucht (welches dort so salzig ist, daß nach dem Baden die Haare oft ganz weißbepudert aussehen), an einem Lorberpfahle ohne weitere Zubereitung, doch höchst schmackhaft, gebraten und mit Heißhunger verzehrt. Noch vor Tagesanbruch schiffte man bei Sternenlicht weiter. Auch in Aegina und Salamis wurde wieder gelandet, doch konnten die Inseln nur flüchtig durchstreift werden, weil man nach Athen eilte. Endlich am Morgen des 28. September lief man in den Hafen des Piraeus ein. Mit einem Zug Maulesel, die mit Feigen beladen waren, traten unsere Wanderer den Weg

nach Athen an. Stackelberg schreibt über diesen ersten Einzug in Athen in sein Tagebuch: „das ganze Feld war mit Winzern bedeckt, die in großen Körben auf Maulesel ihre geernteten Trauben nach Hause führten. Gesänge ertönten nach griechischer Weise mit Pfeifen und Trommeln. Die Musik, die ein nördliches Liedchen spielte, kam von einer antiken Säule, wo ein junger Grieche mitten auf der Heerstraße, umgeben von den mit Trauben beladenen Eseln saß, der eine Art Clarinette blies, während ein anderer neben ihm eifrig die türkische Trommel schlug. Wer an die Säule kam, hielt eine Weile still, nahm Trauben von seiner Ernte und schenkte sie dem Tonkünstler, der neben sich einen großen Traubenkorb stehen hatte. Ich hatte mich bei dem Musiker eine Weile aufgehalten und eilte nun unserer Karavane nach. Auf einer kleinen Anhöhe holte ich sie ein, und vor mir lag nun das ganze himmlische Athen, von der Abendsonne beleuchtet. Sanft schwingt sich die Masse der Stadt zur Akropolis hinauf, die gewaltig auf dem Felsen steht; das Parthenon und die Propyläen glänzten wie vergoldet in der Abendsonne. Zur linken der Burg streckt sich der Hymettus weit über das Thal, zur Rechten erhebt sich der Areopagus, das Museion, die Pnyx mit der Rednerbühne; dann erscheint das Meer; links im Vordergrunde der Lykabettus. Das Herz klopfte mir vor heiligem Entzücken, als ich durch das neue Thor der Stadt ging und ihren classischen Boden mit den Füßen berührte.“ Nothdürftig richteten sich nun Stackelberg und seine Gefährten in ihrer vorläufigen Wohnung ein; und noch an demselben Abend trieb sie's hinaus auf eine Anhöhe, um von all dem Schönen, das sie nun hier genießen sollten, einen vorläufigen Ueberblick zu gewinnen. Sie erkletterten sogleich, ohne ihre ermüdeten Glieder zu schonen, den hohen Anchesmus, eine Fortsetzung des Lykabettus, der sich gegenüber der Burg erhebt. Aber kaum hatten sie den Gipfel erreicht, als Stackelberg von einem fieberhaften Zittern des ganzen Körpers befallen wurde. Man ging sogleich zur Stadt zurück, aber von diesem Augenblick an schlich sich ein gefährliches typhöses Fieber in seine Glieder. Er fühlte sich bald so matt, daß er nicht mehr gehen konnte und das Bett hüten mußte. Die Krankheit nahm einen immer gefährlichern Charakter an; wochenlang lag er bewußtlos da, doch ohne Schmerzen und Beängstigungen und nur mit heitern Phantasien beschäftigt. Ein geschickter englischer Arzt behandelte ihn, und seine Gefährten sowie seine Hausgenossen, besonders das schöne Weib seines griechischen Hauswirths pflegten ihn mit liebevoller Sorgfalt. Endlich erwachte er wieder zu Leben und Bewußt-

sein; die Sterne schienen auf sein Lager durch die offene Gallerie des Zimmers; Haller, der grade bei ihm wachte, sah ihn erschrocken und besorgt an und verbot ihm zu sprechen. Seitdem ging es rasch und sicher zur Genesung, aber länger als 2 Monate dauerte es, bis er wieder zum völligen Gebrauch seiner Kräfte gelangte, die ersehnte Durchforschung Athens und seiner Umgebungen beginnen und das neue und eigenthümliche Leben dieser Stadt kennen lernen konnte.

In Athen trafen unsere Reisenden zunächst mit dem liebenswürdigen englischen Architekten Cockerell und dessen tüchtig gebildetem Landsmann Foster zusammen, die seitdem treue Genossen aller ihrer Untersuchungen und Genüsse wurden. Auch der französische Viceconsul Fauvel, übrigens nach Stackelbergs Urtheil ein Mann von wenig Kenntnissen und großen Prätensionen, an den die Reisenden besonders empfohlen waren, hielt sich zu ihnen und erwies ihnen manche Gefälligkeit; ebenso Gropius, englischer Consul in Trikieri, aber oft in Athen anwesend, ein tüchtiger Mann und alsbald Stackelberg und seinen Genossen eng befreundet. Außer dieser Gesellschaft wissenschaftlicher Freunde fanden die Reisenden in Athen selbst eine zweite, halb fränkische halb griechische, welche besonders aus den Franzosen, die dort geboren oder verheirathet waren, bestand. Diese strebte es in Allem den Franken nachzuthun, obwohl das Wort Frank eine Art Schimpfwort war, statt dessen man sich gegen Fremde, welcher Nation sie auch angehören mochten, stets der ehrenden Anrede Mylord zu bedienen pflegte. „Es wird da viel getanzt (schreibt Stackelberg) man muß sich aber an die griechische Tanzmusik gewöhnen, um sie zu ertragen. Die Violinen der Neugriechen haben 6 Saiten (durch 2 Drathsaiten vermehrt) und einen schneidenden Klang; für falsche Töne scheint man gar kein Gehör zu haben; sie werden vielmehr als Bravour angesehen und von Allen wiederholt. Das Tambourin ist ein nothwendiger Bestandtheil jeder Musik. Auf den athenischen Bällen sieht man Herren und Diener gemischt und vertraut mit einander tanzen, dies verhindert jedoch nicht, daß am folgenden Tage die Diener für den geringsten Fehler Prügel bekommen. Die Athenienserinnen sind im Hause höchst ungenirt. Treten sie aber auf die Straße, so verschleiern sie sich dicht, und keine wagt es auf der Straße neben einem Manne zu gehen. Auch gesungen wird von den Frauen in der Gesellschaft, aber der Gesang ist ebenso falsch wie die Instrumentalmusik. Sie wissen der Stimme etwas Bebendes zu geben, und das macht besonders die schwermüthigen Gesänge sehr rührend; in Ruhepunkten

machen sie eine Art Triller, den sie lang aushalten, doch ist das auch mehr jenes Beben der Stimme; viele Lieder sind durchaus ohne Takt; sie tragen den Charakter der Schwermuth oder der Raserei; ein gemüthlich lustiges Liedchen oder Tänzchen, wie z. B. die Tyroler, kennen sie nicht. Auch hier keine Idee von Harmonie, alle singen unisono". Nun machte sich Stackelberg auch an eine Durchforschung der Umgegend und an die Aufnahme des Sehenswerthesten in sein Skizzenbuch. „Die Gegend von Athen (lesen wir in seinem Tagebuche) trägt das Gepräge seiner Kunstwerke, stille einfache Größe. Man sieht in den Gebirgslinien keinen schroffen Absturz, nichts was frappirte oder Staunen erregte; Alles ist auf das Sanfteste abgewogen; recht was man sonst attisch nennt, ist auch in Athens Natur zu finden. Wer zuerst nach Athen kommt, wird daher gar nicht durch dessen Umgegend betroffen. Wie die großen Wälder und Waldungen am Cephissus, lassen auch die sanften Linien der Berge den Eindruck der Ruhe zurück, die in ihnen herrscht. Erst nach einiger Zeit des Aufenthalts fühlt man sich mit dieser Größe und Ruhe vertraut und hinlänglich zu ihr erhoben um sie zu verstehn: dann erst steigen die Berge kühner auf, die Felder dehnen sich aus und das Meer strahlt glänzender daneben. Es bleibt ein Gefühl zurück wie bei dem Gedanken an die Thäler der Kindheit und des Vaterlandes, als hätte man dies Land schon vor diesem Leben gesehen. Vom günstigsten Punkte, dem Pnyxhügel aus, habe ich ein Panorama Athens gezeichnet. Ich kam auf den Gedanken dazu, indem ich eine Ansicht mir erwählt hatte, die ein schönes Bild gab; was daran gränzte, fand ich aber auch sehr schön, und so zeichnete ich fort, bis ich rings herumgekommen war und das Panorama, ohne es anfangs beabsichtigt zu haben, bereits vollendet hatte". Unter den Ueberresten aus dem Alterthum machte auf Stackelberg der Theseustempel den erhabensten Eindruck. Er läßt sich darüber in seinem Tagebuche folgendermaßen aus: „Das Theseion ist das schönste erhaltene Werk der alten Baukunst. Die Säulen von weißem penteliſchen Marmor, sind jetzt durch die Einwirkung der Zeit und der Elemente vom reinsten Goldgelb, vielleicht schöner als sie ursprünglich die Alten sahen. Diese schöne Farbe wird unglaublich erhöht durch die dürre Thonfarbe der großen Felder um Athen, durch die reine Luft und das herrliche Blau der Gebirge. Daher ist die Gegend malerischer in der Winterzeit als im Frühling, wo jene Felder in vollem Grün prangen. Der Theseustempel ist jetzt zum Begräbniß der Häretiker bestimmt, welche die Griechen gerade durch diese Geringschätzung, die sie

ihnen beweisen wollen, am meisten ehren. Vor einigen Monaten wurde hier ein Engländer beerdigt; auch mir wäre an diesem Platze eine Grabstätte bereitet worden, wenn mich das Fieber hingerafft hätte; es ist das prächtigste Mausoleum. Am dritten Osterfeiertage ist es Sitte, auf dem Felde in der Nähe des Theseustempels sich vormittags zum Tanze zu versammeln; zwischen den Säulen sitzen dann die Türken auf Polstern und sehen den Tanzenden zu; fast die ganze Stadt kommt dann hier zusammen".

Auch in Athen fanden die Reisenden manche Schwierigkeiten bei der Besichtigung der antiken Merkwürdigkeiten. Auf die Akropolis zu kommen, kostete ihnen z. B. große Mühe, bis sie die List brauchten, dem Disdar, Commandanten der Akropolis, zu drohen, daß sie ihn in Constantinopel verklagen würden, was vortreffliche Wirkung that. Bis zum Neujahrstage dehnte sich dieser erste Aufenthalt Stackelbergs in Athen aus. Nachdem sie das neue Jahr bei Cockerell in froher Gesellschaft begrüßt hatten, setzte sich Stackelberg mit Bröndsted und Koes noch in derselben Nacht aufs Pferd, um Böotien zu durchwandern und dann weiter nach Constantinopel und Kleinasien zu reisen. In den ersten Tagen des Januar 1811 wurde die Gegend von Eleusis durchforscht; es waren warme Tage wie im nordischen Frühlinge; die Felder wurden eben wieder gepflügt; Anemonen bedeckten die Flur. In dem Woiwoden von Theben, obgleich derselbe gegen die Reisenden überaus höflich war, ihren Ferman nicht einmal sehen wollte und Alles, was sie wünschten, sogleich bewilligte, lernten sie einen jener grausamen kleinen türkischen Tyrannen kennen, die das Land terrorisirten. Sie suchten einen Führer durch die Gegend, aber Niemand wollte auch für Geld ohne des Woiwoden Erlaubniß sich dazu verstehn; Koes, der sich mit Untersuchungen über die Musik der Orientalen beschäftigte, wünschte einige Gesänge zu hören, um sie sich aufzuschreiben, aber die Sänger wagten es nicht, Musik oder Töne der Freude hören zu lassen; die Griechen vermieden es überhaupt, sich ihm zu zeigen, aus Furcht beraubt zu werden. In Livadia, wo sie vier Tage blieben, lernten sie die ersten Griechen kennen, vor denen sie einige Achtung hegen konnten. Diese Leute hatten hellenisch und lateinisch gelernt und zeigten nationales Selbstbewußtsein und Empfindung für den Druck und die Schmach des türkischen Joches. Längere Zeit weilten die Reisenden, mit antiquarischen Untersuchungen beschäftigt, in der Gegend von Delphi. Stackelberg schreibt hier in sein Tagebuch: „Es ist kalt und unfreundlich; draußen stürmt es gewaltig; die Wolken jagen am Vollmond vorüber; in

der Ferne wogt das Meer; das Geläute der Heerden zittert bang durch die Luft. Allmälig legt sich der Sturm; es wird heller; hier ein Fels und dort eine Wiese wird vergoldet; die mit Schnee bedeckten Berge des Peloponnes ragen aus den Wolken hervor, die sich über das Meer ausbreiten und erglühen. Die Sonne steigt in glänzender Pracht empor und beleuchtet das Thal des Parnassus; es wird warm trotz der Winterzeit; immergrüne Bäume bedecken das aufblühende Thal; Adler schweben langsam in großen Kreisen um die mächtigen Felshörner; ein friedliches Leben regt sich auf den Bergen und im Thal; die castalische Quelle sprudelt in klaren Wellen aus dem Felsen; amphitheatralisch erheben sich die Fundamente der Stadt über die Tiefe. Delphi ist zerstört, aber die Götter haben Delphi nicht verlassen".

Den 18. Januar kamen die Reisenden in Talanta an, wurden von dem griechischen Erzbischof in seiner Wohnung gastlich aufgenommen und schliefen nach langer Zeit wieder einmal in ordentlichen Betten. Stackelberg mußte den Erzbischof im schwarzen Ornat mit schwarzem Schleier, mit Mantel und Stab porträtiren, was die Griechen sich sogleich erbitten, wenn Maler zu ihnen kommen, die Türken aber höchst ungern gewähren. In Trikieri empfing Gropius, der dort englischer Consul war, sie mit offenen Armen. Mangel an Schiffsgelegenheit und hernach conträrer Wind, hielten sie 14 Tage daselbst auf. Endlich schifften sie sich am 10. Februar nach Constantinopel ein und befanden sich schon den 15. an den Schlössern der Dardanellen. Hinter ihnen schlossen sich die Ufer zweier Welttheile; die Flaggen wurden zum Salutiren aufgezogen und im Vorbeisegeln rief man ihnen Glückwünsche von beiden Welttheilen zu. Im Marmora-Meere mußten sie wieder mehrere Tage vor einem Sturm sich auf einer der kleinen Inseln bergen. Endlich in der Nacht des 26. Februar sahen sie das majestätische Constantinopel vor sich und legten sich am folgenden Tage in der Nähe des Serails vor Anker. Sie mietheten eins der schlanken bunt bemalten und vergoldeten Kähnchen, von denen der Kanal wimmelte und die sich mit italienischer Beweglichkeit um sie her drängten, luden ihr Gepäck ein und verließen das Schiff um nach der Vorstadt Pera zu fahren, wo sie im englischen Gasthause sich wieder wie in der Heimath fühlten. Es war am 27. Februar 1811 gegen Mittag. Auch in Constantinopel wurde Stackelberg wieder gleich nach seiner Ankunft von einem Fieberanfall, der indeß rascher vorüberging, heimgesucht. Er beeilte sich sodann, die Eindrücke der mächtigen und dabei reizend ge-

legenen Stadt, zugleich des glänzendsten Mittelpunktes orientalischen Lebens, in sich aufzunehmen. Der Gesellschaftston in Pera wurde Stackelberg alsbald unerträglich und er suchte demselben oft durch Ausflüge in die reizenden Umgebungen der Stadt, zumal auf der asiatischen Seite, zu entfliehen. Er äußert sich hierüber in seinem Tagebuche folgendermaßen: „Durch das Beisammenwohnen so vieler fremden Minister in Pera ist daselbst ein ganz eigenthümlicher, unausstehlicher Gesellschaftston entstanden. Jeder hütet sich seine politische Meinung frei auszusprechen, und doch sind politische Gespräche so sehr beliebt. Wie alte Klatschweiber bemühen sich die Peraner das Unbedeutendste zu erforschen und tragen dann alles eifrig herum. Wenn die Staaten in Krieg sind, sind es die Minister und alle Privatleute, die unter ihrer Protection stehen, auch. Bei dem Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England entzweiten sich die Gesandten beider Höfe, deren Häuser aufs innigste verbunden waren, moquirten sich über einander und sahen sich nie, bis der Friede geschlossen wurde, da erst kehrte die alte Freundschaft wieder zurück. Wir ließen uns übrigens durch diplomatische Rücksichten nicht schrecken, suchten sogleich die uns von Griechenland her bekannt gewordenen Engländer auf und kehrten uns nicht an das Nasenrümpfen des französischen Chargé d'affaires. Besuche über Besuche bei allen Gesandten der Reihe nach wurden abgestattet, Einladungen folgten auf Einladungen, und leere Unterredungen raubten uns viele schöne Stunden unseres Aufenthalts; mein Kopf wurde mir ganz wüst von den ewigen Phrasen: j'ai l'honneur, je suis ravi, avez-vous vu le canal, c'est magnifique etc. Dazu kommen die neidischen Bemerkungen, die steten Moquerien des Einen über den Andern; kurz, dieser Zustand wurde ganz unerträglich". — Eine interessante Ausnahme unter der Peranischen Bevölkerung machte der schwedische Gesandte, Chevalier de Palin, ein leidenschaftlicher Antiquar und gelehrter Hieroglyphenerklärer, der mit den übrigen fremden Gesandten gar nicht verkehrte, weil er behauptete, daß man mit diesen Leuten nicht eine Stunde leben könne. Stackelberg, der diese Bekanntschaft natürlich besonders cultivirte, fand ihn in der Regel in seiner Studirstube; auf seinem Tische und in den Ecken des Zimmers standen ägyptische Statuen mit Hieroglyphen, und in Schränken befand sich ein ganzer Schatz ägyptischer Alterthümer, besonders merkwürdige geschnittene Steine, unter denen mehrere von vortrefflicher griechischer Arbeit; auch besaß er eine reiche Münzsammlung, legte aber nur auf solche Münzen Werth, an denen sich hieroglyphi-

sche Inschriften fanden, und war gleich bereit gegen eine neue dieser Art eine der seinigen von dem höchsten Kunstwerth wegzugeben. Er fand sowohl in der Idee als in der Versinnlichung der griechischen Götter das Symbol der ägyptischen wieder. Vergeblich bemühte sich aber Stackelberg eine vollständige Erläuterung seines Systems aus ihm herauszulocken. Er hatte durch seine Entdeckungen einen solchen Reichthum von Combinationen erlangt und seine Gedanken drängten sich so rasch, daß man nur einzelne Andeutungen darüber von ihm im Fluge erhaschen konnte. Er glich einem hüpfenden Botaniker in einem Garten voll seltsamer Pflanzen, die Verknüpfung seiner Ideen bekam selbst etwas Hieroglyphisches. — Zu den neuen Bekanntschaften Stackelbergs in Constantinopel gehörte auch der italienische tüchtige Musiker und Componist Belloli, ein stets heiterer und froher Mann und begeisterter Verehrer der deutschen Musik. Stackelberg musicirte oft mit ihm und bedauerte ihn, daß er in Pera, wo ihn niemand verstände und seine Compositionen ohne eine Spur von Gefühl angehört würden, seine Zeit verschleudern müsse. „Ich merke es hier oft, schreibt er, was das für eine verdammte Lage ist, vor Personen, die nichts fühlen, sich ans Clavier zu setzen, um die zartesten Empfindungen seines Herzens auszudrücken. Man muß Belloli's Grimassen sehen, wenn er die zärtlichen Arien aus den italienischen Opern mit einem der kaltengnädigen Fräulein singt! Auch ich weiche jeder Gelegenheit, in den hiesigen Gesellschaften Musik zu machen, aus: aber es gelingt nicht immer, weil wir in dem unmusikalischen Orte wie seltene Vögel verfolgt werden".

Wenn Stackelberg so an dem üblichen Gesellschaftstone wenig Befriedigung fand, so spricht er dagegen oft sein Entzücken über die Schönheit der Stadt und über die mannigfaltigen neuen Eindrücke des daselbst herrschenden Treibens aus: „Um von Pera nach Constantinopel hinüberzukommen (schreibt er in sein Tagebuch) pflegt man sich in einen kleinen vergoldeten, hübsch verzierten Kahn zu setzen, von welchen besonders der Golf von Galata dicht besetzt ist, wo es von Fahrenden immer wimmelt, die einander laut zurufen. Den Vorrang beim Ausweichen giebt die Zahl der Ruderer, und diese pflegen genau darauf zu halten und mit der äußersten Kraft zu wetteifern, wenn zwei Kähne neben einander fahren. Man liegt darin bequem auf Teppichen und Kissen, darf sich aber nicht viel bewegen, weil das dünne Fahrzeug dann leicht umschlagen könnte. Der Anblick der Stadt vom Kanal aus ist herrlich. Gewaltige Häusermassen erheben sich zu langgedehnten sich kreuzenden Hügelrücken, von deren

Gipfel immer zwischen dichten Cypressenhainen eine Moschee aufsteigt, welche mit 4—6 zierlichen schlanken Thürmchen ihre Umgebung beherrscht. Bis an die Mündung des schwarzen Meeres sind die Ufer beider Welttheile fast ununterbrochen mit Häuserreihen bedeckt, die die überraschende Ausdehnung der Stadt noch colossaler erscheinen lassen. In den Straßen wogt stets ein Gedränge von tausend Menschen, die bunt geschmückt, als wäre es alle Tage Sonntag, einhergehen. Selten bemerkt man Franken ohne türkische Begleitung; in der Regel geht zur Sicherheit ein Janitschar voran, der im prächtigen Scharlachmantel mit gewaltigem, silberbeschlagenem Schwert, den Dolch im Gürtel, Achtung verbreitet und gegen die schwarzgekleideten schmächtigen Beisaden (Herrschaften, gewöhnlich ehrende Benennung der Fremden) wie ein König aussieht. An den Türken zeigen sich immer interessante Physiognomien, bei denen am häufigsten aus tiefliegenden, beschatteten schwarzen Augen verzehrende innere Gluth oder drohende Despotie mit allen Lastern im Bunde sich ausspricht. Aber die Züge sind immer bezeichnend und verständlich. Durch das Costüm, namentlich den Kalpak (Mütze) erfährt man in Constantinopel sogleich, was Jeder für ein Amt oder Gewerbe hat. Nirgend in der Welt kann man daher auch eine größere Mannigfaltigkeit in den Kopfbedeckungen sehen, und die Verschiedenheit ist immer in die Augen springend. Auch in ihrem schlechtesten Anzuge sind die Türken immer prächtig. Nirgend sieht man so schöne Farben in der Kleidung und so verschiedene neben einander. Diesen Zug der Pracht- und Verzierungsliebe bemerkt man auch an ihren schlechtesten, wohlfeilsten Waaren. Oft sieht man einen Bettler in einem zerlumpten, aber wahrhaft königlichen Mantel mit einer prächtig vergoldeten Pfeife im Munde. Plötzlich erscheint in dem bunten Gedränge von allen Farben auf einem schönen Pferde, das mit goldgestickter Decke und prächtigem Zaum mit Edelsteinen versehen ist, ein ehrwürdiger Mann mit langem weißen Bart im grünen Zobelpelz. Sein Pferd wird von roth gekleideten Dienern geführt, andere folgen, einer geht voran, der eine vergoldete Wage trägt. Mit dieser Wage wägt er dem Volke das Brod. Es ist ein Stambul-Effendi, ein Rechtsgelehrter, von anderer Art als unsere Advocaten, die die Leute oft um das Brod bringen. Er grüßt unsern Janitscharen mit der Hand auf der Brust, und dieser erwidert den Gruß, das Haupt nach der Schulter gekehrt, ein Zeichen der tiefsten Verehrung, welches anzeigen soll, daß das Haupt seinem Beile freistehe. Keiner der Großen läßt sich anders sehen als zu Pferde, das mit den kost-

barsten Decken geschmückt ist, und von Dienern umgeben. In einer Straße begegneten uns prächtig gekleidete Bediente, alle mit weißen Stöcken versehn, und verkündeten, daß der Großherr seinen Zug in die Moschee, der alle Freitag um Mittag stattfindet, unternehme. Dann sind Stöcke und Prügel in gewaltiger Menge thätig. Auf einmal ertönt ein durchdringendes Horn: ein Derwisch bleibt mitten in der Straße stehen, in einen weiten Mantel gehüllt, den grünen heiligen Stein Mohammeds um den Hals, das Horn um die Schulter. Er singt recitativisch bald in Versen, bald in poetischer Prosa, in den glühendsten Ausdrücken erotische Lieder von Gott. Eine Menge Vornehmer erscheint auf prächtig geschmückten Pferden in langem, glänzendem Zuge. Man glaubt, es könne kein Anderer folgen als der Sultan selbst; aber es ist nur sein Turban von rothem Goldstoff mit brilliantener Agraffe und herrlicher Feder, der hoch zu Pferde getragen wird. Hinterdrein werden Pferde geführt mit goldgestickten Decken, woran die Stickerei Basrelief ist, andere Große folgen, aus deren Gewändern die prächtigsten Solitärs am Schaft des Dolches hervorblitzen. Der Zug geht vorüber und wir beschleunigen unsere Schritte, um einen Platz zu suchen, an dem wir bequem den Sultan vorüberreiten sehen können. Aber ein Janitschar, der wohl 40 Dolche in seinem weitvorragenden Gürtel wie in einem Korbe trägt, stellt sich mitten in den Weg und gebietet mit lauter Stimme umzukehren, denn unter den Janitscharen sei ein Aufstand ausgebrochen. Wir eilen zurück und suchen in einer Straße näher dem Serail Schutz in einer Schneiderbude. Der Sultan reitet indessen gradeswegs dahin, wo der Aufstand ist, um sein Ansehen fühlen zu lassen, denn er ist ein entschlossener Mann und das Volk hat eine hohe Meinung von ihm. Während dessen sitzen wir beinahe eine Stunde lang, eng eingeschlossen von einem Schwarm neugieriger Weiber, die aus ihrer Verhüllung beständig nach uns schielen. Jetzt erscheinen wieder Männer mit weißen Stöcken in großer Anzahl, welche ankündigen, daß der Aufstand gedämpft sei, dann Janitscharen mit gewaltigen Mützen, die mit einem Schild versehen sind, worin sie den Löffel zum Pillaw tragen, welcher ihnen an gewissen Tagen in großer Menge ausgetheilt wird. Es folgen wieder prächtig gekleidete Große und weiße und schwarze Verschnittene in großer Anzahl. Ein zweiter Turban des Sultans von himmelblauem Goldstoff wird zur Schau getragen, und nun endlich erscheint der Beherrscher der Gläubigen selbst in einem dichtgeschlossenen Kreise von Janitscharenofftzieren zwischen gewaltigen Reiher-

büschen. Sein Gesicht ist bleich, sein Bart kohlschwarz, die Nase äußerst dick, die Züge sind ausdruckslos, als ob man in eine Wachsmaske sähe. Aber seine Diener lesen in diesem unbeweglichen Gesichte Leben oder Tod. Noch folgt eine lange Reihe Großer und dann das zusammenströmende Volk. Wir eilen in den Hafen, wo des Sultans Kähne bereit liegen, die sich durch reiche Vergoldung, eine große Anzahl Ruderer, prächtige Kissen unter einem Baldachin und große goldene Schiffsschnäbel auszeichnen. Wir fahren den Golf entlang, besteigen den Thurm von Galata und sehen bald den Zug von 18 rudernden Kähnen, die vom Kanonendonner begrüßt, wie goldene Schwäne in einem Bogen an der Admiralität vorbeiziehen und dann am grünen Kiosk des Serails landen. Hierzu denke man sich die Stadt an einem herrlichen Frühlingstage mit all ihren Kuppeln, Thürmen und Cypressenhainen, das summende Geräusch der tiefliegenden Straßen und weithin das glänzend schimmernde Meer. — Die asiatische Küste verdient unstreitig noch den Vorzug vor der europäischen. In ganz Constantinopel sind die Häuser der Privatpersonen häßlich, elend und klein, aber die öffentlichen Gebäude und die Wohnungen der Regierungsbeamten groß und schön und erscheinen noch prächtiger unter all den kleinen Baracken. Die Griechen und Armenier, die stets fürchten müssen, durch Erpressungen ausgeplündert zu werden, erdenken allerlei List und Betrug, um ihr oft ansehnliches Vermögen zu verhehlen. So streichen sie z. B. manches große Haus von außen mit verschiedenen Farben an, so daß es wie mehrere kleinere Häuser aussieht, damit man ja nicht glaube, sie seien reich genug, um so große Häuser zu bauen. Man hört beständig das jämmerliche Geheul der Hunde, die in großer Masse herrenlos umherlaufen und eine wahre Plage für den Fremden sind, besonders wenn er selbst einen Hund hat, welcher dann sicher, sobald er sich zeigt, überfallen wird. Kein Hund darf aus einem Stadtviertel in ein anderes herüberkommen, er wird sogleich wieder hinausgebissen. Es werden in Constantinopel nie Welpen ertränkt, denn die Hunde versehen hier eine Art Sanitätspolizei, indem sie die Gassen von allem Abfall, der ungenirt auf die Straße geworfen wird, reinigen und dadurch die Verpestung der Luft verhindern. Es giebt auch Hundehospitäler oder Stiftungen, um die Hunde zu füttern, auch wird ihnen öffentlich Wasser zum Saufen ausgestellt; aber bei all dem behandeln die Türken sie doch äußerst unbarmherzig".

Bei der Betrachtung all der zahllosen Sehenswürdigkeiten der mäch-

tigen Weltstadt beklagt es Stackelberg oft schmerzlich, daß er in Constantinopel nicht frei und öffentlich zeichnen, ja nicht einmal gründlichere Kunde über das Gesehene sich verschaffen durfte, da jedes genauere Forschen und Fragen eines Fremden sogleich Mißtrauen bei den argwöhnischen Türken erregte und ihn selbst in Gefahr brachte. Dennoch gelang es ihm, aus Palins Wohnung in Pera, wo er aus den Fenstern die herrlichste Aussicht auf die Stadt hatte, eine panoramische Zeichnung von Constantinopel zu veranstalten.

Gerade ein Vierteljahr lang dauerte unserer Reisenden Aufenthalt in Constantinopel, dann machten sie sich in Palins Gesellschaft zur Weiterreise nach Kleinasien auf. Auf einer Smyrnaer Barke durchschifften sie das Marmorameer und die Dardanellen und landeten in der Gegend des alten Abydus. Von da durchzogen sie, Stackelberg zu Pferde, die Uebrigen zu Fuß, weil Palin auf diese Weise sein Podagra heilen wollte, die Thymbrische Ebene, untersuchten die Quellen des Skamander, welche jetzt beide von gleicher Temperatur sind (gegen Hom. Il. XXII 149 seqq.) was übrigens schon zu Strabos Zeiten der Fall war (cf. Strab. I cap. 17 p. 58 Cas. und XIII cap. 43 p. 602 Cas.), suchten alle jene unzähligen Tumuli auf, die in der Ebene zerstreut liegen und nach den homerischen Helden bezeichnet zu werden pflegen, und gelangten dann nach der Trümmerstätte des alten Alexandria Troas. Palin kehrte jetzt, nach Besichtigung der trojanischen Ebene, wieder nach den Dardanellen zurück um sich nach Constantinopel einzuschiffen. Stackelberg setzte mit Bröndsted und Köes seine Reise weiter nach Smyrna fort, überall mit Untersuchung der alten Trümmerstätten und mit Zeichnen der historisch oder antiquarisch merkwürdigen Gegenden beschäftigt. Doch stieß er auch hier auf Schwierigkeiten, denn die Türken sahen Nachforschungen und Untersuchungen in der Gegend nicht gern, und besonders wachten sie mit argwöhnischer Vorsicht darüber, daß man nichts von Alterthümern aus der Gegend mit sich fortnähme, in dem thörichten Wahne, daß überall Schätze, namentlich Vasen, mit Goldstücken gefüllt, unter den Trümmern verborgen lägen, die sie den Fremden nicht gönnen mochten. Auch in der Gegend zu zeichnen war schwierig und gefährlich, da man deswegen theils verhöhnt und ausgelacht wurde, theils in den Ruf der Zauberei bei den abergläubischen Leuten kam. Am 14. Juni 1811 trafen die Reisenden in Smyrna (heutzutage Ismir) ein. Sie fanden die Stadt eben durch eine schreckliche Feuersbrunst fast zur Hälfte zerstört und auch den Ueberrest nichts weniger als

schön. „Die Straßen (schreibt Stackelberg) sind äußerst eng, so daß die Luft nicht hindurchstreichen kann, woher denn Smyrna auch fast beständig der Sitz der Pest ist. Ein kothiger Pfuhl wälzt sich durch die Stadt, der selbst bei großer Hitze nicht austrocknet; man muß oft durch die Höfe und Häuser hindurchgehen oder reiten, um von einer Straße zur andern zu kommen. Die Pest ist auch die Ursache, daß in fast allen Häusern der Hof oder die Treppe mit Gitterthüren von Latten von der eigentlichen Hausflur geschieden sind, um mit den Eintretenden sprechen oder ihnen auch etwas reichen zu können, ohne in unmittelbarer Berührung mit ihnen zu kommen". In Smyrna trennte sich Koes von der Gesellschaft, um gerade nach Athen zurückzuschiffen und dort mit dem Musiker Belloli zusammenzutreffen, der inzwischen auch Pera verlassen hatte und auf der Reise nach seinem Vaterlande Italien begriffen war. Stackelberg setzte nun allein mit Bröndsted seine Reise nach Süden durch Kleinasien weiter fort, doch sollte er nach der Verabredung mit Koes nicht weiter als bis Ephesus gehen. Am 20. Juni verließen sie Smyrna und nahmen einen Janitscharen als Begleiter mit, da sie schon auf der ganzen Reise die Erfahrung gemacht hatten, daß die Türken in Asien viel brutaler und hochmüthiger seien als in Europa, obgleich man ihnen gerade das Gegentheil gesagt hatte. Von ihrer Gastfreundschaft merkten sie nichts, und fanden überall denselben düstern Ernst und die gleiche Abgeschlossenheit. Obwohl jetzt in türkischer Begleitung reisend, wurden sie doch nicht selten von den Kindern mit Steinen geworfen und gehöhnt, was die ältern Leute mit Lust ansahen. Ueberhaupt bot diese Reise durch Kleinasien eine verhältnißmäßig geringe Ausbeute an Genuß und Belehrung, und Stackelberg äußert, wenn man in Constantinopel gewesen, dürfe man von orientalischem Treiben und Wesen in Kleinasien nichts Neues und Besonderes mehr erwarten. Von dem elenden Dorfe Aga-Suluk aus wurden die Ruinen des alten Ephesus untersucht, die jetzt ganz verödet liegen und nur im Frühling und Herbst von den Landleuten der umliegenden griechischen Dörfer zur Bearbeitung der zwischen den Trümmern liegenden Felder besucht werden. Bei Ephesus kehrten sie der Verabredung gemäß um und gingen zunächst nach Smyrna zurück; und hier wurde Stackelberg zum erstenmale von jenem gefährlichen Asthma befallen, das ihn hernach noch mehrmals an den Rand des Grabes brachte. Er schreibt darüber aus Smyrna: „Kaum waren wir aus Ephesus zurück, als es mir bei der drückenden Hitze schon jede Nacht wie eine schwere

Last auf der Brust lag, die mir den Athem sperrte, so daß ich die Fenster aufreißen mußte, um mich zu erholen. Am dritten Abend ergriff mich plötzlich ein solcher Lungenkrampf, daß der letzte Rest von Luft und Leben jeden Augenblick aus meiner Brust zu entweichen drohte. Zum Glück war der Arzt einer englischen Fregatte, die vor Smyrna lag, sogleich zur Stelle, der mir eine Ader öffnete und sogar die ganze Nacht in meiner Nähe schlief, um mir Hülfe zu leisten. 6 Tage blieb ich in dieser Gefahr, während dessen ich nichts genoß, ängstlich nach Luft röchelnd, und nicht schlafen, überhaupt nicht liegen, sondern nur sitzen konnte, indem ich meinen Kopf auf den guten Dmitri stützte, der mich mit großer Treue pflegte. Kein Mittel half, obgleich noch zwei andere Aerzte, ein hüpfender Franzose und ein braver Deutscher, Zimmermann aus Riga, mich behandelten. Letzterer öffnete mir 2 Adern am Fuß, aber es floß kein Blut und bis über die Knie war ich kalt. Nur Blutegel sogen, und diese haben mir vielleicht das Leben gerettet. Denn darnach sank ich in einen leichten Schlummer und konnte wieder freier Athem schöpfen. Seitdem wurde es besser, obwohl die äußerste Schwäche und Entkräftung noch lange anhielt. Während dessen war auch Bröndsted krank geworden und lag an einem gefährlichen Fieber darnieder. Die gewaltige Hitze in der Stadt hinderte unsere Genesung. Deshalb ließen wir uns beide, bis zum Niedersinken matt, auf Eseln langsam nach Budscha, einem Dörfchen ohne Aerzte, aber mit reinerer Luft, bringen und bezogen ein hübsches Häuschen, das auf der Höhe liegend von allen Seiten Luft bekommt. Dort genasen wir rascher". In Budscha erlebte Stackelberg auch ein Erdbeben, das in jenen Gegenden, besonders in späterer Jahreszeit etwas sehr gewöhnliches ist. Ueber den unheimlichen Eindruck, den dasselbe auf ihn machte, schreibt er Folgendes: „Ich hatte mich Abends kaum zu Bette gelegt und war sorglos eingeschlummert, als es mir vorkam, als ob ich hin und her gerollt wurde, und ich auffuhr um zu sehen, wer mich wecke. Niemand war da, aber über mir bewegte sich das Zimmer und krachte und knackte zweimal zusammen. Ein schauerliches Gefühl, wie nach einem eben verschwundenen Gespenst überkam mich. Ich stürzte aus dem Zimmer; Bröndsted saß eben so voll Entsetzen am Nachttisch. Die Wirthsleute rannten aus dem Hause hervor. Es war vorüber, aber die schreckhafte Erwartung neuer und heftigerer Stöße dauerte noch mehrere Stunden fort. Schauerlich ist es, wenn die liebe Mutter Erde, die sonst immer sicher und fest ihre Kinder im Schoße hält, Donner und Blitz, alle Veränderungen der

Jahreszeiten und die furchtbarsten Wirkungen der Elemente ruhig über sich ergehen läßt, selbst zu wanken anfängt und wir feindlich vor ihr fliehen und ihr doch nie entfliehen können"!

In der Nacht des 17. August schifften sich die Reisenden endlich nach Griechenland wieder ein und landeten ohne weitere Widerwärtigkeiten in Trikieri, wo sie von Gropius überaus herzlich empfangen wurden. Hier erfuhren sie sogleich von der kostbaren Entdeckung der aeginetischen Statuen, die die zurückgebliebenen Freunde, Haller, Linckh, Cockerell und Foster, im April gemacht hatten. „Sie haben einen Fund von 17 Statuen gemacht, schreibt Stackelberg in sein Tagebuch, wie seit einem Jahrhundert nichts Gleiches vorgekommen". Jene Statuen waren eben von Gropius in aller Stille, weil man die mißgünstigen Ränke der Türken fürchtete, nach Zante geschafft worden, wo sie an die Meistbietenden zum Verkauf ausgestellt waren; jeder der vier Finder wünschte sie seinem Vaterlande zu erhalten. Vor der Rückkehr nach Athen durchwanderte Stackelberg noch Thessalien und besuchte das Thal Tempe. Die Stadt Larissa fand er eben durch eine schreckliche Ueberschwemmung fast ganz zerstört. Ueber Tempe, „jenes einzig schöne Thal, dessen Gleichen man nicht findet", äußert er sich folgendermaßen: „Von lächelnden Hügeln, die überraschend in reizende, von Gesträuch und Bäumen durchzogene Thäler schauen lassen, von Hainen und Fruchtgärten, aus denen der Fluß breitströmend hervordringt, sich wieder verbirgt, abermals zum Vorschein kommt und sich endlich mit seinen Platanenufern hinter dem Dorfe in einen Wald verliert, und die von blauen Bergen, dem Olymp und seinen Gipfeln, im Grunde und zur Seite eingeschlossen sind, engt sich das Thal Tempe zwischen dem Olymp und Ossa ernster zusammen. Spuren eines zerstörten Waldstromes neben einem mächtigen Platanenwalde regen ernstere Gefühle an. Man geht über Steingeröll und zerrissene Wiesen zu dem Thor, das 2 mächtig breite Felsen bilden, und das der gespannten Erwartung ein anderthalb Stunden langes reizendes Felsenthal öffnet. So grandiose Felsenmassen, die die ernste Nähe der Götter ahnen lassen, sahen wir selbst in der Schweiz nicht, die doch höhere Felsen hat. Aber die Form und die Verhältnisse wirken, nicht unermeßliche Größe. Sie drängen sich an den Strom und überraschen bei jeder Wendung durch neue große Formen, die man vorher nicht gesehen. Plötzlich treten die Gebirge auseinander; die Ebene ist mit Gebüsch und Grün reich durchzogen, der Peneus wird breiter und wogt stolz und ruhig dem Meere zu. Eine halbe Stunde da-

von ist eine schöne Brücke aus großen Quadern über den Strom gebaut, gewiß eine der schönsten in der ganzen Levante. Wir fanden sie zusammengestürzt; der Strom hatte bei der großen Ueberschwemmung fast alle Bogen herabgerissen. Die Ruhe, mit der er jetzt durch die Trümmer fließt, zeigt das schönste Bild stiller Kraft. Diese Brücke bildete den viel besuchten, aber oft durch Räuber unsicher gemachten Paß nach Salonich und weiter nach Konstantinopel. Vom Ossa zeichnete ich noch einmal das Thal aus der Vogelperspective. Diese Ansicht gab mir eine gewaltige Idee vom Olymp, denn die ungeheuren Massen, die ich in der Thalschlucht für unerreichbar hielt, waren hier ganz unscheinbar; die ferne Meereslinie zog sich ruhig über sie hin und die gewaltigen, vielgipfligen Gebirge, deren Felsenspitzen die Wolken streifen, sind nur die Vorberge, die weitgestreckten Füße des Olymp, von denen seine breite Bergmasse mit allen Wohnungen der Götter auf den hundert Gipfeln sich erst über die Wolken zu erheben anfängt, unsern Augen auch von jener Höhe unerreichbar. Erst von Larissa gesehen, treten die Gipfel des Olymp überraschend hervor, aber selten frei von Gewölk, denn mit den goldenen Wolken schließen die bewachenden Horen sorgsam die Thore des Olymp und öffnen sie nur, wenn ein Gott daraus hervorgeht. Von Tempe müßte man ein eigenes Werk von Zeichnungen verfertigen."

Sehr befriedigt von diesem Ausfluge kehrten die Reisenden am 22. September zu Gropius nach Trikieri zurück. Hier erwartete sie eine erschütternde Nachricht. Ihr allgemein geliebter Freund Koes, der nachdem er sich von Stackelberg und Bröndsted in Smyrna getrennt, hernach in Athen mit Belloni zusammengetroffen war, mit ihm gemeinschaftlich den Peloponnes durchwanderte und dann nach Zante eingeschifft hatte, war dort wenige Tage vorher mitten in seinen schönen Entwürfen gestorben. Er war die Hoffnung einer liebenden Braut und die Freude sorgsamer Eltern gewesen. Nachdem Stackelberg mit Bröndsted und Gropius noch die Insel Euböa durchstreift hatte, kehrte er Mitte October nach Athen zurück. Sie fanden ihre übrigen Genossen noch von Athen abwesend, und Stackelberg machte sich nun gleich nach seiner Ankunft an die Arbeit, noch einige der schönsten Aussichten von Athen zu zeichnen, wobei ihn der reine Himmel und die klare durchsichtige Luft begünstigten. Dann wurde mit Gropius, der eines Geschäftes wegen nach Athen gekommen war, ein Ausflug zu Pferde nach Marathon unternommen. Ueber diese Excursion schreibt er in sein Tagebuch: „Die Sonne vergoldete die Ebene mit feurigen Far-

ben, malte die Berge azurblau und ließ die schönen Oelwälder bei Cephisia wie den prächtigsten Sammet erscheinen. Wir hatten oft den Spaß, meinen atheniſchen Führer mit dem böotiſchen, den Gropius mitgenommen hatte, ganz im antiken Sinne contraſtiren zu ſehen. Was jener mit leichtem, beweglichen Weſen, mit Freundlichkeit und allerhand kleinen Schelmereien thut, das macht der Böotier mit Grobheit und Schwerfälligkeit, ſeine Mienen ſind dabei dumm und thieriſch, wie ſein Körper plump und unbehülflich. Wenn jener am Wege ein Mädchen im Waſſer, von uns abgewendet, ſich ſpiegeln ſah und einen Stein ins Waſſer warf, daß es aufſpritzte und das Mädchen aufſchreuchte, ſo ſah der Böotier, der den Spaß nicht verſtand, uns dumm und verdrüßlich wegen unſeres Lachens an". Von dieſem Ausfluge brachte Bröndſted den ſchönen Torſo einer jugendlichen Statue in ſogenanntem ägyptiſchen Styl, aber von ſchönen Verhältniſſen und überaus ſorgfältiger Arbeit, und Stackelberg die Zeichnung des Schlachtfeldes von Marathon heim. Auf dem Rückwege beſuchten ſie noch das Kloſter der Panagia (heiligen Jungfrau) auf dem Pentelicus. Schon in der Nähe des Kloſters bei einbrechender Dunkelheit angelangt, gab ihnen ein Mönch die unangenehme Nachricht, daß ſie niemand im Kloſter finden würden, da alle Mönche vor den Türken, die oft in die Klöſter einbrachen, was ſie Eß- und Trinkbares fanden, fortführten und die Kloſterleute mißhandelten, geflohen ſeien. Unſere Reiſenden vermutheten jedoch ganz richtig, daß die Mönche ſich vor den Plünderern nur eingeſchloſſen hätten und hofften doch, ein Nachtlager im Kloſter zu finden. Als ſie in den weiten Kloſterhof geritten waren, banden ſie ihre Pferde an und klopften an alle Thüren, aber umſonſt. Der Führer ſuchte in dem Weinberge des Kloſters nach dem Wächter, fand aber ſtatt deſſen die Urheber alles Ungemachs, zwei Türken, die ſich dort ſchlafen gelegt, nachdem ſie den ganzen Tag lang wie Wölfe um Schafhürden, das Kloſter umſchlichen hatten, das ihnen die Mönche klüglich nicht geöffnet. Dieſe Räuber ſuchten ſogleich Freundſchaft mit den Reiſenden zu ſchließen, zündeten ein Feuer im Hof an, ließen ſich Reis und Kaffe, den jene mit hatten und von ihrem Führer bereiten ließen, wohl ſchmecken und kamen ſo nach ihrem fehlgeſchlagenen Raubzuge noch zu einem leidlichen Gaſtmahl, wobei ſie jedoch ruhig anhören mußten, wie jene auf die diebiſche Unverſchämtheit der Türken, die ſich in die Klöſter einquartierten, um da zu rauben und zu ſaufen, wacker losſchimpften. Nachdem ſie am Morgen fortgezogen waren, kam ein Mönch aus dem Kloſter zum Vorſchein und lud ſie zum

Mittagessen ein. Sie nahmen es an, ließen sich aber vorher noch zu den Steinbrüchen führen. „Eine Stunde gegen den Gipfel des Pentelicus zu, schreibt Stackelberg, sind die Gruben, aus denen man den feinen pentelischen Marmor zu all den schönen Tempeln von Athen und zu den Statuen des Phidias nahm. Mit besonderer Theilnahme sahen wir auf dem Wege zu der weitesten Marmorgrube noch einen großen Block, der roh zu einem Altar oder Säulenstück behauen zurückgeblieben war. In den Gruben sieht man noch deutlich den Gang des Meißels, mit dem man die Blöcke gleich nach Maß und Angabe des Baumeisters sorgfältig heraushieb und die Spuren der angebrachten Hebemaschinen. Der Anblick dieser Marmorfelsen ist zugleich einer der malerischsten, von Tannen und Eichen umwachsen, über welche hinaus man die ganze Umgegend Athens vom Hymettus bis zum Parnes übersieht. Im Kloster nahm man uns darauf mit einem fetten Mahle auf. Die Mönche sind wie die andern Griechen gekleidet, nur tragen sie rothe Hosen und einen Shawl um den Kopf; sie sind kräftige Arbeitsleute und greifen sich wohl nie durch Geistesarbeit an. Die Lage des Klosters zwischen Oliven und Ulmen ist reizend. Rosenhecken werden vor den Fenstern der Zimmerchen gezogen und drinnen sind reinliche Polster und Divans. Man könnte hier in der Sommerhitze sich einen sehr angenehmen Aufenthalt schaffen".

Als die Reisenden von diesem Ausfluge nach Athen zurückkehrten, erhielten sie sogleich die angenehme Nachricht, daß ihre andern Reisegefährten sammt ihren neuen englischen Freunden aus der Morea zurückgekehrt seien. Die Freude des Wiedersehens nach so langer, beiderseits gefährlicher Abwesenheit ließ die aufs neue Verbundenen die ersten Nächte kaum schlafen; so viel war von beiden Seiten zu erzählen. Zu der ursprünglichen Gesellschaft der Reisenden, die jetzt freilich um ein liebes Glied vermindert worden, war inzwischen Lord North nebst einigen andern edeln und gebildeten Engländern getreten. Der Rest des Monats November verging unter einem Gedränge von Lustbarkeiten. Es waren reiche Wechsel angekommen und man beschloß den Athenern einen glänzenden Ball zu geben. Stackelbergs Wohnung wurde mit den schönsten Tapeten ausgeschmückt, die langen Gallerien in große Säle verwandelt, in welche die Damen aus vergoldeten Visitenzimmern durch Fenster blicken konnten, Palmenzweige decorirten den Grund der Säle und Kronleuchter von aneinander gereihten Rosen hingen von der Decke herab; das Ganze wurde von Hunderten von Wachskerzen aufs glänzendste erleuchtet. Alles lobte das

geschmackvolle Arrangement und die athenischen Archonten und Archontinnen äußerten, daß Athen wohl nie einen köstlicheren Ball gesehen habe. Den bedeutenden Riß in den Beutel, den dieses Fest that, ließ man sich gern gefallen, aber nicht wenig bestürzt war man eines Abends, als die Rechnungen bezahlt werden sollten und man plötzlich alles Geld verschwunden fand. Zugleich war ein Bedienter, den Stackelberg und Bröndsted noch aus Smyrna mitgebracht hatten, unsichtbar geworden. Man stellte noch an demselben Abend Nachforschungen an und war in der That so glücklich, den Dieb um Mitternacht in einem Chan zu erwischen und noch fast die ganze gestohlene Summe in seinen Kleidern eingenäht zu finden. Um aber den Buben, der bei all dem hartnäckig leugnete und trotzte, nicht den türkischen Behörden und der Tortur preiszugeben, mußte man ihn auf eine schickliche Art laufen lassen.

Bevor die englischen Freunde, welche eine Reise nach Aegypten unternahmen, von der sie im Mai des nächsten Jahres zurückkehren wollten, abzogen, führte man noch einen Plan aus, welcher schon vor einigen Wochen bei einem lustigen Ausfluge nach Sunium gefaßt war: man stiftete nämlich eine dauernde, auch über die Zeit des zufälligen Zusammenseins hinausreichende Verbrüderung, und bestimmte ein Symbolum im antiken Sinne als Wiedererkennungszeichen, das neben der Idee eines Gastgeschenkes noch die Liebe zur Kunst und die Verehrung des Alterthums bezeichnen sollte. Die Statuten wurden entworfen, zum Symbolum ein Ring von antiker Bronze mit der Eule, dem Vogel der Minerva, und der Inschrift ξεινήϊον gewählt und die Diplome von 7 Primitivmitgliedern unterschrieben. — Unterdessen kam vom Prinzregenten von England ein vorläufiges Gebot von 6000 Piastern für die aeginetischen Statuen; es wurde aber zufolge der Abmachung, jene Statuen in öffentlicher Auction zu veräußern, ausgeschlagen; doch beschloß man, der größern Sicherheit wegen die Kunstwerke von Zante nach Malta zu transportiren. Zugleich bekam Haller vom damaligen Kronprinzen von Baiern eine Anweisung auf 20,000 levantische Piaster, um für ihn Grabungen anzustellen und Kunstwerke aufzukaufen. Nun mußte auch ein Beschluß über die fernere Thätigkeit der übrigen Gesellschaft gefaßt werden. „Wir saßen (schreibt Stackelberg) am Abend vor der Abreise unserer englischen Freunde noch traulich beisammen, überdachten den Gang unserer ganzen Reise, was wir bisher geleistet und entdeckt, und äußerten den Wunsch, daß etwas recht Tüchtiges aus unserer Reisevereinigung hervorgehen möge. Bei mir waren Kopf und Herz

lange mit einander im Streit: die Gefahr der Reise, die Sorge meiner Mutter, die mich schon aus Italien wieder zurückwünschte, und endlich das Geld, das von meinem Kapital abgeht, riethen zur Heimkehr. Auf der andern Seite drängten die Liebe zur Kunst, die nach dem Urtheil meiner Bekannten durch meine Zeichnungen aller der schönsten Gegenden von Griechenland eine Bereicherung erfahren sollte, dann meine eigene Lust und die Erwägung, daß wenn man in der Welt etwas leisten könne, man die Werkzeuge dazu nicht aus der Hand werfen dürfe, zur Fortsetzung des Unternehmens. Wir beschlossen endlich, unsre Reise über ganz Griechenland nach gemeinschaftlichem Plan, obwohl zur Ausführung theilweise getrennt, auszudehnen. Athen sollte der gemeinschaftliche Sammelpunkt sein. An meine Mutter schrieb ich sogleich umständlich, um diesen Plan zu rechtfertigen. Gegen Geldmangel schützt der Antikenfund und mein zunehmendes Portefeuille, das mit meiner eigenen Veredelung wächst, und überhaupt gehe ich gern den Tausch ein, mein Kapital anzugreifen und dafür ein unsichtbares in meiner Seele anzulegen."

Am andern Tage wurden die englischen Freunde von den zurückbleibenden in den Piraeus begleitet und entschwanden rasch ihren theilnehmend nachschauenden Augen.

Zu Ende des Jahres gingen Bröndsted und Linckh nach Zea ab, um dort Grabungen anzustellen, während Stackelberg durch eine Erkältung in Athen zurückgehalten wurde. Haller leitete die Grabungen atheniſcher Gräber, die er für den bairischen Kronprinzen vor dem thebanischen Thore begonnen hatte; da er aber bald darauf nach Zante reisen mußte, um die Verpackung der aeginetischen Statuen zum Transport nach Malta zu besorgen, überließ er Stackelberg die Sorge für seine Unternehmung, die auch günstigen Erfolg hatte, indem eine Menge Vasen und besonders zahlreiche kleine bemalte Figuren aus gebrannter Erde zu Tage gefördert wurden. Im Februar kehrte Linckh nach Athen zurück und machte dann mit Stackelberg zusammen einen Ausflug nach Salamis, wo letzterer eine kleine, ausgezeichnete Statue einer Amazone erwarb, die er stets als das werthvollste Stück seines Privatmuseums betrachtete. Der 23. April 1812, der Jahrestag des Statuenfundes, führte die Freunde in Aegina zusammen, und nun wurde an die Ausführung eines weiter ausgreifenden Planes, der schon im vorigen Jahre gefaßt war, geschritten. Haller, Linckh, Cockerell und Foster hatten nämlich im vorigen Jahre auf ihrer Reise durch den Peloponnes unter den Trümmern des Apollotempels zu Phigalia durch

einen aufgescheuchten Fuchs, der seine Grube tief in den Schutt hineingebaut hatte, eine Marmorplatte mit dem herrlichen Relief eines Centaurenkampfes gefunden, und in der sichern Voraussetzung noch mehr Sculpturen zu entdecken, sogleich an jener Stelle eine Grabung veranstalten wollen; sie konnten jedoch ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Pascha keine Leute zu einem solchen Unternehmen gewinnen. Diese Erlaubniß war jetzt von Gropius ausgewirkt worden; zwei Engländer schossen die nöthigen Geldmittel dazu vor, und so wurde denn beschlossen, daß sich alle Theilnehmer der Grabung, zu denen außer den ursprünglichen Entdeckern auch noch Stackelberg und jene beiden Engländer gehörten, bis zum 21. Juni zu Megalopolis, dem gemeinsamen Sammelpunkte einfinden sollten, um dann gleich Hand ans Werk zu legen. Linckh und Haller gingen über Aegina und Epidaurus dahin ab. Stackelberg nahm mit Bröndsted zu Lande einen Umweg, um den nördlichen Peloponnes genauer zu erforschen, und die merkwürdigsten Gegenden in sein Portefeuille aufzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch, nachdem die Reisenden Eleusis, Megara, Korinth, Sicyon, Tricala, Stymphalos berührt hatten, von Stackelberg zwischen dem 22. und 25. Juni von Pheneos aus die Quelle und der Wasserfall des Styx untersucht und gezeichnet, eine Gegend, welche vorher noch von keinem neuern Reisenden wegen der damit verbundenen Gefahren, die theils durch die räuberischen Bewohner, theils durch die Unwegsamkeit der bergigen Gegend für den Wanderer erwuchsen, aufgesucht worden war. Ueber diesen Besuch der Styxquelle hat Gerhard, Hyperboreisch-römische Studien Bd. 2 pag. 293—298, einen ausführlichen Bericht nach Stackelberg's griechischem Reisetagebuche geliefert. Stackelberg nahm von demselben außer seinen schönen Zeichnungen der Gegend auch eine Flasche des für giftig gehaltenen Styxwassers mit, welches sich übrigens hernach bei der chemischen Untersuchung als das reinste Gletscherwasser auswies. Erst Anfang Juli traf Stackelberg in Megalopolis ein; auch die übrigen Theilnehmer der beabsichtigten Grabung waren verhindert worden den Termin genau einzuhalten, und so begab man sich erst den 8. Juli, nachdem sich alle zusammengefunden hatten, gemeinschaftlich zum Tempel des Apollo Epikurios, wo nun sogleich die Grabungen begannen. Ueber diese selbst und die durch dieselbe gewonnenen Kunstschätze, über das Leben und Treiben der dabei Betheiligten und die Ausführung der beschwerlichen aber durch immer neuen Erfolg lohnenden Arbeiten, sowie über die anmuthige Umgebung des Ortes ist umständlich und in höchst anziehender Weise in

Stackelbergs später erschienenem Hauptwerke „der Apollotempel zu Bassae in Arkadien" gehandelt worden. Es hatte sich um den Tempel eine ganze Colonie der gedungenen griechischen Arbeiter und der das Werk beaufsichtigenden und leitenden Gelehrten und Künstler unter lustigen, malerischen Zelten und Hütten angesiedelt, wo die anstrengende Arbeit des Tages mit heitern Mahlen, mit Musik und Tanz an den Abenden oft bis tief in die Nacht hinein abwechselte. Es gelang allmälig während der 2 Monate der dortigen Thätigkeit den wahrscheinlich durch ein Erdbeben schon früh gestörten Tempel von dem 16 Fuß hoch liegenden Trümmerschutt gänzlich zu reinigen und außer einigen unbedeutenden Fragmenten der Metopen und der Cultusstatue, 23 mit den schönsten Reliefsculpturen aus Phidias' Zeit gezierte Marmorplatten, jede etwa 4 Fuß lang und etwas über 2 Fuß hoch aus Licht zu fördern. Dieselben, obwohl zum Theil gebrochen und an den Bildwerken hin und wieder beschädigt, konnten doch in ihrer ursprünglichen Reihenfolge zusammengestellt werden und bieten das einzige Beispiel eines vollständigen, leidlich erhaltenen Tempelfrieses dar. Ende August schloß dies thätige durch Natur- und Kunstgenuß und Umgang mit den Freunden verschönte Leben, an dem man die griechische Landesbevölkerung mit Behagen hatte Theil nehmen lassen, mit einem Volksfeste, wobei man schließlich die zur Ausgrabung erforderlich gewesenen und nunmehr überflüssig gewordenen Zurüstungen in einem lustigen Freudenfeuer verbrannte: „Ich zündete selbst, heißt es in Stackelbergs Tagebuche, meine Hütte zu hellen Flammen an und weidete mich noch herzlich am prächtigen Anblick der letzten Freude, die sie mir in diesem poetischen Aufenthalte gewährte, und dann sah ich sie plötzlich hinter mir verschwinden, wie all die glückliche, sorgenlose Zeit unsers arkadischen Lebens." Große Mühe kostete es noch, die gewonnenen Kunstwerke aus der weglosen Berggegend zur Ueberschiffung nach Zante bis an das Meeresufer herabzuschaffen. Die schweren Marmorblöcke mußten sämmtlich der Vorsicht halber von Menschenhänden den mehrere Stunden weiten Weg getragen werden. Sämmtliche Theilnehmer der Grabung begleiteten die Sculpturen nach Zante, wo sie verkauft werden sollten. Stackelberg war in Zante bis Weihnachten beschäftigt, den mit aller Sorgfalt geordneten Fries und die übrigen Sculpturfragmente vom Apollotempel zu zeichnen, die demnächst im Stich erscheinen sollten. Eine vorläufige Beschreibung derselben ließ Gropius schon in Zante drucken. Die Freunde wohnten dort in demselben Gasthofe, wo Koes gestorben war und besuchten oftmals das Grab des

theuren Gefährten auf dem Kirchhofe des englischen Militairs. Bröndsted errichtete ihm dort ein Grabmal mit einem Verse der Ilias als Inschrift, welchen Stackelberg auf ihrer gemeinsamen Reise durch Kleinasien sich bei Troja in sein Gedenkbuch geschrieben und zu seiner eigenen Grabschrift bestimmt hatte.

Gegen Ende des Jahres 1812 zerstreute sich die Gesellschaft von Zante. Bröndsted besuchte indeß den nördlichen Peloponnes, wo er bei Sparta ausgeplündert wurde, und schiffte sich dann zur Rückkehr nach seiner Heimath Dänemark ein; Haller ging nach Patras und von da nach Athen zurück; Linckh nach Ithaka, wo er glückliche Grabungen anstellte und namentlich Gold- und Silberarbeiten, aber meist aus römischer Zeit zu Tage förderte. Stackelberg hielt sich, nachdem er die übrigen ionischen Inseln antiquarisch untersucht und gezeichnet hatte, längere Zeit ebenfalls in Ithaka auf und kehrte dann über Missolunghi, Patras und Korinth Anfang Februar nach Athen zurück. Hier verlebte er mit den übrigen Freunden den Rest des Winters und den Frühling, führte seine Zeichnungen genauer aus und verfolgte mit regem Antheil die Grabungen, die Lord North am Jupitertempel des Hadrian anstellen ließ.

Den 4. Mai 1813 unternahm Stackelberg, nur von seinem Diener Dmitri begleitet, eine Reise zunächst nach Böotien, dann in den Peloponnes, um die ihm noch unbekannten Theile dieser Länder kennen zu lernen und das Material zu seinen „Ansichten von Griechenland" zu vervollständigen und zum Abschluß zu bringen. Bis zum 15. Mai war Böotien durchwandert. Darauf ging es nach einer verunglückten Seefahrt, zu Lande längs der Küste des korinthischen Busens nach Patras und durch Achaja über den Erymanthus nach Elis. Der englische Consul Strane in Patras hatte ihm vorgeschlagen, gemeinschaftlich Grabungen in Olympia anzustellen. Stackelberg ging jedoch nicht darauf ein, um nicht durch neue Unternehmungen seine Rückkehr in die Heimath zu verzögern, obwohl die Versuchung wegen der eben in jener Gegend stattgehabten Funde groß war. Doch wurde die Gegend von Olympia, namentlich die Ruinen des Zeustempels untersucht und eine panoramische Zeichnung der olympischen Ebene von den gegenüberliegenden Bergen aufgenommen. Dann ging die Reise durch Arkadien und Messenien. Besonders gefahrvoll war die Wanderung durch das Land der Mainoten, eines tapfern Räubervolkes in den Berggegenden des Taygetos, das sich unabhängig von den Türken zu erhalten wußte und unter eigenen Capitänen stand. Die Armuth des Bodens auf

ihren Felsen, die zugleich die Hüter ihrer Freiheit waren, nöthigte sie zur Räuberei. Ihre Capitäne, die auf ihren Schlössern hausten und sich gegenseitig befehdeten, waren kleine Souveräne, welche eine Anzahl Räuber an ihren Höfen hielten, die sie schützten, denen sie Zuflucht auf ihren Burgen gaben und die sie nach Beute in der Umgegend umhersandten. Stackelberg war an einen derselben, Murzino mit Namen, empfohlen und besuchte ihn auf seiner Burg Kardamyle im Taygetos, um unter seinem Schutze die Reise durch die Maina zu machen. Ueber diesen Besuch lesen wir in Stackelbergs Tagebuche: „Murzino spricht ganz abweichend von den übrigen Griechen, mit Gradheit und Treuherzigkeit und mit einer Höflichkeit, wie man sie von einem Manne in so rauher Umgebung nicht erwarten sollte. Seine Physiognomie hat etwas echt Räuberhaftes. Schon sein stiermäßiger Nacken zeigt, daß er sich unter kein Joch beugen wird; bei aller Corpulenz bewegt er sich leicht und flink, ist munter und liebt den Spaß; er ist ein Freund von guter Kost und hat seine Flasche Wein ganz besonders für sich. Er kämpfte mit seinen 20 Palikaren gegen den Bey der Maina, der mit einer Flotte gelandet war um seine Widerspenstigkeit zu bestrafen, mit beispiellosem Muth und zäher Hartnäckigkeit. Dreimal mußte er mit seiner Mannschaft seine Burg verlassen und hielt sich dann in Zante auf, nahm aber immer wieder Besitz von seinem Schlosse, bis er endlich unangefochten blieb. Seine Thaten sind Hauptsujets der hier viel gesungenen Räuberlieder. Nachdem er meinen Empfehlungsbrief gelesen, sagte er mir, daß ich als der Freund seines Freundes auf seinen Schutz rechnen dürfe, daß sein Leben mir zu Gebot stehe und daß er mich durch sein Gebiet, wenn ich es wünsche, selbst mit allen seinen Palikaris begleiten wolle. Er versprach mir eine Empfehlung an einen andern ihm befreundeten Capitän, der mich durch die Kakavulis, die schlimmste Gegend der ganzen Maina, geleiten würde. Es seien schlechte Kerls, sagte er, aber sein Freund werde mich ohne Gefahr hindurchführen. Er führte mich in seiner Burg, die mit verwickelten Gängen und engen Thüren versehen ist und schmutzig, vollkommen wie ein Räubernest aussieht, überall umher und wünschte mir beim Eintritt in sein Wohnzimmer feierlich das Willkommen. Als es zur Ruhezeit ging, ließ er seinen liebsten Palikaren hereinkommen und dieser mußte ein Märchen erzählen und uns damit in den Schlaf bringen." — Unter dem Geleit der Räuber von einer Burg zur andern wandernd, gab Stackelberg seinen Plan, bis zum Neptuntempel auf der Spitze von Taenarum vorzudringen, auf, hauptsächlich um

rascher nach Athen, in dessen Umgegend dem Gerüchte nach die Pest ausgebrochen sein sollte, zurückzukehren und weil es ihm an einem Freunde und Gesellschafter in der unheimlichen Räubergegend fehlte, — und beschloß grade über den Taygetos nach Sparta zu gehen. Dies war mit der gefährlichste Theil seiner Wanderschaft. Er erfuhr, daß man, sobald er die Maina verlassen hätte und die Räuber keine Gastfreundschaft mehr binde, Jagd auf ihn machen wolle und traf unterwegs den Räuber an, der im vorigen Jahre Bröndsted rein ausgeplündert hatte. Es gelang ihm von diesem des Freundes Ring mit dem Haar von dessen Braut wiederzuerstehen. Derselbe erkundigte sich auch genau nach Stackelbergs eigenem Wege, doch wurde ihm von dessen ehrlichen Führern, denen verboten war, etwas darüber zu verrathen, ein falscher Weg angegeben. Vorher schon hatten die beiden Mainoten, die ihn über den Taygetos geleiteten, seinen Führern vorgeschlagen ihn zu tödten und auszuplündern und mit ihrer Beute in die Maina zu fliehen, worauf diese aber auch nicht eingegangen waren. Dabei war der Weg über den Taygetos äußerst beschwerlich und ebenfalls Gefahr drohend, indem er oft schmal längs einem schroffen Abhange hinlief, wo jedes Ausgleiten den Tod gebracht hätte. In dem Dorfe Kuziava, wo er übernachtete, entließ er seine beiden Mainotischen Spitzbuben und nahm aus den Dorfbewohnern andere Begleiter, die zwar auch mit den Räubern im Einverständniß lebten, aber doch aus Achtung vor seinen von zwei Capitänen ausgestellten Schutzbriefen ihn ungefährdet mitten durch die Räuber hindurchführten. Entsetzen erfaßte ihn jedoch, als er am Wege den Leichnam eines Ermordeten liegen fand, der weithin die Luft verpestete, und er beeilte sich aus der gefährlichen, schrecklich öden Felsengegend herauszukommen. Am 21. Juni langte er endlich zu Mistra in der spartanischen Ebene an, wo er, die Gefahr hinter sich wissend, 9 Tage verweilte, die ½ Stunde davon entfernten Ruinen von Sparta untersuchte und eine panoramische Zeichnung der spartanischen Ebene mit dem ganzen hohen Taygetosgebirge aufnahm. Am 1. Juli wurde dann, nach einem erfrischenden Bade im herrlich klaren Wasser des malerischen Eurotas die Rückreise nach Athen angetreten, die er ohne besondere Erlebnisse in 3 Wochen zurücklegte.

Die Gerüchte, daß in Athen die Pest herrschte, fand Stackelberg ungegründet, wohl aber die ganze Umgegend angesteckt. Noch einige schöne Tage verlebte er in Athen mit den alten Freunden Cockerell, Haller, Linckh, Gropius. Alsbald reisten aber Linckh und Gropius nach Constantinopel

ab, und Stackelberg rüstete sich nun ernstlich zur Reise in die Heimath. Da wurde aber Cockerell von einer schweren, lebensgefährlichen Krankheit befallen, und Stackelberg konnte es nicht über's Herz bringen ihn jetzt zu verlassen, sondern theilte sich mit Haller in die Pflege des theuren Freundes. Sie hatten die Freude, die Macht der Krankheit gebrochen zu sehen; aber noch vor seiner vollständigen Genesung mußte ihn Stackelberg verlassen. Er hatte schon zu lange verweilt und das Geld zur Reise angegriffen, ohne Aussicht diesen Ausfall durch neue Wechsel ersetzt zu bekommen. So verließ er denn am 21. September 1813 Athen. „Am Abend vorher, schreibt er in sein Tagebuch, stieg ich mit Haller auf den Gipfel des Anchesmus zur Kapelle des heiligen Georg hinauf um noch den letzten Blick auf all die schönen, mir lieb gewordenen Plätze zu werfen, die so reich an frohen Erinnerungen waren, und grub hier meinen Namen, den ich selten an berühmte Gegenstände schreibe, mit dem bedeutungsvollen Χαῖρε dazu ein. Wie ein Träumender zog ich andern Tages mit meinem lieben Haller, der mich bis Decelia begleitete, aus dem Thor Hippades auf den Weg nach Negroponte und ließ all die schönen Gegenstände meiner Sehnsucht zurück. In einem Dörfchen 5 Stunden von Athen verweilten wir noch einen ganzen Tag. Eine Stunde von da bei immer mehr sich erhebendem Wege, auf dem decelischen Passe, einem der schönsten Punkte Griechenlands, von wo man eine grandiose Aussicht auf ganz Euböa, einen Theil Böotiens und ganz Attika bis Aegina hat, schlug auch die Abschiedsstunde von dem treuen Haller. So fand ich mich denn allein mit meinem griechischen Knaben, der auch die Augen voll Thränen hatte, daß er sein schönes Athen verlassen und mir nach dem kalten Norden folgen sollte." —

Und doch sollte Stackelberg Athen noch einmal wiedersehen, aber nach unsäglichen Gefahren und Widerwärtigkeiten. Wir kommen jetzt zu dem letzten Theil seiner griechischen Reise, seiner Gefangennehmung von albanesischen Seeräubern und seiner Errettung und geben die Darstellung desselben mit Stackelbergs eigenen Worten. „Zuerst durchwanderte ich noch die Insel Negroponte (Euböa) in nördlicher Richtung bis Cherochori, fand gleich am folgenden Tage eine Barke und kam mit günstigem Winde am 29. September in ein Paar Stunden nach dem Hafen von Trikieri. Hier lag ich 3 Tage in Erwartung einer sichern Schiffsgelegenheit nach Salonich. Man versicherte mir nämlich allgemein, daß von Piraten nichts zu fürchten sei, da dieselben noch vor 8 Tagen von den Trikerioten zerstreut und das Meer von ihnen gereinigt sei, während der Landweg durch Thessa-

lien wegen der Pest allzu gefährlich erschien. Endlich meldete man mir die Ankunft eines Schiffes, das nach Salonich unterwegs war. Ich raffte schnell meine Sachen zusammen und fuhr mit dem Schiffer an Bord, froh, von dem langweiligen Aufenthalt in Trikieri befreit zu werden. Wir kamen am ersten Tage nicht weit und landeten nur 4 Stunden von Trikieri in einem kleinen Hafen, wo uns der ungünstige Wind 2 Tage zurückhielt. Meine Ungeduld steigerte sich von Stunde zu Stunde, die Ahnung eines drohenden Unheils trieb mich umher; und ich faßte den Entschluß, wenn der Wind sich nicht am folgenden Tage ändere, dennoch die Landreise über Larissa zu wagen. Aber in der Nacht waren wir aus jenem Hafen hinausgesegelt und das Erwachen am andern Morgen war das schrecklichste in meinem Leben. Aengstlich kam der Capitän in die Kajüte geschlichen und weckte mich mit dem Ruf: „Wir sind in den Händen der Räuber." — Es scheint mir jetzt nicht unglaublich, daß der Schurke von Capitän selbst mich in die Hände der Piraten geliefert; denn wir waren dicht am Lande, und ich hätte mich, bei Annäherung der Räuber zeitig gewarnt, in der Feluke retten können. Ich faßte mich nach dem ersten Schreck bald und kam auf's Verdeck, wo mich die schwarzen, mit Fett und Blut beschmierten Gesichter der Räuber mit Entsetzen erfüllten. „Gute Stunde! Auch wir reisen nach Salonich. Glückliches Zusammentreffen!" Mein Herz bebte. „Nehmt Alles was ich habe, nur meine Zeichnungen und Schriften laßt mir und setzt mich ans Land." — „Noch ist's nicht Zeit; lebe erst mit uns, und wenn Du für Deinen Leib gezahlt hast, dann bekommst Du alles dies, was Du verlangst". — „Der Teufel hole das Milchgesicht" sagten sie untereinander, und dann stritten sie, wem von ihnen ich zu Theil werden sollte. Was sie mit mir vorhatten, mußte ich auf albanisch hören; die schändlichste, qualvollste Todesart war mir bestimmt, wenn man nicht ein genügendes Lösegeld für mich zahlte. „Bittet Gott, sagte mir leise der Schiffer, daß er Euch das Leben erhält." So war ich plötzlich der Sclave von 15 Piraten, Albanesen, mohamedanischen Glaubens. Mit Schmähungen und Todesdrohungen verlangten sie von mir die Ueberlieferung aller meiner Sachen. Ich zeigte ihnen meine Habe und ließ sie dann allein, denn es war mir unerträglich, sie in meinen Sachen wühlen und die Arbeiten mancher Jahre, unter Beschwerden und Gefahren gemacht, zerstören zu sehen. Meine Zeichnungen, die sie unter Lachen zum Theil aufgerollt, ließen sie liegen, und es gelang mir den größten Theil derselben heimlich dem Schiffer unserer Barke zu übergeben und so zu retten; denn

weder ihm noch seiner Mannschaft thaten sie das geringste Böse. Meine übrigen Effecten packten sie alle in das Räuberboot und zwangen mich, meinen Freunden in Athen zu schreiben und sie um das schwere Lösegeld von 60,000 Piastern (ein Piaster = etwa ½ Thlr.) zu bitten; auch der Räuberhauptmann selbst schrieb an Fauvel, den einzigen Consul, den ich ihm in Athen angeben konnte, und schickte seinen, sowie meinen Brief mit unserm Schiffer ab, indem er dessen Vater als Geißel zurückbehielt, drohend ihn zu tödten, wenn in 11 Tagen keine Antwort käme. Wie schrecklich waren meine Aussichten: ich wußte, daß es unmöglich sei, in Athen 60,000 Piaster aufzutreiben, selbst mit 30% Zinsen, was man dort nicht für Wucher hält; ich konnte also nur kurze Lebensfrist erwarten, vielleicht unter den härtesten Qualen. Die Piraten führten mich mit meinem griechischen Bedienten in die Räuberbarke und wünschten unserm Schiffer mit seinem Fahrzeuge gute Reise. Ich traute meinen Ohren nicht, als ich nach ein Paar Tagen erfuhr, dieser Mensch, dessen Vater als Geißel zurückgeblieben war und die beschwerlichsten Arbeiten verrichten mußte, sei nicht selbst mit den Briefen nach Athen abgegangen, sondern habe einen Boten dazu gedungen und liege ruhig mit seinem Schiff in Trikieri. Welch ein Beispiel griechischer Kindesliebe! — Die Räuber segelten nun mit uns auf die kleine Felseninsel Agio Nicolao, nahe der Küste von Euböa, auf der eine Kirche des heil. Nicolaus steht, halb verfallen, die Schwelle mit dem Blut gestohlener Schafe beschmiert, Schädel und Knochen derselben, die Reste der Mähler, die die Räuber hier gehalten, umherliegend. Einige Griechen, die bei den Räubern dienten, machten ihr Kreuz vor dem Heiligenbild und sagten: „Seht, er schützt und liebt die Räuber, denn sie zünden ihm Lampen und Kerzen an.“ Wirklich sah ich auch am Abend die albanesischen Räuber selbst dem Bilde, zum Dank für die gute Beute, die sie gemacht, Kerzen darbringen, unter Spott und Lachen die Gebräuche der Christen nachäffend. Nachdem sie darauf am hochflackernden Feuer ihr Mahl bereitet und im Rauch das Ungeziefer von ihren schwarzen Hemden gebrannt hatten, hüllten sie sich in ihre zottigen Mäntel und lagerten sich zum Schlafen im Kreise. Mich schickten sie auch zur Ruhe und wiesen mir einen Stein an, meinen Kopf darauf zu legen. Ich gehorchte und legte mich nieder. An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Ich lag, die Augen nach den Sternen gerichtet, ohne Decke auf dem Sande und ertrug die feuchte Kälte mit Ergebung, Gott dankend, daß er die schrecklichen Qualen, die ich erwartet, bisher gnädig von mir abgewehrt. Meine

Gedanken waren bei meiner Mutter und bei den Freunden in Athen. Ein festes Vertrauen auf Gott stählte mein Herz. Auch meine Tyrannen schliefen nicht gut. Ein Wehklagen und Seufzen in ihrem Schlaf erschreckte mich oft. Mit dem ersten Tagesgrauen sandten sie 4 Leute auf die Berge von Euböa nach Beute. Sie kamen nach einigen Stunden mit Schafen, Weintrauben und andern Lebensmitteln zurück, die sie aus dem nächsten Dörfchen gestohlen, ließen Brodkuchen backen, die sie in der Asche rösteten und drehten die ganzen Lämmer, nachdem sie sie mit Lust geschlachtet, auf Stangen gespießt, am hohen Feuer. Nachdem sie sich gesättigt, holten sie meine Koffer hervor und fingen an sich in die Beute zu theilen. Ich mußte sie bald darauf in meinen Kleidern herumgehen, meine Vasen zerschlagen, meine antike Münzsammlung umherwerfen sehen. Nachdem sie sich wie die Kinder mit diesen Sachen belustigt und mich gefragt, wer den besten Handel gemacht, kam der Hauptmann zu mir und versicherte, er erkenne, daß ich von guter Geburt sei und achte mich; er wolle nur Geld, sonst werde mir kein Leides geschehen. Damit wünschte er mich nur zutraulich zu machen, um meinen Stand und mein Vermögen zu erforschen und zu erfahren, ob er viel Geld von mit expressen könne. Ich äußerte dagegen, daß bei der großen Entfernung von meinen Eltern nicht viel Geld zu erwarten sei; in der Fremde, nur auf meine Freunde angewiesen, sei ich in Alles ergeben, was mit mir geschehen würde. „Sei es auch ein Jahr, wir wollen ihn halten, bis aus seinem Vaterlande die verlangte Summe ankommt!" rief der Hauptmann. „Laßt ihn uns lieber hängen, er wird uns tausend Spaß machen!" erwiederte die ganze Bande. Meine Behandlung wurde wieder schlimmer. An Flucht war auf dieser wüsten Felseninsel nicht zu denken, aber ich war entschlossen, wenn ich das Geringste merkte, daß sie sich anschickten, ihre schändlichen Pläne mit mir auszuführen, mich von dem Felsenhang hinabzustürzen, der sich am Ende der kleinen Insel befindet. Ich weilte größtentheils an dieser Stelle und suchte mich an den Anblick der Tiefe zu gewöhnen, aus der die Wellen gierig nach ihrem Raube hinaufzuschnappen schienen. Und wie ich in die Tiefe blickte, ergriff mich bald ein sonderbares Gefühl, ein Verlangen hinabzusinken, so daß ich mich wegwenden mußte, um nicht vor der Zeit meinen Entschluß auszuführen. Das Bejammernswerthe meiner Lage wurde noch erhöht durch meinen armen griechischen Bedienten, der von Verzweiflung entstellt die Hände rang und mit Thränen zu der Mutter Gottes betete. Und doch war seine Angst um mich größer, als für sich selbst. „Mich werden

sie nicht tödten, sagte er, aber Dich, Herr; es ist bestimmt, wenn die Antwort aus Athen nicht günstig lautet." Die gefangenen Griechen werden von den türkischen Räubern je nach ihrem Vermögen verschieden behandelt. Wenn sie einen reichen Griechen fangen, so zwingen sie ihn, um ein Lösegeld nach Hause zu schreiben; kommt dieses nicht, oder zu wenig, so schneiden sie ihm ein Ohr ab und legen es in den Brief, den sie seinen Verwandten schicken; hilft das auch nichts, das andere, bis sie den Menschen verstümmelt umbringen. Die armen Griechen halten sie ungefähr 14 Tage als Rudersclaven und geben ihnen dann die Freiheit. Dies thun sie, um stets in gutem Vernehmen mit den Eingebornen zu bleiben, wie sie es denn auch in der That sind. Denn wenn der Hauptmann sich bei seinen Hin- und Herfahrten der Küste näherte und Menschen bemerkte, rief er ihnen zu: „Ich bin Ibrahim, Euer Freund, und grüße Euch!" und dann empfing er den Gegengruß. Nach einigen Tagen begaben sich die Piraten auf eine andere größere Insel zwischen Euböa und der Spitze von Thessalien: Pondikonisi (Mäuseinsel). Das Boot versteckten sie hier zwischen den Felsen, logirten sich selbst in eine Höhle ein und schickten Wachen auf die Höhen, die das Meer weithin durchspähten. Auf dieser Insel vergraben sie Alles, was sie an baarem Gelde gewinnen und in den Gängen der Höhle verstecken sie die geraubten Waaren. Der Hauptmann zeigte mir mit lächelnder Gierigkeit einen großen verschimmelten Kessel voll spanischer Thaler, die mit Oel eingeschmiert waren und die er zum Vergnügen nachzählte, indem er die mir geraubten geölt hinzufügte. Von dieser Insel begaben sie sich den folgenden Abend nach einer der Nebeninseln von Skiatho, auf der nur ein Kloster und ein Einsiedlerhaus steht, und kamen vor Sonnenaufgang rudernd daselbst an. Sie begrüßten die Mönche, die sie als gute Bekannte freundlich empfingen. Der Hauptmann erlaubte mir in das Kloster zu gehen, wenn ich wollte, indem er mich aus der Barke steigen und dahin begleiten ließ. Die Mönche trösteten mich theilnehmend und versicherten, daß das Schicksal schon Viele getroffen habe, priesen mich glücklich, daß ich noch so mild von ihnen behandelt würde, und brachten mir Blumen und Früchte um mich zu erheitern. Sie führten mich in die Kapelle, wo ich am Altar hingesunken süßen Trost, festes Vertrauen und segensreiche Hoffnung fand, und ein heißer Thränenstrom zum ersten Mal meine Brust erleichterte. Nachts fuhren wir wieder nach andrer Beute spähend fort und landeten gegen Morgen in einem kleinen Hafen bei Lithada. Dort machten die

Räuber manchen guten Fang: eine Barke mit Weintrauben und eine türkische Skuna mit Waaren beladen, deren Mannschaften sie durch Prügel zwangen ihr Geld herauszugeben. In der Freude über die reiche Beute, behandelten sie mich wieder milder, mich stets zum Essen auffordernd und brachten mir Wein, Mandeln und Trauben, die sie eben erbeutet; aber von all dem konnte ich nichts genießen, da ich Zeuge gewesen, wie es in ihre Hände gekommen war, und mir das Geschrei der armen Leute, denen es eben geraubt, noch in die Ohren drang. Hier hätte ich in der folgenden Nacht vielleicht entfliehen können. Die von Wein berauschten Seeräuber schliefen fest, ich lag wachend in einiger Entfernung von ihnen neben einem dichtbelaubten Strauch wilden Pfeffers, womit die ganze bergige Küste reich bewachsen ist. Aber ich mußte den Gedanken an Flucht aus Rücksicht auf meinen Bedienten fahren lassen, den ich dann einem gewissen Tode preisgegeben hätte. Der arme Junge, der mehr als ich litt, schlief in dieser Nacht grade in der Barke, während er sich sonst gewöhnlich Nachts, sein Loos und das meinige beweinend, zu meinen Füßen niederlegte. Am andern Tage fuhren die Räuber, nach der Theilung der andern Beute, wieder nach Pondikonisi, um ihren Raub zu verwahren. Wir waren jetzt mit den griechischen Sclaven unserer 30 und saßen eng an einander gedrängt in dem Boote. Unterwegs ereilte uns ein schrecklicher Sturm. Die Räuber waren kleinmüthig und verzagt und verbargen hinter Flüchen und Schimpfreden ihre Todesangst. Wie gräßlich war diese Gesellschaft in jener Stunde der Todesgefahr, die die Elemente drohten! „Dir ist das Alles eine Kleinigkeit, sagte mir der Hauptmann, denn ein Mylord ist an das Meer gewöhnt; wir aber kennen das Meer nicht und sind dem Lande mehr zugethan. Es ist ein hartes Gewerbe, Räuber zu sein. Aber habe ich erst so viel als ich brauche, dann gebe ich auch dies böse Gewerbe auf, komme vor Ali Pascha, bezahle das Schuldige und sehe zu ob er mir verzeiht, daß ich wieder in Ruhe leben kann.“ Wir erreichten endlich in steter Lebensgefahr die Insel Pondikonisi, wo der Sturm und die Wellen beim Landen das Boot an den Klippen fast zertrümmert hätten. Es waren schon die 11 Tage verflossen und noch keine Antwort aus Athen gekommen, doch suchte ich meine Peiniger noch mit der Hoffnung auf das Lösegeld hinzuhalten. Aus Furcht vor Verfolgung führten sie uns jedoch längs der Küste von Euböa südlicher hinab bis zu der Insel Leukonisi. Auf diesem nächtlichen Zuge wurden wieder ein Paar Böte genommen und die Schiffer gemartert, bis sie ihr Geld herausgaben; ei-

nigen aber, die nur ein Paar Thaler hatten, schenkten sie das Geld. Indessen hatte sich ein schleichendes Fieber meiner bemächtigt. Die Feuchtigkeit in der Nacht, die Sonnenhitze am Tage, die gespannte Sehnsucht nach Befreiung, die schlechte und seltene Nahrung hatten meine Gesundheit untergraben. Die Räuber, die dies bemerkten, wurden besorgt, es möchte ihnen sowohl der Gewinn des Lösegeldes, als auch die Freude mich zu martern und zu tödten entrissen werden. Bald schmähten sie mich auf brutale Weise, bald trösteten sie mich mit den sanftesten Worten, obgleich sie auf albanesisch berathschlagten, welchen Termin sie meinem Leben setzen sollten. Mein Zustand wurde immer unerträglicher. Schon war ich 16 Tage lang nicht aus den Kleidern gekommen; das Ungeziefer, das sie mir mitgetheilt hatten, plagte mich entsetzlich, doch ich verbiß die Qual in der Ueberzeugung, daß mein Elend nicht viel höher steigen könne und daß das Ende nahe sei. Wir befanden uns wieder auf dem Felsen des heiligen Nicolaos. Da sahen wir einen Kahn mit einem griechischen Geistlichen zu uns heranrudern. Er brachte dem Hauptmann einen Brief mit der Nachricht von der Ankunft zweier Franken, die gekommen seien mich loszukaufen. Sie seien aber nach Trikieri gesegelt um Erkundigungen einzuziehen, wo ich mich befände. Dies verschaffte mir sogleich die Achtung der Piraten wieder und war für mich der heilsamste Trost in meiner Krankheit. Ich vermuthete sogleich in meinem Retter den treuen Haller, denn Cockerell hatte ich noch schwach und nicht völlig von seiner Krankheit genesen in Athen zurückgelassen. Ich schrieb sogleich, dankte dem treuen Freunde und schilderte meinen Zustand, der durch die Krankheit noch trostloser geworden war. Der Brief an den Hauptmann war von seinen Freunden in Cherochori abgesandt worden, und benachrichtigte ihn, daß er ein großes Lösegeld für mich fordern könne; er wurde sogleich sorgfältig zerrissen. Denselben Abend wurden die Seeräuber heftig erschreckt durch eine große Brigg aus Trikieri, die grade auf uns zusegelte. Die ganze Bande floh in der größten Hast auf die Berge von Euböa. Ich mußte, so schwach ich war, mich bis an einen verborgenen Ort schleppen, wo ich liegen blieb. Wachen wurden auf der Höhe ausgestellt, das kleine Boot mit den Räubern segelte kühn dem großen Schiff entgegen. Statt der erwarteten Feinde waren es aber Trikerioten, die expreß dazu gekommen waren, um die Räuber vor einer türkischen Fregatte aus Karisto, welche zu ihrer Verfolgung abgegangen sei, zu warnen; sie salutirten die Räuber mit drei Kanonenschüssen und riefen ihnen Heil und gute Stunden zu. In dersel-

den Nacht kamen endlich die Antworten aus Athen an. Sie brachten schlechten Trost. Fauvel bot nur 4000 Piaster und suchte durch Ueberredungen, die den Räubern gar nicht gefielen, auf sie zu wirken. Mein Tod schien entschieden. Der als Geißel zurückbehaltene Vater des Schiffers wurde freigelassen, was mich in meinem Verdacht bestärkt, daß dieser mit den Räubern im Einverständnisse gewesen sei. Auf diesen stieß zufällig Haller im Hafen von Cherochori, erkannte, nachdem er sich überall vergeblich nach meinem Aufenthaltsorte erkundigt, an ihm meine Schuhe, die er von den Piraten bei der Theilung meiner Sachen zum Geschenk erhalten und erfuhr auf diese Weise den Ort meiner Gefangenschaft. Am folgenden Morgen kam Hallers Dragoman selbst zu den Räubern, um mit ihnen zu unterhandeln. Mein Dank für dieses Wagestück war unaussprechlich. Die Räuber ließen sogleich meinen Bedienten in das Dorf Elleniko gehen, wo Haller auf genauere Kunde von mir wartete. Er brachte mir einen Brief mit, worin der treue Freund mit rührender Theilnahme das Verlangen aussprach, mich zu sehen, mich in meiner Krankheit zu pflegen, ja sich selbst den Räubern als Geißel für mich anbot. Man erlaubte mir, begleitet von zwei Räubern, selbst zu ihm zu gehen um ihn zu sprechen; ich konnte aber nicht weit kommen: entkräftet von meiner Krankheit, und von den letzten heftigen Eindrücken erschüttert, fiel ich am Wege nieder und schickte nach dem Freunde, um ihn zu sehen und zu umarmen. Alsbald stürzte er mir entgegen und durch einen Thränenstrom in seinen Armen fand ich Erleichterung. „Hüte Dich, es stirbt der Mensch auch vor Freude", riefen sogar die beiden Räuber, die mich begleiteten, und zwangen mich sogleich zurückzukehren. Ich konnte es zulassen, daß mein Haller mich zu der versammelten Räuberbande zurückbegleitete, da sie diejenigen, die einen Andern loskaufen kommen, in Ruhe lassen, ja mit Achtung behandeln, weil dies ihr eigenes Interesse verlangt, um auch in Zukunft sich ihren Handel nicht zu verderben. Unterdessen hat der Dragoman bei der Bande alle möglichen Vorstellungen und Ränke versucht, um ihre Forderungen mit dem Lösegelde herabzustimmen. Umsonst! Selbst auf ein Angebot von 11,000 Piastern gingen sie nicht ein, und weder Hallers noch meine Vorstellungen richteten etwas aus. Man schied in großem Zorn und ich nahm wie es schien auf ewig von dem Freunde Abschied, ohne Thränen, denn es stärkte mich ein festes Vertrauen auf Gott und eine wunderbare Ahnung der Rettung. Von den Piraten hatte ich nun alle Ungnade zu erleiden. Sie fuhren mich mit harten Drohungen an. Eine Flinte, die in der Barke vermißt wurde, lenkte ihren Zorn von mir auf einen Griechen ab,

der in einer der erbeuteten Barken gefangen genommen war. Er wurde mit Drohungen befragt, gemartert und hingestellt um erschossen zu werden. In Todesangst warf er sich auf die Knie; ich näherte mich dem Hauptmanne um für ihn zu bitten. Da springt der wüthendste der Räuber mit seiner Flinte auf und schießt auf seinen Kopf zielend. Der Schuß streifte dicht an meinem Ohr vorbei, ging aber, ohne zu treffen, durch des Griechen rothe Schiffermütze. Der Hauptmann ward über den Räuber erzürnt und ließ den Griechen in das Boot bringen. Auch mich schaffte man hinein und trat in der Barke mehrmals aus Verachtung mit den Füßen auf mich. Um Mitternacht, wie ich die Bande an einem hohen Feuer versammelt sah, wollte ich noch die letzte Vorstellungen bei ihnen versuchen, um ihr Mitleid, das ja auch selbst den Räubern nicht fehlt, zu erwecken. Sie antworteten mir, daß mein Schicksal schon entschieden sei. Und so war es. Die nachstellende türkische Fregatte, die die Bande nöthigte, sich wieder auf den Landraub in die Gegend des Oeta zurückzuziehen, und die Unmöglichkeit mich Kranken weiter mit sich fortzuschleppen, bewog sie, sich mit der zuletzt gebotenen Summe zu begnügen. Sie gingen noch in der Nacht zu Haller und erklärten sich bereit das Gebot anzunehmen; nur bat sich der Hauptmann, nach Art der Räuber, noch ein Kerakma, ein besonderes Geschenk, von mir aus, das er so hoch als möglich zu steigern suchte, und bewog mich, dies meinem Freunde zu schreiben. Das Papier, welches er mir dazu gab, war ein Stück meines interessanten Panoramas von Patras, das die Räuber zum Theil zu Patronen verbraucht hatten. Unter einem hohen Felsenabsturz der euböischen Küste harrten die Räuber, in Angst vor der nachstellenden Fregatte, auf die Ankunft des Lösegeldes. Ein hoher Rauch war das verabredete Zeichen, um Haller den Ort unsers Aufenthalts anzuzeigen, den sie aus jener Furcht nachts mehrmals wechselten. Sie schlachteten vier Lämmer, um meinen Befreier zu bewirthen, auf den spitzen Klippen, die die Wellen bespülten, sitzend, und sangen zu der in Griechenland so beliebten Melodie der Räuberlieder: „Es saßen 40 Räuber auf dem Olymp 40 kalte Nächte, an ihren Leibern faulten die Wämser, mit Blut beschmiert, Bo! Bo! Nacht und Mond.“ Mit den Lämmern beschäftigt fand uns der edle Haller, der ganz allein, die Goldsäcke schleppend, da ihn sein Janitschar aus Furcht im nächsten Walde verlassen hatte, ankam. Die Räuber wollten uns nun noch durchaus nöthigen, das bereitete Mahl mit ihnen einzunehmen, uns bis zum Abend aufhalten und mich nicht unrasirt ziehen lassen. Von all diesen Forderungen, die zu ihren Gewohnheiten gehören, machte ich mich, mit Ausnahme

den letztern, durch Hinweisung auf die Schwäche meines kranken Körpers frei; aber rastren mußte ich mich noch mit meinem Bedienten von den blutigen Händen der Räuber lassen. Dann kaufte ich noch meine Gemmen und Münzen um einen besondern Preis von ihnen zurück und ging mit schwankenden Schritten, von Haller und meinem Dmitri geführt, in die goldene Freiheit. Das neue süße Gefühl wirkte zu stark auf mich ein, ich konnte mich kaum auf dem Pferde, das für mich im nächsten Walde bereit stand, erhalten und mußte schon im Dorfe Elleniko mich niederlegen um mich ein wenig zu erholen. Wir kamen darauf erst in der Nacht zu Cherochori an und ich fühlte ein heftiges Fieber in meinen Gliedern, so daß wir meines Zustandes wegen einige Tage hier bleiben mußten. Ich schickte sogleich einen Boten zu dem Schiffer, dem ich heimlich meine Zeichnungen und Papiere anvertraut, und hatte das Glück sie nach ein Paar Tagen ankommen zu sehen. So war denn wenigstens diese theuerste Frucht meiner Reise glücklich gerettet! Nun begaben wir uns langsam auf den Rückweg nach Athen; ich fühlte mich, dank den heilsamen Eindrücken der Freude und Freiheit, bald kräftiger, und nach 2 Tagen langten wir dort an. Die guten Athener, die alle von meinem Schicksal unterrichtet waren, riefen mir theilnehmend Heil und Glück bei meinem Einzuge entgegen. Mit Rührung sah ich meinen treuen Cockerell wieder, ich Abgezehrter, Elender traf ihn gesund und schön, den ich noch schwach verlassen und sah ihn mit Thränen der Freude und des Mitleids mich begrüßen. Die Folge all dieser heftigen Eindrücke und des grellen Wechsels in meinem Geschick war ein heftiges Fieber. Ich litt noch lange, doch fand ich die freundlichste und zarteste Pflege bei den treuen Freunden. Denn heilsam ist das Unglück den Menschen, es knüpft sie enger und fester zusammen und lehrt sie ihren Werth besser erkennen. Noch eine drückende Sorge lastete auf mir: 14,500 Piaster hatten meine Freunde für mich verwendet, den größten Theil dieser Summe aufgenommen und sich verpflichtet, sie in kurzem Termin wiederzuzahlen. Diese Summe fern von meinem Vaterlande durch Wechsel auf mein Kapital aufzutreiben, war in Griechenland rein unmöglich. Ich wandte mich also an den russischen Gesandten in Konstantinopel Chevalier A. d'Italinsky. Bis zum 14. Januar mußte ich in ängstlicher Spannung auf seine Antwort warten, von der meine Ehre und mein Schicksal abhing. Endlich kam dieselbe an und lautete sehr befriedigend. Der Gesandte versicherte in den verbindlichsten Ausdrücken, sich meines Interesses annehmen zu wollen und sich für den Ersatz meines ganzen Verlustes bei der Pforte zu verwenden. Gropius, der in Salonich von meinem Un-

glück gehört, hatte schon früher ihn und die andern Minister davon unterrichtet und war selbst im Begriff gewesen mich aufzusuchen. Alsbald erhielt ich denn auch aus Konstantinopel einen Wechsel auf Livadia von 18,000 Piastern, hinreichend um das Lösegeld mit seinen hohen Zinsen, die Erneuerung meiner Garderobe und die Rückreise in die Heimath zu bestreiten. Der Wechsel mußte in Person präsentirt werden und ich begab mich daher in Cockerells Begleitung nach Livadia um das Geld zu heben. Zurückgekehrt trat ich in Athen noch der neubegründeten Gesellschaft der Philomusen bei, einem aus unserer frühern Verbrüderung entstandenen Verein athenischer Griechen, um die Alterthümer zu conserviren und junge Griechen zu ihrer Ausbildung ins Ausland zu schicken. So dauerte mein Aufenthalt in Athen im Genuß heiterer Gesellschaft und treuer Freundschaft und unter allerhand gelehrten und künstlerischen Beschäftigungen noch bis Anfang April; dann verließ ich den mir so theuer gewordenen Ort, um mit den Freunden zur Versteigerung des phigalischen Frieses nach Zante und von da weiter nach Wien zu reisen. Unterdessen waren auch Foster, der sich in Smyrna verheirathet, mit seiner Frau, und Linckh, der in Konstantinopel die Pest durchgemacht und durch manche harte Lebensgefahr und Prüfung gesetzter und religiöser geworden war, in Athen angekommen, alle in der Absicht nach Zante und von da in die Heimath zu reisen. Ueber Korinth und Patras ging es nun in der angenehmsten Gesellschaft nach Zante. Hier sah ich die schönen Reliefs noch mit den süßesten Erinnerungen wieder, an dem Ort, wo ich sie selbst hinschaffen und aufstellen geholfen. Die Versteigerung fand am 1. Mai statt und fiel zu Gunsten des Prinz-Regenten von England aus. Zwei Tage darauf segelten wir von Zante in der liebenswürdigsten Reisegesellschaft auf einem guten geräumigen Schiff nach den dalmatischen Inseln. Griechenland zu verlassen ist nach meiner genauen Kenntniß seiner Schönheiten so schwer als das Vaterland verlassen. Bald hatte es mir die Ferne auf ewig verdeckt; es wird mir stets Gegenstand der süßesten Erinnerungen meines Lebens sein." — So weit Stackelbergs griechisches Reisetagebuch.

Am 9. Mai landete die Gesellschaft bei der dalmatischen Insel Lissa. Dort verließ Stackelberg das Schiff und mußte 7 Tage lang Quarantaine liegen, die er dazu verwendete, sein Tagebuch durch die Geschichte seiner Gefangenschaft zu ergänzen. Dann ging es rasch in Begleitung seines treuen Dmitri über Triest nach Wien, wo er den 18. Juni 1814 ankam.

(Schluß folgt.) C. Hoheisel.

Ad vocem Patronat.

Auf der kurländischen ritterschaftlichen Versammlung (brüderlichen Conferenz), die mit dem 3. Juni 1863 begann und sich durch ihre liberalen Beschlüsse in der Agrar- und Justizreform-Frage ausgezeichnet hat, ist bei Gelegenheit der ersteren auch das Kirchenpatronat zur Sprache gekommen, und es sind, so viel man weiß, zwei bezügliche Anträge gestellt worden, welche darin überein kamen, daß das sogenannte dingliche Patronat ausschließlich dem indigenen Adel vindicirt wurde.

Welches Schicksal diese Anträge gehabt, ob sie etwa zum Beschluß erhoben worden, ist uns leider nicht bekannt geworden. Ebenso ungewiß ist es uns, ob man damit ein neues Gesetz beabsichtigte, oder ob diese Anträge nur ein Ausdruck der Ueberzeugung waren, daß schon jetzt der Rechtszustand ein ihrem Inhalt entsprechender sei. Indeß hat die letztere Deutung mehr Wahrscheinlichkeit für sich, da bei den freisinnigen Intentionen, die sich auf der brüderlichen Conferenz entschieden geltend machten, nicht füglich anzunehmen ist, daß in diesem Punkte von Seiten der Ritterschaft beabsichtigt gewesen wäre, bestehende Rechte anderer Stände zu schmälern. Bemerkt mag aber werden, daß schon in früherer Zeit sowohl bei der Ritterschaft, wie bei deren Repräsentation die Ansicht hervorgetreten ist, das Patronat in seinem vollen Umfange sei ein Reservatrecht des indigenen Adels. So spricht der Landtagsschluß vom Jahre 1851 § 27 den Erbpfandbesitzern und Bürgerlehnsherren das Recht ab, an der Predigerwahl Theil zu nehmen, und ein Anschreiben des Ritterschafts-Comi-

té's vom 28. October 1855, Nr. 1580, gerichtet an den damaligen Goldingenschen Kirchenvorsteher A. Pfeil, erklärt, daß nach Ansicht der Ritterschaft, beziehungsweise ihrer Repräsentation, die nicht indigenen Gutsbesitzer nicht berechtigt seien das Amt eines Kirchenvorstehers auf dem Lande zu bekleiden. Im Verfolg dieser Erörterung wird sich zeigen, daß schon in der herzoglichen Periode Kurlands die Ritterschaft einmal dieselbe Ansicht aussprach — damals wie später mit gleichem Ungrund.

Den „nichtindigenen" Ständen Kurlands mangelt es zur Zeit an aller gemeinsamen ständischen Organisation und Repräsentation, und so ist eine Verständigung über derartige Fragen nur auf dem Wege der Presse möglich. Dieser Weg mag denn hier beschritten werden zur Erörterung der Frage, ob die nichtindigenen Stände vom dem Patronate auf dem Lande ausgeschlossen sind. Die Quellen der Rechtsgeschichte Kurlands sind über diesen Gegenstand ausnahmsweise reichhaltig.

Unter Patronat versteht man den Inbegriff derjenigen Rechte und Pflichten, welche Jemanden in Bezug auf ein Kirchenamt oder eine Pfründe, bei deren Verleihung, sowie bei der Erhaltung und Verwaltung der Kirchengüter durch Mitaufsicht u. s. w. aus andern Gründen, als vermöge der Kirchenregierung zustehen [1]). Die hauptsächlichsten im Patronate inbegriffenen Rechte sind somit: das Vocations- oder Präsentationsrecht zum Prediger [2]); die Verwaltung der Kirchengüter und Vertretung der kirchlichen Interessen [3]); somit auch das Recht zu denjenigen Aemtern gewählt zu werden, die es mit der Verwaltung des Vermögens und der Vertretung der Interessen einer einzelnen Kirche oder Pfründe zu thun haben, also bei uns zu dem Amte der Kirchenvorsteher.

Die hier zu erörternde Frage lautet genauer präcisirt:

1. Gebührt den Pfandbesitzern und den Besitzern bürgerlicher Lehen das Patronat für diese Güter, wenn die gedachten Besitzer non indigenae sind? — Ist das Recht des Patronats bedingt durch das Indigenat? oder sind diese Rechte reell, also haftend an den Besitz eines Grundstücks, so daß jeder Besitzer sie ausüben kann?

---

[1]) Grundsätze des gemeinen in Teutschland üblichen Kirchenrechts von Dr. Georg v. Wiese 5. Ausgabe. Göttingen 1826. § 219—225 incl.

[2]) Wiese l. c. § 222.

[3]) Wiese l. c. § 224.

Nach Erörterung der so präcisirten Frage soll zum Schluß noch besonders die andere beleuchtet werden:

II. Sind die gedachten Pfand- und Bürgerlehnsbesitzer befugt das Amt eines Kirchenvorstehers zu bekleiden?

Schon nach gemeinem Rechte ist das Patronatrecht entweder ein dingliches, rein an einem Grundstück haftendes, oder ein persönliches [1]) und ein „jeder Christ ohne Rücksicht auf Alter, Stand oder Geschlecht desselben fähig; nur gesetzlich anerkannte Ketzer sind davon ausgeschlossen" [2]). Für Kurland ist das gemeine Recht nun durchweg maßgebend, insoweit nicht unsere statutarischen Gesetze dem gemeinen Rechte derogiren [3]). Namentlich gilt das Gesagte vom canonischen Rechte, das, auch nachdem die Ordensritter Protestanten und Kurland ein Herzogthum geworden, in voller Wirksamkeit blieb, insoweit es nicht Dogmen der katholischen Kirche enthielt [4]). In älterer Zeit des Herzogthums Kurland war das Patronatrecht ein Hoheitsrecht des Herzogs als Landesherrn und eine Betheiligung der Kirchspielseinsassen scheint nicht stattgefunden zu haben [5]). Aber schon früh, wie man aus den gleich zu citirenden

[1]) Wiese l. c. § 221 und die daselbst bezogenen Gesetze.

[2]) Wiese l. c. § 226 und die daselbst citirten Gesetze.

[3]) Pacta subjectionis vom 28. November 1561: denique et jurisdictionem totalem juxta leges, consuetudines moresque antiquos. — Privilegium Sigismundi Augusti d. a. 1561 Art. IV: jura Germanorum propria atque consueta. — v. Ziegenhorn. Staats- und Rechtsgeschichte der Herzogthümer Kurland und Semgallen § 67, 310, 311, 539. — C. Neumann. Etwas über das römische und deutsche Recht, als das sogen. Hülfsrecht in den Ostseeprovinzen und deren gegenseitiges Verhältniß, in Bunge's und Madai's theoretisch-praktischen Erörterungen aus den in Liv-, Est- und Kurland geltenden Rechten. Bd. I. — Manifest der Kaiserin Katharina II. d. d. 15. April 1795. — Kurland unter den Herzögen, von C. W. Cruse. Thl. II, S. 301 u. 302.

[4]) Geschichtliche Uebersicht der Grundlagen und der Entwickelung des Provinzialrechts in den Ostsee-Gouvernements. Allgem. Theil. Thl II, Seite 169 u. 170. — Einleitung in die Liv-, Est- und Kurländische Rechtsgeschichte und Geschichte der Rechtsquellen von Dr. F. G. v. Bunge. Titel 5, § 66.

[5]) Ziegenhorn l. c. § 391—393. — Herzog Gotthards Kirchenordnung d. a. 1570, Das Andertheil der Kirchenordnung, von erhaltung des Predigampts oder Ministerii Evangelici. I. Vocatio. Erstlich, so viel die Vocatio oder der ordentliche beruff der Pastorn, Pfarhern, Diaconen, Cappellanen, vnd semptlichen Kirchendienern anlangt, so ist notwendig für allen dingen zu wissen, vnd bestendiglich zuhalten, das keiner von den Dienern in die Kirchen zu predigen, vnd die Sacramenta zuverreichen, gestattet werden sol, der nicht dazu von Gott durch die Obrigkeit beruffen, Roma. 10. Vnd darnach dem Herrn Superattendenten propter approbationem, confirmationemque Vocationis praesentirt ist".

Landtagsschlüssen ersehen wird, erlangten die Kirchspielseingepfarrten das Patronat [1]). Es wird daher zunächst auf die Landtagsschlüsse überzugehen sein, welche eine ergiebige Quelle für dies Thema bieten [2]).

Gleich der erste Landtagsschluß vom 31. August 1618 § 1, Seite 2, bezeugt, daß, was die Kirche anlangt, alles „mit Consens eines jeden Besitzenden angeordnet worden", und ferner ist von den „Amts- und Kirchspielsgenossen" die Rede, ohne daß hier zwischen indigena und non indigena, Edelmann und Nichtedelmann, Erbherrn (Eigenthümer) und Pfandherrn irgendwie unterschieden wird.

Desgleichen redet der Landtagsschluß vom 9. August 1636 § 4, S. 51 ohne irgend welche Standesunterscheidungen von den „Kirchspiels-Verwandten".

Der Landtag vom 29. November 1642 § 1, S. 74, verleiht das Patronat resp. Compatronat „dem Adel und andern Eingesessenen, den Kirchspiels-Junkern und andern Interessenten, und allen Kirchspiels-Verwandten", besagt also ausdrücklich, daß das Patronat nicht nur dem Adel, sondern jedem sonstigen Possessor eines Gutes zusteht, was durch den Landtagsschluß vom 18. März 1645 § 7, S. 91, bestätigt wird. Ebenso allgemein, ohne Standesunterscheidung, sprechen fernere Landtagsschlüsse, z. B. vom 5. August 1662 § 1, S. 190, vom 29. März 1684 § 2, S. 260 u. 261, lediglich von den „Kirchspielsverwandten" als den Patronatsberechtigten.

Der Landtagsschluß vom 23. August 1692 § 10, S. 308, besagt: „Wegen Convocation zur Erwählung der Priester ist beliebet, daß hinführo die Oberhaupt- oder Hauptleute, wo aber kein Oberhaupt- oder Hauptmann ist, der Amtmann Adel-Standes, und wenn kein Amtmann Adel-Standes were, wollen Wir einen Eingesessenen vom Adel befehlen, daß derselbe mit dem Adel Kirchen-Vorsteher conjunctim convociren solle.

[1]) v. Ziegenhorn l. c. § 391 u. 393. Er setzt im § 393 das Datum auf das Jahr 1684, jedoch irrthümlich. Denn jedenfalls war den Kirchspielseingepfarrten das Patronat und Compatronat schon durch den Landtagsschluß von 1642 eingeräumt, ja die ersten Spuren solchen Patronats und Compatronats finden sich schon im Landtagsschlusse von 1618.

[2]) Die Landtagsschlüsse werden citirt werden nach der Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Est- und Kurlands, herausgegeben von den Professoren F. G. v. Bunge und C. O. v. Madai. II. Abtheilung. Quellen des Kurländischen Landrechts, Band II Kurländische Landtags- und Conferential-Schlüsse, Lief. I. von 1618—1759, herausgegeben von Dr. juris Karl v. Rummel.

Die Pfandhalter aber betreffend, dieselbe sollen nicht convociret, noch weniger derer vota admittiret werden“ [1]).

Aus dieser Quelle geht denn hervor, daß die Pfandherren bis zum Jahre 1692 das Patronat haben mußten, denn sonst wäre diese versuchte derogirende Bestimmung unnöthig. Aber eben dieser genannte Landtagsschluß hat nie die Bestätigung des Herzogs erhalten [2]), ist somit als Gesetz ungültig [3]) und es ergiebt sich nur, daß im Jahre 1692 die Ritterschaft einen verfehlten Versuch machte, das Patronat ausschließlich sich anzueignen und die Pfandhalter zu beseitigen, ein Versuch, der eben so wenig gelang als andere Projecte, z. B. die Besetzung der Obersecretairs-Stelle durch einen indigena, oder die Berechtigung ohne die Staatsregierung zu landtagen [4]). Daß aber namentlich der Landtagsschluß von 1692 zumal bezüglich des Patronats nie Gesetzeskraft erlangte, beweisen die Decis. Commiss. de anno 1717 ad gravamen 24, wo die Ritterschaft weder das Patronat ausschließlich für sich vindicirt, noch in den Entscheidungsgründen des Landtagsschlusses von 1692 gedacht wird, sondern lediglich der citirten von 1642 und 1684 [5]).

Nicht minder aber beweist der Streit der Bürger-Union mit der Ritterschaft, daß das Patronatrecht der Nichtindigenen damals nie in Zweifel gezogen, denn in allen bezüglichen Schriften, in denen die Nichtindigenen Gleichstellung mit dem Indigenatsadel vindiciren, die Ungleichheiten hervorheben und Gleichheit verlangen (z. B. Landtagsfähigkeit, Aemterrecht, Güterbesitz) wird des Patronates nicht gedacht als eines im ausschließlichen Besitz des Indigenatsadels befindlichen Rechtes, woraus denn wohl mit Grund gefolgert werden kann, daß die Ritterschaft dies Recht den Nichtindigenen nicht angestritten und die Letzteren dasselbe ausübten [6]).

Hätte aber selbst der Herzog dem Landtagsschlusse vom Jahre 1692 beigestimmt, was nicht geschehen ist, so wäre dies ganz ohne allen Rechts-

[1]) v. Ziegenhorn citirt irrthümlich statt des Landtagsschlusses von 1692 den von 1642.

[2]) Quellen des Kurl. Landrechts Band II, Lief. 1. Vorwort, Seite 17 in fine.

[3]) Ziegenhorn l. c. § 468—516.

[4]) Die Geschichte Kurlands lehrt, daß die ganze herzogliche Periode ein ewiger Kampf um Feststellung der herzoglichen und ständischen Rechte war, wie mit Mehrerem aus Ziegenhorn l c. und Cruse, Kurland unter den Herzögen, zu ersehen ist.

[5]) v. Klopmann, Ausgabe der Decisionen.

[6]) Sammlung aller bisherigen Schriften, welche durch die auf den ordentlichen Landtag vom 31. August 1790 gebrachte vorläufige Darstellung der bürgerlichen Gerechtsame veranlaßt worden. Mitau bei J. F. Steffenhagen.

effect, denn weder der Herzog noch der Adel, noch auch beide vereint hatten das Recht zum Nachtheile Anderer, nämlich des nichtindigenen Adels, des Bürgerstandes u. s. w. irgend etwas auf Landtagen zu beschließen und zu verordnen. Dies verbieten klare und deutliche Gesetze, namentlich mehrere Reichs-Constitutionen, königliche Responsa u. s. w. [1]). Schon das Responsum des Königs Johann Casimir, gegeben den Delegirten der kurländischen Städte zu Krakau den 12. Februar 1649 hebt alles zum Nachtheil des ordo civicus Beschlossene auf und verbietet in Zukunft alle derartigen Verordnungen und Beschlüsse [2]). Wie wenig dem Herzoge und Adel das Recht zustand die Nichtindigenen und den Bürgerstand durch Landtagsschlüsse zu verpflichten, ersieht man bei Gelegenheit des sogenannten Derschauschen Landrechtsentwurfs. Derselbe König verweigerte diesem Entwurf die Bestätigung, weil die Städte und der Bürgerstand nicht gehört worden [3]). Der sogenannte Landtagsschluß von 1692 würde also als der

[1]) v. Ziegenhorn l. c. § 130.

[2]) .. S. R. Majestas .. quum una cum Equestri Civicus se subjecerit Ordo, vigore Regii hujus Responsi non solum circa specialia sua Privilegia a Divis Praecedaneis Regibus et moderna S. R. Majestate confirmata, sed etiam circa omnia illa Jura, Libertates ac immunitates, quae ipsis e Pactis primaevae Subjectionis in seculis Regiis commissionibus reassumto subjectionis Instrumento, aliisque Universalibus Concessionibus ad instar Civitatum et oppidorum Ducatus Prussiae legitime competunt et adhascuntur, a quorum autem plenario viridique exercitio partim turbatus Patriae Status, eumque excipientes hosticae Invasiones Civicum Ordinem aliquantum praepediverunt, partim desuetudo non nihil deflexit, in integrum restitutas pacifice ac quiete conservandas esse, clementissime declarat. (... Se. Königl. Majestät ... erklärt in Gnaden, daß, da sich zugleich mit der Ritterschaft der Bürgerstand unterworfen hat, kraft dieser königlichen Antwort nicht nur in Beziehung auf ihre von den früheren Königen und Seiner jetzigen Königlichen Majestät bestätigten speciellen Privilegien, sondern auch in Beziehung auf alle jene Rechte, die Freiheiten und Immunitäten, welche ihnen seit den ersten Unterwerfungsverträgen in den darauf folgenden Königlichen Commissionen nach Bestätigung des Unterwerfungs-Instruments und nach den andern allgemeinen Verleihungen wie den Städten des Herzogthums Preußen gesetzmäßig gebühren und zustehen, in deren vollen und kräftigen Ausübung aber theils der verwirrte Zustand des Vaterlandes und hierauf die feindlichen Invasionen den Bürgerstand nicht wenig benachtheiligt haben, theils der Nichtgebrauch manches außer Uebung gebracht hat, ungeschmälert wieder hergestellt und in Ruhe und Frieden erhalten werden sollen. v. Ziegenhorn Beilage Nr. 169).

[3]) v. Ziegenhorn l. c. § 126 — Einleitung in die Liv-, Est- und Kurländische Rechtsgeschichte, von F. G. v. Bunge, § 94. — Geschichtliche Uebersicht des Provinzialrechts der Ostsee-Gouvernements. Allgemeiner Theil. Thl. II, Seite 161 u. 162. — Das obenerwähnte Responsum lautet diesbezüglich: Cum Civitates et Ordo Civicus, pu-

Reichstags-Constitution und dem Responsum von 1649 zuwiderlaufend keine Gesetzeskraft erlangt haben. Hätte er aber trotz der Gesetze von 1649 momentane Gültigkeit gehabt, so wurde solche durch die Reichstags-Constitution vom 3. August 1774 § 13 aufgehoben. Der bezogene § jener Reichstags-Constitution hebt alle und jede Beschlüsse und Gesetze, die eine Beeinträchtigung der Rechte der Nichtindigenen und des Bürgerstandes enthalten, ausdrücklich auf [1]). Daß aber das citirte königliche Re-

blicis oneribus et sancitis Legibus et Statutis subjacere debeant, justum etiam est, ut quoque cum ipsorum scitu et consensu Leges ac Statuta condantur. Quin et S. R. Majestas hisce clementissime declarat, se corpus istud Statutorum omissis Civitatibus et ordine civico isthic concinnatum, ante non confirmaturam esse, quam et memoratae Civitates Ordoque Civicus per suos Deputatos ad ipsorum relectionem et revisionem personaliter admissi in eodem consenserint. (Da die Städte und der Bürgerstand den öffentlichen Lasten und verordneten Gesetzen und Statuten unterworfen sein müssen, so ist es auch gerecht, daß mit ihrem Wissen und Zustimmung die Gesetze und Statuten abgefaßt werden. Ja S. K. Majestät erklärt sogar hiermit in Gnaden, daß sie diese mit Uebergehung der Städte und des Bürgerstandes hier angefertigte Statutensammlung nicht eher bestätigen werde, als bis auch die erwähnten Städte und der Bürgerstand, durch ihre Abgeordneten zu deren Prüfung und Revision in Person zugelassen, denselben ihre Zustimmung ertheilt haben.)

[1]) v. Ziegenhorn, Zusätze zum Kurländischen Staatsrecht. Frankfurt 1776, § 691, S. 8 und Beilage Nr. 385. — Die Gesetzesworte des § 13 jener Constitution lauten: Quod vero civitates Curlandiae in specie attinet, haec nostra perpetuaque est voluntas, ut iisdem non solum privilegia, libertates, immunitates, et cujuscunque nominis jura, cuique civitati, partim ante subjectionem a magistris ordinis, partim postero tempore, a regibus et ducibus speciatim largita, sed etiam in genere omnia, quae circa subjectionem Livoniae inter caeteros status et omnibus totius Livoniae civitatibus statuique civico concessa sunt, vigore hujus in perpetuum sarta, et contra quoscunque obtrectatores tecta maneant. Omnia equidem, quae hucusque in praejudicium civitatum statusque civici acta, et in desuetudinem detrusa sunt, irrita esse jubemus civitatesque in pristinum usum jurium ipsis competentium, hisce in integrum restituimus, et ne in posterum in conventibus publicis aliquid, quod civitatum interest, illis insciis et non consentientibus sanciatur, serio prohibemus. (Was aber die Städte Kurlands insbesondere anbetrifft, so ist dies unser unabänderlicher Wille, daß ebendenselben nicht nur die Privilegien, Freiheiten, Immunitäten und Rechte, welchen Namens sie auch sein mögen, die jeder Stadt theils vor der Unterwerfung von den Ordensmeistern, theils in der Folgezeit von den Königen und Herzögen speciell ertheilt wurden, sondern auch überhaupt alles, was in Beziehung auf die Unterwerfung Livlands unter den andern Ständen auch allen Städten und dem Bürgerstande von ganz Livland zugestanden wurde, kraft dessen auf immerwährende Zeiten wiederhergestellt und gegen alle Beeinträchtiger geschützt bleiben sollen. Alles also, was bis hierzu zur Beeinträchtigung der Städte und des Bürgerstandes geschehen und durch Nichtgebrauch außer Uebung gekommen ist, erklären wir

sponsum vom 12. Februar 1649 und die Reichstags-Constitution vom 3. August 1774 in Kurland gültige Gesetze wurden, dafür berufen wir uns auf die Einleitung in die Liv-, Est- und Kurländische Rechtsgeschichte von F. G. v. Bunge, § 92.

Dieser sogenannte Landtagsschluß vom Jahre 1692 ist mithin, wie gezeigt, ohne alle Gesetzeskraft, ein nicht realisirter Wunsch der Ritterschaft.

Im Jahre 1756 wurde ein Entwurf einer Kirchenordnung veranstaltet, gedruckt 1786 bei J. F. Steffenhagen in Mitau. Die §§ 1 und 3 im Abschnitt II enthalten die Bestimmungen über das Patronat, sie sprechen ganz allgemein von den Patronats-Berechtigten, „Kirchspielsverwandten", von den „Gemeinen und ihren Gliedern", ohne das Patronat irgend ausschließlich dem Indigena zu geben. Dieser Entwurf, obgleich er nie Gesetzeskraft erlangte, beweist, wie man die Patronatsfrage damals selbst von Seiten der Ritterschaft auffaßte [1]).

Eben so deutlich als die älteren Quellen des Ordens-kurländischen Rechtes für das Patronat der nichtindigenen Gutsbesitzer spricht die Piltensche Kirchenordnung d. a. 1625, Cap. V: daß „jeder Kirche eingepfarrten, das Jus Patronatus immediate zustehe, und also eines jeglichen Kirchspiels Anverwandte das einhellige Jus Vocationis in Erwehlung und Beruffung eines Pastoris billig exerciren könne" [2]).

---

für ungültig und setzen die Städte in die ursprüngliche Benutzung der ihnen zukommenden Rechte vollständig wieder ein, und verbieten auf das Strengste, daß in Zukunft auf den Landtagen irgend etwas, was das Interesse der Städte angeht, ohne ihr Wissen und ohne ihre Zustimmung Gesetzeskraft erlange).

[1]) Eine Revision der Kirchenordnung (nämlich des Herzogs Gotthard von 1570, die v. Bunge irrthümlich mit dem Jahre 1576 bezeichnet) wurde auf den Landtagen wiederholt beschlossen (Landtagsabschied vom 30. Juli 1648 § 1; vom 23. August 1752 § 14; Actus compos. vom 27. Juli 1746 § 61), auch wurde auf Veranstaltung der Oberräthe im Jahre 1756 ein verbesserter Entwurf abgefaßt; allein mit dessen Durchsicht und Bestätigung, wiewohl beides wiederholt zur Sprache kam (Landtagsabschied vom 14. August 1756 § 7; Reversalien des Herzogs Karl vom 25. October 1759 Art. 3; Landtagsabschied vom 19. Juli 1763 § 29; vom 13. April 1778 § 6; vom 30. September 1786 § 31) verzog es sich bis zum Schlusse dieses Zeitraums, ohne Erfolg. Vgl. v. Bunge l. c. Anmerkung d.

[2]) Dieses jetzt sehr seltene Werk führt den vollständigen Titel: Agenda Ministrorum Ecclesiae Evangelicae In Districtu Piltinensi, Oder Ordnungen der Evangelischen Kirche des Königl. Piltenschen Creyses Wie solche durch den in Gott ruhenden, um die Kirche Christi wohlverdienten Weiland Hoch-Ehrwürdigen und Hochgelahrten Herrn, Herrn M. Bernhardum Harderum, treu gewesenen Superint. Dist. Pilt. und Pastor zu Hasenpoth

Als Resultat jener Quellen älterer Zeit ergiebt sich denn unzweideutig, daß das Patronat auch den nichtindigenen Gutsbesitzern zustand [1]). Wollte man aber selbst den Landtagsschluß von 1692 als ein Gesetz ansehen, wollte man also annehmen, daß seit 1692 den Nichtindigenen das Patronat nicht zustand, so ist dieser Bestimmung durch klare Gesetze aus der russischen Periode derogirt, wie sich gleich herausstellen wird. Deutlich wie die Quellen der herzoglichen Zeit reden die Quellen der kaiserlichen Legislation und zwar die Kirchenordnung d. a. 1832 und das Provinzialgesetzbuch der Ostseeprovinzen Thl. 2.

Die Kirchenordnung d. a. 1832 schließt sich dem gemeinen Rechte an und unterscheidet gleich diesem ein reales, rein an dem Grundstücke haftendes und ein persönliches Patronatrecht, und giebt gleich dem gemeinen Rechte jedem Christen, abgesehen von ständischen Beziehungen, dies Recht des Patronats. (K. O. § 505.) Es ist daher unstatthaft hineininterpretiren zu wollen, daß nur ein indigener Edelmann das Patronatrecht habe, denn lege non distinguente nec nostrum est distinguere [2]). Aber die §§ 502 und 503 über den Erwerb des Patronatrechts bezeugen klar, daß es sich um keine ständischen Unterscheidungen handelt; nicht minder schlagend § 506 desselben Gesetzes, welcher über das reale Patronat handelt, dasselbe jedem Besitzer einräumt und verordnet, daß das Patronat „bei Abtretung oder Verkauf des Gutes auf den neuen Besitzer" übergeht. Es leuchtet wohl klar ein, daß also das Patronat nicht von dem Stande des Besitzers, nicht vom Eigenthum abhängig sein kann, denn jeder Besitzer (also nicht bloß der Eigenthümer) soll das Patronat haben, auch wenn er das Gut nicht durch Kauf, sondern durch anderweitige „Abtretung" erwarb, z. B. der Pfandherr, der Emphyteuta u. s. w., sobald er nur juridischen Besitz erwarb. § 508 handelt von der Suspension, vom Aufhören des Patronats. Keiner dieser

und Zierau, Anno 1625 aus der Formula Jurisdictionis Ecclesiasticae und denen gehaltenen General-Visitationen aufgesetzet und nun auf Befehl der Hohen Landes-Regierung und Verlangen E. Hochwohlgebohrnen Ritter- und Landschaft verfasset, revidiret, und zur beständigen Observance ausgefertigt worden. Königsberg, gedruckt bey Johann Heinrich Hartung, 1756.

[1]) v. Bunge und v. Madai Theoretisch-praktische Erörterungen Band V, Heft 1. in dem Aufsatz: Welche Rechte stehen dem Eigenthümer eines Pfandgutes während der Dauer des Pfandbesitzes zu? von F. G. v. Bunge, Seite 33 und 34.

[2]) Thibaut, juristischer Nachlaß Theil 2 § 18 Seite 380.

Paragraphen aber besagt, daß das reale Patronat suspendirt sei oder aufhöre, wenn ein Non-Indigena mittelst Pfandvertrages ein Gut erwirbt. Ja der § 510 sagt deutlich, daß das Patronat auch auf die gewiß nicht indigene Gemeinde übergeht.

Daraus abstrahiren sich mit logischer Concludenz die Sätze: 1) das reale Patronatrecht ist lediglich an den juridischen Besitz des berechtigten Gutes gebunden; 2) dasselbe wird also von jedem Besitzer, nicht nur vom Eigenthümer ausgeübt und zwar 3) ganz abgesehen von dessen Stande, sobald er nur „ein christlicher Glaubensgenosse". Und so steht es denn fest, daß den nichtindigenen Bürgerlehns- und Pfandbesitzern das Patronatrecht im vollsten Umfange zusteht. Denn der § 486 der Kirchenordnung macht diese Berechtigung keineswegs vom Indigenat abhängig, sondern besagt vielmehr an einer andern Stelle (§ 509) ausdrücklich das Gegentheil: „Zugleich mit dem Patronatrechte gehen auch die mit demselben verbundenen Ehrenrechte und besonderen Verpflichtungen auf den neuen Besitzer über".

Könnte nach alle dem aber wirklich noch ein Zweifel stattfinden, so fällt die letzte Spur solchen Zweifels durch Eingehen auf das Provinzial-Gesetzbuch Thl. 2. Dieses Gesetzbuch normirt die ausschließlichen Rechte des Indigenatsadels sehr genau, und andere als die in diesem Gesetzbuche erwähnten ausschließlichen Rechte gebühren der Ritterschaft mit nichten.

Zunächst erwähnt Thl. 2 des Provinzialrechts, Titel 2, Hauptstück 1 die allgemeinen Berechtigungen des Adels, besagt aber keineswegs, daß dem indigenen Adel das Patronat ausschließlich gebühre, sondern giebt im Art. 32 Punkt 6 dem Indigenatsadel ausschließlich das Recht, an der Verwaltung der lutherischen Kirchenangelegenheiten Theil zu nehmen und zwar in Gemäßheit der Kirchenordnung v. J. 1832; der Art. 50 ferner redet von den ausschließlichen Versammlungen des indigenen Adels, berührt die Convocationen in Kirchenangelegenheiten aber mit keiner Sylbe.

Die hier aufgestellte Ansicht, daß das Patronat jedem Besitzer eines des Patronats fähigen Grundstücks abgesehen vom Stande des Besitzers zusteht, ist auch wohl bis zum Jahre 1851 nie in Zweifel gezogen worden Sie ist die Ansicht v. Bunge's, der in seinem eben angeführten Aufsatze ausdrücklich nachweist, daß in den Ostseelanden alle Realrechte von jedem Besitzer, namentlich dem Pfandbesitzer, ohne Unterschied

des Standes ausgeübt werden, (S. 29—33), zumal das Patronatrecht (S. 33 u. 34).

Es bleibt noch übrig zweier Quellen — der Landtagsschlüsse vom 3. Mai 1848 und vom 30. April 1851 — zu erwähnen und deren gesetzlichen Werth zu prüfen.

Der Landtagsschluß vom 3. Mai 1848, § 13 besagt wörtlich: A. „Eine Kurländische Ritter- und Landschaft hat beschlossen, daß von nun an den Erbpfandbesitzern jeglichen Standes das Recht zustehen solle, an allen Kirchen- und Schulsachen betreffenden Kirchspielsversammlungen mit vollem Stimmrechte für ihr Gut Theil zu nehmen. Demnach sind sie von den Kirchenvorstehern und Kirchspielsbevollmächtigten in diesen Fällen stets zu convociren".

Derselbe Landtagsschluß in demselben §, Lit. B., besagt bezüglich der Kronsarrendatoren (falls gewisse in Livland gültige Bestimmungen für Kurland bestätigt würden), daß „auch die Kronsarrendatoren jedweden Standes bei den Kirchenconventen, die zum Behuf der Kirchenbauten, Reparaturen und Geldbewilligungen berufen werden, mit vollem Stimmrechte jedoch lediglich für obgenannte Gegenstände zugelassen werden sollen".

Schon aus diesem Wortlaute (Lit. A.) ergiebt sich, daß dem Pfandherrn das volle Stimmrecht mit allen daraus fließenden Rechten jeglicher Beziehung, d. h. also das Patronat zuerkannt wird. Dieser Landtagsschluß verlieh den Pandherren keineswegs ein neues Recht, sondern anerkannte lediglich das bestehende Rechtsverhältniß. Eine andere Absicht als die Anerkennung bestehender Rechtsverhältnisse konnte jener § des citirten Landtagsschlusses nicht haben, denn sonst konnte kein definitiver Beschluß gefaßt werden, sondern bedurfte es solchen Falles der landesherrlichen Bestätigung [1]). Aber jener § giebt sich als eine definitive Bestimmung ohne Vorbehalt der landesherrlichen Bestätigung, er ist somit, da von dem Landtage keine Widergesetzlichkeit präsumirt werden kann, eben lediglich ein wenn immerhin überflüssiger Act der Anerkennung der schon nach der Kirchenordnung und dem Provinzialrecht an den angeführten Stellen bestehenden Rechte der Pfandherren. Daß aber jener § des Landtagsschlusses das vollste Patronat, incl. Vocationsrecht, incl. Aemterrecht der Kirchenvorsteher anerkennt, zeigt der Gegensatz zwischen A und B die-

[1]) Ladtagsordnung d. a. 1843 § 145. — Provinzialrecht l. c. § 328.

ses § [1]), welcher den Pfandherren das vollste Stimmrecht in allen Kirchenangelegenheiten, den Arrendatoren nur bei Kirchenbauten, Reparaturen, Geldbewilligungen zugesteht.

Der Landtagsschluß vom 30. April 1851 § 27 beabsichtigt seiner ganzen Fassung nach lediglich eine Interpretation des § 13 des Landtagsschlusses vom Jahre 1848 und lautet: „Es wird hierdurch, die Auslegung des Ritterschafts-Comité ratihabirend, vom Landtage ausgesprochen, daß der § 13 des Landtagsschlusses von 1848 nicht nur auf die Erbpfandbesitzer, sondern auch auf die Besitzer der bürgerlichen Lehen zu beziehen sei; und diese mithin gleich jenen an den Kirchen- und Schulsachen betreffenden Kirchenversammlungen Theil zu nehmen haben, wobei die zeither von dem Comité befolgte beschränkende Auslegung, daß sich diese Theilnahme nämlich nur auf die Kirchen- und Schulbauten und die damit verbundenen Geldbewilligungen beziehe, ausdrücklich aufgehoben wird; mit der Einschränkung jedoch, daß die Ritterschaft in der den Pfandbesitzern und den Besitzern bürgerlicher Lehen durch den Landtagsschluß von 1848 bereits gewährten Theilnahme an allen die Kirchenangelegenheiten betreffenden Kirchenversammlungen nicht auch die Theilnahme an der Predigerwahl mit verstehe".

Der bezogene § beabsichtigt also keine neue Legislation, sondern eine Interpretation des § 13 des Landtagsschlusses von 1848. Diese Interpretation ist aber gänzlich unstatthaft, wenn sie den Pfand- und Bürgerlehnsherren die Theilnahme an der Predigerwahl nehmen will. Wo der Wortsinn eines Gesetzes an sich klar ist, darf keine beschränkende Interpretation angewendet werden [2]), noch weniger ist der Ausleger befugt, Gesetze mit klarem Wortsinn zu verbessern [3]). Eine in diesem Sinne versuchte beschränkende Interpretation wäre aber eine authentische, also ein Act der Legislation; zu einer solchen Beschlußnahme war aber der Landtag mit nichten befugt, da es sich nicht um innere Angelegenheiten des Adels, sondern um Rechte anderer Stände handelt, die denselben durch einseitige Beschlußnahme der Ritterschaft auf Landtagen nicht entzogen werden dürfen [4]); am wenigsten aber, wo solche Rechte den andern Ständen

[1]) Thibaut l. c. § 16.

[2]) Thibaut l. c. 37.

[3]) Thibaut l. c. § 18.

[4]) Landtagsordnung § 145. — Provinzialrecht l. c. § 328.

durch kaiserliche Gesetze garantirt und anerkannt sind *). Aber selbst nach jenem beschränkenden interpretirenden § 27 des Landtagsschlusses d. a. 1851 will die Ritterschaft die Pfand- und Bürgerlehnsherren lediglich von der Theilnahme an den Predigerwahlen, nicht auch von anderen Berechtigungen des Patronats ausgeschlossen wissen, denn selbst dieser § stellt die Pfand- und Bürgerlehnsherren dem Indigenatsadel in Bezug auf Kirchenangelegenheiten ganz gleich, mit einziger Ausnahme der Predigerwahl.

Die Eingangs aufgestellte Frage beantwortet sich nach Maßgabe der Gesetze also bejahend dahin: „Es gebührt den Erbpfandbesitzern und Besitzern bürgerlicher Lehen das volle Patronat, incl. Vocationsrecht der Prediger für diese Güter, wenn auch die gedachten Besitzer non indigenae sind — oder mit andern Worten: das Recht des Patronats ist nicht durch das Indigenat bedingt; dasselbe haftet vielmehr an dem Grundstücke, so daß jeder Besitzer desselben ohne Rücksicht auf seinen Stand, mithin auch der Bauer, es ausüben kann, und die einzige Bedingung ist christliche Religion.

Thatsächlich ist das Patronat von den nichtindigenen Gutsbesitzern wenigstens in vielen Kirchspielen, namentlich auch durch Vocationsrecht bei der Predigerwahl geübt worden. So z. B. im Kirchspiel Ambothen der nichtindigene Besitzer von Lehnen, v. Herzberg, stets zu allen Wahrnehmungen des Patronats, selbst zur Predigerwahl mit convocirt worden; das Gleiche hat im Kirchspiel Sackenhausen stattgefunden, wo seit lange her ein großer Theil der eingepfarrten Güter von nichtindigenen Personen besessen wird. An gleichen Beispielen soll es in andern Kirchspielen nicht fehlen.

Gebührt den nichtindigenen Pfandherren und Besitzern bürgerlicher Lehen, wie vorstehend gezeigt, das Patronat in seinem vollen Umfange, so folgt daraus schon deren Befähigung Kirchenvorsteher zu werden. Denn wie gezeigt, ist dies ein Theil und ein Ausfluß des Patronats, wenn nicht ausdrückliche Gesetze etwa dies Recht beschränken. Solche beschränkende Gesetze giebt es nun keine, dagegen ordnen die Gesetze mit dürren Worten an, daß auch die nichtindigenen Gutsbesitzer Kirchenvorsteher sein sollen.

Schon zu einer Zeit, als das Patronat nur dem Landesherrn gebührte, verordnet Herzog Gotthards Kirchenordnung vom Jahre 1570 bezüglich der Kirchenvorsteher im Caput 9 der Kirchenreformation: „So ist

*) Kirchenordnung und Provinzialrecht in den citirten Stellen.

nötig, das zu Fürmündern vnd Vorstehern welche vom Adel vnd andere bey den Kirchen nahe gesessene, die dazu düchtig vnd gnugsam erkant, neben vnsere Haupt vn Amptleuten verordnet werden, die sich auch desselben nicht eussern noch beschweren, sondern diesen Beuelich, als ein Gottgefelliges werk annhemen vnd neben dem heiligen Priester Joiada: Bestendigen Marterer, vnd rechtfertigen Diacono Laurentio ewige vergeltung erwarten".

Deutlicher konnte der Gesetzgeber die Befugniß der nichtindigenen Gutsbesitzer, Kirchenvorsteher zu werden, nicht aussprechen, er beruft ausdrücklich außer dem Adel „andere bei den Kirchen nahegesessene", also Personen, die nicht dem Indigenatsadel angehörten.

Der schon oben citirte Entwurf zur Kirchenordnung von 1756 [1786] Abschnitt 8, § 1 u. flg. redet gelegentlich der Kirchenvorsteher allerdings nur vom Adel, will dies Amt nur von Edelleuten, also wohl nur von indigenen Edelleuten bekleidet sehen. Aber dieser Entwurf erlangte nie Gesetzeskraft, wie oben gelegentlich der Frage I mit Berufung auf die Einleitung in die Rechtsgeschichte Liv-, Est- und Kurlands von F. G. v. Bunge, § 92, Anm. d gezeigt worden. Eine derartige Bestimmung, welche die Rechte der Nichtindigenen und des Bürgerstandes geschmälert hätte, würde ohnehin gegen das Responsum vom 12. Februar 1649 gelaufen und ungültig gewesen sein, wäre auch durch die citirte Reichstags-Constitution vom 3. August 1774 aufgehoben worden.

Das Provinzialrecht Thl. 2, Art. 498 u. flg. zählt diejenigen Aemter auf, welche durch Wahl der Ritterschaft als solcher besetzt werden, und nennt unter diesen das Amt des Kirchenvorstehers nicht, ja es nennt im Punkt 2 alle Aemter, welche die Ritterschaft ausschließlich zur Verwaltung der evangelisch-lutherischen Kirchen besetzt, ohne das Amt der Kirchenvorsteher mit aufzuführen.

Der Art. 501 redet von den wahlfähigen Personen, besagt, welche das Indigenat haben müssen, um wahlfähig zu sein, erwähnt aber wiederum das Amt des Kirchenvorstehers nicht, was das Gesetz thun mußte, sollten diese Aemter ausschließlich durch indigene Edelleute besetzt werden.

Die stete Uebung ist denn auch dafür gewesen, daß Personen nichtindigenen Standes das Amt eines Kirchenvorstehers bekleidet haben, sowohl vor Emanation der Kirchenordnung von 1832, wie nach dieser Zeit; z. B. bei den Kirchen zu Dalbingen, Salgaln, Pankelhof, Klein-Salwen, Bartau, Dubena, Grünhof, Kursiten, Luttringen (wie aus der Beantwortung

der 1806 vom Justizcollegium gemachten 42 Fragen über die kirchlichen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen zu ersehen ist), nicht minder im Kirchspiel Sackenhausen, wo bis zur Stunde dies Amt von einem nichtindigenen Pfandherrn, Hermann v. Bordelius auf Bächhof, seit Jahren bekleidet wird, und im Kirchspiel Goldingen, wo successive nicht indigene Kirchenvorsteher erwählt und bestätigt wurden, z. B. Oscar Beitler auf Mangen, Charles Edward Balfour auf Paddern, A. Pfeil auf Ernsthof, wie aus den desfallsigen Protokollen zu ersehen ist.

Im Jahre 1855 entstand im Goldingenschen Kirchensprengel zuerst ein Zweifel über die Befähigung der Nichtindigenen, das Amt des Kirchenvorstehers zu bekleiden. Nachdem sich der Ritterschafts-Comité in dem Eingangs referirten Anschreiben gegen das Recht der Nichtindigenen ausgesprochen hatte, gelangte die Frage an die vom damaligen Herrn Generalgouverneur zusammenberufene Palatenconferenz und von dieser an den Dirigirenden Senat. Kürzlich erschien die Entscheidung in dem Gesetzesblatt der Kurländischen Gouvernements-Zeitung, Nr. 54 vom 6. Juli 1863, und lautet wörtlich:

„Der Ukas des Dirigirenden Senats aus der allgemeinen Versammlung der ersten drei Departements und des Heroldie-Departements des Dirigirenden Senats vom 19. Juni 1863, Nr. 1127, desmittelst folgendes am 13. Mai 1863 Allerhöchst bestätigte Reichsrathsgutachten publicirt wird: Der Reichsrath hat im Gesetzes-Departement und in der allgemeinen Versammlung nach Beprüfung der Verfügung der allgemeinen Versammlung der ersten drei Departements und des Heroldie-Departements des Dirigirenden Senats bezüglich der Wahl der Kirchenvorsteher in den Baltischen Gouvernements für gut erachtet: in Ergänzung des Artikels 632 der Verordnung über geistliche Angelegenheiten fremder Confessionen, Codex der Reichsgesetze vom Jahre 1857, Bd. XI Thl. I, zu verordnen, daß in den drei Baltischen Gouvernements zu Kirchenvorstehern der im Kreise bestehenden Kirchspiele auch Personen erwählt werden können, die nicht zum örtlichen Stammadel gehören, sofern dieselben nur im Kirchspiele Güter pfandweise oder als Eigenthum besitzen oder aber Arrendatoren von Gütern sind, wenn in diesem letztern Fall die Arrendezeit mindestens noch drei Jahre, von dem Zeitpunkte der Erwählung zu Kirchenvorstehern ab gerechnet, läuft".

Somit ist denn die sub II gestellte Frage zu bejahen, das letzterschienene declarative Gesetz hebt jeden Zweifel; die sub I aber ist durch die althergebrachte Gesetzgebung vollkommen erledigt, der Landtagsschluß von 1851 war nichts als eine verfehlte Reminiscenz des ebenso wirkungslosen Versuchs von 1692: den Eingangs erwähnten Anträgen der brüderlichen Conferenz von 1863 fehlt jeglicher Rechtsboden.

Oberhofgerichts-Advocat Theodor Seraphim,
in Hasenpoth.

Das neue Genossenschaftswesen.

Was man nicht allein zu erreichen vermag,
dazu soll man sich mit Andern verbinden.

Von jeher sind „sociale" Fragen an der Tagesordnung gewesen. Ihr Kernpunkt fällt gewöhnlich in die Frage des Proletariats, das zu allen Zeiten und in allen Lebensberufen bestanden hat. Angeblich nimmt das Proletariat, d. h. derjenige Theil des Volkes, der ohne Aussicht auf wirthschaftliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der Hand in den Mund lebt, immer mehr zu. Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß die Ursache solch starker Zunahme in dem so sehr überhand nehmenden Industrialismus unserer Zeit zu suchen sei. Man glaubt vielfach, daß in allen Industriestaaten nothwendig früher oder später der Mittelstand verschwinden und nur Kapitalisten und Proletarier sich gegenüber stehen werden. Insbesondere beruft man sich auf England, als denjenigen Industriestaat, den man dem Proletariate vorzugsweise verfallen wähnt. Und doch ist es gerade England, das, statt jene traurige Annahme zu bestätigen, einen glänzenden Gegenbeweis liefert. Abgesehen von den Steuerlisten Englands, durch welche allein schon die behauptete Massenverarmung treffend widerlegt werden könnte, geht der Beweis für eine stetige Kapitalvermehrung unter den arbeitenden Klassen dieses Landes zur Genüge aus dem ganz freiwilligen Acte der Betheiligung bei den Sparkassen, Pennybanken und Associationen hervor. Während im Jahre 1830 bei den

Sparkassen Englands erst 412,217 Personen mit 13,507,565 Pfund Sterling betheiligt waren, betrug im Jahre 1859 die Zahl der Einleger 1,479,723 und deren Einlagekapital in c. 600 Kassen: 41,529,312 Pfd. St., so daß also in 30 Jahren eine Vermehrung um 28 Mill. Pfd. St. oder etwa 180 Mill. Silberrubel stattgefunden hatte! Nicht minder günstig ist das Resultat bei den meist nach Feierabend geöffneten Pennybanken, sowie der großen Anzahl von money order offices (einer Art Girobanken), welch letztere im Jahre 1859 bereits auf die Zahl von 2481 angewachsen waren und die in dem einen Jahre 13,250,930 Pfd. St. in 6,969,108 Orders umsetzten. Von gleich hoher Bedeutung sind ferner die in der neuern Zeit entschieden in den Vordergrund getretenen Associationen zum Zwecke der Selbsthülfe, auf welche wir noch zurückkommen werden.

Ein sehr treffender Beweis gegen die Massenverarmung in England dürfte ferner in dem Verhältnisse zu finden sein, in welchem die einzelnen Volksklassen an den Renten aus der englischen Staatsschuld Theil nahmen. Im Jahre 1846 fielen nämlich von den englischen Renten auf:

255,288	Besitzer, je		1	bis	10	Pfd.	Rente,	im	Ganzen	etwa:		1⅗	Mill.	Pfd. Stlg.
184,234	„	„	11	„	50	„	„	„	„	„	7—8	„	„	„
75,380	„	„	51	„	200	„	„	„	„	„	7½	„	„	„
13,450	„	„	201	„	500	„	„	„	„	„	4	„	„	„
2,418	„	„	501	„	1000	„	„	„	„	„	1⅘	„	„	„
678	„	„	1001	„	2000	„	„	„	„	„	1	„	„	„

und nur 359 Besitzer bezogen je über 2000 Pfd. St. Rente aus der englischen Nationalschuld. Mehr als die Hälfte der Renten befindet sich also in Händen, welche zwischen 10 und 200 Pfd. St. jährlich beziehen. Man sieht hieraus also, wie die gesammelte Kraft der kleinen und mittlern Kapitale die großen drei- und vierfach umschließt und der Schwerpunkt immer auf den untern und mittlern Ständen ruht.

Solche Zahlenverhältnisse beweisen auf das glänzendste, daß es mit der sogen. Massenverarmung in England seine guten Wege hat. Und wie dort, so ists ähnlich auch in andern Ländern. So betrug Neujahr 1859 in Frankreich die Zahl der Sparkassen etwa 400 mit 978,000 Einlegern und 312 Mill. Francs Einlagekapital. Preußen, das im Jahre 1839 erst 85 Sparkassen mit 2,182,472 Thalern Einlagekapital besaß, hatte im Jahre 1859 bereits in 462 Kassen ein Kapital von 16,809,860 Thlrn. Solche Thatsachen sprechen keineswegs für Massenverarmung. Im Gegentheil, sie bekunden eine constante Zunahme des leiblichen, geistigen

und sittlichen Wohlstandes der arbeitenden Bevölkerung und somit den göttlichen Segen, der auf der productiven Arbeit unseres Jahrhunderts ruht.

Und was ist es, das solch segensreiche Entwickelung gestattet und die Massenverarmung bisher unmöglich machte und auch ferner unmöglich machen wird? Einzig und allein: der Grundsatz der socialen Selbsthülfe.

Mit dieser Ausführung soll nun keineswegs die „sociale" Frage als erledigt oder überflüssig bezeichnet, im Gegentheil muß sie noch immer als eine brennende angesehen werden, da die arbeitende Bevölkerung keineswegs der Mehrzahl nach mit den Mitteln bekannt ist, welche geeignet sind, zur Erreichung der gegebenen Resultate zu führen. Diese Mittel nachzuweisen, dieselben in ihrer Anwendung zu zeigen und dadurch zur Hebung des Wohles der arbeitenden Klassen beizutragen, ist daher noch immer eine der dringendsten Aufgaben der Staats- und Volkswirthschaft.

Mangel an wirthschaftlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit, das ist, wie schon angedeutet, das Wesen des Proletariats und somit des socialen Elends. Diesem Uebel abzuhelfen vermag nur das Kapital und der Kredit. Das Kapital aber erscheint in verschiedenen Formen, als Kapital des festen Besitzes (Grundeigenthum, Gebäude), als bewegliches Kapital (Geld, Waare); und endlich als Kapital der Intelligenz, physischen Kraft und moralischen Tüchtigkeit, oder mit einem Worte: individuelles Kapital. Die arbeitenden Klassen haben meist nur individuelles Kapital. Da diese Kapitalsform indeß in hohem Grade den Gesetzen irdischer Vergänglichkeit unterworfen ist und durch den Tod absolut verloren geht, so genießt sie den zu einem glücklichen wirthschaftlichen Erfolge erforderlichen Kredit in nur geringem Grade. Dieser sucht vorzugsweise nur die beiden andern Kapitalsformen, insbesondere das bewegliche Kapital auf, da diese zwar der Zersplitterung, selten aber — bei der heutigen Entwickelung des Versicherungswesens — der absoluten Vernichtung anheim gegeben sind. Zu solchem Mangel an Kredit bei den arbeitenden Klassen kommt nun noch hinzu, daß in Folge der außerordentlichen Fortschritte in der neuern Technik wie des modernen Verkehrs in Production und Handel der Gang der Industrie in unserer Zeit immer mehr zum Großbetrieb gedrängt wird. Hierzu werden aber immer größere Betriebssummen erfordert, und es kommt Derjenige, der sich ihrer nicht bedient oder bedienen kann, bald außer Stande, mit seinen günstiger gestellten Fachgenossen zu concurriren. Außer gesteigerter gewerblicher Vor-

Sparkassen Englands erst 412,217 Personen mit 13,507,565 Pfund Sterling betheiligt waren, betrug im Jahre 1859 die Zahl der Einleger 1,479,723 und deren Einlagekapital in c. 600 Kassen: 41,529,312 Pfd. St., so daß also in 30 Jahren eine Vermehrung um 28 Mill. Pfd. St. oder etwa 180 Mill. Silberrubel stattgefunden hatte! Nicht minder günstig ist das Resultat bei den meist nach Feierabend geöffneten Pennybanken, sowie der großen Anzahl von money order offices (einer Art Girobanken), welch letztere im Jahre 1859 bereits auf die Zahl von 2481 angewachsen waren und die in dem einen Jahre 13,250,930 Pfd. St. in 6,969,108 Orders umsetzten. Von gleich hoher Bedeutung sind ferner die in der neuern Zeit entschieden in den Vordergrund getretenen Associationen zum Zwecke der Selbsthülfe, auf welche wir noch zurückkommen werden.

Ein sehr treffender Beweis gegen die Massenverarmung in England dürfte ferner in dem Verhältnisse zu finden sein, in welchem die einzelnen Volksklassen an den Renten aus der englischen Staatsschuld Theil nahmen. Im Jahre 1846 fielen nämlich von den englischen Renten auf:

255,288	Besitzer, je		1	bis	10	Pfd.	Rente,	im	Ganzen	etwa:		1⅗	Mill.	Pfd. Stlg.
184,234	„	„	11	„	50	„	„	„	„	„	7—8	„	„	„
75,380	„	„	51	„	200	„	„	„	„	„	7½	„	„	„
13,450	„	„	201	„	500	„	„	„	„	„	4	„	„	„
2,418	„	„	501	„	1000	„	„	„	„	„	1⅘	„	„	„
678	„	„	1001	„	2000	„	„	„	„	„	1	„	„	„

und nur 359 Besitzer bezogen je über 2000 Pfd. St. Rente aus der englischen Nationalschuld. Mehr als die Hälfte der Renten befindet sich also in Händen, welche zwischen 10 und 200 Pfd. St. jährlich beziehen. Man sieht hieraus also, wie die gesammelte Kraft der kleinen und mittlern Kapitale die großen drei- und vierfach umschließt und der Schwerpunkt immer auf den untern und mittlern Ständen ruht.

Solche Zahlenverhältnisse beweisen auf das glänzendste, daß es mit der sogen. Massenverarmung in England seine guten Wege hat. Und wie dort, so ists ähnlich auch in andern Ländern. So betrug Neujahr 1859 in Frankreich die Zahl der Sparkassen etwa 400 mit 978,000 Einlegern und 312 Mill. Francs Einlagekapital. Preußen, das im Jahre 1839 erst 85 Sparkassen mit 2,182,472 Thalern Einlagekapital besaß, hatte im Jahre 1859 bereits in 462 Kassen ein Kapital von 16,809,860 Thlrn. Solche Thatsachen sprechen keineswegs für Massenverarmung. Im Gegentheil, sie bekunden eine constante Zunahme des leiblichen, geistigen

und sittlichen Wohlstandes der arbeitenden Bevölkerung und somit den göttlichen Segen, der auf der productiven Arbeit unseres Jahrhunderts ruht.

Und was ist es, das solch segensreiche Entwickelung gestattet und die Massenverarmung bisher unmöglich machte und auch ferner unmöglich machen wird? Einzig und allein: der Grundsatz der socialen Selbsthülfe.

Mit dieser Ausführung soll nun keineswegs die „sociale" Frage als erledigt oder überflüssig bezeichnet, im Gegentheil muß sie noch immer als eine brennende angesehen werden, da die arbeitende Bevölkerung keineswegs der Mehrzahl nach mit den Mitteln bekannt ist, welche geeignet sind, zur Erreichung der gegebenen Resultate zu führen. Diese Mittel nachzuweisen, dieselben in ihrer Anwendung zu zeigen und dadurch zur Hebung des Wohles der arbeitenden Klassen beizutragen, ist daher noch immer eine der dringendsten Aufgaben der Staats- und Volkswirthschaft.

Mangel an wirthschaftlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit, das ist, wie schon angedeutet, das Wesen des Proletariats und somit des socialen Elends. Diesem Uebel abzuhelfen vermag nur das Kapital und der Kredit. Das Kapital aber erscheint in verschiedenen Formen, als Kapital des festen Besitzes (Grundeigenthum, Gebäude), als bewegliches Kapital (Geld, Waare); und endlich als Kapital der Intelligenz, physischen Kraft und moralischen Tüchtigkeit, oder mit einem Worte: individuelles Kapital. Die arbeitenden Klassen haben meist nur individuelles Kapital. Da diese Kapitalsform indeß in hohem Grade den Gesetzen irdischer Vergänglichkeit unterworfen ist und durch den Tod absolut verloren geht, so genießt sie den zu einem glücklichen wirthschaftlichen Erfolge erforderlichen Kredit in nur geringem Grade. Dieser sucht vorzugsweise nur die beiden andern Kapitalsformen, insbesondere das bewegliche Kapital auf, da diese zwar der Zersplitterung, selten aber — bei der heutigen Entwickelung des Versicherungswesens — der absoluten Vernichtung anheim gegeben sind. Zu solchem Mangel an Kredit bei den arbeitenden Klassen kommt nun noch hinzu, daß in Folge der außerordentlichen Fortschritte in der neuern Technik wie des modernen Verkehrs in Production und Handel der Gang der Industrie in unserer Zeit immer mehr zum Großbetrieb gedrängt wird. Hierzu werden aber immer größere Betriebssummen erfordert, und es kommt Derjenige, der sich ihrer nicht bedient oder bedienen kann, bald außer Stande, mit seinen günstiger gestellten Fachgenossen zu concurriren. Außer gesteigerter gewerblicher Vor-

bildung ist es daher insbesondere ein größeres bewegliches Kapital und der damit verbundene Kredit, welche gegenwärtig zu einem lohnenden Geschäftsbetriebe immer unumgänglicher sind.

Diesem Mangel an beweglichem Kapital und Kredit abzuhelfen, ist daher, wie gesagt, der eigentliche Kern der socialen Bewegung. Es handelt sich dabei darum, dem individuellen Kapitale der arbeitenden Klassen trotz seiner hohen Vergänglichkeit die Vortheile des beweglichen Kapitals, also Kredit zu verschaffen.

Der zur Erreichung dieses Zieles vorgeschlagenen Mittel giebt es verschiedene. Während die Einen auf dem Wege der Wohlthätigkeit durch bloße palliative Verstopfung gewisse unglückliche Folgen beseitigen wollten, ohne sich um die Grundursache des Uebels zu kümmern, suchten die Andern das Heil in einer terroristischen Gleichmacherei und Vernichtung alles Privateigenthums oder in einer neuen phantastischen Organisation der Arbeit. Keins dieser Mittel hat das Ziel erreichen lassen, da weder in dem Almosen Fremder, noch in der Verletzung der Rechte Anderer ein allgemeines Heilmittel zu finden war. Nur die nach dem Grundsatze: „Hilf dir selbst, und was du nicht allein zu erreichen vermagst, dazu verbinde dich mit Andern!" — in den letzten zwei Jahrzehnden errichteten Institute der Selbsthülfe, die Genossenschaften oder Associationen haben sich als das beste Mittel zur Heilung des socialen Uebels bewährt.

Das Grundprincip der Genossenschaften ist, daß Jeder für sein eigenes Wohl und Wehe allein verantwortlich, und daß es unwürdig und unsinnig sei, nach Hülfe von außen sich umzusehn, so lange man die Kraft in sich selbst trage. Nur da, wo die Kräfte des Einzelnen in Bezug auf die Ungunst der äußern Lage nicht ausreichen, für sich allein zum Ziele zu kommen, da tritt die freie Genossenschaft ergänzend ein, indem sie die Arbeits- und kleinen Kapitalkräfte Vieler — unter solidarischer Haft oder unter dem Einstehen Aller für Einen und Eines für Alle — mit einander vereinigte. Während die Arbeitskraft in ihrer Einzelstellung der Zufälligkeiten wegen, denen sie ausgesetzt ist, gewöhnlich nicht als genügende Sicherheit für eine Kapitalanlage oder für geschäftlichen Kredit gelten kann, werden bei der genannten Vereinigung vieler Arbeitskräfte, bei der Association, die Zufälle und das Mißlingen, denen der Einzelne ausgesetzt ist, auf die Gesammtheit übertragen und wird durch solidarische Verbindlichkeit eine wechselseitige Garantie geschaffen, die jeden Einzelnen creditfähig macht. „Kommen dann auch Einzelne darunter, sagt Schulze-Delitzsch, in

Folge zufälligen oder verschuldeten Mißgeschicks, außer Stand, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, so werden sie von den Andern mit übertragen, und die Vertheilung des Ausfalls auf Viele macht dessen Deckung leichter möglich und weniger lästig. Daß eine solche größere Menge mit einem Mal durch Unglücksfälle oder sonst arbeitsunfähig werden könnte, ist ebensowenig zu befürchten, als daß sie auf die Dauer ohne Beschäftigung bleiben sollte, da die Gesellschaft wohl des Einzelnen, niemals aber der Arbeiter im Großen und Ganzen zu entbehren vermag. Auf diese Weise gewinnt die solidarische Haft solcher verbündeter Arbeitergruppen im Verkehr den Werth einer Hypothek, und die Kapitalisten verschließen ihre Kassen, welche sie dem Einzelnen zu öffnen Bedenken trugen, nicht länger vor einer so organisirten Gesammtheit, wie die Erfahrung bei den vielfach gemachten Versuchen bewährt hat." — Die Association ist also das einzige Rettungsmittel für den unbemittelten Arbeiter und Handwerker, da sie ihnen das, was sie in wirthschaftlicher Beziehung nöthig haben: Kapital und Kredit, in gewünschter Weise gewährt. Anstatt der wehmüthigen Klagen über Unterdrückung der Gewerbe durch die Uebermacht des Kapitals, wie man es so häufig nennt, stellen sich die Associationen daher auch mit dem Kapital auf gleichen Kampfboden, wohl wissend, daß auch die größte Geldmacht nur aus vielen einzelnen, kleinen Kapitalien entstanden ist und daß die Masse der kleinen Kapitale zusammengenommen die Summe der großen weit übertrifft. Die Association predigt darum nicht den Kampf gegen das Kapital, wie der Communismus, sondern sagt: „mache dir das Kapital zum Freunde, indem du dich mit Gleichgesinnten zum Zusammenschießen eines größern Kapitals vereinigst"; sie verlangt auch nicht das Aufgehen der wirthschaftlichen Selbständigkeit des Einzelnen im Ganzen wie der Socialismus, sondern will eben diese Selbständigkeit für den Einzelnen durch das Ganze erzielen; sie verlangt noch weniger vom Staate oder der Gemeinde, daß sie auf dem Wege der Wohlthätigkeit die Bürgschaft der ökonomischen Existenz ihrer Angehörigen übernehmen und zum Asyl für Schwächlinge, Krüppel und Müssiggänger werden sollen, sondern sie weist vielmehr grundsätzlich jede Unterstützung und jedes Almosen von sich ab, dem Grundsatze huldigend: „Sei stark durch eigne Kraft!" und: „Wer sich selbst nicht hilft, dem können auch der Staat und die Gemeinde nicht helfen."

Also die solidarische Verbindung vieler Besitzer von individuellem und kleinem beweglichen Kapital ist die Quelle von auswärts zu-

fließendem beweglichen Kapital, die Quelle des unentbehrlichsten Productionswerkzeuges. Daß eine solche solidarische Verbindung zum Zwecke gegenseitiger Kapital- und Kreditschaffung auf alle arbeitenden Klassen und auf verschiedenartige materielle Zwecke anwendbar ist, leuchtet wohl ein. Die Sache bleibt dabei in ihrem Grundprincip dieselbe, nur giebt der äußerlich verschiedene Zweck, welcher erzielt wird, Veranlassung zu einer eben so äußerlichen Eintheilung der verschiedenen Genossenschaften. Nach diesem äußern Zwecke unterscheidet man gegenwärtig vier Hauptgruppen von Genossenschaften, und zwar: 1) Vorschuß- und Kreditvereine, Darlehnskassen, Volksbanken u. dgl.; 2) Rohstoff-, Magazin- und Productiv-Associationen; 3) Consumvereine; 4) Krankenkassen und Vereine für Gesundheitspflege Altersversorgung u. s. w.

In der ersten Klasse von Genossenschaften wird das durch die Solidarität erlangte Kapital selbst den Genossen auf Grund persönlichen Kredits, oder gegen Bürgschaft, Pfand oder Wechsel dargeliehen; in der zweiten Klasse dagegen wird das Kapital zum Ankauf von Rohstoffen im Großen, von Werkzeugen und Maschinen, oder zum gemeinschaftlichen Handel mit Arbeitserzeugnissen der Mitglieder in Vereinsmagazinen, oder endlich selbst zur gewerb- und fabrikmäßigen Production für gemeinschaftliche Rechnung verwandt. In den Consumvereinen dienen Kapital und Kredit zum Ankaufe von nothwendigen Lebens- und Wirthschaftsbedürfnissen im Großen zu Gunsten der Mitglieder, und in den Genossenschaften der vierten Klasse ist eine den Einzelnen möglichst wenig bedrückende und im Ganzen billigere Alters- und Krankenpflege der Hauptzweck.

Die Hauptgrundsätze, welche allen diesen verschiedenen Associationen gemeinsam sind, lassen sich wie folgt zusammenfassen: 1) Es können nur Mitglieder einer Genossenschaft an Wirthschaft und Erwerb derselben participiren; 2) dagegen steht der Beitritt jedem tüchtigen Arbeiter, der den ernsten Willen hat, sich selbst zu helfen, frei; 3) an der Leitung und Verwaltung der Vereinsgeschäfte müssen sich die Mitglieder, wenns nöthig erscheint, persönlich betheiligen; 4) der Geschäftsfonds wird von den Mitgliedern durch allmälig baar einzuzahlende Geschäftsantheile von entsprechender Höhe gebildet; 5) für den erhaltenen Kredit und die Vereinsschulden übernehmen sämmtliche Mitglieder die solidarische Gesammthaft.

Insbesondere ist es der letztere Punkt, die Solidarität, welche alle Bedingungen zu erfolgreichen und sogar sehr einträglichen Operationen

gewährt und das Ziel des Genossenschaftswesens: „die nachhaltige Sicherung der Existenzmittel, die Begründung und Erhaltung wirthschaftlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit" erreichen läßt.

Das Genossenschaftswesen selbst ist erst von kurzer Dauer und befindet sich noch im ersten Entwickelungsstadium. Lassen sich auch die den Genossenschaften verwandten Knappschafts- und Unterstützungskassen in Deutschland, sowie die friendly societies in England (deren es gegen 20,000 geben soll) und die caisses de prévoyance in Frankreich und Belgien in ihrem Alter zum Theil bis über unser Jahrhundert zurückverfolgen, so datirt das eigentliche Genossenschaftswesen doch erst seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts. Wenn dasselbe trotzdem schon, wie aus den nachfolgenden Notizen hervorgehen wird, so glänzende Resultate aufweisen kann, so ist das der beste Beweis, daß die Genossenschaften auf einem gesunden Principe beruhen.

Die früheste Ausbildung erlangten die Genossenschaften in England und Frankreich. In ersterm Lande war es gegen Ende des Jahres 1843, als zu Rochdale bei Manchester einige arme Weber, die sich außer Arbeit, fast ohne Nahrungsmittel und in voller Verzweiflung über ihre Lage befanden, öfter zusammenkamen, um mit einander ausfindig zu machen, was sie etwa zur Verbesserung ihres Zustandes vornehmen könnten. Die Fabrikanten besaßen das Kapital und den Rohstoff, die Kaufleute den Waarenvorrath; wie wollten sie, die weder das Eine noch das Andere besaßen, jemals gegen dieselben aufkommen! Sollten sie die Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen? Das wäre Abhängigkeit gewesen. Oder auswandern? Das erschien ihnen als eine Art Transportation. Sie kamen überein, vereint den Kampf des Lebens für eigene Rechnung aufzunehmen; sie wollten, soweit es ihren eigenen Bedarf beträfe, möglichst ohne Kaufleute, Fabrikanten und Kapitalisten zurecht kommen. Gewiß ein kühner Gedanke für arme Arbeiter, ohne Kapital und ohne kaufmännische Erfahrung. Eine Subscriptionsliste wurde aufgelegt und ausgefüllt. Wöchentlich 2 Pence (5¼ Kopeken) war das Höchste, was Jeder aufbringen konnte. Nachdem etwa ein Jahr lang in dieser Weise gesammelt war, begannen sie, einige vierzig an der Zahl ihre Unternehmungen mit der mächtigen Summe von 28 Lstlg. Sie gründeten einen Consumverein, für welchen sie folgende maßgebende Grundsätze aufstellten: 1) das Geschäft hält die nothwendigsten Artikel des täglichen Gebrauchs vorräthig; 2) es verkauft nur gegen baar und mit erheblichem Profit zu se-

sten Preisen; 3) der nach Abzug der Betriebskosten, wozu auch 5% Zinsen für das Einlagekapital gehören, verbleibende Gewinn wird den Käufern nach Verhältniß der resp. Summen ihrer Einkäufe in je einem Jahresviertel gutgeschrieben und nach Schluß des Quartals an dieselben ausgezahlt. — Die gemachten Einkäufe wurden später zur Erleichterung des Abrechnungsgeschäfts durch Marken controlirt, welche mit den gekauften Waaren und deren Betrage entsprechend an die Käufer abgegeben wurden.

Am 24. October 1844 wurde der Verein unter der Firma: Rochdale Society of equitable Pioneers in das Register der Korporationen eingetragen, und am längsten Abende desselben Jahres eröffneten sie ihr Geschäft, das sich anfangs auf geringe Quantitäten von Weizenmehl, Hafermehl, Butter und Zucker beschränkte, in einer ärmlichen Straße unter impertinentem ironischem Beifallsgeschrei der Rochdaler Straßenjungen. Ihr Kapital war, wie gesagt, 28 Lstlg. — und heute besitzen diese armen Leute ein Colonialwaarengeschäft in 5 Läden von jährlich 76,000 Lstlg. Umsatz, ein bedeutendes Waarenlager an Manufacturwaaren, Kleidern, Holz- und Lederschuhen, sowie Fleischwaaren, ferner eine eigene Dampfmühle unter der Firma: Corn mill-Society, endlich unter der Firma: Cooperative Manufacturing Society eine eigene Spinnerei und Weberei, in welcher im Jahre 1858 96 mechanische Webstühle arbeiteten. — In welchem Verhältniß die fortschreitende Entwickelung dieses Vereins stattgefunden hat, geht aus folgenden Angaben hervor.

Im Jahre 1849 war die Mitgliederzahl 390, Kapital 1194 Lstlg., Umsatz 6812 Lstlg., Gewinn 561 Lstlg.; im Jahre 1859 war die Mitgliederzahl 3000, Kapital c. 30,000 Lstlg., Umsatz 100,000 Lstlg., Gewinn 10,000 Lstlg. und jetzt, im Jahre 1863 arbeiten die drei vereinigten Geschäfte mit einem eigenen Kapitale von 135,000 Lstlg., so daß sich also in den letzten vier Jahren das Betriebskapital mehr als vervierfacht hat! — Die Pioneers haben schon bisher nicht nur für sich gesorgt, sie haben jährlich auch nicht unbedeutende Beiträge zu mehreren wohlthätigen Anstalten gegeben. Jetzt — zur Zeit der Noth — tragen sie, einem Bericht vom November vorigen Jahrs zufolge, wöchentlich 23 Lstlg. zur Unterstützung der Nothleidenden ihrer Bekanntschaft bei.

So sind die redlichen Pioniere von Rochdale in der That die Bahnbrecher des socialen Fortschritts unter der arbeitenden Bevölkerung nicht nur von Rochdale, sondern von ganz England und darüber hinaus. Der Rochdale Store steht noch immer als Musteranstalt da unter den zahl-

reichen ähnlichen Instituten, die nach ihm und nach seinem Muster eingerichtet wurden. — Im Sommer 1859 gab es an Associationen in England etwa 500 mit 80 bis 90 Tausend Mitgliedern und einem Jahresumsatze von c. 2 Mill. Lstlg. und im November 1862 giebt der Evening Standard die Zahl der allein im nördlichen England bestehenden Genossenschaften auf 400 an, die in dieser schweren Zeit der Baumwollnoth fast ohne Ausnahme ihre Kraft und Tüchtigkeit bewiesen haben. Von den oben bezeichneten vier Klassen von Genossenschaften haben in England die Consumvereine und die Productivassociationen sich am vollkommensten ausgebildet. Daneben ist eine sehr große Zahl von friendly-societies thätig, welche ihre Mitglieder gegen laufende Beiträge für Krankheit, Alter, Todesfälle u. s. w. versichern. Von ganz besonderer Wichtigkeit für England ist ferner noch eine eigenthümliche Anwendung der Associationen bei den ländlichen Arbeitern und Tagelöhnern, die wir deshalb hervorheben, weil dasselbe Princip sich auch bei uns in den Ostseeprovinzen auf die ländlichen Arbeiter, insbesondere auf die eingewanderten, anwenden ließe. Es bestanden nämlich schon im J. 1858 in England 130 sog. land and building societies, welche die mittelst kleiner Beiträge der Mitglieder gesammelten und angeliehenen Kapitalien in großen Landankäufen anlegen und dann den Mitgliedern kleine Parzellen zu dem Engrospreise überlassen. Wie bedeutungsvoll solche Gewährung eines eigenen Heerdes für den Arbeiter ist, braucht nicht erörtert zu werden. Der Umstand aber, daß diese 130 Gesellschaften im Jahre 1858 bereits ein Kapital von 3,600,000 Lstlg. repräsentirten, wovon bereits 900,000 Lstlg. eingezahlt waren, mit denen sie schon 310 große Güter gekauft und 19,500 Parzellen ausgethan hatten, läßt sie als eine Macht erscheinen, die mehr als eine andere wohlthätig für das allgemeine Beste der Landbewohner gesorgt hat.

Nicht gleicher Ausbildung wie in England hat sich das Genossenschaftswesen in Frankreich zu erfreuen gehabt. Hier datiren die ersten Associationen erst von der Zeit, als die durch Louis Blanc und Genossen hervorgerufenen Nationalwerkstätten in Nichts zerfallen, die Arbeiterrevolution durch die blutige Katastrophe des Juni 1848 gewaltsam niedergeworfen und die Arbeiter wieder zu nüchternem Blute gekommen waren. Die mit Besonnenheit auftretende Association lenkte bald die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich und die Folge war, daß der neuen Richtung ein Gesammtkredit von 3 Millionen Franken bewilligt wurde. Mit dieser Unterstützung

aber war den neuen Instituten von vorn herein das eigentliche Princip der Selbsthülfe genommen. Obschon der bewilligte Kredit noch nicht ganz, und auch nur an 56 Associationen überhaupt zur Vertheilung kam, so hatte doch die Sache in Folge des Staatskredits einen solchen Reiz erhalten, daß der Zudrang zu den Associationen ein ungeheurer war. Eine Menge neuer Associationen wurden gegründet, bei der Neuheit der Sache fehlte es indeß an jedem Anhalt zur Beurtheilung der Zweckmäßigkeit und Würdigkeit der einzelnen Projecte. Zufall und Gunst gaben den Ausschlag bei den Bewilligungen, Betrug und Schwindel mischten sich ein, und in kurzer Frist gingen eine Menge der ephemeren Erscheinungen wieder zu Grunde. Ja selbst von den durch den Staatskredit unterstützten 56 Associationen bestanden im November 1854 nur noch 14. So kam es, daß von mehrern Hunderten von Associationen, die jener Arbeitersturm im Gefolge hatte, im Jahre 1852 nicht viel über 100 noch existirten, welche sich als lebensfähig bewiesen. Aber auch von ihnen schwemmte der Staatsstreich die meisten fort, da sie als Heerde republicanischer Agitation mit mißgünstigem Auge angesehen wurden. Die jetzt noch bestehenden Genossenschaften gehören meistens zu den Productiv-Associationen, von denen im Jahre 1854 noch 31 bestanden, welche sich sämmtlich guter Erfolge und zum Theil einer festen Begründung erfreuten. Neben ihnen haben die den englischen friendly societies entsprechenden sociétés de secours mutuels oder die caisses de prévoyance, deren es einige Tausend geben soll, die meiste Verbreitung.*)

Während so in England und Frankreich schon vor den fünfziger Jahren zahlreiche Genossenschaften sich bildeten, war die große Masse der deutschen Gewerbtreibenden nur sehr langsam für die neuen Associationsideen zu gewinnen. Die Ereignisse der Neuzeit veranlaßten indeß auch den Arbeiterstand Deutschlands zu tieferm Nachdenken und selbständigerem Handeln. Durch die Resultate Englands ermuntert und zugleich durch die eigene Noth getrieben, fing man zu Anfang der fünfziger Jahren auch in Deutschland an, in den Genossenschaften ein Rettungsmittel zu suchen und zu finden.

Die eifrigste Anregung und umsichtigste Förderung dieser Interessen verdankt der gewerbtreibende Stand vorzugsweise zweien Männern, dem Professor V. A. Huber und dem Kreisrichter a. D. H. Schulze-De-

*) Vergl. Schulze-Delitzsch, die arbeitenden Klassen; 2. Aufl. S. 74.

litzsch. Dem erstern gebührt das Verdienst, durch seine vortrefflichen, geist- und lebensvollen Schriften, insbesondere durch seine „Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England", sowie durch mündliche Schilderungen bei den verschiedensten Gelegenheiten das wahre Verständniß des Genossenschaftswesens in Deutschland gefördert zu haben; wogegen sich Schulze-Delitzsch das unvergängliche Verdienst erworben hat, in rastlosem Streben durch Wort und That den herrlichen Grundgedanken der Association beim deutschen Arbeiterstande auf das gelungenste zur praktischen Ausführung gebracht zu haben. Die nach seiner Anleitung seit dem Jahre 1850 in Deutschland errichteten Genossenschaften haben heute bereits einen Aufschwung genommen, der die kühnsten Erwartungen übersteigt.

Von sporadischen Anfängen und kleinen Experimenten hat das deutsche Genossenschaftswesen sich in wenigen Jahren zu einem Factor der Kapitalbildung herausgearbeitet dessen hohe Bedeutung aus den ansehnlichen Zahlen der statistischen Berichte in die Augen springt und den Staatsregierungen bereits die gerechte Beachtung abnöthigt.

Während im Jahre 1858 erst etwa 50 Genossenschaften bestanden, betrug die Zahl derselben im Jahre 1859 bereits etwa 220, 1860 etwa 400, 1861 circa 650, und im Jahre 1862, nach den Schätzungen des so eben erschienenen Jahresberichts*), schon nahezu tausend; und ist sowohl ihre Anzahl als auch ihr Geschäftsumfang noch fortwährend im Steigen begriffen. Diese 1000 Genossenschaften, deren Mitgliederzahl annähernd 130 bis 140 Tausend beträgt, zerfallen nach dem genannten Berichte in etwa 550 bis 600 Vorschuß- und Kreditvereine, 250 Rohstoff-, Magazin- und Productivassociationen, 100 Consumvereine und 100 Genossenschaften für Krankenpflege, Altersversorgung u. drgl., denen sich dann noch eine schon nennenswerthe Anzahl von landwirthschaftlichen Erwerbs- und Kreditgenossenschaften, insbesondere unter den Winzern, anschließt. Die Geschäfte, welche die sämmtlichen Genossenschaften in den letzten 4 Jahren gemacht haben, ergeben nach den betreffenden Berichten folgende Zahlen. Im Jahre 1859 betrug der Umsatz 5—6 Millionen, 1860: 10—12 Millonen, 1861: 20—22 Millionen Thaler. Für das Jahr 1862 ist er nach dem vorliegenden Berichte schon auf mindestens 30—33 Millionen Thaler anzuschlagen, wozu ein Betriebsfonds von ungefähr 10 Millionen Thaler diente, von welchen ca. 20% oder 2 Millionen eigenes Vermögen

*) Jahresbericht für 1863 über die auf Selbsthülfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften. Leipzig, 1863. Preis 63 Kop. S.

der Genossenschaften sind. — Wenn man bedenkt, daß die meisten der jetzt bestehenden Genossenschaften nicht über das dritte Jahr ihres Bestehens hinausreichen, daß also eine Kapitalbildung bei ihnen im allgemeinen erst begonnen hat, so muß man mit Recht staunen über die vorliegenden, in so kurzer Zeit erzielten Riesenresultate.

Wie aus den angegebenen Zahlenverhältnissen hervorgeht, behaupten in Deutschland die Vorschuß- und Kreditvereine den ersten Rang. Von den im letzten Jahresbericht als bestehend angenommenen 550—600 Genossenschaften dieser Art sind 511 namentlich aufgeführt, von denen 243 Vereine ihre letzten Jahresabschlüsse Herrn Schulze-Delitzsch, als der Anwaltschaft aller deutschen Genossenschaften eingesandt haben. Diese 243 Vereine hatten eine Mitgliederzahl von 69,202; einen Jahresumsatz von 23,674,261 Thlrn., einen Reingewinn von 105,278 und ein eigenes Vermögen von 1,332,438 Thlrn. (incl. 132,893 Thlr. Reservefonds). Die bedeutendsten unter ihnen sind:

die Vereine zu	Einwohnerzahl des Orts.	Zahl der Vereinsmitglieder.	Jahresumsatz. Thaler.	Eigenes Vermögen. Thlr.	Jahresgewinn. Thaler.
Dresden	130,000	2,775	3,334,722	109,284	5,531
Sangerhausen (Prov. Sachsen) .	8,000	284	1,149,904	14,831	1,162
Leipzig	85,000	4,800	902,046	89,732	7,243
Eisleben (Prov. Sachsen) . . .	11,000	600	868,578	69,968	5,547
Zwickau (Königreich Sachsen) .	22,000	873	741,564	25,924	2,922
Rostock	26,400	830	551,170	27,221	1,972
Colberg (Pommern)	10,000	1,119	514,780	18,977	1,982
Dessau	15,613	268	487,900	8,677	700
Allstedt (Prov. Sachsen)	3,000	109	465,000	1,872	420

Verluste von irgend welchem Belang kamen bei den bezeichneten 243 Vereinen so gut wie gar nicht vor, außer bei dem großen „Dresdener Spar- und Vorschußverein", welcher trotz wiederholter Warnungen die natürlichen Grenzen, welche dem genossenschaftlichen Geschäftsbetrieb gezogen sind, überschritten und mit Vernachlässigung der gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln den Großbankverkehr in seinen Bereich gezogen hatte. Die dadurch im Jahre 1861 über diesen Verein herbeigeführte schwere Krisis ist indeß glücklich, wenn auch mit schweren Opfern, wieder überstanden; und der

Verein arbeitet wieder mit demselben Vertrauen wie früher, wie aus dem Geschäftsergebnisse des letzten Jahres hervorgeht.

Von den im Berichte namentlich aufgeführten 511 Kreditgenossenschaften kommen auf: Preußen 260; Königreich Sachsen 63; Nassau 39; Sächsische Herzogthümer und Fürstenthümer 33; Mecklenburg 23; Deutsch-Oesterreich 16; Hannover 13; Würtemberg 10; Baden 6; Baiern 6; u. s. w., so daß also in dem kleinen Nassau sich mehr Kreditvereine befinden als in ganz Süddeutschland.

Der ursprüngliche Gedanke dieser Art von Genossenschaften war der, daß die Mitglieder durch ihre Einschüsse einen eigenen Fonds zusammenbrachten, der als Grundlage des Geschäfts und der solidarischen Haftung diente; daß sie dann aber den durch die Solidarität begründeten Kredit dazu benutzten, sich feste Darlehen in runden Summen und auf lange Kündigungsfristen und dadurch die Bewilligung ihrer kürzern Kredite zu ermöglichen. Die Form des Einstehens Aller für Einen und Eines für Alle bildete den nöthigen Mittelpunkt, in welchem nicht nur die Beiträge aller Einzelnen, sondern auch fremde Gelder zusammenflossen; der Kredit, der sich dem Einzelnen versagt hätte, wendete sich unbedenklich einer Gesammtheit zu, in welcher Jeder — nach den bisherigen Erfahrungen ohne alle Gefahr — für das Ganze verantwortlich war. Die Solidarität sicherte den guten Ruf dieser Vereine dergestalt, daß sie von den ihnen gemachten Geldofferten nicht überall Gebrauch machen konnten. Von besonderm Interesse ist in dieser Beziehung das Verhältniß des eigenen zu dem fremden Betriebsfonds. Es betrugen nämlich in den Jahren:

	Das eigene Kapital:	Die gemachten Anlehen:	Die ohne eigenes Zuthun erhalt. Spareinlagen:
1858:	18 %	40,5 %	41,5 %
1859:	18 %	42,5 %	39,5 %
1860:	18 %	36,5 %	45,5 %
1861:	19 %	35,5 %	45,5 %
1862:	21,7 %	43,6 %	34,7 %

des gesammten Betriebsfonds.

Diese Verhältnißzahlen zeigen eine eigenthümliche Entwickelung dieses Zweiges der Genossenschaften. Durch die große Bedeutung der Spareinlagen, die diesen Instituten zufließen, sind dieselben zu wirklichen Sparkassen oder Depositenbanken für den kleinen Verkehr geworden. Sie nehmen disponible Summen und Sümmchen gegen Zinsen, die gewöhnlich

höher, als die der gewöhnlichen Sparkassen sind, auf, mit der Verpflichtung, dieselben mit Innehaltung gewisser Kündigungsfristen, zurückzuzahlen, wenn darüber anderweitig disponirt wird. Daraus ersieht man zugleich das erfreuliche Resultat, daß die Vorschuß und Kreditvereine dazu bestimmt sind, zu wahren Volksbanken zu werden, und daß sie dieser Bestimmung nach der gewonnenen Ausdehnung in den letzten fünf Jahren mit schnellen Schritten entgegengeeilt sind. Es liegt auf der Hand, daß mit solcher veränderter Entwickelung der Kreditvereine auch andere, und zwar vorsichtigere Grundsätze der Verwaltung eintreten, daß namentlich die gegenseitigen Kündigungsfristen, die auch bei den Spareinlagen nicht zu kurz sein dürfen, genau bestimmt und consequent festgehalten, sowie alle Kapitalbewilligungen, welche die leichte Realisirbarkeit der Umstände erschweren, auf das strengste ausgeschlossen werden müssen; damit das allgemeine Vertrauen in die Solidität und Zahlungsfähigkeit dieser Institute nicht durch Verstöße in der Verwaltungsweise erschüttert werde. Der Umstand, daß die mit den vielen Spareinlagen nothwendig verbundenen, verhältnißmäßig kürzeren Kündigungsfristen der geschäftlichen Entwickelung der Kreditvereine etwas hemmend im Wege stehen, ist auch wohl die Ursache, daß im Jahre 1862 die Spareinlagen relativ etwas abgenommen haben, dagegen die auf längere Kündigungsfristen contrahirten Anlehen in demselben Verhältniß gestiegen sind.

Den zweiten Rang unter den Genossenschaften nehmen die Rohstoff-, Magazin- und Productivassociationen ein. Der Bericht führt 148 solcher Genossenschaften namentlich auf, von denen 118 bloß die Beschaffung von Rohstoffen zur Bearbeitung, 12 die Magazinirung fertiger Waaren zum Verkauf, 18 die gemeinsame Production zum Gegenstande haben. Von jenen 118 Rohstoffassociationen fallen allein 79 auf die Schuhmacher und 22 auf die Schneider, ferner 6 auf Tischler und verwandte Gewerke, 5 auf Schmiede, 3 auf Buchbinder, 2 auf Weber, 1 auf Gerber. Die 12 Magazinvereine gehören sämmtlich, mit Ausnahme der beiden allgemeinen Gewerbehallen zu Wiesbaden und Ulm, den Tischlern und verwandten Gewerken. Von den Productivassociationen kommen 11 auf Schneider, 4 auf Weber, 1 auf Tischler, 1 auf Kamm-Macher, 1 auf Lampenmacher. Da die statistischen Nachrichten über diesen Zweig der Genossenschaften noch sehr mangelhaft sind, die Bildung solcher Vereine auch in lebhafter Zunahme begriffen ist, so macht der Bericht auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Nach der Annahme des Berichterstatters existiren gegenwärtig

schon etwa 200—250 solcher Genossenschaften in Deutschland mit ungefähr 10—12000 Mitgliedern und einem Jahresumsatze von c. 2 Mill. Thlrn.

Die geringste Verbreitung haben in Deutschland bis jetzt die Consumvereine gefunden, während dieser Zweig von Genossenschaften in England gerade am meisten entwickelt ist. Indeß ist in dieser Beziehung auch in Deutschland eine stete fortschreitende Entwickelung bemerkbar. Der Bericht führt 41 Consumvereine (gegen 20 des Vorjahres) namentlich auf, von denen allein 6 auf Holstein fallen. Die bedeutendsten Vereine dieser Art sind die beiden „Gesellschaften zur Vertheilung von Lebensbedürfnissen" zu Hamburg — die eine seit 1852, die andere seit 1856 — welche in 4, resp. 7 Läden in verschiedenen Stadttheilen Brod, Heizmaterial, geräuchertes Fleisch, Hülsenfrüchte und Colonialwaaren an ihre Mitglieder ablassen und bei einem jährlichen Umsatz von 40—50,000 Thlrn. gute Geschäfte machen. Neben diesen Gesellschaften ist der — in politischer Beziehung freilich nicht zu Deutschland gehörende große Consumverein zu Zürich am ausgebildetsten. Dieser Verein besaß bereits 1861 mehrere Grundstücke, ein Magazin, eine Bäckerei, ein Speise- und ein Schanklocal, und verkaufte in 9 Verkaufsläden für 801,883 Francs Waaren. Sämmtliche Geschäfte dieses Vereins ergaben pro 1861 einen Reingewinn von 23,567 Francs.*)

Solche außerordentliche Entwickelung des Genossenschaftswesens, insbesondere der Vorschuß- und Kreditvereine, sowie die in denselben erzielten günstigen Resultate mußten bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und insbesondere bei den Kapitalisten die Ueberzeugung hervorrufen, daß mit solchen Gesellschaften ohne Gefahr ein gutes und sicheres Geldgeschäft zu machen sei. Das Vertrauen in die Solidität dieser Vereine nahm so sehr zu, daß sie von den ihnen gemachten Geldofferten im eigenen Geschäftskreise nicht immer Gebrauch machen konnten. Während die Genossenschaften dadurch in den Stand gesetzt wurden, in vielen Fällen einander selbst auszuhelfen, wurden außerdem noch von der Anwaltschaft in verschiedenen großen Handelsstädten bedeutende Bankhäuser gewonnen, welche dem Vereine Blancokredite von bestimmter Höhe und zu den liberalsten Bedingungen auf die Empfehlung der Anwaltschaft hin eröffneten und dadurch den Genossenschaften für außerordentliche Fälle einen nicht hoch genug zu schätzenden Rückhalt boten. Zu diesen Bankhäusern gehören in Leipzig die

*) Vergl. Schulze-Delitzsch, Kapitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus; Leipzig, 1863; S. 136.

„Allgemeine Deutsche Kreditanstalt"; in Berlin die Generalagentur von Leo und Debrück; in Frankfurt a. M. das Bankhaus A. Siebert & Co.; in Elbing die Commanditgesellschaft Philipps & Co. — Bei der Erzielung solcher Bankverbindungen ist indeß die Anwaltschaft nicht stehen geblieben; sie hat es vielmehr auch noch zu erreichen gewußt, daß vor kurzem eine Anzahl bedeutender Kapitalisten und Geschäftshäuser in Berlin zu einem Bürgschaftsverein zusammengetreten sind, mit dem Zwecke: „den auf Selbsthülfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften der Handwerker und Arbeiter gegen die gewöhnlichen Zinsen und Provisionen die nöthige Baarschaft unter ihrer Garantie — durch Accreditirung bei einem Bankhause — zu verschaffen." Durch Gründung dieses Vereins, dessen Statut dem genannten Berichte sich beigedruckt findet, ist der erste Schritt zur Errichtung eines Instituts geschehen, das, nach Art der Großbanken eingerichtet und fundirt, den Bankverkehr der Genossenschaften in noch vollkommenerer und selbständigerer Weise als bisher zu regeln im Stande sein wird. Mit diesem Vereine ist der Keim gelegt zur künftigen Central-Genossenschaftsbank.

Das sind die Resultate, die nicht in socialistischen Nationalwerkstätten oder mit Hülfe Lassallescher Staatsgarantie, sondern an der Hand des Grundsatzes: „Hilf dir selbst, und was du nicht allein zu erreichen vermagst, das suche in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten zu erstreben!" — in den deutschen Genossenschaften binnen einem halben Jahrzehnd erreicht wurden. Das durch die Genossenschaften hervorgerufene und genährte Selbstvertrauen sowie die damit verbundene besonnene und würdevolle Haltung des deutschen Handwerker- und Arbeiterstandes sichern diesem Stande eine weit höhere, als die bisherige Geltung. Auf der einen Seite: Begründung und Erhaltung wirthschaftlicher Selbständigkeit des Arbeiterstandes, auf der andern Seite: Fleiß, Sparsamkeit und Ehrgefühl — das sind die materiellen und die sittlichen Früchte des Genossenschaftswesens.

Clément.

Redacteure:
Th. Böttticher. A. Faltin. G. Berkholz.

Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg,

als Mensch, Künstler und Gelehrter

(Schluß.)

Vier Jahre lang hatte der Aufenthalt Stackelbergs in Griechenland gedauert. Viele Mühseligkeiten hatten jene archäologischen Freunde während desselben zu bestehen gehabt und namentlich für Stackelberg war er mit den ernstlichsten Gefahren verbunden gewesen. Es ist ein gewiß überall selten vorkommender Fall, daß ein Mann, der in der Heimath im Kreise der Seinigen, das bequemste, ja glänzendste Leben hätte führen können, ohne von irgend einer Verpflichtung, einer beruflichen Forderung dazu angetrieben zu sein, allein aus edler Liebe für die Wissenschaft und Kunst, den Kreis einer zärtlich geliebten Familie aufgiebt, sein Vermögen und seine Gesundheit aufopfert, ja selbst sein Leben vielfältig aufs Spiel setzt; besonders selten aber dürfte der Fall wohl gerade unter den Bewohnern unsers Landes sein, wo die Strahlen humaner Bildung noch keineswegs in dem Maße, wie etwa in Deutschland, alle Schichten der Gesellschaft durchleuchtet und erwärmt haben.

Im Herbst 1814 kehrte Stackelberg zu dem lange von ihm ersehnten und nach ihm ebenso herzliches Verlangen tragenden Kreise seiner Familie in die Heimath zurück und verbrachte nun 2 Jahre in Rußland, theils in Estland bei den zahlreichen Gliedern seiner Familie, theils in St. Petersburg bei seinem Schwager Meyendorff. In der Residenz fand er auch bei der kaiserlichen Familie Anerkennung; doch alle Auszeichnungen, die ihm dort zu Theil wurden, galten nur dem Edelmann, dem berühmten Reisen-

den; um seine gelehrten und künstlerischen Bestrebungen hat man sich in der Heimath so gut wie gar nicht gekümmert.

Im Sommer des Jahres 1816 kehrte Stackelberg, zwar durch den Aufenthalt bei den Seinigen in seinem Herzen erfrischt, aber doch voll Sehnsucht nach dem Süden und den ihm so lieb gewordenen gelehrten und künstlerischen Beschäftigungen, nach Rom zurück. Zunächst ging er nun hier an die Herausgabe des phigalischen Frieses. Der ursprüngliche Plan wurde alsbald erweitert, indem nun alle bei der Ausgrabung zu Bassä aufgefundenen, zu dem Apollotempel gehörigen Bildwerke aufs vollständigste und treueste zu etwa ein Viertel der wirklichen Größe in der ursprünglichen Ordnung abgebildet und in einem beigefügten Texte beschrieben und erklärt werden sollten. Bei der Ausarbeitung des Textes hatte Stackelberg große Schwierigkeiten zu überwinden. Namentlich stieß er erst hier, bei seiner ersten gelehrten Arbeit auf mancherlei Lücken in seinem archäologischen und philosophischen Wissen, welche auszufüllen ihm in Rom bei dem Mangel an Büchern äußerst schwer ward. Andrerseits lag ihm alles daran, daß seine Abhandlung eine den schönen Bildwerken entsprechende Gestalt gewinnen und an Ideenreichthum und Gründlichkeit auch den Fachgelehrten genügen möchte. Dazu kam, daß er an anhaltende gelehrte Studien und eine geordnete Thätigkeit bisher wenig gewöhnt war und daß seine Zeit durch die geselligen Beziehungen, in denen er zu zahlreichen ihm sehr lieben Bekanntenkreisen in Rom stand, vielfach zersplittert wurde. Durch all dies ist es erklärlich, daß der Text nur sehr langsam vorwärts schritt, daß schon fertige Partien mehrmals wieder aufs neue umgearbeitet wurden, und daß selbst noch während des Druckes immer neue Zusätze und Aenderungen ihm nöthig erschienen. Auch der Mangel an Geldmitteln war der raschen Vollendung eines so umfangreichen und kostspieligen Werkes hinderlich. Stackelbergs Briefe in die Heimath aus dieser römischen Zeit sind voll von Klagen über beständige Verspätungen oder gänzliches Ausbleiben von Geldsendungen; aber es scheinen schon damals seine Finanzen, wohl in Folge der weiten und kostspieligen Reisen und seiner sorglosen Lebensweise — denn was man einen guten Wirth nennt, ist Otto v. Stackelberg nie gewesen — ziemlich derangirt gewesen zu sein, so daß es seinen Geschäftsführern in der Heimath auch beim besten Willen schwer, ja unmöglich sein mochte, seine allzuoft wiederholten Wünsche nach neuen und größern Geldsendungen zu befriedigen. Er war deshalb zu wiederholten Malen mit deutschen wie mit französischen und englischen Buchhändlern in

Unterhandlungen getreten, um sie zu vermögen, sein Werk in Verlag zu nehmen; aber sei es, daß diese aus Furcht, das Risico für ein so kostspieliges Werk von einem bis dahin noch unbekannten Gelehrten zu übernehmen, ihn mit leeren Versprechungen, wie Stackelberg oft klagt, hinhielten, oder daß es Stackelberg bei dem Mangel eigener Erfahrung und Gewandtheit in derartigen Geschäften, auch an zuverlässigen und sachverständigen Rathgebern, die sein Interesse in diesen Angelegenheiten gehörig wahrgenommen hätten, fehlte: genug, diese Buchhändlerunterhandlungen zerschlugen sich stets, und Stackelberg sah sich doch endlich genöthigt, das Werk auf eigene Kosten stechen und drucken zu lassen. Sodann traten neue Pläne zu gelehrten Arbeiten, an deren Ausführung er sich nach seiner Gewohnheit, im Feuer des ersten Interesses, sogleich mit ganzem Eifer machte, bevor noch das erste Werk vollendet war, diesem hinderlich an die Seite, und das gleichzeitige Arbeiten an 3—4 Werken, die alle einen großen Aufwand von Thätigkeit beanspruchten, zersplitterten seine Kraft so sehr, daß jedes einzelne derselben unendlich spät zur Vollendung gedieh, gewöhnlich nachdem schon längst vorher andere, raschere und industriellere Gelehrte, oft auf Kosten der Redlichkeit, theils durch vorläufige Ankündigung der Funde und Ideen Stackelbergs, theils durch Veröffentlichung von wenn auch schlechten und ungenauen Abbildungen der von ihm herauszugebenden Bildwerke, das Interesse des Publikums vorweggenommen hatten, was natürlich seinen eigenen Werken bei ihrem endlichen Erscheinen erheblichen Schaden that und einen nur einigermaßen nennenswerthen Ersatz seiner Bemühungen und großen materiellen Opfer verhinderte.

Das äußere Leben Stackelbergs gestaltete sich in Rom überaus angenehm und erfreulich. Das Klima und die herrliche Natur Italiens sagte seiner, an den Süden sich immer mehr gewöhnenden Natur ungemein zu, so daß seine Gesundheit, die in Griechenland mehrmals bedrohlich erschüttert worden war, wenigstens in den ersten 8 Jahren seines römischen Aufenthalts, einige vorübergehende Erkältungen abgerechnet, durchaus unangefochten blieb; die stete Umgebung mit Kunstschätzen und mit den großartigen Denkmälern der Vorzeit bot sowohl seinem Sammeleifer immer neue Nahrung dar, als sie auch seine kunstgeschichtlichen Studien in hohem Grade begünstigte; der Zusammenfluß alles der Bekanntschaft auf dem Gebiete der Kunst Würdigen in der großen Weltstadt gab seinem Geiste immer neue Anregung; der Umgang mit einem auserlesenen Kreise für die Kunst angeregter Freunde, unter denen er selbst, der begabte Künstler

und gründliche Kenner, der feine Weltmann, der liebenswürdige Mensch, jederzeit besonders willkommen war: alles dies machte die Jahre seines Aufenthalts in Rom mit zu den behaglichsten und angenehmsten seines ganzen Lebens, und ist wohl wenigstens ebensosehr der Grund, weshalb er sich zur Rückkehr in die Heimath nicht entschließen konnte, ja selbst einen lange schon verheißenen Besuch der Seinigen immer wieder aufs neue hinausschob, als der Wunsch, die von ihm begonnenen gelehrten Arbeiten zuvor zu beendigen.

Stackelberg wohnte zu Rom in der Strada Gregoriana, zuerst in Cláude Lorrain's, dann in Pouſſin's, dann lange Zeit in Salvator Rosa's Hause, in einer Gegend der Stadt, für die, wie man sieht, seit alten Zeiten die Künstler eine besondere Vorliebe hatten, deren Lage aber auch wegen der reizenden Aussicht dem Landschafter und Naturfreund besonders anziehend sein mußte. Unter den Freunden, die ihn damals besonders fesselten, ist vor allen andern der Legationssecretär der hannövrischen Gesandtschaft Kestner zu nennen.*) Schon bei Stackelbergs erstem Aufenthalte in Rom war er mit ihm befreundet, indem die gemeinsame Liebe zu den schönen Künsten die beiden Männer rasch einander näherte. Kestner war auch poetisch begabt, und von ihm wird unter Anderm ein Trauerspiel Sulla erwähnt, das im Jahr 1822 im Druck erschien. Bald nach Stackelberg war jetzt auch Kestner nach Rom zurückgekehrt, wo er auf der reizenden Villa di Malta wohnend, nicht allein als persönlicher Freund, sondern auch als Beförderer und zum Theil Rathgeber und Helfer bei Stackelbergs gelehrten Arbeiten, als Inhaber einer kostbaren Antikensammlung und Mittelpunkt eines bald zu erwähnenden gelehrten Vereins höchst anregend und wohlthätig in Stackelbergs Leben und Entwickelung eingriff. Durch Kestner wurde auch Stackelbergs Bekanntschaft mit dem hannövrischen Gesandten Reden vermittelt. Bei der liebenswürdigen Redenschen und in der ebenfalls in Rom für längere Zeit weilenden sächsischen gräflich Baudiſſinschen Familie brachte Stackelberg in heiterer Geselligkeit die angenehmsten Stunden dieses seines zweiten römischen Aufenthaltes zu. Ferner verkehrte er viel mit dem Landschaftsmaler Linckh, der schon seine Expedition nach Griechenland mitgemacht hatte, desgleichen mit Bröndſted, dem Haupte jener Expedition, der jetzt als königl. dänischer Chargé d'affaires in Rom lebte; mit den sonstigen Gliedern derselben, zumal mit Co-

*) Er war der Sohn von Werther's Lotte. Vgl. das von ihm herausgegebene Buch: Göthe und Werther, Stuttg. u. Tüb. 1855.

ckerell, der als Architekt in London mit dem Bau von Kirchen und Palästen betraut war, wurde ein anregender Briefwechsel unterhalten.

Bis zum Jahre 1820 waren die Zeichnungen und der Stich der phigalischen Bildwerke vollendet, nachdem noch als Vignetten zu dem Werke eine Ansicht der Grabungen selbst sammt der ganzen antiquarischen Niederlassung der dabei betheiligten Gelehrten an dem Orte des Fundes, desgleichen eine Ansicht von dem Innern des Tempels und eine fortlaufende Darstellung des ganzen Frieses in verkleinertem Maßstabe auf einem einzigen Blatt, wo das in Wirklichkeit Fehlende oder nur in Fragmenten Erhaltene von Stackelberg sinnreich ergänzt ist, hinzugekommen waren. Noch länger dauerte es mit der Vollendung des Textes, an welchem der Verfasser bis 1823 arbeitete. Unterdessen wurden Unterhandlungen mit einem englischen Verleger wegen Uebernahme dieses Werkes gepflogen, welche Cockerell in London vermittelte. Doch zerschlugen sich dieselben; zum Glück, da die betreffende englische Buchhandlung bald darauf Banquerott machte. Ebenso blieben die Unterhandlungen mit Cotta in Tübingen erfolglos. Inzwischen war in England schon eine Edition des phigalischen Frieses erschienen. Stackelberg schreibt darüber an seine Schwester im Juni 1822: „Vor einigen Tagen ward mir zum Geschenk der Theil des britischen Museums zugeschickt, der die englische Edition des phigalischen Frieses enthält. Sie ist recht schlecht ausgefallen; nicht allein, daß die Zeichnungen und der Stich der Bildwerke dem Denkmal aus der besten Griechenzeit nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen: auch der beigefügte Text, der nicht einmal eine Erklärung derselben enthält, ist von großer Trockenheit und Dürftigkeit. Von der Anordnung des ganzen Frieses und von dem Tempel selbst erhält man noch keine Idee. Auch sind die Abbildungen des Frieses nur den dritten Theil so groß als die meinen, geben daher vom Detail so gut wie nichts. Also kommt meine Arbeit, in welcher ich all diesen Mängeln abzuhelfen und alles zu vereinigen gesucht habe, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt, nicht zu spät; ich darf vielmehr hoffen, wenn sie wirklich so gelungen ist, wie man mir sagt, einigen Ruhm dabei zu erwerben, daß ich Andere bei demselben Gegenstande übertroffen habe. Das Manuscript des Textes las ich heute zum ersten Mal einem Menschen vor (nämlich seinem Freunde Kestner, der eben auf ein Paar Monate nach Deutschland reiste und dem Stackelberg die Besorgung des Druckes in Frankfurt auftrug) und erhielt ein sehr günstiges Urtheil." In einem etwas spätern Briefe heißt es: „daß die Unterhandlungen mit den Buch-

händlern sich zerschlagen, ist meinem Werke nur förderlich gewesen: ich hätte mich dann wohl mit der Herausgabe übereilt und wesentliche Veränderungen und Zusätze weggelassen, also etwas Unvollständiges in die Welt gesandt, gleich denen, die vor mir diesen Gegenstand behandelten. Indeß wer weiß, ob nicht manches doch noch weiter ins Klare gesetzt werden könnte, und auch meine Arbeit bei aller Sorgfalt, die ich angewandt, bloß Stückwerk bleibt;" und ein andermal: „Ich habe mein Werk noch mit einer Reihe erläuternder Anmerkungen und gelehrter Excurse versehen, die sich auf später gesammelte Beweise aus manchen Schriftstellern beziehen, und die, hinzugedruckt, neue Ansichten eröffnen werden. Die Kette der Gedanken ist nicht zu ermessen, wenn man nur irgend etwas erforscht, und man kann eigentlich nie sagen, daß man etwas vollendet habe." — Den Stich und Abdruck der Kupfer beaufsichtigte Stackelberg selbst; er hatte zu diesem Ende in seinem Hause eine Art Privatdruckerei eingerichtet und im Juli 1823 waren bereits 200 Exemplare Bildwerke abgezogen und wurden nach Deutschland geschickt, um mit dem nun endlich fertig gewordenen und dort zu druckenden Texte vereinigt zu werden. Dennoch dauerte es bis zur Vollendung des Druckes noch volle 3 Jahre, und Stackelberg klagt oft in seinen Briefen über diese Verzögerung, so z. B. in einem vom September 1825, in welchem zugleich über die auch sonst wohlbekannte Indiscretion gewisser deutscher Gelehrten Beschwerde geführt wird. Es heißt da: „Mir ist in diesen Tagen von dem bekannten Alterthumsforscher Hofrath Böttiger ein Brief und eine Empfehlung durch den jungen Kügelgen zugekommen, in welchem er mir unter Anderm anzeigt, daß er im 3. Bande seiner Amalthea einen meiner Briefe größtentheils abdrucken lassen. So hat man sich mit den schreibseligen deutschen Gelehrten vorzusehen. Bald darauf erhielt ich die Amalthea selbst als Geschenk von ihm und las den Quark. Wenn doch die Welt einmal etwas Ordentliches von mir zu lesen bekäme; aber nun wird schon seit 2 Jahren wieder in Deutschland mit dem Druck meines Werkes gezögert, daß ich befürchten muß, mein Werk über die Alterthümer wird selbst zu einem Alterthum und ich komme am Ende meines Lebens nicht einmal dazu, die Frucht meiner Arbeiten zu ernten, oder die Frucht wird früher von Andern abgelesen, als ich zu ihrem Genuß gelange. So manches wurde schon von Andern ausgebeutet, was ich zuerst in diesem Werke berührte. Gut ist's daß ich so viel hineinlegte, so daß ich eine völlige Erschöpfung der behandelten Stoffe nicht zu befürchten habe." — Daneben wurden nun aber im Jahre 1823

von Stackelberg zwei neue Werke begonnen, zu welchem das Material ebenfalls auf der Reise und während des Aufenthalts in Griechenland gesammelt worden war: „die Gräber der Hellenen“ und „Trachten und Sitten der Griechen.“ Das letztere Werk, von dem sich Stackelberg bei der Liebhaberei der damaligen Welt für fremde Costüme nicht ohne Grund auch materiellen Gewinn versprach, wurde mit ganz besonderm Eifer gefördert. Es sollte heftweise erscheinen und etwa 50 Blätter in 2 Abtheilungen enthalten. Die Herausgabe des ersten Heftes (5 Blätter), das schon im Jahre 1823 gestochen und colorirt war, wurde durch die Weitläuftigkeit und Saumseligkeit der päpstlichen Behörden verzögert, von denen Stackelberg sich ein Privilegium Sr. Heiligkeit gegen Nachdrucker und Copisten auswirken ließ; es erschien deshalb erst im Anfange des folgenden Jahres zu Rom und wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Ueber den Beschäftigungen für die Herausgabe dieser Werke mußten die eigenen Productionen ganz in den Hintergrund zurücktreten. „Ich bin, so schreibt er an seine Schwester, sehr wenig in der Kunst vorgeschritten. Mit der Oelmalerei habe ich mich jetzt gar nicht beschäftigen können, und jede Idee, die sich seit Jahren schon aus meinem Kopfe frei machen wollte, ist von mir selbst immer gewaltsam zurückgedrängt worden, um nur den einen Zweck der unternommenen literarischen Arbeiten zu verfolgen.“ Dagegen wurde eine andre Kunst, die Stackelberg sonst auch mit großer Vorliebe gepflegt, seit lange aber vernachlässigt hatte, die Musik, durch den Umgang mit der höchst musikalischen Baudissinschen Familie und durch die Anregung von Seiten vieler in Rom anwesender Musiker, z. B. Paganini's, Rossini's, Meyerbeers, wieder mit Eifer aufgenommen.

Gegen Ende des Jahres 1820 traf Stackelberg vielleicht der schwerste Schlag seines Lebens. Seine zärtlich geliebte Mutter, der er während seines ganzen Lebens mit der treuesten Zuneigung angehangen, die bisher gradezu der Mittelpunkt seines ganzen Denkens und Schaffens gewesen war, da er alles, was er in seinem äußern Leben und in der Tiefe seines Gemüthes erfuhr, auf sie zu beziehen gewohnt war, wurde ihm durch den Tod entrissen. Die Erinnerung an diesen Verlust begleiteten ihn, kann man sagen, durch sein ganzes ferneres Leben, und wenn auch die grade in jener Zeit sich drängenden gelehrten Beschäftigungen, sowie das bewegte gesellschaftliche Leben in Rom es ihm nicht gestatteten, sich allzulange in seinen Schmerz zu versenken, so überließ er sich zumal in den Briefen an

seine Lieblingsschwester Charlotte um so rückhaltsloser einer düstern Schwermuth und der wehmüthigen Erinnerung an die Hingeschiedene. Ihren Geburtstag, den 27. Februar, pflegte er stets, so lange er in Rom weilte, allein oder allenfalls in Begleitung eines vertrauten Freundes, gewöhnlich in der freien, hier schon den Frühling athmenden Natur zuzubringen, in trübe Gedanken versenkt und ausschließlich mit der Erinnerung an sie beschäftigt. Noch bis in die letzten Jahre seines Lebens klingen in seinen Briefen die rührendsten Klagen um die theure Abgeschiedene durch. So heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1824: „Wie im verwichenen Jahre ging ich an diesem Tage (dem Geburtstage der Mutter) mit meinem guten Kestner auf die Wiese von Pamphili, wo die ersten Anemonen blühten, dieser Gruß, den die junge Erde dem Menschen bringt, und ich dachte mit bewegtem Gemüthe derer von meinen Lieben, die sie schon in ihrem Schoße birgt und derer, die noch auf ihr wandeln. Ich dachte mir, daß der Blumengruß der Mutter Erde auch mir gelten könne, von dem sie das Theuerste, unendlich Vermißte und Ersehnte in sich aufnahm. Ich pflückte die freundlich blickenden Blumen und stellte sie hernach vor das Bild, in welchem sie mir noch so erscheint, wie sie vor mir saß, als ich es malte, mit unaussprechlicher Liebe mich ansehend und mir Beifall gebend, wie sie war in jenen glücklichen Tagen unsers Zusammenlebens, jenen Tagen, die nimmer wiederkehren." — Wie in Stackelbergs Leben das Gebiet der Ahnungen, Vorzeichen, Träume u. s. w. überhaupt eine große Rolle spielt, so war ihm auch dies Ereigniß durch ein Vorzeichen vorher verkündet worden. Er besaß einen Ring mit dem Haar der Mutter, den er Abends mit seinen übrigen Ringen abzuziehen und auf seinen Toilettentisch zu legen pflegte. Eines Morgens fand er das Haar in dem Ringe zu Staub zerfallen. Da dies schon im Sommer vor dem Tode der Mutter geschehen war, wo es noch zu einer Reise in die Heimath, um die geliebte noch einmal zu sehen, Zeit gewesen wäre, hat es Stackelberg hernach oft genug schmerzlich bedauert und sich mit peinlichen Selbstvorwürfen gequält, daß er nicht dies Vorzeichen gewissenhafter beachtet hatte.

Der Tod der Mutter scheint Stackelberg den Gedanken einer Rückkehr in die Heimath oder wenigstens eines Besuches bei den Seinigen für den Augenblick wieder nahe gebracht zu haben; wir sehen ihn seitdem jahrelang mit dem Entschluß kämpfen, ohne daß er es doch über sich gewinnen konnte, den schönen Süden, an den sich seine ganze Natur gewöhnt

hatte, und seine gelehrten Beschäftigungen, für die, wie er wohl einsah, sich in der Heimath kein geeigneter Boden fand, zu verlassen. So kam es denn erst 13 Jahr später, als seine geistige Kraft in Folge anhaltender körperlicher Leiden bereits gebrochen war, zu dieser lange beabsichtigten Reise zu den Seinigen. Er sah die Heimath eigentlich nur wieder, um dort zu sterben. Doch verlor er auch in der Fremde niemals das Interesse für sein Geburtsland. In dieser Beziehung heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1821 an seine Schwester Charlotte, die im vorhergehenden Jahre an einen Baron Korff verheirathet worden war, Estland verlassen, ein Gut bei Narwa in Ingermannland bezogen und ihm jetzt den Vorschlag gemacht hatte, ein zum Verkauf ausgebotenes Landgut in ihrer Nähe zu erstehen: „Ein trostreicher Gedanke ist es mir, in Eurer Nähe den Traum meines Lebens zu beschließen, der in der letzten Zeit immer düsterer geworden ist. Doch fiele es mir schwer, Estland zu verlassen und mich ganz an Russen zu gewöhnen, weil mich doch eine Art ritterlicher Gesinnung an die deutsche Colonie bindet und das Geburtsland selbst (und seien auch nur Haiden und Wälder darin) Jedem einen unverlöschlichen Eindruck und eine Vorliebe zurückläßt, die unübertragbar ist. Auch hoffe ich auf meine Landsleute wirken zu können und manches Talent, das wegen der Beschränktheit dort herrschender Begriffe zu keiner Entwickelung gelangen kann, wenn Gott will, durch mein Beispiel auf den rechten Weg zu leiten. Aller Lebensglanz, alle Kunst und alle Wärme eines höhern Strebens fehlt unsern guten Landsleuten noch ganz. Ich ward, ohne es selbst zu wissen, grade auf die Kunst gerichtet und suchte allmälig die wenigen, mir von der Vorsehung verliehenen Anlagen zu entwickeln; wie wenig ich auch bei meinen redlichen, heißen Bemühungen hervorbringen kann, mein Leben wird doch als ein Versuch, etwas in dem bei uns so vernachlässigten Felde geistiger Hervorbringungen zu leisten, nicht ganz wirkungslos bleiben, und ich sehe dies als die Bestimmung meiner ganzen Existenz an. Bessere werden folgen und, durch diese Anregungen geleitet, zu etwas Schönem und Bleibenden gelangen und in dem starren Norden schöpferische Funken zeugen". Und in einem Briefe des folgenden Jahres: „Wie man in unserm lieben Vaterlande sich auch zu beeifern anfängt, sah ich kürzlich aus den Dörptschen Beiträgen, welche mir Morgenstern neulich durch den jungen Maydell, einen angehenden Künstler, übersandte. Einem von der Launitz aus Kurland, den ich kenne, ist vom Kaiser eine bedeutende Bestellung zweier colossaler Porträtstatuen gemacht worden. Mehreres scheint

sich nach jenen Dörptschen Beiträgen noch bei uns zu entwickeln; ich lese darin sogar von Dichtern und Schriftstellern". In einem Briefe aus dem Jahre 1824 heißt es: „Es wäre nicht rathsam, eine Reise zu Euch im Winter zu unternehmen, in ein Land, wo selbst Frühling und Sommer nur ein grüner Winter ist. Dir kann ichs vertrauen, daß mir der Gedanke, vielleicht auf immer Abschied vom Süden und den hiesigen Freunden zu nehmen, so unendlich schwer wird, fast so schwer, als von den Geliebten im Vaterlande getrennt zu leben ... Was aus mir bei Euch werden soll, weiß ich nicht; was ich bei Euch treiben soll, sehe ich nicht klar ein; soviel steht fest, daß ich von Kunst und Wissenschaft, als der Nahrung meiner Seele, nicht ablassen kann. Gebe Gott, daß sie auch in unsere Heimath verpflanzt werden möchten! Stände es in meinen Kräften, dazu etwas beizutragen und fänden sich empfängliche Gemüther, es ließe sich dort ein edler Wirkungskreis eröffnen". Aber ein ander mal heißt es wieder: „Mit einer Reise nach Estland könnte wohl keine andere Absicht verbunden sein, als die, wieder einmal eine Zeit lang mit Euch zu leben, denn was sollte ich sonst in der Heimath suchen, da ich nur im Auslande einige Aufmerksamkeit erregte und geschätzt werde! Was soll ein Gärtner unter Ackersleuten? Wie werden ihn diese empfangen, wenn er mit seinen Rosen auf ihre Kartoffelfelder kommt? Wird für mich bei Euch ein Bleiben sein?"

Unterdessen lebte Stackelberg in Rom, seine Zeit zwischen gelehrte Beschäftigungen und die angenehmsten geselligen Beziehungen zu seinen römischen Freunden theilend, und den Gedanken an eine Rückkehr in die Heimath nur gelegentlich in Briefen an die Seinigen verfolgend, weiter fort. Im Jahre 1822 feierte er den Geburtstag seiner Freundin, der Gräfin Baudissin, durch ein sinniges Geschenk, indem er ihr jene oben erwähnte Zeichnung des phigalischen Frieses in fortlaufender Darstellung doch verkleinertem Maßstabe in einem mit Pfeilen gefüllten Köcher aus vergoldeter Bronze, aus dem die Rolle hervorgezogen und in den sie wieder eingewickelt und verborgen werden konnte, überreichte. Das diese Gabe begleitende, übrigens in der Form ziemlich mangelhafte Gedicht fügen wir hier bei, weil es eine vollständige Deutung des ganzen Friesreliefs in aller Kürze enthält. Der Köcher selbst spricht:

„Durch den Zauber der Kunst mit stummer Rede begabet
Kann ich, Apollos Geschoß, seines Gesanges erfüllt,
Jetzo selbst Ruhmthaten des strahlenden Gottes verkünden,

Der mit der Lyra Klang ordnet den Reigen des Alls,
Und mit der Strahlen Pfeilen Vergeltung sendet dem Unheil. —
Als fanatischer Sinn beide Geschlechter entzweit',
Als in Gebirgen roh Halbmenschen die Wälder bewohnten,
War er Schutz und Hort Hellas gesittetem Volk
Im Amazonenkampf und im schweren Kampf mit Centauren,
Wo, in Entfaltung, war Blüthe der Menschheit bedroht.
Aber im peloponnesischen Krieg den hadernden Griechen
Zürnend, sandt' er der Pest völkervergiftenden Pfeil.
Und sie bautem ihm Tempel, sie riefen und bildeten selbst ihn,
Zu verhöhnen den Gott, ihn zu mahnen der Zeit,
Wo er gewandelt unter den Menschen, ihre Gebete
Hörend, ein Retter kam. Solches in Marmor erschuf,
Epischer Hymne gleich, die den Altar umkreiset im Chortanz,
Bei dem phigalischen Bau Phidias' Bildnergeschlecht.
Nun sich gewendet die Welt, kehrt Wirkung wieder zur Ursach'
Und in den Köcher gehört sühnender Bildungen Sinn.
Aber unschädlich sind meine Pfeile, denn hold ist der Gott Dir,
Dessen segnendes Licht heute zuerst Du geschaut.
Als er der Lyra gefällige Tön' entlockte, so gab er
Dir wie Deinem Gemahl, Freude den Menschen zu sein".

(Die letzten Verse beziehen sich auf die musikalische Begabung des Baudissinschen Ehepaares). — Ebenso wurden die Familienfeste in der Familie Reden von Stackelberg, Kestner, Linckh, den ein zarteres Interesse besonders an diese Familie fesselte, und anderen auserlesenen Freunden, nicht selten unter Mitwirkung der Künste, und zumal der Poesie, gefeiert. Auch den Christabend pflegte Stackelberg immer bei einer der genannten Familien, wo die Bescherung jedesmal in irgend eine durch die Kunst verschönte Form gekleidet wurde, zuzubringen. Desgleichen wurden in dieser Gesellschaft nicht selten kleine Ausflüge in die Umgegend Roms unternommen. Einen mehrtägigen Aufenthalt in Tivoli im Juni 1822 bei der Familie Reden, die daselbst den Sommer zubrachte, beschreibt Stackelberg in einem Briefe an seine Schwester, besonders lebendig. Die jüngste Tochter des Gesandten war eben Linckh's Braut geworden, und das Brautpaar wurde nun von den Bewohnern der kleinen Stadt mit besondern Auszeichnungen gefeiert. „Kaum zeigt man sich auf der Straße, schreibt Stackelberg, so springt der Herr Gonfaloniere vor die Hausthür, schon seit Sonnenauf-

gang in brillanter Uniform, macht ein tiefes Compliment, nennt das Haus, wo an dem Tage das Fest stattfinden wird, zeigt die Straße, die man fahren soll, bittet die Stunde nicht zu verfehlen und dgl. Er kommt mir vor wie ein Wirth, der seine Gäste mit vorgebundener Schürze empfängt, und sichs recht sauer werden läßt, im Schweiße seines Antlitzes Vorbereitungen für sie zu treffen. Eines Tages war ein Concert angekündigt; das dazu nöthige Fortepiano wurde von den ministeriellen Gästen, denen das Fest galt, selbst geliehen. Das Fortschaffen desselben war merkwürdig; der Gonfaloniere selbst trug es mit Hülfe anderer hohen Personen. Das Concert war sehr angenehm und es wurde gut gesungen; aber nach der ersten Nummer drängte sich ein Poet hervor und rief mit lauter Stimme, daß er ein Gedicht gemacht und sich die Ehre nehmen wolle, es bei dieser hocherfreulichen Gelegenheit vorzulesen. Der Herr Gonfaloniere war über diese Störung des Programms höchst entrüstet; Geschrei und Tumult entstand und machte ein zu der schönen Musik stark contrastirendes Intermezzo. Der Gonfaloniere verwandelte, um seine Autorität, seine Macht und Größe den fremden Gästen zu zeigen, das Concert in eine Gerichtssitzung; Gensd'armen wurden herbeigeführt, die Herren, die sich mit dem Poeten balgten, getrennt, und der arme Poet selbst endlich aus dem kerzenerhellten Saale in die finsterste Höhle eines Gefängnisses geworfen. Gleich darauf hob die sanfte Musik wieder an, und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit klatschte der Gonfaloniere nun stärker als jemals. Die angenehme Musik verlöschte nach und nach den peinlichen Eindruck des übeln Intermezzos, und wir gingen alle froh auseinander, obgleich die Fackeln, um uns Hoheiten zu geleiten, erloschen waren und wir durstig und müde im Dunkeln umhertappen mußten, denn man hatte auch alle Erfrischungen vergessen, und obgleich der Gonfaloniere während des Concerts mehrmals acqua, acqua! gerufen hatte, so erfolgte doch nichts für unsere verschmachtenden Kehlen, da auch selbst das Wasser von den Durstenden consumirt war". Ein andermal gerieth der Gonfaloniere wegen eines Feuerwerks mit einem Barbier in Streit, der das Recht beanspruchte, es vor seinem Hause abbrennen zu lassen, und dem zum Trotz unter Zank und Lärm die Raketen in einer ganz andern Gegend der Stadt aufstiegen. Die Freude an dem vortrefflichen Feuergetriebe und den Kanonenschlägen hätte nun außer den gefeierten Gästen der Magistrat allein, der sein Bravo laut erschallen ließ, so daß die Gäste verstummten". — Linckh wohnte damals in nächster Nähe seiner Braut auch für den ganzen Sommer in

Tivoli, in der schönen Villa d'Este, wo Ariost seinen Roland schrieb. — Zu einem weitern Ausfluge nach Florenz im September desselben Jahres wurde Stackelberg wieder durch die Absicht eines Besuchs der Familie Baudissin, die sich in jenem Sommer dort aufhielt, veranlaßt. Die Reise wurde mit einem Courier in 36 Stunden in Gesellschaft des portugiesischen Gesandten gemacht. Florenz war ihm zwar schon von früher her sehr genau bekannt, doch ward jetzt noch manches, was er ehemals zu sehen versäumt hatte, besucht, und was er sehnlichst wiederzusehen wünschte, nochmals in Augenschein genommen. Die Rückreise mit der Baudissinschen Familie geschah mit größerer Muße und ging über Perugia, wo jeder Ort an Raphaels Leben und Wirken erinnerte und überall Spuren seiner Hand und Erinnerungen aus seinen Gemälden angetroffen, auch unverhoffte Funde von andern Kunstwerken aus guter alter Zeit abwärts von der Landstraße gemacht wurden. Außer den genannten Freunden gab es noch andere, besonders für die Kunst interessirte Personen, namentlich aus dem Kreise der fremden Gesandten, bei denen Stackelberg sowohl wegen seiner liebenswürdigen Persönlichkeit als auch zumal, weil man von ihm guten Rath in Kunstsachen zu erlangen hoffte, sehr gern gesehen war: so der russische Gesandte Italinsky, ehemals in Constantinopel, wo er Stackelberg schon zur Wiedererlangung seines Lösegeldes von der türkischen Regierung sehr nützlich geworden war, „der gute Alte"; wie ihn Stackelberg nennt, „verehrungswürdig durch Wissenschaft und Gutmüthigkeit, doch in Ansichten verschieden"; der portugiesische Gesandte Graf Mello; ferner Fürst Poniatowski, der Besitzer einer kostbaren Gemmensammlung, der dieselbe aber aus Unkenntniß mit falschen Steinen vermehrte und wenn man ihm die Augen darüber öffnen wollte, vor Aerger außer sich gerieth, dessen „sonstige Unterhaltung indessen wie sein Diner vortrefflich war"; endlich der reiche Demidoff, der in seinem Palast französisches Theater für seine Gäste gab, und die Fürstin Wolchonsky, an deren Liebhabertheater sich Stackelberg selbst oft thätig mitbetheiligte.

Auch vorübergehende anziehende Bekanntschaften wurden gemacht, so z. B. die des Lord Hastings, ehemaligen Vicekönigs von Indien, „eines altmodischen Mannes von besonderer Redlichkeit". Besonders interessirte auch Stackelberg das romantische Schicksal einer halb seiner Heimath angehörigen Dame, der Lady Newborough, vorher in Estland an einen Baron Ungern-Sternberg verheirathet und dort auch mit Stackelbergs Familie bekannt und befreundet geworden. Dieselbe hielt sich damals in Ita-

lien auf und glaubte eben nach dem Tode ihres vermeintlichen Vaters die Entdeckung gemacht zu haben, daß sie dem französischen Herrscherhause als eine geborene Prinzessin Joinville angehöre, ja für ihren Sohn sogar Anwartschaft auf den französischen Königsthron habe. Noch in der Wiege war sie, wie sie beweisen zu können behauptete, durch ein untergeschobenes Kind um ihre Ansprüche betrogen und hernach durch ein schlaues Intriguenspiel an der Geltendmachung derselben verhindert worden. Ihr Hauptfeind war ein gewisser Chiappini, der bisher für ihren Bruder gegolten hatte, und sie jetzt, als sie in italienischen Zeitungen ihre Ansprüche angedeutet hatte, in gehässiger Weise als überspannte Betrügerin darzustellen suchte. Nichtsdestoweniger verfolgte sie lange Zeit mit großer Hartnäckigkeit ihren gefährlichen Prozeß, als Gemahlin und Mutter eines englischen Lords, obwohl sie von denselben getrennt lebte, den nöthigen Schutz findend; reiste zu wiederholten Malen nach Paris, trat in directe Unterhandlungen mit der königlichen Familie, und soll endlich in ihren Ansprüchen von derselben abgefunden sein. — Tiefen Eindruck machte auf Stackelberg das gewaltsame Ende einer andern jungen Engländerin, der 17jährigen schönen Lady Bathurst, zumal dies Ereigniß seinen fatalistischen Ideen neue Nahrung gab. Stackelberg schreibt darüber an seine Schwester im April 1824: „Ich staune über das sonderbare Verhängniß dieser Familie; Vater und Bruder der jungen Dame waren früher schon auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen, ohne daß man jemals ihre sterbliche Hülle fand; nun mußte ein gleiches Schicksal auch sie treffen. Auf einem Spazierritt über einen engen Fußpfad am Rande der Tiber gleitet das Pferd aus und sie verschwindet in den Fluthen; ihre Leiche wurde ebenfalls nicht gefunden".

Am wichtigsten für seine antiquarischen Studien wurde für Stackelberg im Jahre 1824 die Bekanntschaft mit zwei deutschen Gelehrten, Gerhard und Panofka, mit denen er und Kestner sich zu einem antiquarischen Vereine verbanden. Sie hielten wöchentlich Zusammenkünfte, wo der Pausanias oder Hygin gelesen, antiquarische Vorträge gehalten und besonders auch viel über Stackelbergs phigalisches Werk verhandelt wurde; doch fehlte ihren Unterhaltungen auch nicht das attische Salz. Anfangs führte die Gesellschaft von dem Ort ihrer Zusammenkünfte den pompösen Namen der capitolinischen, hernach nahmen die Mitglieder, wegen der dort vorzugsweise getriebenen Beschäftigung mit dem Apollo den Namen „Römische Hyperboreer" an. Mehrere Jahre lang wirkten die

Glieder dieses Vereins, für den Stackelbergs kunstverständige Hand als Devise eine Vereinigung des hyperboreischen Greifes mit der römischen Wölfin erfand, sowohl in den wöchentlichen Sitzungen als auch auf gemeinschaftlich unternommenen Spaziergängen und Streifereien durch Roms Trümmerstätten und classische Umgebungen, gegenseitig fördernd und anregend auf einander. Die Resultate der dort vorgenommenen oder wenigstens angeregten archäologischen Beschäftigungen hat denn auch Gerhard späterhin unter dem Titel: „Hyperboreisch-römische Studien für Archäologie" in 2 Bänden veröffentlicht (in dem zweiten, fast 20 Jahre nach dem ersten erschienenen Bande findet sich der im Eingange unserer Arbeit erwähnte biographische Abriß über Stackelberg). Diesem Kreise gleichgesinnter archäologischer Freunde wurde späterhin durch den Zutritt des Herzogs von Luynes neue Anregung und erweiterter Gesichtskreis gegeben, und so schloß sich dann, hauptsächlich durch des Letzteren Bestrebungen, an diese hyperboreisch-römische Genossenschaft die für die Entwickelung der Alterthumswissenschaft in neuerer Zeit Epoche machende Gründung des archäologischen Instituts in Rom und die Herausgabe der Monumenti dell' Instituto archeologico an.

Unter den Kunstschätzen, die Stackelberg bis dahin für seine Privatsammlung gewonnen, hielt er, außer etwa 7 Originalgemälden der berühmtesten italienischen Meister und einer reichen Kupferstichsammlung, vornehmlich jene kleine Amazone in halber Lebensgröße werth, die er in Salamis aufgefunden. Thorwaldsen hatte dieselbe restaurirt und Stackelberg dazu einen Marmorpfeiler mit gemalter Ausschmückung nach antikem Geschmack als Piedestal machen lassen. Neue Nahrung gewann sein Sammeleifer durch die gelegentlichen Besuche seines ehemaligen Dieners, Demetrio Papandriopolo, der die treueste Anhänglichkeit nicht allein für Stackelberg selbst, sondern auch für die Glieder seiner Familie, welche er bei seines Herrn Besuch in Estland kennen gelernt hatte, bewahrte. Demetrio hatte, nachdem Stackelberg ihn entlassen, einige Engländer auf ihren Reisen durch Kleinasien und Aegypten begleitet, sich darauf in Zante niedergelassen, geheirathet und selbst einen Kunsthandel, namentlich mit ägyptischen Alterthümern etablirt, die er auf seinen, mitunter gefahrvollen Reisen unter den jeden Fremden mißtrauisch betrachtenden Nilbewohnern an Ort und Stelle erwarb und hernach sehr vortheilhaft in Italien verkaufte. Stackelberg leistete ihm dabei durch seine Empfehlungen wesentliche Dienste, so daß jener sich bald ein ansehnliches Vermögen sammelte. Seine Dank-

barkeit gegen Stackelberg kannte keine Grenzen. Im December 1822 hatte er, eigens um ihn wiederzusehen, eine Reise nach Italien gemacht, und reiche Geschenke für ihn mitgebracht. Ueber diesen Besuch schreibt Stackelberg an seine Schwester: „Von Treue und Anhänglichkeit giebt Dmitri wahrlich ein Beispiel, welches gegen die Meinung zeugt, die man von seiner Nation hegt. Während des Aufenthalts in seinem Vaterlande hat er jeden Reisenden nach mir gefragt; und da ich nun gegen mein Verdienst überall bekannt geworden bin, hat er auch durch jeden Nachricht von mir erhalten. Endlich faßte er den Entschluß, hierher zu reisen um mich zu besuchen und von Allen, die er in Reval kennen gelernt, Nachricht zu erhalten. Er bringt mir wahrhaft fürstliche Geschenke mit. Eurer hat der gute Mensch mit Thränen gedacht, und wiederholentlich zählt er alle Eure Namen her, damit ich ja keinen von Allen vergesse, die ich von ihm grüßen und seines dankbaren Andenkens versichern soll". — Hernach, als er, wohl auf Stackelbergs Anregung, seinen Handel mit ägyptischen Alterthümern begonnen hatte, pflegte er bei seiner jedesmaligen Ankunft in Italien seine Raritäten vor allen Andern Stackelberg zu präsentiren, und diesem die erste Auswahl des Schönsten und Seltensten zu überlassen. Späterhin wurde Demetrio's Name selbst in der gelehrten Welt bekannt, als er im Jahre 1826 mit einer neuen Ladung nach Rom gekommen, unter andern Seltenheiten auch eine Papyrusrolle mit phönicischer Schrift mitgebracht hatte, die ein römischer Archäolog ankaufte und mit einer Erklärung herausgab, in welcher der Name des ursprünglichen Erwerbers rühmlichst erwähnt war. — So erhielt Stackelbergs Museum manchen Zuwachs an neuen und interessanten Gegenständen; ja es wurde durch Demetrios Schilderungen von Aegypten die Lust in ihm rege, auch dieses Land, das ihn stets interessirt und mit dessen Götterlehre und Mythengeschichte er sich ziemlich vertraut gemacht hatte, durch eigenen Augenschein kennen zu lernen. Indessen hielten ihn die begonnenen gelehrten Arbeiten von der Ausführung dieses Planes ab. Wohl aber wurde 1824 eine längst ersehnte und vorbereitete Reise nach Sicilien unternommen.

Am 24. August reiste er mit Kestner und Panofka zunächst nach Neapel und von da mit einem Dampfschiff nach Palermo. Ueber den Zweck und die Erlebnisse dieser Reise, namentlich auch über den Eindruck, welchen jenes, damals erst aufkommende Communicationsmittel des Dampfes auf Stackelberg machte, belehrt uns ein interessanter Brief an die Schwester: „Unsere Ueberfahrt geschah mit dem Dampfboot, welches vor kurzem

als regelmäßiges Postschiff eingeführt ist, einem Fahrzeuge, welches gegen alle widrigen Winde steuert und die Wellen durchbricht, um sein Ziel zum bestimmten Zeitpunkt zu erreichen. Die Fahrt auf diesem Schiffe mußte wohl interessiren, weil die Erfindung den Menschen Ehre macht. Doch etwas Unheimliches hat es immer, eine Feuereſſe in dem schmalen hölzernen Raume mit sich zu führen und sie weit über das Meer einen Weg von Rauch nach sich ziehen zu sehen, der dem Auswurf eines Vulkans gleicht. Wir machten die Fahrt in 24 Stunden, statt deren wir auf einem gewöhnlichen Packetschiffe 4—5 Tage gebraucht hätten, und fühlten um so merklicher die plötzliche Veränderung von Klima, Land und Leuten. In Palermo wurden wir durch Fieberanfälle, von denen ich wie Kestner abwechselnd zu leiden hatten, 14 Tage aufgehalten. Dann ging die Reise zu Maulesel, zunächst östlich nach Catania. Ich stieg glücklich zum Krater des Aetna hinan und sah ganz Sicilien wie zu meinen Füßen liegen. Es waren auf der Höhe des Berges 5° Kälte, nach den in Catania am Tage zuvor überstandenen 22° Hitze, auszuhalten; die Bergspitze war beeist, der Schnee in Feldern verbreitet, und trotz des Verbandes mit Tüchern und des Gebrauchs wattirter Mäntel, glaubte ich, nach dem Schmerz zu urtheilen, Füße, Hände und Ohren erfroren zu haben. Die Gegend um den Aetna ist fast die schönste der ganzen Insel.... Bei Messina bin ich zur Scylla und durch die Charybdis in einem Kahn gefahren und habe die jenseitige Küste von Calabrien besucht..... Die Wege auf der Insel sind so schlecht, daß man schwer durchkommt, ja zu gewissen Jahreszeiten gar nicht, und immer in Gefahr ist auszugleiten, zu straucheln, zu stürzen. Gasthäuser findet man fast gar nicht, und man käme in große Verlegenheit, wenn man sich nicht mit Empfehlungsschreiben versorgt hat. Wir hatten deren viele und namentlich eins vom Statthalter von Sicilien, der durch ein Circulärschreiben allen Behörden im Lande auftrug für unsern Empfang zu sorgen. Wir wurden daher überall so trefflich aufgenommen, wie wir es nicht erwarten konnten: ja die Kleinstädter wußten oft nicht, welche fürstliche Auszeichnungen sie uns ertheilen sollten. Manchmal hatten wir Ehrenwachen; bei unserer Ankunft in einem Orte sogleich Cour von den Stadtbeamten in schwarzer Seidentracht; bisweilen übersandten die Vornehmen Geschenke zu unserm Tisch; Andere bereiteten uns ein treffliches Gastmahl; überhaupt nahmen uns die Sicilianer durch ihre Freundlichkeit und Höflichkeit ein." — So wurden denn Syracus, Acrae, Girgenti, Selinunt, Marsala, Drepanum in der Nähe des Berges Eryx, Se-

geſt, kurz alle wegen ihrer Naturſchönheiten oder durch Ueberreſte aus dem Alterthum merkwürdigen Plätze und Gegenden beſucht und überall fleißige Notizen über das Geſehene und ausführliche Beſchreibungen der in den Sammlungen vorgefundenen Alterthümer gemacht; auch die merkwürdigſten oder anmuthigſten Gegenden ſogleich gezeichnet. „Die Reiſe nach Sicilien, ſchreibt Stackelberg, fehlte mir noch allein in dem Cyclus meiner Unterſuchungen der claſſiſchen Länder und der Reſte des Alterthums von Griechen und Römern. Sie war für meine Studien höchſt nothwendig, beſonders im Augenblick, wo die Bearbeitung meines Werkes über die Gräber der Griechen die Beſichtigung der neapolitaniſchen und ſicilianiſchen Sammlungen durchaus erforderlich machte.“ Mitte November kehrten die Reiſenden von Palermo ebenſo ſchnell wieder per Dampfſchiff nach Neapel zurück. Aber die ſeit lange ungewohnten Strapazen bei der Wanderung durch Sicilien hatten einen ſo nachtheiligen Einfluß auf Stackelbergs Geſundheit, daß er in Neapel tödtlich erkrankte. Jenes Aſthma, das ihn ſchon vor 8 Jahren in Smyrna an den Rand des Grabes gebracht hatte, überfiel ihn plötzlich wieder mit einer ſolchen Gewalt, daß er einmal, nach dem zweiten Aderlaß innerhalb 24 Stunden, ſeinen Tod ſchon herannahen glaubte. Ueber 14 Tage brachte er ohne jegliche Nahrung und ohne eine Stunde Schlafes, unbeweglich im Lehnſtuhl ſitzend, zu, und erſt nach 6 Wochen war er unter der aufopfernden Pflege Keſtners, deſſen treuem Beiſtande er allein ſeine damalige Erhaltung verdanken zu müſſen geſteht, ſo weit geneſen, daß er ohne Gefahr die Reiſe nach Rom fortſetzen konnte. Doch blieb eine große Schwäche der Nerven, die durch den fortwährenden Krampf in der Lunge erzeugt worden war, noch für lange zurück, und nach Keſtners Verſicherung erlangte er ſeine frühere Geſundheit und Friſche nie mehr völlig wieder. Gleich im Frühling des folgenden Jahres ſtellten ſich wieder heftige Schmerzen in allen Gelenken ein. „Man complimentirte mich ſchon, ſchreibt Stackelberg, mit allen möglichen Krankheiten, die durch — agra bezeichnet werden, doch ſchwand das Uebel nach 2 Monaten allmälig wieder bei der fortſchreitenden warmen Jahreszeit bis auf einen kaum merkbaren Reſt, den ich noch immer ſpüre.“

Von beſonderem Intereſſe für Stackelberg war im Jahr 1825 die Anweſenheit des Hieroglyphenerforſchers Champollion in Rom. Er ſchreibt darüber: „das Intereſſanteſte der letzten Tage iſt die Ankunft des Herrn von Champollion und die Kenntnißnahme der von ihm aufgefundenen Methode der Hieroglyphenleſung. Eine ausgewählte Geſellſchaft, zu der ich

auch gezogen wurde, versammelte sich beim portugiesischen Botschafter, wo der erwähnte Gelehrte einen Vortrag hielt. In einigen Sitzungen haben wir uns über die scharfsinnige und völlig gegründete Ansicht des Mannes unterrichtet und eine Anleitung zum Verständniß der Hieroglyphenschrift gewonnen. Sie ist der Uranfang alles menschlichen Schreibens und zeigt uns auch das Entstehen unserer eigenen Schreibart, in der sich mir immer eine gewisse Physiognomie aufdrängte, obgleich sie als bloße Zeichenschrift erscheint, die keinen bildlichen Werth hat. Ich erinnere mich, vorlängst einmal in einem Briefe nach Hause die Physiognomie der Buchstaben zum Spaß ausgelegt zu haben."

In einem Briefe desselben Jahres an die Schwester heißt es: „Neuerdings habe ich mich wieder mit großem Eifer der Musikübung hingegeben. Es ist hier nämlich ein trefflicher junger Componist und Pianist ersten Ranges, Reissiger, mit dem ich bekannt geworden bin und schon ein Paar Mal musicirt habe. Er hat mir vor Kurzem ein Paar Rondeaux von seiner Erfindung gebracht, die köstlich sind, und bei denen mir oft der Gedanke kam, sie Dir zu senden, denn ich genieße nicht gern eine seltene Freude allein. Es ist doch nichts angenehmer als, was so eben erfunden ward und noch von keinem Preßbengel besudelt ist, sogleich zu genießen. Derselbe musikalische Freund hat hier eine große Oper, ein Violinquartett und viele Choräle für die hiesige Capelle der preußischen Gesandtschaft fast ganz vollendet und mir dann sogleich vorgetragen." Wohl hat es seine Richtigkeit, wenn Stackelberg sogleich in seinem Briefe fortfährt: „Es ist mit dem Aufenthalt in der Hauptstadt der Welt und dem Mittelpunkt der Christenheit doch eine eigene Sache, und ich kann nicht anders, als dem Schicksal höchst dankbar dafür sein, daß ich das Glück so lange genossen habe; denn hier strömt doch Alles zusammen, was Ausgezeichnetes in der Welt an Rang und Kenntnissen weilt, Monarchen und Große, Gelehrte und Künstler, Seltsames und Anmuthiges, Alles lernt man hier eher kennen, als in irgend einer andern Stadt. Es wird mir sonderbar vorkommen, sollte ich es künftig ganz entbehren müssen, in Verbindung mit dem schaffenden Theil der Menschheit zu stehen." So konnte Stackelberg gleich im Anfange des folgenden Jahres die Catalani hören, welche ihm übrigens keine neue Erscheinung war. Er äußert sich über dieselbe folgendermaßen: „Vorgestern sang die Catalani auf der Bühne von Valle bei der brillantesten Erleuchtung und in Anwesenheit der geputztesten Damen. Ihre Art zu erscheinen ist immer die auserwählteste. Sie

war mit Brillanten bedeckt, ihr Benehmen höchst gemessen und anständig, werth von Manchem nachgeahmt zu werden. Wie sie selbst zu erkennen gegeben, möchte es mancher der hiesigen Damen nützlich sein ihren Knix sich zur Lehre zu nehmen. Sie hat an Leibesstärke gewonnen, doch nicht an Kraft der Stimme und Lieblichkeit des Klanges; vielmehr hat das Alter hierauf schon eingewirkt, und die köstliche, doch leicht verschwindende und unbeständige Gabe des Gesanges zeigt sich bei ihr schon in der Abnahme. Wie sie so ganz allein auf der Bühne steht, mit dem Gefühl ihrer Meisterschaft durch die Menge der Töne herumschwärmt, nicht Höhe noch Tiefe scheut, Anmuth mit Ernst vereint, manchmal von Entzücken selbst fortgerissen ganz in Tönen schwelgt, mit der einzigen Stimme das zusammengedrängte Publikum einer ganzen großen Stadt beherrscht, so hat sie wirklich etwas Heroisches. Zuletzt sang sie ein Thema mit Variationen von Rode; was meine Finger ehemals mit Mühe auf dem Fortepiano herausgebracht, das strömte nun aus ihrer Kehle mit der größten Leichtigkeit, selbst die aufeinanderfolgenden Triller in der Tiefe, Mitte und Höhe nicht ausgenommen. Ihre Töne, um es ganz zu sagen, fielen auf das Publikum wie Schneeflocken auf glühendes Eisen. Ich glaube, ein Jeder konnte zufrieden mit seiner Ekstase nach Hause gehen. Ich erinnerte mich immer dabei der Mara und dachte oft, daß sie grade so muß gesungen haben, nur einfacher und daher wohl kunstgemäßer." Wir können es uns nicht versagen, hier gleich auch Stackelbergs Urtheil über die Sontag, die er freilich erst mehrere Jahre später in Paris hörte, daneben zu stellen. Er schreibt vom 30. Januar 1829 aus Paris: „Ich habe endlich auch die berühmte Sängerin Mlle. Sontag gehört. Ihr Gesang übertrifft alles, was nur die menschliche Stimme leisten kann, oder vielmehr, was man jemals von derselben erwarten konnte. Die Catalani hat einen großartigern Stil des Gesanges, aber diese eine noch größere Delicatesse und Leichtigkeit in der Behandlung. Ihre Stimme besitzt den Vortheil, den ein Instrument gewährt, die schwierigsten Passagen nach Willen wie der geübteste Violinspieler auszuführen, aber zugleich, was nur die menschliche Stimme vermag, den Ausdruck der Töne recht fühlbar zu machen. Und überdies versteht sie noch von dem höchsten piano in den verwickeltesten Passagen mit anwachsender Stärke zum forte überzugehen und umgekehrt, desgl. ein staccato und eine Verbindung der Töne mit wunderbarer Fertigkeit und Genauigkeit vorzutragen. Doch ist es umsonst, das Ueberraschende ihres Gesanges Jemandem schriftlich begreiflich machen

zu wollen. Man muß sie selbst hören, und bald, denn leider geht es mit der ergreifenden Gabe des Gesanges wie mit den Blumen, die so leicht verblühen und in ihrer Frische gesehen werden müssen." — Und so hatte denn Stackelberg das Glück, die drei größten Sängerinnen ihres Jahrhunderts, die Mara (die er freilich erst 1815 lange nach ihrer Blüthezeit in Reval, wo sie damals mit dem Hause seiner Mutter im vertrautesten Verkehr lebte, kennen gelernt hatte), die Catalani und die Sontag persönlich zu kennen und sich mit kunstverständigem Sinn ihrer herrlichen Gesangesgaben zu erfreuen.

Doch wir kehren zu den Erlebnissen seines römischen Aufenthaltes zurück. — Das Jahr 1825 bot in Rom, der großen Metropole der katholischen Christenheit, manches interessante Schauspiel dar. Wie schon ein Paar Jahre vorher, 1823, der Tod des alten 84-jährigen Papstes Pius VII. gleichzeitig mit dem Brande der Paulskirche, in deren Kloster der Verstorbene den größten Theil seines Lebens als Mönch zugebracht hatte, und die Zusammenberufung des Conclave zur neuen Papstwahl Stackelbergs lebhaftes Interesse erregt hatte, so jetzt die Feier des sogenannten heiligen oder Jubel-Jahres, welches Leo XII. 1825 zur Bezeichnung des Viertelsäculums ausgeschrieben hatte und zu welchem zahllose Pilgerzüge von Landleuten aus ganz Italien nach den Kirchen Roms strömten; und besonders die eigenthümliche Ceremonie der Zumauerung des heiligen Thores am Tage der Wintersonnenwende dieses Jahres (der Thoresschluß). Ebenso machte die besonders prächtige Osterfeier des folgenden Jahres auf Stackelberg einen tiefen Eindruck. Er schreibt darüber: „Der Papst pflegt selbst an dem Hochaltar von St. Peter die Messe zu lesen und allen Cardinälen die Communion zu ertheilen, die im höchsten Priesterornat erscheinen und in Silberstoff und Gold wie er selbst gekleidet sind. Während der Messe wurde von einem Sängerchor ein treffliches Oratorium vorgetragen und während der Communion, wo es plötzlich aufhörte, fiel ein Marsch von Posaunen ein, der aus der Ferne, von der Höhe der Kirche herab, gedämpft erscholl und fortdauerte, bis die Communion vorüber war, wo denn der Gesang wieder begann. Ebenso majestätisch zeigte sich dem Auge der Zug des Papstes mit der Geistlichkeit durch die Kirche zu dem obern Balcon derselben, wo er den Segen über die Stadt und die Welt aussprach. Vor ihm zogen die vornehmsten Geistlichen, die Kircheninsignien tragend, her; er selbst im Priestergewand wurde auf dem Thron getragen, stets den Segen über die kniende Menge nach rechts und links

austheilend. Die Wirkung, welche diese Segenertheilung auf vollgedrängtem Platze vor der Kirche macht, ist wahrhaft imposant. Auch die trockensten Weltmenschen, die sonst für alle religiösen Eindrücke erkaltet sind, lassen diesem Moment Gerechtigkeit widerfahren. Die Girandola und die Kirchenerleuchtung machte auch diesmal wie sonst den Beschluß des Tages.

Im Spätsommer 1826 verließen Gerhard und Panofka Rom. An ihnen verlor Stackelberg ein Paar Freunde aus seiner Nähe, die 2 Jahr lang mit dem höchsten Interesse die Resultate seiner gelehrten Studien verfolgt und besonders anregend auf ihn gewirkt hatten. Ein lebendiger wissenschaftlicher Verkehr wurde mit ihnen verabredet, auch in der That längere Zeit fortgeführt und die Herausgabe der schon erwähnten hyperboreisch-römischen Studien für Archäologie festgesetzt. Diese bezweckten hauptsächlich einen Austausch der Ideen zwischen den Gelehrten Deutschlands und Roms, wo von den wissenschaftlichen Forschungen jenseits der Alpen bisher selten etwas bekannt geworden war. Kurz vor der Abreise der deutschen Gelehrten wurde Stackelbergs Geburtstag den 25. Juli (6. August) von ihnen in sinniger Weise begangen. Stackelberg beschreibt diese Feier folgendermaßen: „Früh um 5 Uhr ward ich zum Frühstück in die Villa Albani geladen. Dort im Dianentempel wurde mir die Vorrede unserer Annalen vorgelesen, die von jenem Geburtstage datirt werden sollte; ebenfalls hörte ich eine antiquarische Abhandlung, die für dasselbe Werk verfaßt worden ist. Die Heiterkeit und Milde der Luft, der erfrischende Morgen im Gebüsch, bei der Aussicht auf das schöne Gebirg und bei der Umgebung von Säulen und Statuen aus der classischen Zeit, erhöhte die angenehme Stimmung, die eine so freundliche Auszeichnung erregte." — Auch die Redensche Familie hatte seit dem Frühlinge des vorigen Jahres Rom verlassen und sich nach Berlin begeben, wo der alte Reden Gesandter wurde. Seine Stelle in Rom vertrat nun wieder Kestner, dessen dadurch erweiterter Geschäftskreis ihn auch mehr von der Theilnahme an Stackelbergs wissenschaftlichen Studien abzog. Mit den Redens hatte auch Linckh Rom verlassen. Desgleichen zogen die Baudissins um diese Zeit aus Italien weg in ihre Heimath und wandten sich nach Dresden; so daß Stackelberg, seiner vertrautesten Freunde beraubt, ziemlich vereinsamt in Rom zurückblieb und ihm der Gedanke an die Heimkehr wieder näher trat. Indem er hiervon seine Schwester benachrichtigte, fügt er scherzend hinzu: „Doch ein lebendes Wesen, mit dem ich diesen Sommer beschenkt ward, bleibt stets in meiner Nähe. Ihn hat der Schöpfer mit

besonderer Geschicklichkeit im Lauf und in gefälligen Sprüngen begabt; seine schöne Gestalt und Farbe zeichnen ihn aus und verschaffen ihm Freunde in allen Straßen, wo er erscheint; er gleicht den antiken Abbildungen auf Reliefs, die den schlafenden Endymion darstellen, nicht minder als denen in ägyptischen Kunstwerken. Seiner hitzigen Natur gemäß heißt er Sirio wie der Hundsstern und ist seines Geschlechts — ein Windhund von der lustigsten und schönsten Art, so aufmerksam und gescheut, daß ich glauben möchte, ein lustiger Gesell wäre von einer Fee in ihn verwandelt worden. Indem ich dies schreibe, sieht er mich mit seinen großen und hellen Augen an und spitzt die Ohren, als wisse er, daß ich von ihm geschrieben."

Im Jahr 1826 war denn nun auch endlich nach 3-jährigem vergeblichen Warten der Druck des phigalischen Werkes (Der Apollotempel zu Bassae in Arkadien. Rom 1826. Royal Folio. 31 Kupfertafeln und 147 Seiten Text) beendet. Im Juni dieses Jahres erhielt Stackelberg das erste Exemplar desselben vollendet nach Rom zugeschickt. Die Lettern sowie die Ausstattung des Ganzen ließen ihm nichts zu wünschen übrig, doch fanden sich leider manche entstellende Druckfehler, die bei der Entfernung des Druckorts leicht entschuldigt werden dürften. Viele Plackereien erwuchsen ihm noch in der Folge aus den Verhandlungen über eine beabsichtigte französische Uebersetzung dieses Werkes. Professor Mather, ein Gelehrter, der bei der Pariser Akademie der Wissenschaften einen Preis davongetragen, hatte dieselbe übernommen, aber als Stackelberg die ersten Bogen erhielt, fand er die Uebersetzung so schlecht und nachlässig ausgeführt, daß er den Druck sogleich einstellen lassen und die Fortsetzung der Arbeit untersagen mußte. Da er einsah, daß eine gute Uebersetzung in der That große Schwierigkeiten machen, daß manche Veränderung an dem Texte selbst vorgenommen werden müsse und daß ihn alle Arbeit, die dazu erforderlich wäre, doch schwerlich befriedigen würde, weil „die Gedanken eines deutschen Gelehrten im französischen Gewande sich fast so sonderbar ausnähmen, wie ein Grieche und Römer im Pariser Modekleide", so scheint er diesen ganzen Plan einer französischen Uebersetzung aufgegeben zu haben; wenigstens ist uns das Zustandekommen einer solchen unbekannt geblieben. — Von dem phigalischen Werke erschien schon 1826 im Kunstblatt vom 20. November Nr. 92 eine vorläufige Ankündigung, desgleichen im Artistischen Notizenblatt, November 1826 Nr. 22, eine Recension von Böttiger, ebenso lobende Ankündigungen und Besprechungen in französischen Zeitungen und Journälen; ja in Paris erschien sogleich, nachdem kaum ein Exem-

plar des Werkes dorthin gelangt war, die Ankündigung einer Ausgabe in Octav, die zwar der Verbreitung von Stackelbergs Ideen förderlich, aber dem Ertrage des Unternehmens höchst nachtheilig sein mußte. Die Böttigersche Recension schickte Stackelberg auch in die Heimath, um sie in einem Petersburger oder einheimischen Blatte abdrucken zu lassen, „damit doch auch im Vaterlande etwas von seinen Unternehmungen und Bemühungen verlaute." Bei der Universität Breslau wurde gleich im folgenden Jahre eine eigne Vorlesung über dies Werk gehalten. Aber auch an Widerspruch, namentlich über Stackelbergs symbolische Deutung der Mythen fehlte es nicht, so z. B. in einer Recension des Werkes in den Göttinger gelehrten Anzeigen vom Jahre 1828, obwohl dieselbe auch dem Werke Anerkennung und manches Lob nicht versagen konnte. Eine eingehende, und zwar durchaus günstige Kritik erschien erst im Jahre 1832 in der Schulzeitung vom Januar Nr. 1—6 von Creuzer, dem Verfasser der Symbolik, einem Meinungsgenossen Stackelbergs in der Deutung der alten Mythen. Erst nach dem Erscheinen des Werkes faßte der Verfasser den Entschluß, es dem Kaiser Nicolaus I. zu dediciren (ursprünglich wollte er es seiner Mutter und nach deren Tode wenigstens noch den Manen derselben widmen, wie er es hernach mit den Gräbern der Helenen wirklich that), und nachdem er durch den neuen russischen Gesandten in Rom, Fürsten Gagarin, der dem im Frühling 1826 verstorbenen Italinsky gefolgt war, die Zusicherung empfangen, daß der Kaiser die Widmung des Werkes mit Wohlwollen annehmen werde, wurden die Dedicationsschreiben, von denen eins dem Werke vorgedruckt, ein anderes in französischer Sprache die Sendung des Dedicationsexemplares begleiten mußte, rasch entworfen und nach Frankfurt zum Druck gesandt, von wo sie sammt 2 prächtig gebundenen Exemplaren sogleich an Se. Majestät den Kaiser Nicolaus und an Se. Kaiserl. Hoheit den Großfürsten Michael weiter befördert wurden. Auch an den Grafen Nesselrode, Stackelbergs alten Bekannten, wurde mit nächster passender Gelegenheit ein Exemplar gesandt. Uebrigens wurden die Hoffnungen, die Stackelberg mit jener Dedication verbinden mochte, für dies wahrhaft kaiserliche Prachtwerk irgend einen Ersatz seiner bedeutenden Unkosten, oder wenigstens die Abnahme einer Anzahl von Exemplaren für die russischen gelehrten Anstalten zu erlangen, nicht erfüllt. Zwar nahm sowohl der Kaiser als der Großfürst die übersandten Exemplare huldvollst an und ließen Stackelberg durch ihren Gesandten ihre hohe Anerkennung seiner gelehrten Bestrebungen vermelden, aber von irgend

einer Belohnung oder auch nur Auszeichnung dafür war nicht weiter die Rede.

Glücklicher und rascher als mit diesem Hauptwerk Stackelbergs ging es mit der Herausgabe eines zweiten: „Trachten und Sitten der Neugriechen", dessen erstes Heft, wie erwähnt, 1824 herauskam und dessen folgende Lieferungen, nach einer durch Krankheit und Mangel an Mitteln veranlaßten Unterbrechung, rasch hinter einander erschienen, so daß die erste aus 31 Blättern in 6 Lieferungen bestehende Abtheilung schon 1826 vollendet war. Eine Anzahl Exemplare der ersten Lieferung wurde auch nach Rußland gesendet, wo sie einem Petersburger oder einheimischen Buchhändler in Commission übergeben werden sollte; doch erfuhr Stackelberg über den Erfolg dieses Versuches, seinen Werken auch in der Heimath einige Verbreitung zu verschaffen, nicht eine Sylbe, und während das Werk schon in der ganzen europäischen Welt herumwanderte, und in England, Frankreich, Deutschland und besonders in Rom selbst viel Absatz fand, war in Stackelbergs weitläufigem Vaterlande noch nicht eine Lieferung in einer mäßigen Anzahl von Exemplaren vertheilt worden. Es hat dies Werk, in welchem Stackelbergs künstlerisches Talent in der Auffassung und Reproduction plastischer Gestalten ohne das gelehrte Beiwerk archäologischer und mythologischer Untersuchungen einen besonders anmuthigen Ausdruck fand und welches überdies in einer ungemein günstigen Zeit, während des alle Welt interessirenden griechischen Freiheitskrieges erschien, ohne Zweifel unter allen Werken unseres genialen Landsmannes die weiteste Verbreitung und ungetrübteste Anerkennung gefunden; auch ist es wohl das einzige, das ihm einigen materiellen Ersatz für die darauf verwendeten Bemühungen und ansehnlichen Unkosten verschafft hat, obwohl es trotz des vom Papst ausgewirkten Privilegiums bis zum Jahre 1828 bereits fünfmal nachgedruckt worden war. Die Ankündigung desselben im Kunstblatt von 1826, Nr. 93, die von dem Herausgeber des Blattes, Prof. Schorn, herrührt, einem Manne, der mit Stackelberg in keinerlei Verbindung stand, also wohl völlig unparteiisch urtheilte, lautet: „Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne, gravés d'après les dessins, executés en 1814 par Mr. le Baron de Stackelberg, et publiés à Rome, 1826. Von diesem schönen und interessanten Werke liegen 24 Tafeln vor uns, die mit ausgezeichneter Kunst von dem Zeichner entworfen und nicht minder sorgfältig und geschickt von den Kupferstechern ausgeführt sind. Jede Tafel enthält eine Figur, deren schöner Charakter, bezeichnende Stellung

und durch malerischen Wurf und reichen Schmuck anziehendes Costüm die Mannigfaltigkeit der griechischen Völkerschaften vor Augen bringt. Einige, wie der griechische Kaufmann, welcher auf dem Knie schreibt, die Bäuerin von Athen, der albanische Offizier, zeigen die ganze Originalität der modernen Trachten, während andere an die Gewandformen erinnern, die uns aus den Bilderwerken der schönsten griechischen Zeit bekannt sind. So die Frau von Makrinnitza und die von Maina, die schöne Blumenverkäuferin von Mitylene und die Wasserträgerin aus der Gegend von Theben, welche sogar noch die Aegis der Minerva und eine geschuppte helmartige Kopfbedeckung trägt. Die Anmuth und charakteristische Schönheit, womit Herr v. Stackelberg alle diese Figuren aufgefaßt und dargestellt hat, bringen wir beim Verdienst dieser Blätter in nicht geringen Anschlag, und wir kennen keine Costüme von so viel künstlerischem Werth. Sie sind von verschiedenen Kupferstechern: Testa, Mochetti, Ferretti, in Linienmanier so gestochen, daß sie auch uncolorirt eine schöne und befriedigende Wirkung machen. Der Schmuck der Farben giebt jedoch erst diesen Trachten ihren vollen Reiz. Dies Werk soll einer gedruckten Anzeige zufolge aus 2 Abtheilungen bestehen; die erste von 30 Tafeln enthält die Trachten in einzelnen Figuren, die zweite von 20 Tafeln die gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche in mannigfaltigen Gruppen. Jede Lieferung von 5 Blättern kostet in Rom 5½ Franken schwarz, und 22 Franken colorirt. Unseres Wissens ist die erste Lieferung nun vollendet und hat so raschen Absatz in Rom gefunden, daß sie noch nicht die Verbreitung in Deutschland erhalten hat, die wir ihr von dem Beifall des deutschen Publikums, für welches ein solches Werk in dieser Zeit doppelt anziehend sein muß, versprechen". — Diese wohlverdiente Anerkennung erfüllte Stackelberg mit großer Genugthuung. Auch eine Abhandlung wurde von ihm über den Gegenstand geschrieben (aber erst der zweiten Abtheilung beigedruckt), „damit auch etwas dabei zu lesen sei und man dieses Werk nicht mit den gewöhnlichen Trachtensammlungen verwechsele". Und mit Wohlgefallen schreibt er noch in einem späteren Briefe aus Deutschland: „Ich habe hier bei fremden aus Rom kommenden Damen meine neugriechischen Trachten in seinem Mosaikschmuck ausgeführt gesehen. Die höchste und letzte Huldigung empfängt in unserer Zeit die Kunst doch von der Mode. Schöneres als diesen sterblichen Lohn kann sie nicht erreichen, und selbst die komische Auszeichnung, welche ich im Museum von Carlsruhe meinen Trachten erwiesen sah, nämlich zwischen den Oelgemälden alter berühmter Meister in einer

langen Reihe mit aufgehängt und aufbewahrt zu werden, gilt nicht so viel. Den schönen Arm oder Hals einer Dame zu zieren, ist schon ein herrliches Loos; was soll man aber sagen, wenn der Director einer berühmten Seifenfabrik in Dresden diese Trachten auf seine feinste weiße Handseife abdruckt, um diese zu empfehlen. Ist das nicht eine ähnliche Ehre, als sie Göthen zu Theil ward, der Werther und Lotte auf Glas gemalt fand? Wie Glas der zerbrechlichste Stoff, so ist Seife der vergänglichste". Und in einem wohl gleichzeitigen Briefe von 1830 heißt es: „Meine griechischen Trachten sehe ich nun als Stickmuster in den Händen der deutschen Damen, und in Berlin hat man ein Schauspiel, die Braut von Corinth, gegeben, wo alle diese Trachten aufs sorgfältigste auf der Bühne nachgeahmt erschienen und auch öffentlich beklatscht wurden". Ebenso wurden die griechischen Trachten nicht selten auf Maskenbällen mit großer Sorgfalt nachgeahmt.

Wenn wir so über die verhältnißmäßig rasche Vollendung und den ungewöhnlich günstigen Erfolg der Costumes berichten konnten, wobei indeß zunächst nur auf die erste Abtheilung dieses Werkes Rücksicht genommen ist (die zweite erschien erst mehrere Jahre hernach in Deutschland, wovon später), so gilt dies keineswegs in gleichem Maße von einem dritten Werke, woran Stackelberg schon in Rom arbeitete, von den „Gräbern der Hellenen". Obwohl die bildlichen Darstellungen zu demselben in der Zeichnung längst fertig und auch der Stich bereits seit lange angeordnet und in Angriff genommen war, so zögerte Stackelberg doch nach seiner Gewohnheit mit der Ausarbeitung des Textes so lange, daß sowohl seine gelehrten Freunde, als auch namentlich der Buchhändler Cotta, der das Werk in Verlag genommen hatte, alle Geduld verloren, und sich das Erscheinen des Werkes bis zu seinem Todesjahr 1837 (Berlin bei Reimer) hinzog.

Dagegen wurde schon im Jahre 1826 eine neue Arbeit begonnen, nämlich die Wiederherstellung der Throne des Amykläischen Apoll und des Olympischen Jupiter sammt allen dieselben verzierenden Bildwerken, die er nach des Pausanias Beschreibung ersann. Schon der bekannte französische Archäolog Quatremère de Quincy hatte eine solche Wiederherstellung in seinem vielgerühmten Werke: le Jupiter Olympien versucht. Seine Arbeit entsprach aber, nach Stackelbergs Ansicht, in Form und Geist nicht im mindesten weder der Beschreibung des Pausanias noch dem Geschmack und Sinn des Alterthums. Stackelberg versuchte nun diese beiden hoch-

berühmten Werke der griechischen Kunst zu reproduciren, und seine Anordnung der Bildwerke, nach welcher jedes Einzelne Ursache und Bedeutung gewann, traf nach gehöriger Prüfung des Textes genau mit den Nachrichten des Pausanias zusammen, wodurch die Richtigkeit seiner Ergänzung hohe Wahrscheinlichkeit erreichte. Die Arbeit war schon im August 1826 vollendet bis auf die Abhandlung, mit der er sie begleiten wollte, und sollte in den von Gerhard herauszugebenden, von Stackelberg mit begründeten „Hyperboreisch-römischen Studien" veröffentlicht werden. Doch ist es weder dazu, noch überhaupt unseres Wissens zum Druck derselben gekommen, ohne Zweifel wieder, weil Stackelberg mit dem hier besonders nothwendigen Texte nicht zu Stande kommen konnte, und so ist denn auch diese interessante Arbeit, wie so manches andere von Stackelberg Unternommene, verloren gegangen oder von andern Gelehrten mit Verschweigung seines Namens ausgebeutet worden.

Eine Veranlassung zu neuen weitausgreifenden archäologischen Arbeiten fand Stackelberg in dem, 1827 geschehenen wichtigen Funde der hetruriſchen unterirdischen Grabkammern, der sogenannten Hypogäen von Tarquinii. In Begleitung von Kestner und einem römischen Architecten reiste er sogleich nach dem ersten Bekanntwerden der Entdeckung, im Juni, in größter Eile nach Corneto, in dessen Nähe der Fund geschehen. Ihre Erwartungen wurden noch weit übertroffen. Sie fanden bereits 4 dieser Grabkammern, die unter Hügeln im natürlichen Felsen ausgehauen und mit den merkwürdigsten noch völlig farbenfrischen Malereien ausgeziert waren, aufgedeckt; bei einer von ihnen selbst veranstalteten Grabung ward alsbald eine fünfte entdeckt, die an Erhaltung der Farben alles übertraf, was sich denken läßt, indem sie wie erst gestern ausgemalt erschien. Stackelberg machte sich nun gleich unter dem Beistand seiner Begleiter ans Werk, alles Vorhandene genau zu zeichnen, und brachte in 14 Tagen, die er von Sonnenaufgang bis Untergang in den feuchten Gräbern beim Kerzenlichte immerfort stehend oder in gebeugter Stellung sitzend, nur von Zeit zu Zeit in die Sonnenwärme um sich zu trocknen hinaufsteigend, zubrachte, die Zeichnung von 225 menschlichen Figuren, außerdem von einer Menge Thieren und architectonischen Verzierungen und von den steinernen Thüren mit ihren Bildwerken, desgl. genaue Messungen der Gebäude u. s. w. zu Stande. Der Enthusiasmus für diesen wichtigen Fund, welcher an Wichtigkeit jenen Entdeckungen in Griechenland, an denen Stackelberg sich mitbetheiligt hatte, wohl an die Seite gestellt werden konnte, da die hier aufgefunde-

nen Gemälde an Alter die pompejanischen Wandmälereien bei weitem übertrafen, und wohl überhaupt die ältesten bekannten Versuche der Fresko-Malerei sind, ließ ihm keine Rast, und er widerstand allen schädlichen Einflüssen, mit denen der Aufenthalt in den feuchten Gräbern und der wegen Tarantelspinnen, Vipern und Aspiken verrufenen Gegend, so wie die oft schmerzhafte Unbequemlichkeit und Ermüdung des Geschäfts seine Gesundheit bedrohte, so daß er während der ganzen Zeit seiner dortigen Arbeiten bei völligem Wohlsein blieb. Zwei dieser mit Gemälden ganz ausgezierten Grabkammern sind hetruriſch, eine von diesen enthält Inschriften über jeder Figur, aber eine Grabkammer ist im altgriechischen Styl gemalt. Diese copirte Stackelberg selbst ganz allein, und zwar so, daß er die meisten Figuren ganz durchzeichnete, und so ein wahres Facsimile derselben gewann, welches, wenn auch die Zerstörungslust unwissender Landleute sich daran, wie an früher aufgedeckten Grabkammern, versuchen sollte, dennoch diese Werke für alle folgenden Zeiten erhalten konnte. Die wichtige Entdeckung erregte alsbald auch ganz allgemein das größte Interesse und begeisterte schon während der Anwesenheit der Künstler in Corneto Gelegenheitsdichter zu Sonetten, mit denen jene zu ihrer Kurzweil beehrt wurden. In den Familien gebildeter und höflicher Italiener brachten sie die Abende und Nächte in freundlichen zierlichen Stuben behaglich zu. Equipagen standen ihnen stets zu Gebote, in denen Sonnenhitze und Regen sie nicht störte, und die Ermüdung der Tagesarbeit ward durch einen erquicklichen Schlaf in der Nacht belohnt und verscheucht. Der Cardinal des Ortes zeichnete die Fremden durch besondere Artigkeit aus, so daß Diners und Feste mit ihren artistischen Beschäftigungen abwechselten. Nachdem die Arbeit an Ort und Stelle vollendet, machte sich Stackelberg in Rom daran, die Zeichnungen ins Reine zu bringen und zu coloriren, die darauf sogleich zum Stich auf 35 Kupferplatten nach München gesandt wurden, als artistischer Theil eines neuherauszugebenden Werkes „Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii". Indessen verwickelte dieser Gräberfund Stackelberg alsbald in allerlei Intriguen, die der französische Gelehrte Raoul-Rochette anspann, um seiner Nation die früheste Herausgabe der Denkmäler, die Stackelberg zuerst mit seiner Freunde Hülfe dargestellt und zum Theil erst selbst aufgefunden hatte, zuzuwenden. Jener Franzose reiste nach erlangter Kunde von diesen Findungen, sogleich an den Ort derselben, um sie zu copiren, mußte jedoch, da die deutschen Künstler die Verhinderung seiner Absichten durch die Behörde erlangt hatten, unverrichteter

Sache wieder abziehen, suchte nun aber doch durch alle möglichen Intriguen sein Vorhaben durchzusetzen. Späterhin, als der Fund bekannter geworden war, bestrebten sich auch Andere die Gemälde zu copiren, aber ein weislich vorher ausgewirktes Privilegium verbot alles Nachahmen bis zum Erscheinen des Stackelbergschen Werkes. Ebenso erregte die Nachricht von den neuentdeckten Gemälden in Deutschland die lebhafteste Theilnahme, und dieselben wurden als Gespräch aller gelehrten Gesellschaften und Archäologen, die den Anblick dieser ältesten antiken Wandbilder mit der höchsten Spannung erwarteten und schon im Voraus in Journälen und Zeitungen viel darüber räsonnirten. Und doch blieb dies für die Wissenschaft so bedeutungsvolle Unternehmen, welches mit solchem Eifer angegriffen und auf welches anfangs so viel Mühe und aufopfernder Fleiß verwendet worden war, mitten in der Ausführung stecken. Die von Stackelberg mit so viel Aussicht auf Erfolg vorbereitete Herausgabe der Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii ist nie zu Stande gekommen. Die Zeichnungen Stackelbergs, deren lithographische Ausführung von Cotta in München bereits begonnen war, blieben theils wegen Verzögerung des Textes, theils weil eine Einigung des Verlegers mit dem Herausgeber über die unerwartet hohen Kosten des Werkes nicht ermöglicht werden konnte, auch nachdem es aus Cotta's Verlag 1830 in den von Reimer in Berlin übergegangen war, so lange liegen, bis doch trotz des erlangten Privilegiums jene Gemälde durch Zeichnungen französischer Künstler und besonders durch Micali's etruskischen Atlas anderweitig bekannt geworden waren, und somit eine Herausgabe der Stackelbergschen Arbeit die Kosten des Druckes und der Lithographie durchaus nicht mehr zu decken versprach.

Endlich haben wir noch unter den von Stackelberg in Rom begonnenen literärischen Arbeiten das im letzten Jahr seines dortigen Aufenthalts entstandene und wenigstens im Entwurf bereits vollendete mythologische Gedicht „Albunea" zu erwähnen. Er äußert sich hierüber in einem Brief in die Heimath vom 5. Februar 1828: „Es ist hier noch etwas Neues aus meiner Feder entstanden, was den Gelehrten einen unerwarteten Aufschluß geben wird, die in dem Schatz des Schönen aus der vergangenen Welt herumsuchen und dabei oft den Wald vor Bäumen nicht sehen, besonders aber die lieblichsten Dichtungen verdorren lassen und aus den frischen Blumen der Mythologie ein Herbarium sammeln. Es ist dies ein Werk in gebundener Rede, ein episch-archäologisches Gedicht. Ganz

geeignet zum Geheimniß, werde ich es wahrscheinlich zuerst anonym erscheinen lassen. Schon ist das Ganze beisammen und vollendet bis auf die Feile, die man nicht unterlassen darf, um sich selbst damit zu befriedigen. Es hat einen weiten Umfang und dabei Gewicht und Gehalt, so daß es nicht zu der leichten Waare moderner Tagespoesie gezählt werden kann. Wir wollen nichts weiter davon verlauten lassen, bis es herausgegeben ist und die Kritik passirt hat". — Auch dies Werk, auf das wir später nochmals zurückkommen werden und mit dessen Feile Stackelberg sich noch viele Jahre, namentlich während seines spätern Aufenthalts in Dresden beschäftigte, ist nie zur Veröffentlichung gelangt.

Wenn wir es schmerzlich bedauern müssen, daß wegen Zersplitterung der Kräfte und aus Scheu vor einer anhaltenden geordneten Thätigkeit so manches mit regem Eifer und wahrem Interesse begonnene wissenschaftliche Unternehmen Stackelbergs nicht zur Ausführung und Vollendung gekommen ist, so dürfen wir dabei zu seiner Entschuldigung nicht vergessen, daß seine Gesundheit, die immer nicht die festeste war, besonders seit seiner letzten Krankheit nach der sicilianischen Reise, fast beständig wankte. Schon gegen Ende des Jahres 1826 wurde er von einem langwierigen Uebelbefinden geplagt, das sich täglich in Schwindel und Erbrechen unerwartet äußerte, ihm gar keine Beschäftigung, auch nicht einmal mit der sonst so sehr von ihm geliebten Musik erlaubte und an seine wissenschaftlichen Unternehmungen vollends keinen Gedanken aufkommen ließ. Gesellschaftliche Zerstreuungen unter vielen Menschen und das ihm sonst verhaßte Kartenspiel waren in dieser Zeit sein einziger Trost. Ein Paar Monate dauerte dieser unerträgliche Zustand, bis endlich ein heftiges dreitägiges Fieber eine Krise herbeiführte, die sein körperliches System wieder in die alte Ordnung lenkte.

Zu Anfang des Jahres 1827 rüstete sich Stackelberg, nachdem die Krankheit völlig überstanden war, bereits ernstlich zur Reise in die Heimath; da wurde durch die Entdeckung der tarquinienssischen Gräber die Ausführung seines Entschlusses wieder verzögert. Kaum aber waren die Arbeiten an dem Orte des Fundes und darauf die Zeichnungen für den Stich vollendet, so überfiel ihn, unzweifelhaft als eine Folge jener ungesunden, angreifenden Beschäftigung in den feuchten Grabgewölben, wieder ein harter Anfall seines Asthma, von dem er 3 Jahre lang, seit der sicilianischen Reise verschont geblieben war. Das Uebel wurde sogleich mit den stärksten Mitteln bekämpft, aber es kam ein Rückfall, und es dauerte

noch lange, bis es ganz gewichen war. Natürlich war nun an die Reise für das Jahr nicht mehr zu denken, da zu seiner völligen Wiederherstellung die größte Vorsicht erforderlich war, und eine Reise im Herbst dem feuchten Norden entgegen schlechterdings nicht gewagt werden durfte. Drei Monate hat er wieder das Lager oder die Krankenstube hüten müssen, von Dmitri, der damals grade in Rom war, und seinem Diener Giuseppe mit treuer Sorgfalt gepflegt, während seine noch übrig gebliebenen römischen Bekannten ihm ebenfalls vielfach ihre Theilnahme und Aufmerksamkeit bezeigten. „Mich plagt dabei, schreibt er an die Schwester, mehr die Unthätigkeit und die Hemmung des Geistes als das Leiden der Krankheit. Meine Abreise wenigstens nach Deutschland, wäre jetzt der Geschäfte wegen so unumgänglich nothwendig gewesen". Kaum war er von dem Brustleiden hergestellt, so erkrankte er, geschwächt und abgemagert wie er war, von neuem an der Ruhr, und in Folge dieser letzten Krankheit blieb lange eine große Magen- und Nervenschwäche übrig, die Verdauungsthätigkeit war gestört und jede gedankenanstrengende Arbeit erregte ihm Schwindel. Er hatte oft die sonderbarsten Erscheinungen, namentlich trat ihm oft plötzlich ein großer flammender Stern vor die Augen, welchen er auch zu zeichnen versuchte, der alle Gegenstände verdeckte, sich mit allerlei beweglichen Verzierungen umgeben gestaltete und nicht eher wich, als bis er etwas gegessen hatte, wo denn auch das dabei gefühlte Uebelbehagen verschwand. Erst im März des folgenden Jahres fühlte er sich wieder völlig hergestellt; nur waren die früheren Kräfte noch nicht ganz wiedergewonnen. Er achtete nun, nachdem er zu der Ueberzeugung gelangt, daß gestörte Verdauung, Gemüthsunruhe und angestrengte Geistesbeschäftigung der Grund seiner Krankheit gewesen, sorgfältiger auf seine Diät und unterließ es nicht, sich täglich starke Bewegung zu machen.

Im April unternahm er in Begleitung seines Freundes Kestner einen letzten Ausflug, um die Anschauung bisher immer noch zu wenig berücksichtigter Kunstdenkmäler und Gegenden seinem Gedächtnisse zu erhalten und seine italienischen Forschungen zum gehörigen Abschluß zu bringen. 17 Tage war er abwesend, machte, um die beschränkte Zeit in der Eile möglichst zu benutzen, gegen 600 Miglien theils zu Wagen, theils zu Pferde, und durchreiste Etrurien, Umbrien, das Sabinerland, also die ganze Halbinsel vom östlichen bis zum westlichen Meere, quer über die zum Theil noch beschneiten Höhen des Apennin. Diese Reise trug sichtlich zur Befestigung seines Wohlseins bei; er fühlte sich darauf viel kräftiger als

vorher und gewann auch wieder mehr Entschlossenheit und Lebensfreude. Monate gingen nun noch mit der Verpackung seiner Kunstschätze: Gemälde, Kupferstiche, Antiken und Sammlungen aller Art hin, die er in vielen Kisten sorgfältig untergebracht, einstweilen noch zur Aufbewahrung bei seinem Freunde Kestner in Rom zurückließ, weil er nicht wußte, ob die Einfuhr von Kunstsachen nach Rußland erlaubt sei, auch wohl selbst schon daran zweifelte, daß er graden Weges und ohne Aufenthalt in die Heimath zurückkehren werde. Endlich am 7. August 1828 verließ Stackelberg nach zwölfjährigem Aufenthalt Rom, seine zweite, ja seine eigentliche Heimath mit den wehmüthigsten Empfindungen. Wie schwer ihm die Trennung von diesem Orte, in den er sich mit allen Fasern seines geistigen Lebens verwachsen fühlte, wurde, spricht sich vielfach auf rührende Weise in den Briefen aus, die er, mit dem Entschluß der Heimreise jahrelang umgehend, ohne ihn zur Ausführung zu bringen, aus der letzten Zeit eines römischen Aufenthalts an die Schwester schrieb. Es heißt daselbst z. B. „Wie schön auch die Aussicht ist, Dich wiederzusehen, welche mir das Schicksal endlich gönnen will, so schwer wird das Scheiden von hier sein. Entfaltete sich doch mein ganzes geistiges Dasein in dieser Sonne, auf diesem Boden und lenkte mich von der Wirklichkeit ab, mich an ein schöneres vergangenes Leben bindend". Und ein andermal: „Die Verpackung meiner Kunstwerke und unendlich vieler Papiere und Sachen wird viel Zeit nehmen, und wer weiß, wie sie noch ins Vaterland gelangen, und ob mir noch der Genuß wird, mein kleines Museum dort einmal aufgestellt zu sehen; und doch mag ich sie nirgend anders wissen, als in der Nähe der Meinigen, zum Nutzen derselben und meiner Landsleute, als ein Andenken an mich, wenn dieses Daseins Ende erreicht ist. Schwer wird die Trennung von all diesen Gegenständen, mit denen sich meine Zimmer allmälig gefüllt haben, und traurig ist das Ausräumen eines Ortes, der mit allen seinen Umgebungen so wohl zu ihnen paßt; wo ringsumher durch hohe Balconthüren der blaue italienische Himmel hereinscheint und die ewige Welthauptstadt mit hohen Palästen und Kuppeln, mit Gärten und malerischen Häusergruppen, mit Pinien, Cypressen und Orangen sichtbar ist. Und doch habe ich hier keine Ruhe mehr; ein inneres Gefühl treibt mich, die Lieben in der Heimath wieder aufzusuchen, die ich hier immer entbehrt habe, um die Augenblicke des Lebens, die mir noch vielleicht in ihrer Nähe vergönnt sein werden, zu benutzen. Die Phantasie ist wohl ein schöner Ersatz, doch kann sie uns nicht ganz genügen". Und

in einem der letzten Briefe aus Rom: „Möchte nur Gesundheit und Lebenskraft so fortwachsen, so wird mir auch der trübe Himmel des Nordens erträglich werden können; aber viel wird es kosten, mir Ersatz zu bieten für den harten Riß, den die Trennung von der Kunst und italienischen Natur, an denen ich im Leben gehangen, in meinem Herzen bewirken wird. Euch wiederzusehen, meine Geliebten, ist der ersehnte Trost, nach dem ich verlange, der mich auch aus dem Lande treibt, wo ich einheimisch geworden bin und selbst die Landessprache mit der früh erlernten meiner Kindheit vertauscht habe. Gütiger Gott, gieb mir Kraft diese Veränderung zu ertragen!"

Stackelberg reiste nun von Rom zunächst nach München, um die dort begonnenen lithographischen Arbeiten an seinem Werke über die Hypogäen von Tarquinii zu übersehen und sich persönlich mit dem Verleger Cotta auseinanderzusetzen. Doch scheinen diese Verhandlungen eben nicht zu einem günstigen Resultat geführt zu haben. Stackelberg ging deshalb nach kurzem Aufenthalt in München nach Paris, wo sich ihm die Aussicht eröffnet hatte, die Gräber der Hellenen und ein zweites Werk, zu dem er das Material bereits seit 13 Jahren in seiner Mappe aufbewahrt gehalten hatte, seine „Ansichten von Griechenland", mit der Aussicht auf reichen Gewinn bei einem Buchhändler unterzubringen. Dadurch erlitt seine Reise in die Heimath wieder bedeutenden Aufschub. Er beschloß zunächst den Winter $18^{28}/_{29}$ in Paris zu bleiben und erst im Frühjahr seine Weiterreise nach dem Norden anzutreten, wo er dann als Verfasser von vier bereits erschienenen, für die Wissenschaft bedeutsamen Werken (dem Apollotempel zu Bassae in Arkadien, den Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne; ferner: La Grèce; vues pittoresques et topographiques, und den Gräbern der Hellenen) und zwei eben solchen in der Arbeit begriffenen und ihrer Vollendung entgegengehenden (den Hypogäen von Tarquinii und dem mythologischen Gedicht), den Beweis liefern zu können hoffte, daß er die Zeit seiner Abwesenheit von der Heimath und seine Mittel besser als mancher Andere benutzt habe: Hoffnungen, die sich übrigens ebenso wenig, wie die Aussicht, die Seinigen im nächsten Jahre wiederzusehen, verwirklichen sollten. Die Verhandlungen wegen seines griechischen Reisewerkes (den Vues pittoresques etc.), das nach Provinzen eingetheilt, gegen 140 Ansichten enthalten sollte, schienen übrigens in Paris zunächst den günstigsten Erfolg zu haben. Nachdem Stackelbergs Zeichnungen einer Commission von Gelehrten und Künstlern zur Begutachtung

vorgelegt worden waren, die darüber ein sehr günstiges Urtheil fällten, erhielt der Herausgeber von der Regierung die Unterschrift auf eine große Anzahl von Exemplaren. Alsbald aber hatte Stackelberg auch wieder mit mancherlei Intriguen der französischen Gelehrten zu kämpfen. Namentlich fand eine Gesellschaft von Gelehrten, die von Frankreich nach Griechenland ausgesandt wurde und der Stackelberg Nachrichten über das Land zu geben aufgefordert wurde, in seinem Werke einen Nebenbuhler ihrer Bestrebungen, und es kostete ihn manche Gänge zum Minister des Innern und zu den Chefs der verschiedenen Behörden, bis er die Leute überzeugen konnte, daß seine Bilder von ganz anderer Art seien, als was ihre Unternehmung bezweckte, und bis er die von seinem Verleger ausbedungene Unterstützung der Regierung fest zugesagt erhielt. So konnte er denn, nachdem er auch den Text zu seinem Werke wenigstens im ersten Entwurf vollendet hatte, schon während seiner Anwesenheit in Paris die ersten Blätter seiner Ansichten lithographirt sehen. — Außerdem mußte er in Paris auch noch einen literärischen Streit mit dem ihm schon von Italien her bekannten und verfeindeten Raoul-Rochette ausfechten. Dieser hatte ihn auf gehässige Weise in Zeitungen anzuschwärzen gesucht und beschuldigt, ihn in Italien bei dem Gräberfunde von Tarquinii verfolgt zu haben, auch sein phigalisches Werk in öffentlichen Blättern geschmäht und gleichfalls, wiewohl ohne Erfolg, sich bemüht, die französische Regierung von der Unterstützung, die sie seinem Verleger bewilligt hatte, abzubringen. Stackelberg antwortete in mehreren öffentlichen Blättern mit einer kurzen, verachtenden Entgegnung auf jene Anschuldigungen und mit einer kleinen Broschüre: Quelques mots sur une diatribe anonyme, die den Franzosen in launiger Weise abfertigte und die auch Göthe meisterhaft nannte. Uebrigens traten für Stackelberg auch Andere gegen Raoul-Rochette in die Schranken, der auch bei den französischen Gelehrten wenig beliebt war, so daß Stackelbergs Verdienste durch diesen Streit in Frankreich nur noch bekannter und sein Feind vollkommen geschlagen wurde. Der Aufenthalt in Paris hatte für Stackelberg besonders den Vortheil, daß er mit den angesehensten französischen Gelehrten in persönliche Bekanntschaft treten konnte. Große Genugthuung gewährt es ihm auch, daß man in Frankreich sein phigalisches Werk ganz besonders schätzte und ihm größere Wichtigkeit beilegte, als dies von deutschen Gelehrten geschah, die, wie Stackelberg klagt, aus Parteilichkeit gegen sein mythologisches System und „weil sie überhaupt nicht leicht den Jüngern gegenüber ihre veralteten Ansichten

und Vorurtheile aufgeben mögen", seine Arbeit weniger beachteten, als sie werth war. Sonst zog ihn der Aufenthalt in der elegantluxuriösen Stadt mit ihrem verkünstelten Wesen wenig an. Er schreibt darüber im Januar 1829 an die Schwester: „Glaube nur ja nicht, daß mich dieser Ort, der für andre Menschen so viel Reize zu haben pflegt, nur im geringsten fesselt; ich hatte nie einen besondern Zug hieher, und finde nun, da ich den Ort kennen gelernt habe, so wenig Freude an ihm, daß ich die Zeit ersehne, wo mich die Räder wieder hinwegführen werden. Nichts kommt hier dem gleich, was ich schon gesehen habe, bis auf den Kirchhof des père la Chaise, der mir als eine völlige Erneuerung einer antiken Gräberstadt erscheint." Mit großem Interesse wohnte Stackelberg in Paris auch der Eröffnung der Kammern bei, wo er Gelegenheit hatte, den ganzen Hof in seinem höchsten Glanze und den Adel in großem Costüm zu sehen und zugleich die Thronrede des Königs anzuhören. Der russische Botschafter Graf Pozzo di Borgo hatte ihm die schwierig zu erlangende Einlaßkarte zu dem besten Platz, von wo er Alles aufs genaueste beobachten konnte, verschafft. Von seinen musikalischen Genüssen durch die Concerte der Sontag haben wir bereits oben berichtet.

Im Mai 1829 reiste Stackelberg von Paris nach London. Die wiederholte dringende Einladung seines alten treuen Freundes Cockerell, der Wunsch, diesen Hauptort wissenschaftlichen Verkehrs und die Kunstsammlungen des britischen Museums durch eigenen Augenschein kennen zu lernen, und die Absicht, seine noch übrigen begonnenen Werke hier bei einem Verleger vortheilhaft anzubringen, veranlaßten ihn zu dieser neuen Abschweifung von seiner ursprünglichen Reiseroute. In Begleitung seines Pariser Verlegers Osterwald gelangte er in 30 Stunden von Paris in diese „zweite Stadt der modernen Welt." Die 2 bis 3 Wochen, die er anfangs nur hier zu verweilen im Sinne hatte, dehnten sich zu mehreren Monaten aus. Die großen Entfernungen in dieser Welthandelsstadt bewirkten diese Verzögerung, da er doch alle seine in Italien gewonnenen englischen Bekannten, die weit zerstreut in der Stadt oder Umgegend wohnten, wiedersehen wollte. Die meiste Zeit widmete er natürlich seinem geliebten Cockerell, dem er auf diese Weise jetzt das vor 11 Jahren bei ihrer Trennung in Rom gegebene Versprechen mit gewohnter Pietät erfüllte. Er fand den Freund in den behaglichsten Verhältnissen und kam gerade zu der Taufe seines Erstgebornen nach seinem Landhause, wo er mehrere Tage festgehalten wurde und den Freund durch seinen Umgang wieder wie früher ver-

jüngte. Seine Hoffnung in London einen Verleger für seine noch unedirten Werke zu finden, ging nicht in Erfüllung.

Aus London scheidend, ging Stackelberg zunächst über Belgien nach Deutschland zurück. Er schreibt über diese Reise: „In 10 Stunden war ich aus der prachtvollen Stadt des Welthandels mit ihrem Walde von Schiffsmasten in Holland, und wie ich auf der Hinreise den einen Tag in Paris, den andern in London zu Mittag gespeist hatte, so konnte ich bei der Wegreise in London noch frühstücken und desselben Tages in Ostende zu Abend speisen. Das ist der Vortheil der Dampfschifffahrt, die uns mit einem Zaubermantel von einem Orte zum andern hinübersetzt. Die Entfernung ist doch so groß, daß man den größten Theil des Weges nur Meer und Himmel sieht. Dabei war ich in sehr angenehmer Gesellschaft in einem eleganten Salon mit schönen Divans, und ein trefflicher Koch und Kellner versäumten nichts was zum Wohlleben gehört. Von Ostende setzte ich meine Reise sogleich durch die Niederlande über Brügge, Gent, Antwerpen, nach Brüssel fort, wo ich mit Bewunderung die prachtvolle Einrichtung des Palastes unserer Großfürstin Anna, der Kronprinzessin von Holland, und vorzüglich ihre schöne Gemäldegalerie von niederländischen Meistern sah. Die Kaiserliche Hoheit selbst war aber zu meinem Bedauern eben abwesend, sie hätte sich vielleicht erinnert, mich am Hofe zu Pawlowsk (1815 bei seinem Besuch in der Heimath) gesehen zu haben, wo ich ihr meine Zeichnungen vorwies." — Von Brüssel ging's nach Köln, und von dort wieder auf einem schönen Dampfschiff nach Mainz und Frankfurt, wo Stackelberg 8 Tage verweilen mußte, um eiligst zu seinem unterdeß in Paris rasch vorgerückten Werke der Ansichten eine Karte von Griechenland zu componiren. Von Frankfurt führte ihn ein Eilwagen nach Cassel, wo er sich im Kreise früherer und neuer Freunde beglückt fühlte, obwohl sein Aufenthalt daselbst nur einen Tag dauerte. „Länger mußte ich, heißt es weiter in seinem Reisebericht an die Schwester, in Göttingen bleiben, wo meine alten Professoren mir mit besonderer Auszeichnung entgegenkamen und Alles zusammengeladen wurde, was sich für classische Literatur und Kunst interessirt. Das gab nun allerhand Fragen und Discussionen, aus denen ich wohl bemerkte, wie einseitig man in dem beschränkten Kreise der Lehrstudien und in dem Staube der Bücher wird, wenn man die Natur selbst und die Menschen nicht mit dazu beobachtet. Bei meinem alten Hauswirth, dem Professor Reuß, und besonders bei seiner Frau, die für mich in den Universitätsjahren eine schwesterliche Neigung gefaßt hatte, fand ich

und Vorurtheile aufgeben mögen", seine Arbeit weniger beachteten, als sie werth war. Sonst zog ihn der Aufenthalt in der elegantluxuriösen Stadt mit ihrem verkünstelten Wesen wenig an. Er schreibt darüber im Januar 1829 an die Schwester: „Glaube nur ja nicht, daß mich dieser Ort, der für andre Menschen so viel Reize zu haben pflegt, nur im geringsten fesselt; ich hatte nie einen besondern Zug hieher, und finde nun, da ich den Ort kennen gelernt habe, so wenig Freude an ihm, daß ich die Zeit ersehne, wo mich die Räder wieder hinwegführen werden. Nichts kommt hier dem gleich, was ich schon gesehen habe, bis auf den Kirchhof des père la Chaise, der mir als eine völlige Erneuerung einer antiken Gräberstadt erscheint." Mit großem Interesse wohnte Stackelberg in Paris auch der Eröffnung der Kammern bei, wo er Gelegenheit hatte, den ganzen Hof in seinem höchsten Glanze und den Adel in großem Costüm zu sehen und zugleich die Thronrede des Königs anzuhören. Der russische Botschafter Graf Pozzo di Borgo hatte ihm die schwierig zu erlangende Einlaßkarte zu dem besten Platz, von wo er Alles aufs genaueste beobachten konnte, verschafft. Von seinen musikalischen Genüssen durch die Concerte der Sontag haben wir bereits oben berichtet.

Im Mai 1829 reiste Stackelberg von Paris nach London. Die wiederholte dringende Einladung seines alten treuen Freundes Cockerell, der Wunsch, diesen Hauptort wissenschaftlichen Verkehrs und die Kunstsammlungen des britischen Museums durch eigenen Augenschein kennen zu lernen, und die Absicht, seine noch übrigen begonnenen Werke hier bei einem Verleger vortheilhaft anzubringen, veranlaßten ihn zu dieser neuen Abschweifung von seiner ursprünglichen Reiseroute. In Begleitung seines Pariser Verlegers Osterwald gelangte er in 30 Stunden von Paris in diese „zweite Stadt der modernen Welt." Die 2 bis 3 Wochen, die er anfangs nur hier zu verweilen im Sinne hatte, dehnten sich zu mehreren Monaten aus. Die großen Entfernungen in dieser Welthandelsstadt bewirkten diese Verzögerung, da er doch alle seine in Italien gewonnenen englischen Bekannten, die weit zerstreut in der Stadt oder Umgegend wohnten, wiedersehen wollte. Die meiste Zeit widmete er natürlich seinem geliebten Cockerell, dem er auf diese Weise jetzt das vor 11 Jahren bei ihrer Trennung in Rom gegebene Versprechen mit gewohnter Pietät erfüllte. Er fand den Freund in den behaglichsten Verhältnissen und kam gerade zu der Taufe seines Erstgebornen nach seinem Landhause, wo er mehrere Tage festgehalten wurde und den Freund durch seinen Umgang wieder wie früher ver-

jüngte. Seine Hoffnung in London einen Verleger für seine noch unedirten Werke zu finden, ging nicht in Erfüllung.

Aus London scheidend, ging Stackelberg zunächst über Belgien nach Deutschland zurück. Er schreibt über diese Reise: „In 10 Stunden war ich aus der prachtvollen Stadt des Welthandels mit ihrem Walde von Schiffsmasten in Holland, und wie ich auf der Hinreise den einen Tag in Paris, den andern in London zu Mittag gespeist hatte, so konnte ich bei der Wegreise in London noch frühstücken und desselben Tages in Ostende zu Abend speisen. Das ist der Vortheil der Dampfschifffahrt, die uns mit einem Zaubermantel von einem Orte zum andern hinübersetzt. Die Entfernung ist doch so groß, daß man den größten Theil des Weges nur Meer und Himmel sieht. Dabei war ich in sehr angenehmer Gesellschaft in einem eleganten Salon mit schönen Divans, und ein trefflicher Koch und Kellner versäumten nichts was zum Wohlleben gehört. Von Ostende setzte ich meine Reise sogleich durch die Niederlande über Brügge, Gent, Antwerpen, nach Brüssel fort, wo ich mit Bewunderung die prachtvolle Einrichtung des Palastes unserer Großfürstin Anna, der Kronprinzessin von Holland, und vorzüglich ihre schöne Gemäldegalerie von niederländischen Meistern sah. Die Kaiserliche Hoheit selbst war aber zu meinem Bedauern eben abwesend, sie hätte sich vielleicht erinnert, mich am Hofe zu Pawlowsk (1815 bei seinem Besuch in der Heimath) gesehen zu haben, wo ich ihr meine Zeichnungen vorwies." — Von Brüssel ging's nach Köln, und von dort wieder auf einem schönen Dampfschiff nach Mainz und Frankfurt, wo Stackelberg 8 Tage verweilen mußte, um eiligst zu seinem unterdeß in Paris rasch vorgerückten Werke der Ansichten eine Karte von Griechenland zu componiren. Von Frankfurt führte ihn ein Eilwagen nach Cassel, wo er sich im Kreise früherer und neuer Freunde beglückt fühlte, obwohl sein Aufenthalt daselbst nur einen Tag dauerte. „Länger mußte ich, heißt es weiter in seinem Reisebericht an die Schwester, in Göttingen bleiben, wo meine alten Professoren mir mit besonderer Auszeichnung entgegenkamen und Alles zusammengeladen wurde, was sich für classische Literatur und Kunst interessirt. Das gab nun allerhand Fragen und Discussionen, aus denen ich wohl bemerkte, wie einseitig man in dem beschränkten Kreise der Lehrstudien und in dem Staube der Bücher wird, wenn man die Natur selbst und die Menschen nicht mit dazu beobachtet. Bei meinem alten Hauswirth, dem Professor Reuß, und besonders bei seiner Frau, die für mich in den Universitätsjahren eine schwesterliche Neigung gefaßt hatte, fand ich

eine so rührende Aufnahme, als wäre ich in das elterliche Haus zurückgekehrt. Auch wurde mir in Göttingen nichts weniger als eine Professorwürde zugedacht, und für meinen Gelehrtenberuf hätte mir nichts Vortheilhafteres begegnen können, da man ja diesen nur mit solchen Vorkehrungen erst recht gesetzmäßig zu behaupten gewohnt ist. Doch ich dachte an das Ziel meiner Reise und schlug alle derartigen Anerbietungen aus. Uebrigens wollte ich mir noch, bevor wir uns wiedersehen — Dir allein sei es vertraut — eine Braut holen und ging darum bis Hannover hinauf. Du erinnerst Dich vielleicht nicht mehr, daß ich aus Rom einmal an unsre liebe Mutter schrieb, die Bekanntschaft einer jungen Baronin Bloom gemacht zu haben, die aus Holstein gebürtig war, reich, Freundin der Kunst, auch selbst eine geschickte Zeichnerin. Da erfuhr ich denn, daß auch die erste Frau unsers Vaters aus derselben Familie gewesen war, und weil ich denn mit ihm denselben Taufnamen führe, so schien mir eine solche Fügung für Otto Stackelberg nicht ohne Bestimmung des Schicksals. Ich hörte, daß sie jetzt in Hannover mit ihrer Mutter lebe und reiste also hin. Doch sie war nicht in Hannover, sondern nach Holstein gereist, und meine Neugier sie wiederzusehen wurde nicht befriedigt. Ich mußte wieder durch Göttingen zurückreisen. Eine Merkwürdigkeit vergaß ich noch zu erwähnen, daß ich nämlich in Göttingen alle meine Effecten wiederfand, welche ich vor 22 Jahren dort zurückgelassen hatte. Es war mir keineswegs uninteressant, wiederzusehen, was ich vor so langer Zeit getrieben, ja selbst an mir getragen hatte; aber es ist doch wirklich ein exemplarischer Zug von Ehrlichkeit, daß ich die Sachen alle in größter Ordnung und wohlerhalten wiederbekam, obgleich ein ganzes Haus darüber weggebrannt, der Besitzer desselben, dem ich sie zur Aufbewahrung anvertraute, gestorben war und nur seine alte brave Frau noch lebte, die denn für die Erhaltung meines Eigenthums aufs beste gesorgt hat und nicht einmal eine Bezahlung für ihre Sorgfalt und Ehrlichkeit nahm, sondern sich, meine Anerbietungen ausschlagend, mit einer Bescheinigung ihrer Redlichkeit und Treue begnügte. — In Weimar wurde ich im Schoße Goethe's aufgenommen. Der alte Dichter, der einzige jetziger Zeit, kam mir mit einer Achtung und Freundschaft entgegen, die mich überraschte, bei seinem bekannten Ernst und bei der Vergötterung, die er in seinem Leben erfahren hat. Er wollte mich nicht von sich lassen, und stolz auf seine Anerkennung, konnte ich mich ganze 5 Tage nicht von ihm losreißen, wo ich morgens um 10 Uhr schon mich einfinden mußte und bis um 11 Uhr abends blieb; alle Tage beim

Frühstück, Mittag- und Abendessen, wo er gar seltenes Gemüse aus Italien vorsetzte, bald allein mit ihm, bald mit seiner sehr gebildeten Schwiegertochter, der gebornen Gräfin Pogwisch, auf Spazierfahrten, bald bei seinen Portefeuilles, bald bei seiner Antikensammlung, bald am Hofe bei der trefflichen alten Großherzogin (die regierende Großherzogin Marie war nicht in Weimar), bald auf seiner kleinen Villa, die er selbst gepflanzt hat und die ich zeichnete. Er dachte sich's zu meiner Unterhaltung aus, immer die schönste junge Dame aus Weimar täglich in unserer Gesellschaft zu haben, und gab mir ein schönes Andenken, sein Bildniß in mehreren Medaillen, und ich unterließ nicht, ihm durch einige von meinen eignen Zeichnungen und durch das Werk über die neugriechischen Trachten mich dankbar zu beweisen. Ich wurde ganz beschämt durch ein Wort von ihm: „Sie haben ausgeführt, was ich umsonst zu erreichen strebte." Sage, ob ich von einem solchen Mann so rasch forteilen konnte? Ich blieb 5 Tage, indem ich täglich zum Bleiben für den folgenden gedrungen wurde. — Von Weimar nach Leipzig, wo ich wieder mit aller erwünschten Auszeichnung von den Gelehrten aufgenommen wurde. Ich wollte nur einen Tag bleiben, aber da war für den folgenden ein Mittagsmahl von mehr als 100 Personen veranstaltet, und wie ich mich ganz unbekannt in der großen Gesellschaft glaubte, wurde plötzlich eine ehrenvolle Rede gehalten, in welcher sich's entwickelte, daß an mich gedacht worden und daß eine laute Anerkennung meiner Verdienste für die Kunst und Gelehrsamkeit durch ein allgemeines Lebehoch mir gebracht werden sollte. Der bekannte Domherr Stieglitz, der über die Architektur der Griechen eins der frühesten Werke geschrieben hat, hielt die Rede, und ich mußte schuldigerweise mit Dank und Verehrung des gelehrten Vereins erwidern."

In Dresden traf Stackelberg mit den ihm so befreundeten römischen Bekannten, den Familien des Gesandten von Reden und des Grafen von Baudissin zusammen; das waren nun wieder starke Bande ihn festzuhalten; außerdem fand er Geschäftsbriefe von dem Pariser Verleger seiner „Ansichten von Griechenland" vor, welche ihm die Pflicht, zu diesem Werke den erklärenden Text einzusenden, der zwar schon in Paris im vorigen Jahr entworfen war, aber bei den Zerstreuungen der Reise bisher nicht hatte ausgearbeitet werden können, dringend nahe legten. Da er wohl einsah, daß er die Vollendung seiner gelehrten Arbeiten, zu der ihn die Pflicht gegen Verleger und Publikum drängte, in der Heimath bei dem gänzlichen Mangel aller wissenschaftlichen Hülfsmittel nicht werde bewerkstelligen kön-

nen, entschloß er sich wieder zu einem längern Aufschub seiner Reise in die Heimath und richtete sich „bis zum Frühling" in Dresden in einer hübschen bequemen Wohnung häuslich ein. Aus diesem einen Winter, den er noch fern zu bleiben beabsichtigte, wurden aber, indem noch andre hindernde Umstände, z. B. vielerlei gesellschaftliche Zerstreuung, die ihm die rasche Vollendung seiner Arbeiten unmöglich machte, das Auftreten der Cholera in seiner Heimath und in Deutschland, und eigne Krankheit hinzutraten, noch 4½ Jahre, die er theils in Dresden, theils in Manheim oder auf Reisen in Deutschland zubrachte. Hauptsächlich aber mochte der Umstand, daß seine Sehnsucht nach der Heimath überhaupt nach dem Tode der Mutter bedeutend geschwächt war, was er freilich in seinen entschuldigenden Briefen an die Schwester nicht wahr haben, wohl auch sich selbst nicht einmal recht eingestehen wollte, und die in seinem Charakter liegende Unentschlossenheit sowie die Gewohnheit, sich von der Stimmung des Augenblicks leiten und sich aus behaglichen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht gern herausreißen zu lassen, die Schuld an dieser Verspätung tragen. Ebenso wenig mochte er sich aber auch, bei seinem steten Schwanken zwischen der Heimath und dem Auslande, durch bestimmte Verpflichtungen zu einem dauernden Aufenthalte in Dresden, wo man ihm eine feste Anstellung als Oberverwalter aller sächsischen Kunstanstalten, der berühmten Bildergalerie und in's Besondere der Antikensammlungen auswirken wollte, binden lassen.

Die geselligen Verhältnisse in Dresden gestalteten sich für Stackelberg überaus erfreulich. Außer den alten Bekannten traf er dort einige Landsleute, unter andern den als Novellendichter hernach bekannt gewordenen Baron Alexander Ungern-Sternberg, mit dem er in sehr vertrauten Verkehr trat und der ihn auch hernach auf seiner Reise nach Manheim begleitete. Besonders wohl fühlte er sich aber in dem sogenannten Tiedgeschen und Tieckschen Kreise, zu dem unter Andern anfangs noch die bereits hochbetagte Elisa v. der Recke (Schwester der Herzogin Dorothea v. Kurland), der auch als Schriftsteller über Psychologie und Anthropologie berühmte Arzt Carus, der Maler Vogel v. Vogelstein, Frau v. Quandt, der hessische Gesandte v. Steuben u. s. w. gehörten. Auch bei Hofe wurde Stackelberg bekannt; besonders gewann er die Gewogenheit der sehr unterrichteten sächsischen Prinzen, mit denen er manche vertrauliche Stunde zubrachte und von denen namentlich der jüngere in der griechischen und römischen Literatur wohl bewandert war und den Umgang mit Gelehrten eifrig suchte.

Dort lernte er den geistreichen Kronprinzen von Preußen (nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV.) persönlich kennen, der ihn bereits aus seinen Schriften schätzte, ihm hohe Achtung bezeigte und ihn aufs freundlichste nach Berlin einlud, um ihm das neueröffnete Museum zu zeigen. Besonders anziehend für Stackelberg war aber der Umgang mit der aus Reval stammenden Familie Krause, die zu Weistropp, in der Nähe von Dresden sich einen Landsitz mit dem gewähltesten Geschmack und wahrhaft fürstlicher Pracht eingerichtet hatte und ihrem Landsmann mit so vieler Freundschaft entgegenkam, daß er häufig von ihren gefälligen Einladungen Gebrauch machte. Ihre schöne Wohnung, mit einer Sammlung von Gemälden neuerer Künstler und mit trefflichen Statuen geschmückt, zog viele Fremde aus Dresden an, die alle mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen wurden, so daß keine Woche verging, wo sie nicht zahlreiche Besuche selbst der Vornehmsten empfingen. Besonders unterließen es Künstler nicht diesen angenehmen Ort aufzusuchen. Die Liebe der Familie zumal für treffliche Musik bewirkte, daß immer die ausgezeichnetsten Virtuosen hinauskamen und daß man in dieser Kunst dort jederzeit das Vollendetste zu hören bekam. Vielleicht mochte auch ein zarteres Interesse, wenigstens vorübergehend, für Stackelberg eine Anziehungskraft an diesen Ort ausüben; wenigstens trug sich die Gesellschaft in Dresden im Winter 1830 mit dem Gerücht umher, daß Stackelberg und Emma Krause, die anmuthige Nichte und Pflegetochter des Besitzers von Weistropp, ein Paar werden würden. — Andere Genüsse boten Stackelberg während seines Dresdener Aufenthalts Tiecks Vorträge classischer, zumal Shakespearischer Schauspiele dar, dessen Kunst des Vorlesens, wie Stackelberg sich ausdrückt „alles übertrifft, was man sich davon für eine Idee zu bilden vermag, da man Shakespearische Stücke lieber von ihm, als in irgend einem der besten Theater vortragen hört" — und das Theater selbst durch die vorzügliche Aufführung der trefflichsten Meisterwerke, ein Genuß, den er seit so langer Zeit entbehrt hatte, wie er denn überhaupt so manches in der deutschen und französischen Literatur nachzuholen hatte, was ihm während seiner ausschließlichen Beschäftigung mit der classischen und italienischen Kunst unbekannt geblieben war.

Alle diese Annehmlichkeiten vermochten übrigens Stackelbergs Interesse für Italien nicht zu schwächen und ihn namentlich im ersten Winter, den er in Dresden verlebte, kaum für den Verlust der italienischen Natur und des südlichen Klimas zu entschädigen. „Das hiesige Klima, schreibt er,

erschreckt mich förmlich. Ich kann nicht in die Luft gehen, ohne daß ihre harte Berührung mir Thränen aus den Augen preßt und mich unwillkürlich zwingt, den eisernen Himmel zu beweinen; auch behindert die scharfe Luft mir das Athemholen; dennoch bin ich wohl und wundere mich selbst, daß ich bei der Eingeschlossenheit in der Stube und bei dem immerwährenden Sitzen und Schreiben ohne die mir so nothwendige Bewegung in freier Luft, mich so gut zu erhalten vermag; zum Glück bemerke ich bei dem Zwang meiner anstrengenden Beschäftigungen und den vielen angenehmen geselligen Beziehungen und Genüssen kaum die Oede des hiesigen Winters und die gänzliche Erstorbenheit der Natur um mich her". Und in einem Briefe vom 27. Februar 1830: „Ich feierte immer den heutigen Tag (den Geburtstag der Mutter) mit einem Blick auf die schöne Natur und ihre trostreichen Wunder. In Italien war der Himmel um diese Zeit heiter und in Feld und Gebirge bereits die Pracht des Frühlings ausgebreitet, die in der geheimen Sprache der Blumen ein hohes Loblied auf die wiedergeborene Schönheit und Jugend der Welt zu singen schien. Hier aber herrscht noch Nebel und Düsterheit und in der Natur ein Kampf um Leben und Tod, wobei es unentschieden bleibt, ob sie schon wiedererwachen oder noch im starren Schlaf verharren wird. Der Anblick der Natur betrübt mich nur und mahnt mich an die schöne südliche Zone, die weit hinter mir liegt. Meine Lage ist hier übrigens in jeder andern Beziehung heiter und angenehm zu nennen. Ich habe hier freundlichen Umgang, die Gesellschaft wohlwollender Menschen und genieße die Achtung der Welt, die wenigstens zum Theil die Frucht meiner Bestrebungen ist. Daß man im Vaterlande meiner wenig gedenkt, ist die natürliche Folge der spätern Entwickelung desselben. Erst muß die übrige Menschenwelt wohl Vieles gesprochen haben, bis der Klang davon dort widerhallt, wie in den übrigen Gegenden der Erde die Blumen längst aufgesproßt und erblüht sind, bevor sie in unserm Lande entkeimen". Die später eintretenden warmen Tage des deutschen Frühlings versöhnten Stackelberg auch in dieser Beziehung mit seinem Dresdner Aufenthalt. „Mit Freude, schreibt er im April an die Schwester, begrüße ich die schönen warmen Tage, weil ich so ganz an den schönen Himmel gewöhnt bin, daß ich ihn nicht entbehren kann, ohne ein schweres Opfer zu bringen. Du wirst wissen, wie hübsch die Umgebungen von Dresden sind, und sie müssen mir dieses Jahr einen Ersatz bieten für mein weitentlegenes Italien, wo der Frühling schneller als hier und schöner eintritt. Ich habe schon manche sehr an-

genehme Lustfahrt ins Freie gemacht, wo die heitere Natur mir Trost und Freude gewährte".

Unterdessen waren schon im Januar 1830 die vier ersten Hefte seiner griechischen Ansichten, die in Paris lithographirt wurden, an Stackelberg nach Dresden gelangt und zugleich das inzwischen fertig gewordene Manuscript des sie begleitenden französischen Textes an den Verleger in Paris von ihm abgesandt worden. Stackelberg äußerte sich über die ihm zugesandten Proben der Zeichnungen sehr befriedigend: „Die 4 fertigen Lieferungen der Steinzeichnungen zu meinem griechischen Reisewerk sind vortrefflich gerathen, und ich möchte sagen, daß man bisher noch nichts so gut lithographirt hat. Es sind ganz meine Zeichnungen in verkleinertem Maßstabe mit künstlerischer Geschicklichkeit ausgeführt". — Zu Anfang des Jahres 1830 eröffnete sich für Stackelberg auch die Aussicht, zu einem völligen Ersatz der vielfachen Auslagen für seine Werke zu gelangen, ja noch einen Gewinn bei denselben zu erzielen. Nicht allein war ihm von dem Pariser Verleger seiner griechischen Ansichten ein Honorar von 25,000 Francs zugesichert worden, sondern es war ihm auch gelungen für zwei andere Werke, die „Gräber der Hellenen" und die zweite Abtheilung seiner griechischen Trachten und Gebräuche, in Deutschland einen Verleger unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu gewinnen. Nach vergeblichen Unterhandlungen darüber mit Barth in Leipzig übernahm nämlich Reimer in Berlin dieselben und sicherte Stackelberg contractlich die Summe von 30,000 Rubel Banco für beide zu, die ihm, wie auch die mit Osterwald in Paris abgemachte Summe in bestimmten Terminen während des Erscheinens der Werke ausgezahlt werden sollten; freilich unter der Bedingung der rechtzeitigen Textlieferung von Stackelbergs Seite. Außerdem hoffte er noch für die Ansichten von Griechenland die Petersburger Akademie der Wissenschaften zu einer Unterstützung zu vermögen und dadurch wie durch eine in Petersburg zu eröffnende Subscription auf dieses Werk einen weitern Vortheil aus diesem Unternehmen zu ziehen. Auch die Hypogäen von Tarquinii wurden Cotta, der ihn jahrelang mit dem Erscheinen hingehalten hatte, weggenommen und Reimer in Verlag gegeben, zu welchem Zwecke Stackelberg im August des Jahres eine Reise von Dresden nach Berlin unternahm. Freilich hatten sich nun Stackelbergs Verpflichtungen zum Arbeiten durch alle diese Abmachungen bedeutend erweitert und verschärft; denn außer den Zeichnungen zu den griechischen Volksscenen, die auf 20 Blätter berechnet und freilich schon größtentheils in

Rom entworfen waren, an denen aber doch auch noch Einiges fehlte, waren die Texte zu diesem ganzen Werk (den Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne) und zu den Hypogäen von Tarquinii zu liefern, desgleichen der längst begonnene zu den „Gräbern der Hellenen" zu vollenden. Alle diese Arbeiten mußten laut Abmachung in einem Jahr zu Stande kommen, denn im nächsten Leipziger Meßkatalog zu Ostern des folgenden Jahres sollten seine von Reimer in Verlag genommenen Werke bereits angekündigt erscheinen; und Stackelberg mochte sich wohl mit Grund mehr Hände wünschen, um diese Aufgaben allein auszuführen, die bisher immer unter zwei verschiedene Personen, einen Künstler und einen Gelehrten, vertheilt gewesen waren. Jene günstigen Aussichten auf materiellen Gewinn erfüllten Stackelberg mit großer Freude, um, wie er sagt, „bei denen, die in der Heimath das Geld hochachteten, in der Folge nicht als Verschwender verschrieen zu werden, indem seine Arbeiten ihm nun mehr einbringen würden, als er dafür ausgegeben, obwohl es mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden sei, mit Würde und anständiger Pracht ausgestattete Werke in den Buchhandel zu bringen". — Aber wie bald sollten diese schönen Hoffnungen größtentheils scheitern! Die Julirevolution in Paris, die eine allgemeine Stockung der Geschäfte hervorbrachte und auch den Buchhandel lähmte, bewirkte zunächst, daß die Zahlungen von Paris ausblieben, ja es trat sogar, nachdem 16 Lieferungen der Ansichten von Griechenland erschienen waren, eine Stockung in dem Fortgang des Werkes ein, und da nun natürlich die Unterstützungen der französischen Regierung wegfielen, auch die Unterhandlungen mit der Petersburger Akademie der Wissenschaften erfolglos blieben, mußte Stackelberg noch froh sein, daß jenes Werk überhaupt nur vollendet wurde und auf jeden Gewinn dabei verzichten. Das Werk erschien endlich 1834. (La Grèce. Vues pittoresques et topographiques, dessinées par O. M. Baron de Stackelberg. Paris, chez I. F. d'Osterwald. 1834. 2 Theile. Royal-Fol. Der erste Theil mit 28 S. französischen Textes, enthält die Ansichten des Peloponnes, der zweite Theil mit 18 S. Text die des nördlichen Griechenlands). Aber die Verlagshandlung von Osterwald, durch die politischen Wirren ruinirt, machte schließlich vollständig Bankerott, und nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Exemplaren der griechischen Ansichten, die darum auch höchst selten sind, konnte aus jenem Schiffbruch gerettet und durch den deutschen Buchhandel hernach verbreitet werden. — Auch der deutsche Verleger kam seinen Verpflichtungen nicht

nach, wohl nicht ohne Stackelbergs Schuld. Zwar die „Trachten und Gebräuche der Neugriechen", wovon die erste Abtheilung unter französischem Titel in 31 Blättern schon 1826, wie gesagt, erschienen war, kamen in der That als zweite Abtheilung dieses Werkes in 21 Blättern 1831 mit deutschem Text bei Reimer in Berlin heraus. Aber mit der Vollendung des Textes zu dem andern Werke, den „Gräbern der Hellenen", zögerte Stackelberg ungebührlich lange, zum Theil durch anhaltende Krankheit verhindert, und so mußten denn dem Berliner Verleger, um einem langwierigen Prozesse zu entgehen, Terminverlängerungen und Zahlungsfristen bewilligt werden, ja das endliche Erscheinen des Gräberwerkes im Todesjahre Stackelbergs (Die Gräber der Hellenen, von O. M. Baron von Stackelberg, Berlin bei Reimer. 1837. Royal-Fol. 79 Kupfertafeln nebst 44 und 49 S. Text) hat man auch nur einem Freunde Stackelbergs, dem badenschen Geheimrath Ungern-Sternberg, zu verdanken, welcher durch sein unablässiges Drängen Stackelberg endlich bewog, dieses Werk nur mit einer vorläufigen, dem dringendsten Bedürfniß genügenden Erklärung, statt des eigentlich beabsichtigten, inhalt- und umfangreichen Textes, zu dessen Vollendung es aber wohl sicher nie gekommen wäre, erscheinen zu lassen. Das Werk über die Hypogäen von Tarquinii endlich ist, wie wir schon oben berichteten, leider nie erschienen. Außer andern Verhinderungen war an dieser Saumseligkeit Stackelbergs der Umstand schuld, daß er während seines Aufenthalts in Dresden, durch den Umgang mit Dichtern und den weiblichen und männlichen Schöngeistern des Tiedgeschen Kreises verleitet wurde, manche nothwendigere gelehrte Arbeit über der Beschäftigung mit seiner mythologischen Dichtung „Albunea" zu vernachlässigen. Diese nennt Stackelberg selbst ein episch-archäologisches Gedicht; in der That war es ein durchweg allegorisch gehaltenes Lehrgedicht über Mythologie in hexametrischer Form, dessen Idee und Entstehung sich an seine Bearbeitung des Textes zu dem Apollotempel und den Gräbern der Hellenen knüpfte und in dem er jenes ihm eigen gewordene mythologische System in poetischem Gewande zur Darstellung zu bringen suchte, indem er es der Albunea, „der weißen Göttin von Tibur" in den Mund legte. Die Albunea ist nämlich die Nymphe des Wasserfalles zu Tivoli (dem alten Tibur), an welchen Ort von der Sage die Heimath der römischen Sibylla verlegt wird. Die Quelle des Wasserfalls soll alle 1000 Jahr einmal verschwinden und dann nach einem Jahr wiederkehren. Der Dichter ließ nun beim ersten Verschwinden der Quelle die Sibylla ins Leben treten und beim

Wiedererscheinen der Quelle verschwinden, und so noch zweimal. Das ganze Gedicht war auf 3 Bücher angelegt und sollte zuerst die Götter- und Menschenbildung, sodann die Heroensagen enthalten. Gewidmet ist es, wie aus den von Gerhard (Hyperboreisch-römische Studien Thl. II, pag. 292, wo vorher auch eine umständlichere Relation über das in Rede stehende Gedicht und ein längeres Bruchstück gegeben wird) beigebrachten Schlußversen hervorgeht, seinen „hyperboreischen Freunden". Die Anlage des Gedichtes ist geistreich, außerdem ist es reich an tiefsinnigen Gedanken und glänzenden Schilderungen. Dennoch wird der poetische Werth des Ganzen, wie der aller derartigen allegorischen Dichtungen, die in ihrer sibyllinischen Sprache zum Verständniß erst einer besondern Deutung und Erklärung bedürfen, nur mäßig anzuschlagen sein, trotz des Beifalls, den dasselbe in dem Tiedgeschen Kreise, wo Stackelberg oftmals einzelne Partien daraus auch den Damen vorlas und erklärte, fand. Auch dieses Werk ist, wie erwähnt, nicht zum Abschluß gekommen und unveröffentlicht geblieben.

Wir haben schon oben einer im August des Jahres 1830 von Dresden aus unternommenen Reise Stackelbergs gedacht. Dieselbe ging zunächst nach Berlin, um sein Werk über die Hypogäen ebenfalls Reimer in Verlag zu geben. Ein zweiter Zweck dieser Reise, die hernach von Berlin nach Holstein fortgesetzt wurde, war der, jene Familie aufzusuchen, aus der sich Stackelberg, wohl mehr einer fatalistischen Grille als dem Zuge seines Herzens folgend, eine Lebensgefährtin wählen wollte. Die Dame, um die es sich handelte, muß auch jedenfalls bereits über die erste Blüthe der Jugend hinaus gewesen sein, da er schon bei Lebzeiten seiner Mutter in Italien, also wenigstens vor 10 Jahren, ihre erste Bekanntschaft gemacht hatte. So läßt sichs denn also auch leicht erklären, weshalb es, obwohl Stackelberg bei einem 8-tägigen Besuch auf den Gütern der Familie von der jungen Baronin mit vorzüglicher Hochachtung, von der Mutter wie ein Sohn des Hauses aufgenommen wurde und man allgemein großes Gefallen an ihm bezeigte, doch nicht zur Verlobung mit der betreffenden Dame kam. Jene Reise, von welcher er nach 6-wöchentlicher Abwesenheit im September nach Dresden zurückkehrte, hatte ihm nur durch eine Erkältung in der feuchten Witterung eine langwierige Krankheit zugezogen, bei der alle Drüsen seines Halses und Gesichts anschwollen und die namentlich mit einer hartnäckigen Taubheit verbunden war. Zwei Monate mußte er in der Stube mit eingehülltem Kopfe sitzen und, um das Ausfallen der letzten

Haare zu verhindern, sich das Haupt völlig glatt rasiren lassen. Nachdem wenigstens die Drüsengeschwulst gegen Ende des Jahres gewichen war, zog er sich um Weihnachten bei der fortdauernden Nässe des Thauwetters zum zweiten Mal eine Erkältung zu. Die Drüsengeschwulst kehrte wieder, der Magen zeigte sich völlig zerrüttet, Schwindel und Kopfweh plagten ihn häufig, die Harthörigkeit wechselte mit einer noch besorglichern Augenschwäche ab. „Ich sah, schreibt er, plötzlich alles doppelt, und manchmal ganz durcheinander verwirrt und trübe, im Theater z. B. die Scene zweimal übereinander, die wirklichen Schauspieler in natürlicher Größe, und darunter die Wiederholung der ganzen um 1/3 kleiner, übrigens alle Menschen als die scheußlichsten Caricaturen mit 4 Augen u. s. w., indem alle Theile der Gesichter in einander verschoben erschienen. Das Schicksal konnte keinen häßlicheren Schabernack für mich ersinnen, der alle Caricaturen in der Seele haßt, nach dem Schönen in Gestalt und Farbe sich sehnt, den Mangel der schönen Natur in Deutschland selbst mit Wehmuth empfindet und für den verlassenen südlichen Himmel grade bei diesen Uebeln um so mehr büßt. Nicht die Mittel, die mein Arzt, einer der gescheutesten und genialsten Männer (Carus) verwandte, sondern Bewegung und frische Luft haben mich fast ganz wieder hergestellt, indem ich täglich vor der Zeit, wo mein Uebel zur bestimmten Stunde zu kommen pflegte, aus dem Hause rannte und ein Paar Stunden, trotz Schnee und Regen, wohlverwahrt umherlief. Noch ist aber die Dumpfheit des Gehörs nicht ganz verschwunden; sie geht wohl auf ein Paar Tage fort, täuscht mich aber durch beständige Wiederkehr, und auch meine genesenden Augen verfallen wohl noch manchmal in eine Art verworrenen und trüben Blicks. Doch ich habe die Zuversicht gewonnen, daß ich mit dem eintretenden Frühling völlig wiedergenesen werde."

Im Mai 1831 reiste Stackelberg zum Gebrauch einer Brunnencur nach Teplitz. Diese Cur blieb nicht ohne günstigen Erfolg: die Drüsenverhärtung nahm ab, und auch mit dem Gehör wurde es besser. Nachdem er bei dieser Gelegenheit auch Prag, Carlstein, Carlsbad und Schönburg besucht hatte, kehrte er im Juli wieder nach Dresden zurück. Aber schon Anfang September flüchtete er vor der Cholera, die inzwischen auch in Deutschland zu wüthen angefangen hatte und vor der er eine panische Furcht gehabt zu haben scheint, in Begleitung des Dichters Ungern-Sternberg nach dem bisher von der Seuche verschont gebliebenen Süden Deutschlands und ließ sich endlich zu einem mehrjährigen Aufenthalt in Manheim

nieder, wo alsbald auch der letzte Rest seiner Harthörigkeit in dem milden Klima wich. Ueber diese Reise schreibt er an die Schwester: „Auf der Reise von Dresden erprobte ich gleich an der baierischen Grenze die Unzulänglichkeit der Sanitätspässe, obgleich ich aus gesunden Gegenden und Städten kam. Während man sich im Sächsischen begnügt hatte, mit artiger Verbeugung an den Kutschenschlag zu treten und zu fragen: „Wie befinden sie sich?", fingen hier im Bairischen die ärgerlichen Weitläufigkeiten an. Da in meinem Paß „seithero in Dresden wohnhaft", in dem meines Reisegefährten „anhero" geschrieben stand, behauptete der Sanitätsbeamte, Ersteres drücke eine viel kürzere Zeit als Letzteres aus, und obwohl ich meine Sprachkenntniß anstrengte und versicherte, daß ich 2 Jahre, mein Gefährte aber nur 14 Tage in Dresden gewohnt habe, kam ich nur mit Noth und Mühe über die Grenze... Ueber Hof, Baireuth, Bamberg reiste ich nach Pommersfelde, dem Schloß des Grafen Schönburg, welches an Pracht und Größe und durch die seltene Gemäldesammlung von trefflichen italienischen und niederländischen Meisterwerken mit den fürstlichen Schlössern in Italien wetteifert, der Sammlung in München gleichzustellen ist und nur von der Galerie in Dresden übertroffen wird. Wie Viele mitten in dem an solchen Kunstschätzen armen Deutschland versäumen es, diese Sammlung zu sehen!.. Nürnberg hielt mich 14 Tage auf. Ich ergötzte mich mit einigen leichten Entwürfen bei dem berühmten Monument des Sebaldusgrabes, wo so viele schöne Motive, vermuthlich von verschiedenen Künstlern, selbst von italienischen, geformt und von Peter Vischer, dem Rothgießer, in Bronze ausgeführt sind. Keineswegs, wie der verschiedene Stil beweist, sind sie für dieses Meisters eigne Gedanken zu halten, was man doch allgemein annimmt, und es bleibt mir übrig, diese Bemerkung nächstens bekannt zu machen und näher zu erörtern. Ich fand die Albrecht-Dürerschen Gemälde im Rathhause fast unkenntlich gemacht durch die wiederholten schlechten Uebermalungen, die zum Hohn des berühmten Künstlers die letzten Spuren seines Pinsels verlöscht haben. Ich besuchte Hans Sachsens, Albr. Dürers und Pirkheimers Häuser, nach welchen seit des jetzigen, mir sehr wohl bekannten Königs von Baiern (Ludwigs) Regierung die Straßen benannt sind und beobachtete mit Freude die Wirkung, die solche Anordnungen für den Sinn des Volkes haben, bei welchem das Andenken an die Vorzeit dadurch von Neuem belebt wird. Auch besuchte ich in Nürnberg den Bruder meines verstorbenen treuen Freundes und Retters Haller. Von ihm erfuhr ich, daß mein Freund,

bei Thermopylae schon die Ahnung von seinem nahen Tode fühlend, seine eigne Grabschrift in sein Taschenbuch niederschrieb: „Wanderer, wenn Du nach Deutschland kommst, sage, daß ich hier liege, weil ich nach Vervollkommnung rang." Und dies schrieb er in einer Gegend, durch die er früher zu meiner Befreiung herbeigeeilt war, seinem frühen Tode im Thale Tempe entgegengehend. Die seltene Trefflichkeit seines Charakters ist doch wenigstens darin anerkannt, daß unsre Freundschaft mit der Erzählung seiner edeln That in englische Anekdotensammlungen, wo man sie mir in London gedruckt zeigte, und in deutsche Kinderbücher, wo ich sie neulich beschrieben fand, aufgenommen wurde .... Ueber Heilbronn, Hall und Weinsberg kam ich endlich an den Neckar und an den alten Rhein, wo unsre Trauben blühn: unsre kann auch ich sagen, denn wer verleugnet wohl seine deutsche Abstammung und sein deutsches Blut? Du weißt doch, daß im Fuldaischen unser altes Familienschloß (Stecken, estl. = Stacken) in seinen alten Ruinen noch zu sehen ist, und ich will es bestimmt einmal besuchen, zu Ehren unserer Vorfahren .... In Heidelberg fand ich meinen alten Freund, den Baron Hahn, mit seiner Familie, der, als kur- und livländischer Gouverneur mit Großkreuzen behängt, dort die Rechte studirt."

In Heidelberg wurde Stackelberg von den Professoren mit Auszeichnung empfangen. Er lernte dort auch Creuzer, den Verfasser der Symbolik, persönlich kennen, dessen Ansichten über die griechische Mythologie Stackelberg durchaus theilte, und der eben im Begriff stand, eine eingehende Recension über den „Apollotempel zu Bassae" zu schreiben und eine eigene Vorlesung über dies Werk zu halten. Auch die übrigen Professoren behandelten ihn mit der höchsten Achtung und suchten ihn zu überreden eine Professur in Heidelberg zu übernehmen oder, da er diese entschieden ausschlug, wenigstens den Winter über daselbst zu bleiben. Doch Stackelberg scheute die Gefahr einer neuen Erkältung in der kühlen Gebirgsgegend und wählte endlich nach langem Hin- und Herschwanken Manheim zu seinem zeitweiligen Aufenthaltsort. In diese Zeit scheint auch eine erfreuliche Auszeichnung, die Stackelberg vom Auslande erfuhr, zu fallen, indem ihn die Königl. dänische Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu ihrem ordentlichen Mitgliede aufnahm und mit dem betreffenden prachtvollen Diplom beehrte. Ebenso hatte ihn schon früher, den 1. September 1827, die Berliner Akademie zu ihrem auswärtigen ordentlichen Mitgliede creirt. Und während so das Ausland ihn auf alle Weise auszeichnete, sein Lob in Zeitungen und Journälen verbreitete, ihn in allen neuern archäologi-

schen Schriften citirte, ja sogar in öffentlichen Blättern genau verzeichnete, wohin er ging, was er that und ließ, wußte man in seinem Vaterlande so gut wie nichts von ihm, kannte seine Schriften kaum dem Namen nach und dachte nicht daran, ihm irgend welche akademische Ehren oder eine Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft zu ertheilen. Nur von der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst war er 1830 zum ordentlichen Mitgliede ernannt worden.

In Manheim brachte Stackelberg etwa 2 Jahre zu, immer noch mit der Abfassung oder Vollendung der Texte zu seinen archäologischen Werken beschäftigt, aber mehr als je durch gesellschaftliche Zerstreuungen im Arbeiten gestört. Der lebhafte Verkehr mit der verwittweten Großherzogin Stephanie von Baden, jener geistreichen und liebenswürdigen Adoptivtochter Napoleons, die nach mannigfaltigen herben Lebensschicksalen, sich nach Manheim zurückgezogen hatte, dort einen kleinen Hof hielt und fast nur in dem Umgange mit Gelehrten und Künstlern lebte; mehr noch die Bekanntschaft mit einer Menge anderer vornehmen Personen, die eine solche Ausdehnung erhielt, daß, wie er schreibt, er von einem Schloß zum andern fahrend, um den zahlreichen dringenden Einladungen zu folgen, den ganzen Sommer in fortwährenden Zerstreuungen und Belustigungen hätte zubringen können, stürzte ihn in einen Taumel geselliger Vergnügungen, der weder seinen gelehrten Arbeiten, noch seiner Gesundheit zuträglich war. — Im Sommer 1832 wurde Stackelberg durch die Sendung seines wohlgetroffenen Bildnisses erfreut, das der bekannte Dresdener Maler Vogel v. Vogelstein in Oel gemalt, mit dem derselbe, da man es für eines seiner gelungensten Werke hielt, zuvor auf Ausstellungen in Berlin, Dresden und Prag viel Beifall eingeerntet hatte und das er nun, nachdem er es mehrmals für Liebhaber wiederholt, Stackelberg zum Geschenke übersandte. Stackelberg ist auf diesem Gemälde unter den Ruinen des Apollotempels in Arkadien sitzend dargestellt, auf sein Portefeuille gelehnt, eine griechische Reisemütze auf dem Kopfe, seinen schönen Windhund Sirio zur Seite; ganze Figur, ungefähr 2 Spannen hoch. Außerdem existirt noch ein kleineres Brustbild Stackelbergs von demselben Künstler, das auch die Grundlage zu einer Lithographie abgegeben hat, und endlich befindet sich auf einem berühmten Gemälde desselben Vogel, wo Tieck, umgeben von dem gewähltesten Personal seines Kreises, dargestellt ist, unter diesem auch Stackelbergs wohlgetroffenes Bildniß. — Im Sommer 1832 hatte Stackelberg in Manheim auch die Freude, einige Glieder seiner Familie wiederzusehen

und mit ihnen mehrere Wochen in den traulichsten Erinnerungen an die Heimath und seine dortigen Verwandten zu verleben.

Im Jahre 1833 gerieth Stackelberg in Manheim in eine bösartige Krankheit und in Folge falscher Behandlung eines dortigen Arztes betraf ihn ein Schlaganfall. Seitdem war seine geistige Blüthe dahin. Denn wenngleich er von diesem ersten Anfall körperlich wieder hergestellt wurde und in leidlichem Wohlsein gegen Ende des Jahres nach Dresden, hauptsächlich in der Absicht, sich von seinem dortigen höchst geschickten Arzte, dem ihm auch persönlich noch befreundeten Carus, behandeln zu lassen, zurückkehrte, so war er doch, obwohl er immer noch seine unvollendeten Werke von Zeit zu Zeit vornahm und namentlich an seinem mythologischen Gedicht fortwährend feilte, zu anstrengenderer geistiger Arbeit nicht mehr fähig. Auch wiederholte sich der Anfall im folgenden Jahr in Dresden noch einmal, wo auch die Zunge von der Lähmung mit ergriffen ward, so daß ihm das Sprechen eine Zeit lang besonders schwer fiel. In der Gesellschaft seiner vielen Freunde war er übrigens auch da noch durch seine anziehende Persönlichkeit, durch seine bei besonderer Anregung immer noch geistvolle Unterhaltung und durch die Milde seines Urtheils eine willkommene Erscheinung. Er bewohnte damals eine unweit der Brücke an der Elbe reizend gelegene Villa, die er mit großem Geschmack eingerichtet und mit den schönsten Meubeln, Teppichen und Gemälden ausgeschmückt hatte. — Mit ganz besonderer Sorgfalt nahm sich damals der badensche Geheimrath Baron Ungern-Sternberg seiner an. Doch scheint derselbe manchmal etwas eigenmächtig mit ihm und zumal mit seinen Notizenbüchern und dem gesammelten Material zu seinen gelehrten Werken verfahren zu sein und sich zu angelegentlich auch um seine Kunstsachen bekümmert zu haben. Er nahm ihm z. B. oft ohne des Verfassers Vorwissen Papiere und Notizensammlungen weg, um sie für seine Verleger nützbar zu machen, und so erzählt unter Anderm ein Freund Stackelbergs, dieser sei einmal in Dresden ganz trostlos zu ihm gekommen, klagend, daß Ungern während seiner Krankheit alle Zeichnungen aus seinen Skizzenbüchern herausgeschnitten und in Bücher größeren Formats geheftet oder geklebt habe. Jetzt, wo er nun die Skizzenbücher zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten wieder benutzen wolle, sei es ganz unmöglich, alle in denselben an Ort und Stelle gemachten Notizen zu finden, indem diese sich theils auf der Rückseite der Zeichnungen, theils auch von einer Seite zur andern fortlaufend befunden hätten.

Aus der Zeit dieses seines letzten Dresdener Aufenthalts sind uns noch ein Paar anziehende Anekdoten aufbehalten, die auf die ungemeine, oft mißbrauchte Gutmüthigkeit und Milde seines Wesens ein charakteristisches Licht werfen. Der treue Begleiter auf allen seinen Wanderungen durch Deutschland noch von Rom her, sein Lieblingshund Sirio, wurde ihm in Dresden gestohlen. Dem Wiederbringer ward eine Belohnung von 2 Rthlr. im Tagesblatte ausgesetzt. Der Hund kam alsbald wieder in den Besitz seines Herrn. Dieser Act wiederholte sich nun aber fast in jeder Woche, und als man ihm sagte, wenn er eine geringere oder gar keine Belohnung biete, werde das Thier wohl nicht mehr abhanden kommen, meinte Stackelberg gutmüthig: „Die guten Leute stehlen vielleicht den Hund, weil sie 2 Rthlr. brauchen können". Die andere Anekdote entnehmen wir dem Briefe eines seiner Bekannten aus dieser letzten Dresdener Zeit. Es heißt daselbst: „Laß mich Dir einen Nachmittag beschreiben, den ich in Stackelbergs Gesellschaft zubrachte: Er hatte mich zum Kaffee in seinen Garten eingeladen, erzählte mir daselbst viel von seinen Reisen und erklärte die Bilder seines Werkes. So brachten wir eine Stunde recht hübsch und gemüthlich zu. Dann gestand er mir auf seine feine Weise: als er mich diesen Morgen zum Kaffee habe invitiren lassen, sei es seinem schwachen Gedächtniß ganz entfallen, daß er versprochen habe, zwischen 4 und 5 Uhr zu Frau v. Louquest zu kommen, um ein Porträt der Devrient zu sehen und dann später um 5 Uhr mit einer Dame aus Weimar in den Plauenschen Grund zu fahren. Wir gingen nun zusammen fort: als wir auf der Hausflur einen hochbeladenen Frachtwagen halten sahen, dessen Fuhrmann auf Stackelberg zukam, um ihm zu melden, er brächte die 10 Kisten aus Rom (alle Kunstschätze seiner Sammlung enthaltend, die bei seiner Abreise aus Rom im Jahre 1828 seinem Freunde Kestner zur Aufbewahrung übergeben waren und die er sich erst nach Dresden hatte nachsenden lassen). Derselbe Fuhrmann brachte ihm aber zu gleicher Zeit die Schreckenspost, daß diese mit seltenen Kunstwerken, Statuen, Gemälden u. s. w. angefüllten Kisten, die der Papst auf Betrieb seiner italienischen Freunde mit einem Freibrief durch alle italienische Staaten versehen hatte, damit sie nur ja nicht aufgemacht würden, nachdem sie mit einem ähnlichen Freibrief Oesterreich und alle andern Länder passirt waren, an der sächsischen Grenze von den rohen Händen der Zollbeamten bis auf den Grund ausgepackt und dann wieder in die Kisten hineingeworfen wären. Der Fuhrmann sagte: trotz seiner flehendlichen Bitten habe man sich nicht zum Plombiren ver-

standen, sondern ihn 2 Tage lang aufgehalten und Alles durchwühlt. Denke Dir diese Nachricht in Bezug auf eine Sendung, deren Transportkosten allein 695 Thaler betragen hatten, in einem Moment, wo Stackelberg sich nicht einmal dieser Angelegenheit hingeben konnte, sondern die Ansprüche zweier auf ihn wartenden Damen zu befriedigen hatte. Du wirst mir zugeben, daß fast alle Männer unsrer Bekanntschaft den Fuhrmann (obgleich dieser eigentlich nicht schuld war) hart angelassen hätten, außer sich gerathen wären und vor allen Dingen den wartenden Damen auf der Stelle hätten absagen lassen. Doch er, so höchst empfindlich ihm die Sache war, blieb sich ganz gleich, sprach ruhig und freundlich mit dem Fuhrmann und führte mich trotz aller Gegenvorstellungen zu Frau von Louquest, wo man ihm nicht das Geringste anmerkte. Dort empfahl ich mich ihm, um ihm nun wenigstens einen freien Augenblick zu gönnen. Er eilte hinüber, bezahlte den Fuhrmann und fuhr dann richtig auch mit der Weimarschen Dame sogleich in den Plauenschen Grund, ohne noch zu wissen, welch Unheil die Auspackerei angerichtet hatte. Ich muß gestehen, daß mir dergleichen in meiner Erfahrung noch nicht vorgekommen war. Allerdings kommt es ihm sehr zu statten, daß er stets in der großen und feinen Welt lebte, wo man frühzeitig daran gewöhnt wird, sich äußerlich zu beherrschen. Doch die Art, wie er dies that, ist ohne eine wahrhaft edle Selbstverleugnung und Seelenstärke nicht zu erreichen. Zwei Tage darauf, als ich abends bei Tiedge mit Stackelberg zusammentraf, fragte ich nun gleich, wie es um die Sachen stände und erhielt die gelassene Antwort: „Manches ist recht gut angekommen, aber auch Vieles sehr beschädigt. Das Hauptstück von Allem und mir das wichtigste, eine Marmorstatue aus dem Tempel von Salamis (seine kostbare Amazone) ist — entzwei.“ Ebenso waren 2 große Cartons eigner Gemälde beim Auspacken auf der Douane, wo ein plötzlicher starker Regen fiel, so naß geworden, daß Pfützen darauf gestanden hatten und die Gemälde gänzlich ruinirt waren.“ — Wir können uns beim Lesen dieser Geschichte der Ansicht nicht entschlagen, daß schon eine gewisse, durch die Krankheit veranlaßte Stumpfheit seines Geistes der Grund zu dieser beispiellosen Seelenruhe und Gelassenheit gewesen sein mag.

Im Jahre 1835 führte Stackelberg denn endlich, nachdem er seine Angelegenheiten in Dresden vorläufig geordnet, sich mit seinen Verlegern so gut es ging auseinandergesetzt und sein Museum jenem obenerwähnten Geheimrath Ungern-Sternberg zur Aufsicht übergeben hatte, seinen bereits

seit 14 Jahren gehegten, aber immer hinausgeschobenen Vorsatz einer Reise in die Heimath aus. Er ging zunächst nach Petersburg, wo ihm in der Familie seines Neffen, des Generals Meyendorff, auch theure Verwandte lebten, reiste dann nach Estland, um dem dringendsten Bedürfnisse seines Herzens, das Grab der Mutter zu besuchen, Genüge zu leisten, hielt sich hernach den Winter $18^{35}/_{36}$ und den darauf folgenden Sommer in Lilienbach bei Narwa, dem Gute seiner Lieblingsschwester Charlotte, die seit dem Tode ihres Gemahles, des Baron von Korff, im Jahre 1830, daselbst in stiller Wittwenzurückgezogenheit lebte, auf, und kehrte endlich nach Petersburg zurück, wo er im Hause des Generals Meyendorff, nach langem Siechthum und immer sichtlicherer Abstumpfung seiner geistigen Kräfte, am 27. März 1837 starb. Seine Leiche wurde nach Estland gebracht und in der Stackelbergschen Familiencapelle neben der Kegelschen Kirche an der Seite seiner ihm vorangegangenen, heißgeliebten und bis zu seinem eignen Ende tief betrauerten Mutter beigesetzt.

Stackelbergs schöner Kunstbesitz, den er mit so vieler Liebe gesammelt, den zu vergrößern er manche Mühe und Unannehmlichkeit sich nicht verdrießen gelassen, für den er einen großen Theil seines Vermögens geopfert und bei dessen Herbeischaffung aus Italien er noch zuletzt so große Unannehmlichkeiten erlitten hatte, blieb nach seiner letzten Abreise aus Dresden, wieder aufs sorgfältigste geordnet und mit künstlerischem Geschmack aufgestellt, in seiner bis dahin eingenommenen Wohnung zurück. „In diesem kleinen Museum, sagt ein Dresdener Freund Stackelbergs, war so ziemlich alles zu finden, was den Kunst- und Alterthumsfreund interessiren kann. Stackelberg pflegte viel Geld in gute Gemälde und Antiken zu stecken und antichambrirte in Italien oft stundenlang bei den Prälaten und Principe's, um von ihren Raritäten hie und da etwas für sein Museum zu erwischen. Kein fremder Kunstliebhaber versäumte es leicht, seine Sammlungen kennen zu lernen und ihn selbst zu sehen in der Mitte dieser Herrlichkeiten, die Palette oder die Thonschaufel in der Hand, jeden Besuchenden freundlich empfangend; denn wer sah und hörte den heitern, anspruchslosen Mann nicht gern! Nach Stackelbergs ausdrücklichem, in seinen Briefen ausgesprochenen Wunsch sollte dieser Kunstbesitz keinem Andern als den Seinigen in der Heimath zufallen; er sollte beisammengelassen und in Estland aufgestellt werden, um bei seinen Landsleuten den Sinn für die Kunst anzuregen oder zu entwickeln und sein Andenken daselbst zu erhalten. Dieser edle Wunsch seines gemeinnützigen und patriotischen Herzens ging nicht in

Erfüllung. Nach seinem Tode entstanden unter seinen Verwandten lange Debatten, was mit seiner Hinterlassenschaft an Kunstwerken zu beginnen sei. Man trat zunächst in Unterhandlungen mit der Petersburger Regierung, um dieselbe zu veranlassen, das Stackelbergsche Museum den einheimischen Sammlungen einzuverleiben, und als diese Bemühungen fruchtlos blieben, mit dem sächsischen Hofe, was aber ebensowenig Erfolg hatte. Inzwischen mußte in Dresden die Miethe für das Local, wo das Museum aufgestellt war, desgleichen ein Custos jahrelang bezahlt werden; dazu drängte Ungern-Sternberg, dem aus der noch immer auf ihm lastenden Verantwortlichkeit für Stackelbergs Nachlaß manche Unbequemlichkeiten erwachsen mochten, zu einer Entscheidung: so daß man sich denn endlich entschloß, die Sachen in öffentlicher Auction zu versteigern und wiederum Ungern-Sternberg mit der Ausführung dieser Maßregel betraute. So wurden diese werthvollen und mit so vieler Umsicht gesammelten Kunstgegenstände meist für einen Spottpreis verschleudert. Das Meiste davon kaufte dennoch die sächsische Regierung theils für die große Gemäldegalerie und die Antikensammlung, theils für das historische Museum an, namentlich findet sich dort auch Stackelbergs Lieblingsstück, die Amazone aus Salamis, aber Dank dem Vandalismus der sächsischen Douanenbeamten, wie Gerhard anführt, als Torso. — Einiges aus Stackelbergs Nachlaß, namentlich seine zahlreichen Papiere, Manuscripte, Handzeichnungen, auch unter Anderm die Kupferplatten zu dem phigalischen Werke, wurde, nachlässig verpackt und ungenau adressirt, nach der Heimath gesandt, wo sie monatelang in dem feuchten Speicher oder Keller eines Revaler Handlungshauses, weil man den rechtmäßigen Empfänger nicht ermitteln konnte, liegen blieben, bis sie endlich, zum Theil stockfleckig und halbverdorben, an die hinterbliebenen Verwandten nach Fähna gelangten.

Wenn wir nun zum Schluß die in dieser Biographie zerstreuten Züge zu einem Gesammtbilde von Stackelbergs Persönlichkeit zusammenzustellen versuchen, so treten seine Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, die den Mittelpunkt seiner ganzen Thätigkeit ausmachten, billig in den Vordergrund. Wir können uns dabei des schmerzlichen Bedauerns nicht erwehren, daß sein Streben auf diesen Gebieten am Ende doch nur von verhältnißmäßig geringen Erfolgen gekrönt gewesen ist. Doch der Mensch, auch der strebsamste und beste, ist, mehr als man gewöhnlich zugeben möchte, abhängig von äußern Verhältnissen, und mit Stackelberg war dies bei seiner vorzugsweise receptiv, wir möchten sagen, fast weiblich angelegten, für alle

Eindrücke von außen in hohem Grade empfänglichen, besonders nach der Gefühlsrichtung ausgeprägten Natur vielleicht in höherm Grade, als bei manchem Andern der Fall. Seiner vornehmen Geburt und Erziehung verdankte er die Leichtigkeit sich in allen Kreisen frei und gewandt zu bewegen, zahlreiche, seinen Bestrebungen günstige Bekanntschaften und Verbindungen, und im Verein mit den Vortheilen eines ererbten nicht unbeträglichen Vermögens, die Möglichkeit, seine Reiselust zu befriedigen, im fremden Lande, ohne beengende Rücksichten auf den Broderwerb, in sorgenloser Muße der Kunst und Wissenschaft zu leben, eine reiche, ihn selbst bei seinen Bestrebungen fördernde und auch so vielen Andern während seines Lebens zu Gute gekommene Kunstsammlung anzulegen und den beträchtlichen Aufwand für die Herausgabe seiner Prachtwerke zu bestreiten. Denselben Verhältnissen aber glauben wir auch die Schuld an allem, was unvollkommen in seiner Entwickelung geblieben ist, beimessen zu können. Nicht allein wurden bei einer weltmännischen Erziehung, seiner Neigung und der ganzen Anlage seiner Natur zuwider, die schönsten Jahre seiner Jugend dem Phantom einer standesmäßigen Laufbahn geopfert und dabei eine gründliche wissenschaftliche Bildung verabsäumt, so daß er hernach viel Zeit und Mühe aufwenden mußte, um diese nothwendigen Vorbedingungen zu seinen gelehrten Arbeiten zu erfüllen, sondern die zahlreichen gesellschaftlichen Zerstreuungen in der vornehmen Welt hinderten auch vielfältig hernach seine gelehrten und künstlerischen Bestrebungen, während er um ihretwillen sich dem Umgange mit manchen Künstlern und Gelehrten, die viel förderlicher auf seine Entwickelung eingewirkt hätten, entziehen zu müssen glaubte. Insbesondere war es ihm nachtheilig, daß er den Hebel einer pflichtmäßigen Berufsthätigkeit entbehrte und, was er leistete und trieb, eben nur aus Liebhaberei und als Dilettant betrieb. Eine ihm nach seiner Rückkehr von Italien während seines Aufenthalts in Deutschland wiederholentlich angebotene Professur schlug er aus, was um so mehr zu beklagen ist, als er grade, nach dem Ausspruch aller mit ihm näher bekannten Freunde, durch das Feuer seiner von Liebe zur Kunst begeisterten Beredsamkeit bei mündlichen Auseinandersetzungen noch viel anregender zu wirken verstand, als durch seine Schriften, und daher besonders zum akademischen Lehrer geeignet gewesen wäre; wir zweifeln nicht, daß auch hierbei, vielleicht unbewußt und vor sich selbst uneingestanden, Standesrücksichten maßgebend gewesen sind. Ja selbst sein wahres Lebensglück wurde vielleicht diesen Rücksichten aufgeopfert und möglicherweise sein früher Tod mit dadurch

veranlaßt. Bedeutungsvoll erscheint uns in dieser Beziehung namentlich ein Ausspruch seines Freundes, des Baron U. aus F., der in einem Briefe äußert: „Hätte Stackelberg damals Emmy Krause geheirathet, wie es eine Zeitlang hieß, er lebte vielleicht noch und wäre eine Zierde unsers Vaterlandes geblieben, wie er es damals war und in der Erinnerung noch ist." — Statt dessen vergeudete er die edeln Empfindungen, an denen sein zartes Herz reich war, wie seine Gesundheit, bei galanten Abenteuern und während sich ihm zu Weistropp, das U. selbst das Este Dresdens nennt, ein schönes Familienglück fast von selbst darbot, reiste er nach Holstein einer alternden Baronesse nach, der er dennoch, wohl von einem richtigern Gefühl geleitet, seine Hand anzutragen sich nicht entschließen konnte. — Doch wir wollen mit ihm darüber nicht rechten, daß er sich von solchen Vorurtheilen, die von dem größten Theil seiner Umgebung beständig genährt wurden, nicht völlig frei zu machen im Stande war, und es vielmehr mit freudigem Herzen anerkennen, daß er sich, von der Liebe zur Kunst und Wissenschaft getrieben, doch noch so hoch über den gewöhnlichen Standpunkt seiner Standesgenossen zu erheben vermochte, so oft die Schranken einengender Vorurtheile durchbrach und so viel Erfreuliches und Gemeinnütziges geleistet hat. Gewiß mit diesen Verhältnissen im Zusammenhange stehend, zeigt sich an Stackelberg manchmal eine gewisse Eitelkeit, die sich grade weniger in Bezug auf seine wirklichen Verdienste für Wissenschaft und Kunst geltend macht, wo sie viel leichter zu entschuldigen gewesen wäre, zumal da er nach seiner Rückkehr aus Rom auch von den deutschen Gelehrten mit der größten Auszeichnung behandelt und ihm überall, nur mit Ausnahme des Vaterlandes, viel Weihrauch gestreut worden war, als vielmehr in einer gewissen Zurschaustellung seiner vornehmen, zumal fürstlichen Bekanntschaften, die er durch die rein zufälligen Vorzüge seiner Geburt und Stellung, freilich im Verein mit seinem künstlerischen Talente und seiner gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, sich erworben hatte.

Bei einer gewissen Vornehmheit in seinem Wesen war Stackelberg von ungemeiner Gutmüthigkeit und durchaus menschenfreundlicher Gesinnung, wie dieselbe sich namentlich in dem Verhältniß zu seinem griechischen Diener, den er fast wie einen Freund behandelte, zeigte. Derselbe war ihm nicht allein während seines ganzen Lebens mit der treuesten Anhänglichkeit zugethan, sondern gedachte seiner auch nach seinem Tode noch mit rührender Dankbarkeit und Liebe. Auch alle Andern, die in irgend einem Dienstverhältniß zu ihm standen, wurden von ihm auf die humanste Weise behandelt

und liebten ihn dafür als einen wohlwollenden und großmüthigen Herrn. Dazu kam Stackelbergs große, oft mißbrauchte und nicht selten bis zur Verschwendung gehende Freigebigkeit. — In seiner ganzen Persönlichkeit lag ungemein viel Einnehmendes; in der Gesellschaft war er darum überall gern gesehen, der Kreis seiner Bekanntschaft ein sehr vielseitiger, doch stets gewählter. Seine Rede war gediegen und zugleich elegant, sein Gedächtniß vor seiner letzten Rückkehr nach Dresden bewundernswürdig und mit seiner Combinationsgabe gepaart, besonders in den Details, die er wie Arabesken und Ornamente zu einem Gemälde in- und durcheinander ästhetisch zu ordnen verstand, um den Hauptgedanken selbst zu veranschaulichen und zu versinnlichen. Ueber den persönlichen Eindruck, den Stackelberg in seiner reifsten Zeit zu Dresden nach seinem Aufenthalt in Italien machte, lassen wir einen Zeitgenossen, der ihn völlig unparteiisch zu beurtheilen scheint, reden: „Von Stackelberg habe ich zwar manches Geschriebene und Gedruckte gelesen, allein ihn ganz verstanden und mit ihm empfunden habe ich nur, wenn er sprach. Er war eigentlich kein schöpferisches Genie, aber einer der größten Meister in der Reproduction des Aufgefaßten und unerreichbar, wenn er in Worten zeichnete. Am liebsten verweile ich in Gedanken bei seinen Erörterungen über die Antike und die großen italienischen Bildner des 15. und 16. Jahrhunderts, wie er das beiden gemeinsame Schöne zu illustriren und mit dem lebhaftesten Colorit in der Rede darzustellen wußte; denn keiner verstand es vielleicht so wie er, einen Apoll von Belvedere, einen Pietro Perugino oder Leonardo da Vinci, auch einen Virgil und Dante zu erklären und lebendig zu machen. Nie vergesse ich das Bild, das er uns von Brunelleschi, Bramante und Michel Angelo entwarf. Der Meister mit seiner Schule, seinen Werken und seiner Zeit feierte für den Zuhörer eine Art Auferstehung, wenn er sprach. Er individualisirte auf die anziehendste Weise jene Zeit. Die kleinsten oft unscheinbarsten Charakterzüge vervollständigten das Bild, so daß sich jene Gestalten gleichsam anatomisch und psychologisch in unserer Einbildungskraft incarnirten. Den Vasari und Palladio interpretirte er uns ebenso klar in der Architektur wie den Maffei und Tiraboschi, und kam er auf die Zeiten der Mediceer zu sprechen, so war er unerschöpflich in seinen Anekdoten. Nur kamen dann gewöhnlich die Anjous, die Barberini und die Schwarzröcke schlecht weg. Doch blieben Leo X. und Julius II. seine Lieblinge im Gegensatz zu dem spanischen Philipp II. und dem Cardinal Ximenes, die er die antikünstlerischen Finsterlinge ihrer Zeit

nannte. Der christlichen Kunst ließ er zwar volle Gerechtigkeit widerfahren, doch stellte er das griechische Schönheitsideal höher. Noch sehe ich sein schönes blaues Auge leuchten, wenn er über die Vorzüge der alten Griechen vor der modernen Welt sprach, von ihrer Schönheitsreligion, ihrer großen politischen Geschichte, ihrer Vaterlandsliebe und Tapferkeit und ihrem geistvollen Verständniß des Lebens. Dann hingen wir an seinen Lippen und begriffen, wie diesem Volke und seinem Streben nach Freiheit, obwohl es ein anderes geworden, Männer wie Byron ihre besten Kräfte, ja ihr Leben opfern konnten. Stackelberg adorirte Byron und citirte ihn oft. In der Kunst- und Künstlergeschichte war er ausnehmend bewandert. In der neuen Kunst schwärmte er besonders für die Italiener und zum Theil für die Spanier. Der blässere und eckigere Norden und seine Poesie und Kunst war ihm weniger sympathisch, desgleichen die Franzosen, bis auf ein Paar Landschafter, und die mehr materialistischen Niederländer, deren große Naturtreue er indeß auch wohl zu würdigen verstand. Das was man den Stil eines Künstlers zu nennen pflegt, seine eigenthümliche Art und Weise, den Charakter seiner Productionen, wußte niemand besser aufzufassen und zum Verständniß zu bringen. Einen besonderen Scharfblick besaß er in der raschen Unterscheidung des Wahren und Echten von dem Falschen und Nachgeahmten in den Bildwerken; er wußte sofort anzugeben, ob ein Bild oder eine Statue ein classisches Werk und von wem sie war. Empfindlich und verdrießlich konnte er werden, wenn er sich einmal getäuscht sah, was auch selbst er bei den verschmitzten Antiquaren nicht immer vermeiden konnte. Er bedauerte es oft, nicht tiefer in den Orient, zumal nach Aegypten vorgedrungen zu sein, denn die Anfänge der Kunst und namentlich der Bildhauerei seien ja dort zu suchen. Stackelberg stellte die plastischen und die zeichnenden Künste, selbst die Architektur höher als die Musik, schon als bleibende, im Gegensatz zur Tonkunst, die nur eine in der Zeit verschwindende sei, und weil eine im Raum sich darstellende Verkörperung einer Idee uns tiefer ergreife, da sie dem Auge, dem obersten und edelsten Sinne des Menschen diene. Mit der Philosophie mochte Stackelberg sich nicht befassen, er nannte sie eine Kunst der Spitzfindigkeiten, welche der lebendigen Verwirklichung des Schönen nur Abbruch thäte, und erging sich gern in scherzhaften Ausfällen gegen dieselbe: „Da Gott der Inbegriff alles Seienden, die Kunst als veredelte Natur der Inbegriff alles Schönen, und die raphaelische Madonna der Inbegriff aller künstlerischen Vollkommenheit ist, so muß die Madonna

göttlich sein", so hörte ich ihn einmal meine Dialektik parodiren, als ich behauptet hatte, sie sei doch am Ende nur ein schönes Weib, die Fornarina, gewesen".

Ein auffallender Charakterzug Stackelbergs ist seine fatalistische und auf Vorahnungen und andere mystische psychologische Erscheinungen sich mit Vorliebe anlehnende Richtung. Vieles hierher Gehörige haben wir schon im Verlauf seiner Lebensbeschreibung angeführt. Wie ihm der Tod der Mutter durch ein Vorzeichen lange vorher angekündigt worden war, so fast jedes wichtigere oder ihn tiefer interessirende Familienereigniß. Fast in jedem seiner Briefe finden sich Belege dazu. So war ihm in Italien die Entbindung seiner Schwester durch einen Traum der Gräfin Bandissin vorher angezeigt worden. Dieselbe hatte ihn im Traum einen Brief des besagten Inhalts vorlesen hören, und am Tage darauf kam in der That jener Brief, der ihn von einer großen Sorge befreite, an. Ebenso schreibt er im Jahre 1824: „Dein Bericht von dem Tode der lieben Cousine Louise, der guten treuen Freundin, die mich in der Wiege gesehen und zur Taufe gehalten, traf mich nicht unvorbereitet, und wiederum war mir dieser Sterbefall durch ein Vorzeichen vorher angekündigt worden. Wenn ich nicht den Verdacht des Aberglaubens scheute, so müßten so viele, noch jedesmal eingetroffen und jetzt wieder zweimal als richtig befundene Vorzeichen mich zur Ueberzeugung leiten, daß wir mit den entfernten Angehörigen in einer unerklärlichen psychologischen Verbindung stehen. Bellingshausens Ableben war mir ebenso früher angezeigt worden". So schreibt er im September 1823: „Wie sonderbar, daß Du wieder eine Vorahnung meiner Krankheit hattest, wie Du in Deinem letzten Briefe schreibst, worauf ich noch mit so vieler Sicherheit antwortete. Kaum war mein Brief abgegangen, so stellte sich mein Uebel ein. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, wie wir es aber bei unserm magnetischen Rapport schon mehrere Male erlebten". Und während seiner schweren Krankheit 1827 u. 1828: „Wie merkwürdig sich wieder Dein Traum bewährt hat, den Du mir in Deinem letzten Briefe erzählst! Wirklich traf die Zeit auch wieder zu, wo ich so abgeschwächt und abgemagert von der Krankheit dalag, wie Du mich im Traum gesehen hattest". Ebenso im März desselben Jahres: „Es war auch das Leiden, das unsern Bruder Arend durch die Gefahr, in welcher seine Frau schwebte, getroffen hat, von mir nicht ungeahnt ge-

blieben und ich wartete mit Furcht auf Nachricht von Dir". — Auch dieser Charakterzug Stackelbergs läßt sich übrigens aus dem Vorherrschen des Gefühls und der Einbildungskraft in seiner Natur erklären.

So war Stackelbergs Leben. So hat sich, indem wir seine Werke, Tagebücher und Briefe lasen und die Aeußerungen seiner Freunde und Zeitgenossen zusammenstellend verglichen, das Bild seiner Persönlichkeit in unserm Geiste gestaltet, und wenn auch dem nachgebornen, nicht aus dem lebendigen Quell persönlichen Verkehrs, sondern aus todten Schriften, oft aus der zweiten und dritten Hand schöpfenden Biographen, mancher kleine Zug entgangen sein sollte, so glauben wir doch im Ganzen ein treues und einigermaßen vollständiges Bild seiner Persönlichkeit, seines Wirkens und Schaffens, seines Lebens und Strebens geliefert zu haben, aus welchem diejenigen, denen er noch im Leben nahe gestanden, seine Züge wiedererkennen, die Jüngern aber von einem Leben und Wirken Kunde erhalten werden, das, je vereinzelter es in unsern Provinzen vorkommt, um so interessanter, in vieler Beziehung nachahmenswerth, und auch in dem Nichterreichten und Verfehlten lehrreich ist. — Wir aber schließen diese Blätter, die von der Pietät gegen einen für Kunst und Wissenschaft hochverdienten Landsmann eingegeben sind, mit den Worten, die von seinen wissenschaftlichen Freunden, bei der Kunde seines Hinscheidens, ihm als Grabschrift zugedacht waren: „Ein Kind des Nordens, durch mühevolle Wanderlust heimisch in Hellas und Rom, hat er in Werken, vom Genius Roms gepflegt, die Kunst der Griechen, jenen Glücklichen geistesverwandt, neu darzustellen und zu erklären vermocht. Früh erblüht, schön gereift, rasch gewelkt, der Seinigen Stolz, seinen Freunden unvergeßlich, liegt er bestattet in vaterländischer Erde. Gottes ewiges Licht, das er im Wahren und Schönen hienieden suchte, möge jenseits ihm leuchten!"

C. Hoheisel.

Haben Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwickelungen einzugehen?

Unter diesem Titel hat Herr Pastor Tiling im Septemberheft dieser Zeitschrift einen Weckeruf an das protestantische Publikum gerichtet, der dasselbe auf die Gefahr aufmerksam machen soll, die dem Princip des Protestantismus von Seiten der Mehrzahl der gegenwärtigen Geistlichen der lutherischen Kirche drohe. Es wird ihn nicht Wunder nehmen, wenn die Angeklagten die Berechtigung dieses Weckerufs beanstanden und wenn Einer derselben es wagt, auch öffentlich gegen einen Artikel Protest zu erheben, der die ausgesprochene Absicht hat, zwischen unsere Gemeinden und ihre Geistlichen die Saat des Mißtrauens auszusäen *). Dürfen die

*) Wir unsererseits können nicht umhin gegen den moralischen Vorwurf zu protestiren, der in obigen Worten zu liegen scheint. Die Erregung von Mißtrauen, gleichviel gegen wen und gegen was, ist nicht an sich eine böse That, und niemand steht so hoch, daß er auf kindlich unterwürfiges Vertrauen ein Privilegium hätte. Ist doch Mißtrauen gegen das Bestehende die Bedingung jeglichen Strebens nach Besserem. Wo wäre die Dogmatik unserer Tage, wenn nicht Sartorius in Dorpat und Andere anderwärts es für ihres Amtes gehalten hätten, die Saat des Mißtrauens auszusäen gegen die damaligen Inhaber der meisten Pfarrstellen und theologischen Lehrstühle? Wo wäre der Protestantismus überhaupt, wenn Luther nicht sein Mißtrauens-Votum gegen die Autorität aller Autoritäten an die Wittenberger Kirchenthür geschlagen hätte? Oder ist etwa das Recht der Kritik auf theologischem Gebiete in der Weise zu beschränken, daß man die zur Zeit vorwiegende Lehrweise zwar vom Katheder herab und in dicken wissenschaftlichen, am besten lateinischen Büchern bekämpfen darf, aber nicht, wie H. Tiling gethan, in einer absichtlich an die Laien gerichteten Manifestation? Das wäre eine Ansicht, die sich wenig-

Angegriffenen doch einstweilen noch der Hoffnung sich hingeben, daß ihre Stimme nicht ungehört verhallen werde, da der Verfasser jenes Aufsatzes selbst ihnen einen großen Einfluß auf das kirchliche Gemeindeleben zuschreibt, trotzdem, daß ihre Amtswirksamkeit dem Zeitbewußtsein zuwiderläuft. Aber auch die Hoffnung darf der Unterzeichnete hegen, daß Herr Pastor Tiling selbst uns ein Wort der Gegenrede gestatten werde, da er sich denen gegenüberstellt, die über jeden Irrthum und über jede Belehrung hinaus sind.

Wenn die Frage so gestellt wird, ob Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwickelungen *einzugehen* haben? so wüßten wir in der That nicht, warum blos die gebildeten Laien, warum nicht auch die ganze livländische Synode und Alle, die ihres Sinnes sind, dieselbe bejahen sollten. Hat uns doch noch in diesem Jahre ein Mann, auf dessen Stimme wir gerne achten, (*Harleß* in „Gesetz und Zeugniß" 1863 S. 26) gemahnt, nicht außer oder über, sondern *inmitten* der Bewegungen unserer Zeit zu stehen. Ist es anders die Aufgabe des geistlichen Amts, die Zeichen der Zeit im Lichte des göttlichen Wortes zu deuten, die Offenbarungen der göttlichen Liebe und Heiligkeit in der Weltgeschichte zu bezeugen, so wird es nothwendig sein, daß wir auf die Zeit und ihre Entwickelungen und Bewegungen eingehen. Ist es die Aufgabe des Amts,

stens nicht protestantisch nennen könnte. — Erläutern wir den Sachverhalt noch durch eine nah liegende Parallele. So oft irgend ein Gesetz, irgend eine Regierungsmaßregel der öffentlichen, wenn auch besonnensten Kritik unterzogen wird, so heißt es gar leicht: Mißtrauen säen zwischen Volk und Regierung. Nur sind es in diesem Falle nicht die Theologen, sondern die Staatslenker, die über die Saat des Mißtrauens sich beklagen. Noch unlängst, als wir einige Artikel über Agrargesetzgebung brachten, bekamen wir ungefähr Folgendes zu hören: „Dergleichen solltet Ihr doch nicht drucken; Gesetz und Obrigkeit dürfen nicht angetastet werden; und glaubt Ihr oder glauben Eure Mitarbeiter den Landtag und die Staatsregierung lehren zu können? beschäftigt Euch doch lieber mit *ideellen* Dingen, wobei wenigstens nicht störend in den Lauf der Geschäfte eingegriffen wird, z. B. mit der von Pastor G. gestellten Wohinaus-Frage!" — Das der sehr wohlgemeinte Rath von dieser Seite. Wir sind überzeugt, daß kein Geistlicher unseres Landes in jenen agrarischen Artikeln etwas gegen die Obrigkeit Unehrerbietiges gefunden oder etwas dem Geschäftsgang Schädliches vermuthet hat; aber von manchem Geistlichen haben wir schon einen Rath erhalten, der dem des Staatsmanns gerade entgegengesetzt ist, d. h. die Theologica zu lassen und dafür uns desto eifriger mit Fragen des Rechts und der Politik zu beschäftigen. Kritisirt werden ist eben Niemandem bequem, und es giebt nur wenige Menschen, die billig genug denken, um nicht ihre Person, ihr Amt, ihren Stand, wo möglich, von aller Kritik ausnehmen zu wollen, wenige Menschen, die gerecht genug sind, um nicht die abweichende Meinung des Gegners ihm alsbald ins Gewissen zu schieben. D. Red.

heilend einzuwirken auf die Schäden der ihm anvertrauten Seelen, so wird ihm richtige Beurtheilung der verschiedenen ihm sich darbietenden Krankheitsformen unerläßlich sein, und diese wird wiederum nur möglich sein bei ernstem und gründlichem Eingehen auf die Zeit und ihre Entwickelungen, bei richtigem Verständniß dessen, was die Zeit bewegt. Ist es die Aufgabe der Theologie, nicht blos thetisch, sondern auch antithetisch und apologetisch zu verfahren, so wird sie nicht umhin können, auf alles einzugehen, was mit dem Anspruch einer neuen Deutung der heil. Schrift oder einer neuen Fassung der Kirchenlehre auftritt, ja auf alles, was Schrift und Kirchenlehre unverhüllt angreift. Und wir wüßten keine Dogmatik, kein exegetisches Werk, bis in die neueste Zeit hinein zu nennen, die dieser ihrer Aufgabe nicht nachkämen, die sich nicht mit den verschiedenartigsten Bewegungen der Zeit auf theologischem Gebiete auseinandersetzten.

Aber es wird mehr verlangt. Es wird verlangt, daß die Theologie nicht nur auf die Zeit und ihre Entwickelungen eingehe, um sie zu *verstehen*, sondern auch, um von ihr zu *lernen*, um von den Fortschritten in Sprache und Geschichtsforschung und Philosophie sich zum Fortschreiten auf ihrem eigenen Gebiete anregen und bestimmen zu lassen. Wir wüßten nicht, warum sich die kirchliche Theologie auch dieser Zumuthung entziehen sollte. Und sie thut's nicht. Der neueste orthodoxe Erläuterer der orthodoxen Concordienformel *Frank* spricht sich in der Vorrede zu seinem Buche so aus: „Gerade, jemehr man durch Gottes Gnade dessen gewiß geworden ist, die evangelische Wahrheit in dem irdenen Gefäße der lutherischen Bekenntnißschriften zu besitzen, um so mehr wird man dieser Wahrheit die Fähigkeit zutrauen, die ihr gebührende universale Stellung einzunehmen, nicht so, daß man darauf ausginge, durch Transactionen gegenüber einer entfremdeten Weltbildung ihr scharfes Gepräge zu verwischen, so aber, daß man sie als die Macht gelten läßt und zur Geltung bringt, *welche jedwedem Bedarf und Postulat der geistigsittlichen Natur des Menschen sein Recht und seinen Willen zuerkennt* und eben damit als die centrale sich ausweist. Ist es einst der christlichen Wahrheit gelungen, zu der auf außerchristlichem Boden entsprungenen Wissenschaft und Kunst sich zu stellen, für deren wirklichen Ertrag in sich Raum zu haben und den berechtigten Forderungen derselben ihrerseits zu genügen, so wird die lutherische Theologie, um sich als Erbin und Hüterin jener zu legitimiren, nicht in einem Winkel ihr System ausspinnen dürfen, sondern gegenüber den vielfachen außer- und gegenkirchlichen Richtungen

der neuern Zeit den Beweis zu liefern haben, daß der auf falschem Wege dort ausgebrochene Drang bei ihr seine Befriedigung und der von jenen gefundene Bruchtheil der Wahrheit in ihr seine Stätte finden könne". Aehnlich Luthardt (die Lehre vom freien Willen S. 1): „Die ganze Dogmatik, darf man wohl sagen, ist gegenwärtig in Fluß gekommen. Es wäre vergebens und auch ein Unrecht, ein Unrecht gegen die Kirche selbst, welcher die Theologie dienen soll, diese Bewegung gewaltsam hemmen zu wollen, in der Absicht, nur schnell eine Einheit herbeizuführen. Restauration war die nächste Aufgabe, aber sie konnte nicht die alleinige bleiben. Es ist von Allen zugestanden, daß es mit der Restauration der alten Dogmatik allein nicht gethan ist, daß wir vielmehr Erneuerung derselben im eigentlichen Verstande des Wortes brauchen, wie sie ebenso von der Geschichte des Dogmas und der Theologie überhaupt, wie vom gegenwärtigen Bedürfniß der Kirche gefordert wird". Wir könnten diese Citate leicht durch Aussprüche von Thomasius Stahl u. A. vermehren. Jedenfalls geht aus ihnen hervor, daß man der kirchlichen Theologie den guten Willen nicht wird absprechen können, den Bedürfnissen der Zeit und den Wahrheitsmomenten, welche die Entwickelung der Zeit auf außerkirchlichen Gebieten zu Tage gefördert, Rechnung zu tragen*). Und wenn Pastor Tiling so nachdrücklich hervorhebt, daß zu aller Zeit in der Welt und Weltgeschichte der lebendige Gott walte und alle Zeitrichtungen unter seine Lenkung nehme, so daß auch aus dem Bösen, das eine Zeit producirt, Heilsames hervorgeht — so wird er im Ernst nicht meinen, daß die orthodoxe Theologie anders denkt und deshalb von der Gegenwart eitel böse Früchte befürchtet. Wenigstens können wir ihm ein uns eben unter der Hand liegendes Zeugniß vom Gegentheil anführen. Harleß sagt am angeführten Orte: „Es giebt keine Bewegung der Zeit, da der Mensch drinnen, Gott aber draußen stehe; keine Bewegung, in welcher nicht zugleich Gott sein Werk hat, sei es Werk des Gerichts, sei es Werk der Gnade; kein Menschenthum und Menschenthun, bei welchem man nicht den Finger Gottes spürte; keine Welt ohne Weltgegenwart Gottes, keine Weltgeschichte ohne Reichsgeschichte Christi, keine Zeit, die nicht durchwebt wäre von Kräften der

*) Nachdem wir Obiges niedergeschrieben, fanden wir in der Broschüre von W. Carlblom: „Die Frage: wo hinaus?" dieselben Gedanken ausgesprochen. Wir lassen das Geschriebene dennoch stehen, weil nicht allen Lesern der Baltischen Monatsschrift jene Broschüre dürfte zu Gesicht gekommen sein.

Ewigkeit, sei es vom Lichte der Liebe und Erbarmung, sei es vom verzehrenden Feuer der Heiligkeit Gottes. Wenn ich demnach in der Gemeinschaft des lebendigen Gottes stehe, so stehe ich in dem Gott, welcher, ein anderer als der Gott Epikurs, in allem Weltwirklichen die verborgenen Pfade seiner Herrschaft hat. Mitten in den tiefen Wassern seinen Fuß verspüren, das heißt die Zeit und ihre Geschichte verstehen. — Ich verstehe Gottes Gnadengegenwart in seinem Reiche nicht vollkommen, wenn ich nicht auch seine richterliche Gegenwart im Laufe der von ihm abgewendeten Welt zu schauen vermag, und mir bleibt das geheimnißvolle Band zwischen Beiden verborgen, wenn ich nicht inne werde, wie sehr auch die Wirrsale einer Zeit durch Gottes eingreifende Hand zu Zucht- und Erziehungsmitteln denen werden müssen, welche sich mühen, nicht die Geschichte ohne Gott, und nicht Gott ohne die Geschichte, sondern Gott als Gott und Herrn auch der menschlich-irdischen Geschichte kennen zu lernen und zu begreifen. Diesen wird freilich nicht das Wirkliche zum Vernünftigen, aber auch nicht das schlechthin Unvernünftige und Gottesbaare zum Inbegriff des Weltwirklichen, sondern mitten im Aufruhr der creatürlichen Elemente sehen sie die Hand, welche aus den Wolken greift, hören die Stimme, welche des Tobens lacht, mit ihrem Allmachtswort die widerspenstigen Kräfte zu unwilligen Vollstreckern eines höhern Willens macht, und das natürlich Berechtigte von den Schlacken des Widernatürlichen und Widergöttlichen scheidet".

Wenn nun Pastor Tiling uns außerdem den Kanon läßt: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, prüfet Alles und das Beste behaltet" — so fragen wir: wo bleibt der Dissensus zwischen ihm und der orthodoxen Theologie? — Mit welchem Rechte wirft er uns Abgeschlossenheit gegen die Zeit und ihre Einflüsse vor? Er prüft und wir prüfen. Er meint das Gute zu behalten, und wir meinen das Gute zu behalten. Der Unterschied liegt offenbar nur — und das sollte man endlich so gerecht sein anzuerkennen — in dem Resultat der beiderseitigen Prüfung, in dem Maß des Guten, das auf beiden Seiten behalten wird. — Pastor Tiling z. B. meint dem Zeitbewußtsein unbedingt Recht geben zu müssen, wenn es den kirchlichen Begriff von der Erbsünde auf eine gewisse leibliche und geistige Erbschaft reducirt. Die kirchliche Theologie dagegen hält zwar die Fortbildung der lutherischen Lehre von der Erbsünde für möglich, ja wünschenswerth (man vergleiche die Auslassungen von Luthardt l. c. S. 378 ff.), kann aber nicht umhin, den wesentlichen Lehrinhalt der

Bekenntnißschriften in diesem Punkte als richtig, als mit der Schriftlehre und der Erfahrung übereinstimmend anzusehen. Die kirchliche Theologie unternimmt es nicht, die Concordienformel bis in alle ihre Ausdrücke, bis zu den Gleichnissen von Klotz und Stein herab, die übrigens das Bekenntniß selbst limitirt und vor Mißdeutungen wahrt, zu rechtfertigen (Thomasius, Stahl, Luthardt wünschen dieses Gleichniß weg) — wohl aber kann sie nicht umhin, den Gedanken anzuerkennen, der durch diese Gleichnisse ausgedrückt werden sollte. Pastor Tiling hält es ferner für richtig und schriftgemäß, wenn die Zeit die Rechtfertigung des Menschen durch das blutige Verdienst Christi leugnet. Die kirchliche Theologie glaubt in diesem Punkte dem, was Zeitbewußtsein sein soll, widersprechen zu müssen, und hält die Lehre der Bekenntnißschriften für die richtige und schriftgemäße, ohne die Verhandlungen über diese Lehre deshalb schon als abgeschlossen anzusehen. (Man vergleiche: Weber, vom Zorne Gottes, XXXII.)

Der Vorwurf der Unfreiheit, den man wider uns erhebt, wird also dahin präcisirt werden müssen, daß das Resultat unserer Prüfung des Zeitbewußtseins und andererseits unserer Schriftforschung ein anderes ist, als das Resultat jener Prüfung und Schriftforschung, die Pastor Tiling angestellt hat, daß wir in unseren Anschauungen uns weniger von der Zeit und ihren Satzungen haben beeinflussen lassen und dagegen in größerer Uebereinstimmung mit den Satzungen der Väter uns wissen. Unsere Theologie wäre also darum ohne Weiteres unfrei zu nennen, weil sie es wagt, die Ergebnisse jener Studien, die Pastor Tiling und die Genossen seiner theologischen Richtung angestellt, nicht als Ausdruck ihrer Ueberzeugung anzuerkennen und dahingegen mit dem Lehrgehalt unserer Bekenntnißschriften sich in Einklang zu wissen. Wenn aber freie Schriftforschung Grundsatz des Protestantismus ist, wie auch wir behaupten, — ist das protestantisch gehandelt, wenn man seinem Gegner die Daumschraube dieser Alternative ansetzt: „entweder bekennst du dich zu meiner Ansicht, oder ich heiße dich unfrei?“ Wird ihm damit das Recht seiner Schriftforschung gelassen oder nicht vielmehr genommen? Würde unsere Theologie nicht erst dann sich als unfrei documentiren, wenn sie jetzt wider ihre Ueberzeugung aufbräche und ins gegnerische Lager überginge? — Oder mit welchem Rechte nennt uns Herr Pastor Tiling unfrei? Will er nicht etwa behaupten, daß wir wider unsere Ueberzeugung zu den Bekenntnißschriften unserer Kirche uns bekennen, so sehen wir nur eine dreifache Möglichkeit. Man behauptet entweder, ein Fortschritt auf den alten

Grundlagen sei überhaupt nicht möglich, eine Theologie, die sich nicht entschließen könne, mit ihnen ganz zu brechen, dürfe von einer Entwickelung und Fortbildung nicht reden, sei vielmehr auf diesem Wege auf Schritt und Tritt gehemmt und gebunden. Wir können uns nicht entschließen vorauszusetzen, daß Herr Pastor Tiling theoretisch und praktisch einer „solchen Gärtnerkunst huldige, die es zum Wachsthum der Zweige für nöthig hält, daß die Wurzel abgehauen werde". — „Welcher Astronom möchte sich wohl erkühnen, das Kopernikanische Weltsystem, das doch auch zum feststehenden Resultate und zur wissenschaftlichen Voraussetzung geworden ist, eine hemmende Schranke freier astronomischer Forschung zu nennen? Ist es nicht vielmehr die Basis, der Hebel, ja der Möglichkeitsgrund festgegründeten Fortschrittes astronomischer Erkenntniß?" (Philippi) — Oder man behauptet, das Bekenntniß der Kirche sei eben deßhalb falsch, weil es die Errungenschaft einer vergangenen Zeit sei, und wer dasselbe überhaupt noch gelten lasse, der habe eben damit gezeigt, daß er von dem Irrthum gefangen sei. Wir können uns wiederum nicht entschließen, Herrn Pastor Tiling einen Grundsatz zu insinuiren, den er auf keinem andern Gebiete menschlichen Wissens und Könnens wird gelten lassen. — Oder man behauptet endlich, was das Zeitbewußtsein sage und setze, sei deßhalb Wahrheit, weil es die Ueberzeugung der Mehrzahl der Genossen einer Zeit ausdrücke, so daß man nur zu prüfen hätte, ob etwas in der That das Bewußtsein der Zeit sei, um ihm alsdann unbedingt zufallen zu müssen. Aber schwerlich dürfte es Jemandem gelingen, zu entscheiden, was in diesem Sinne das Bewußtsein unserer Zeit zu nennen wäre, ob das Bewußtsein des Materialismus oder das Bewußtsein jener Theologie, die Pastor Tiling vertritt, um so weniger, als nicht alles, was materialistisch denkt, auch materialistisch redet und schreibt. Und wo war denn das Zeitbewußtsein, die Majorität, in der vorreformatorischen Periode, auf Seiten jenes Waldenser-Häufleins oder auf Seiten der herrschenden Kirche? Wo war es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, auf Seiten derer, die auf Kanzel und Katheder Gotteswort für Menschenwort ausgaben, oder auf Seiten derer, die hin und her in der Verborgenheit sich um das geoffenbarte Gotteswort noch schaarten? Wir glauben nicht, daß Pastor Tiling darüber im Zweifel sein wird, wo, um nicht zu sagen, die Wahrheit, sondern doch das größere Quantum an Wahrheit sich befand.

Wir glauben deshalb, den Vorwurf der Unfreiheit mit gutem Grunde

zurückweisen zu können. Wirft man uns Unfreiheit vor, weil wir an der bisherigen Lehrentwickelung festhalten, ohne die Möglichkeit zu setzen, daß wir das thun, weil diese Entwickelung der Ausdruck unserer selbsteigenen freien Ueberzeugung ist, so könnten wir mit gleichem Rechte Herrn Pastor Tiling vorwerfen, er sei unfrei, weil er mit dem Zeitbewußtsein zusammenstimmt, indem wir nämlich auch unsererseits die Möglichkeit nicht setzen, er thue das aus selbsteigener freier Ueberzeugung. Wir halten jedoch dieses wie jenes nicht für Recht, sondern Unrecht.

Wird Pastor Tiling uns auch des Sophismus zeihen, wenn wir gegen ihn diese Anklage, die Anklage der Unbilligkeit erheben? Selbst auf die Gefahr hin, können wir es doch nicht unterlassen, diese Anklage weiter zu begründen. Wenn ein Laie Ohrenbeichte und Privatbeichte, Exorcismus und Abrenunciation, oder Teufelsaustreibung und Teufelsentsagung mit einander verwechselt, so werden wir das durch seine Unwissenheit zu entschuldigen wissen. Eine solche grobe Unwissenheit bei einem Theologen vorauszusetzen ist schlechterdings unmöglich. Wenn nun Pastor Tiling dennoch S. 274 die Gebildeten unserer Tage vor der Wiedereinführung der Ohrenbeichte warnt, während es sich überall nur um Privatbeichte, d. h. freiwillige Aussprache gegen seinen Seelsorger handelt und seit der Reformation bis auf den heutigen Tag in keinem einzigen protestantischen Lande sich je um Einführung der Ohrenbeichte, der gezwungenen Aufzählung einzelner Sünden, wobei nur den genannten und bekannten Sünden Vergebung verheißen wird, gehandelt hat; wenn er dieselben ferner vor der Wiedereinführung der Teufelsaustreibung warnt, während es sich jetzt in Hannover, wo dieser Streit geführt wird, nicht um die Wiedereinführung, sondern um die Beibehaltung oder Abschaffung der Entsagungsformel handelt, — und der Sünde und allem Werk, was dem Teufel dient, wird doch der Christ entsagen müssen! — so gebe er uns selbst den Namen, mit dem wir ein solches Verfahren, eine solche mehr als ungenaue Berichterstattung vor dem Forum theologisch nur wenig orientirter Personen bezeichnen sollen. Wir nennen es einstweilen — Unbilligkeit.

Aber unbillig scheint uns auch die Art und Weise, wie Pastor Tiling die in neuerer Zeit fast allgemein vollzogene Restauration der Gesangbücher angreift. Ist es z. B. wahr, daß man dabei, was die neuere Zeit Gutes hervorgebracht, durchweg ignorirt, oder daß man als verkehrt und antichristlich verworfen hat, was nicht in der That mit dem Bekenntniß der Kirche sich im Widerspruch befand? Allerdings bringen Sammlungen

wie das „Deutsch-evangelische Gesangbuch in 150 Kernliedern" oder die von Stip und Raumer fast ausschließlich Lieder aus der älteren Zeit. Aber sie haben sich auch die ausgesprochene Aufgabe gestellt, theils ihrer Zeit das Verlorengegangene wieder in Erinnerung zu bringen, theils, „was ursprünglich gemeinsam und verbreitet ist", als gemeinsamen Kern nach dem Bedürfnisse der verschiedenen Landeskirchen einzurichtender Gesangbücher zu bieten. Man wird in den eingeführten kirchliche Gesangbüchern namentlich auch bei uns, das Neuere neben dem Alten schwerlich vermissen. Ist es aber billig, wenn man die Geschmacklosigkeit einzelner Gesangbuchsredactoren auf Rechnung der ganzen Richtung schreibt, der sie angehören? Denn ein Gesangbuch empfehlen, heißt noch nicht, dasselbe in allen Einzelnheiten vertreten. Der Gegensatz gegen den Unfug, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den Gesangbüchern sein Wesen hatte, konnte leicht versuchen, über den bessern Geist, der in den neuen Sammlungen herrschte, manche Anstößigkeiten in der Form zu übersehen, besonders, wenn man sich der Schwierigkeiten bewußt war, die die Gesangbuchsredaction bei Hebung der vergrabenen Schätze zu überwinden hatte. Jenen citirten Vers „Er der Vater wird zum Kinde", den auch wir nur abscheulich nennen können, haben wir übrigens nur bei Stip und in der großen Sammlung von Raumer gefunden. Es ist uns kaum glaublich, daß ein Lehrer eine dieser beiden Sammlungen, die durchaus nicht für Schulen bestimmt sind, bei seinem Unterrichte gebrauchen sollte, so lange er den sogenannten kleinen Raumer haben kann, und in diesem findet sich jener Vers nicht *).

Daß übrigens jene angefochtenen alten Lieder aus den Jahren 1520 bis 1750 weder mit dem Fortschritt, noch mit dem Geschmack unvereinbar sind, dafür möchten wir zwei gewiß unverwerfliche Zeugen anführen. — Vor uns liegt zunächst das Schriftchen von Ernst Moritz Arndt: „Von dem Worte und dem Kirchenliede." Er tritt in demselben mit dem Vorschlage, ein allgemeines deutsches Gesangbuch herauszugeben auf. Er

*) H. Pastor Tiling, dem wir das Manuscript dieser Entgegnung mitgetheilt, constatirt, daß der von ihm angeführte Vers, den auch sein Gegner „abscheulich" findet, dennoch in dem sog. kleinen Raumer, gerade in diesem vielgebrauchten Schulbuch steht (Geistliche Lieder, sechste Aufl., Suttg. 1857, Nr. 23. S. 13). Im Uebrigen erklärt H. Tiling, auf das ihm zustehende Recht der Replik wenigstens vorläufig zu verzichten, obgleich er insbesondere gegen die ihm ad vocem Ohrenbeichte und Privatbeichte, Teufelsaustreibung und Teufelsentsagung vorgeworfene „Unbilligkeit" triftige Gegenrede erheben zu können sich versichert hält. D. Red.

kann sich nicht genug darin thun, die Freiheit und Ungebundenheit als das Wesen unsers Bekenntnisses hinzustellen. Er trägt der Zeit gewiß Rechnung, wenn er sagt (S. 27): „Das ist und bleibt einmal wahr, das Christenthum und die christliche Kirche werden der Zeit, worin sie leben, immer ähnlich sein. Wir treiben uns da in einem Zirkel rund: die Christen machen die Welt und die Welt macht die Christen." Dennoch wagt er den Vorschlag, den Schatz einer vergangenen Zeit, nämlich die Kirchenlieder aus der Periode von 1520—1750, zu heben, und dem deutschen Volke zurückzugeben, „weil nächst der Bibel der rechte ächte Kern des Protestantismus in Wort, Klang und Kraft sich in ihnen niedergelegt habe." — „Ich will nichts heiligen, schreibt, er von dem, was Luther geredet, geschrieben und gedichtet hat, und was aus Hans Sachs, Paul Gerhard, Johann Arndt, Hermann Frank und vielen andern frommen Männern unseres Bekenntnisses so hell geklungen und gesungen hat; denn siehe! es ist von sterblichen, sündigen Menschen. Aber auch aus dem Sterblichen und in dem Sterblichen wirkt und lebt der unsterbliche und unendliche Geist; darum wette ich, so lange deutsch gesprochen wird, werden Luthers und Gerhards meiste Lieder leben und in christlichen Kirchen gesungen werden, nicht weil der Luther oder Gerhard sie gedichtet hat, sondern der Geist Gottes. So ist es auch mit vielen Formeln und Gebeten jener frühesten protestantischen Zeit, die in der innigsten Noth und Gluth des Glaubens entstanden. Wer will sie an Einfalt, Kindlichkeit und Kraft übertreffen?" — Und in Bezug auf die Redaction dieses Gesangbuchs schreibt er: „Das erinnere ich noch zuletzt, daß ich, auch wo unserer Zeit Einiges hin und wieder anstößig, fremd und veraltet scheinen möchte, doch keine Auslassungen einzelner Verse gestatten würde, denn solche Willkühr führt leicht weiter und könnte den ganzen Zweck verderben. Solche Auslassungen und willkührliche Besserungen haben die ja auch nur gemacht, über welche wir eben geklagt haben (die Gesangbuchsredactoren von 1750 bis 1800). Auch ungewöhnliche und veraltete Wörter und Wortformen müßten stehen bleiben, unter dem Text könnten sie kurz erklärt werden. Der Zweck eines solchen Liederbuches wäre ja eben, allen verschiedenen Ansichten, Stimmungen und Gefühlen zu genügen. Es sollte ein ganzes, vollständiges Liederbuch werden in dem Geiste, wie die Bibel für jeden Christen ein ganzes vollständiges Buch ist." Aber freilich hat Arndt nicht nur für die Gebildeten ein Auge: „Schicksal, Sinn und Gemüth ha-

ben mich zu dem kleinen Volke gesellt und unten an der Erde festgehalten, weil es mir in den Furchen, wo die Lerchen wohnen und auffliegen, heimlicher und traulicher gedäucht hat als in den Räumen, wo die Adler über den Hochgeborenen und Edelgeborenen und Hochedelgeborenen hinschweben. Hier habe ich denn auch bei Menschen meines Bekenntnisses die große Hungersnoth gesehen, worin sie gerathen sind durch die magern und dürftigen Katechismen und Gesangbücher, die ihnen die alte Einfalt und Kraft des Wortes, die alte Innigkeit und Fröhlichkeit der Sprache und des Glaubens verdünnt und weggewässert hatten." — Und das wird eine billige Beurtheilung, namentlich der in Deutschland erschienenen Gesangbücher nicht unerwogen lassen, daß sie eben auch für denjenigen Theil der Gemeinde bestimmt sind, der unberührt von dem Strom der Civilisation, trotz des herrschenden Rationalismus sich in seinen alten Kirchenliedern einen ihm theuren Schatz bewahrt hatte, den man ihm bei einer neuen Gesangbuchsredaction nicht ohne Unrecht länger noch vorenthalten konnte. Eine solche Beurtheilung läßt sich aber freilich nur da erwarten, wo man nicht, wie heutzutage immer mehr geschieht, für den gebildeten Theil der Gemeinde den Ruhm wahrer Religiösität fast ausschließlich in Anspruch nimmt.

Neben den Mann des Zeitbewußtseins und der Ungebundenheit erlauben wir uns einen Mann des Geschmacks als zweiten Zeugen zu stellen: Herder. — „Ich rede, sagt dieser, von dem Schatze und Kleinode, das wir in einem alten ächt-lutherischen Gesangbuche haben, und wie ein solches kaum oder — gerade herauszusagen — ganz und gar nicht durch neue Correcturen und Reime ersetzt werde. Ein Wahrheits- und Herzensgesang, wie die Lieder Luthers alle waren, bleibt nie mehr derselbe, wenn ihn jede fremde Hand nach ihrem Gefallen ändert, so wenig unser Gesicht dasselbe bliebe, wenn jeder Vorübergehende darin schneiden, rücken und ändern könnte, wie's ihm gefiele. Wer die Entstehung dieser Lieder und die Geschichte unsrer Kirche weiß, dem darf ich's nicht beweisen, daß sie ächte Gepräge unsers Ursprungs und der Reinigkeit unsrer Lehre sind, und kein gesunder und würdiger Nachkomme wird das ererbte Siegel und Ehrenzeichen seines Stammes um ein Bild von der Gasse weggeben, wenn's auch noch so schön gemalt wäre. Der Kirche Gottes liegt unendlich mehr an Lehre, Wort und Zeugniß in der Kraft seines Ursprungs und der ersten gesunden Blüthe seines Wuchses, als an einem bessern Reime oder an einem schönen und matten Verse. Keine Christengemeinde kommt

zusammen, sich in Poesie zu üben, sondern Gott zu dienen, sich selbst zu ermahnen mit Psalmen und Lobgesängen. Und dazu sind offenbar die alten Lieder viel tauglicher als die unveränderten oder gar viele der neuen; ich nehme dabei alle gesunden Herzen und Gewissen zu Zeugen. In den Gesängen Luthers, seiner Mitgehülfen und Nachfolger, welche Seele ist in ihnen! Aus dem Herzen entsprungen, gehen sie zu Herzen, erheben dasselbe, trösten, lehren, unterrichten, daß man sich immer im Lande der geglaubten Wahrheit, in Gottes Gemeine, in freiem Raume außer seiner alltäglichen Denkart und geschäftigen Nichtsthuerei fühlt. Einsgeworden mit vielen Andern, die Ein Anliegen mit uns vor Gottes Thron treibt, und einerlei Bekenntniß, Eine Hoffnung, Ein Trost beseelt, fühlt man sich wie in einem Strome zur andern Welt hin, fühlt, was es sei: „Ich glaube eine christliche Kirche und ein ewiges Leben". Sollten sie nun auch in alten Melodieen und Reimen sein, sollten sie auch die treuherzige Sprache der verlebten Zeit, und hie und da zu viele Sylben in einer Reihe haben: gerade diese alten Melodieen, diese treuherzige Altvatersprache einer verlebten Zeit, und der ungezählte hinüberlaufende Herzensüberfluß zuvieler Sylben und Worte macht auf eine bewundernswürdige Weise den Reiz und die Kraft dieser Lieder, so daß man nicht glätten, nicht rücken, nicht schneiden kann, oder der erste unmittelbare Eindruck wird geschwächt, und das Ehrwürdige der alten Vatergestalt geht verloren." — Es scheint also, daß Herders ästhetisches, religiöses und sittliches Gefühl sich nicht gesträubt habe gegen diese geistlichen Erzeugnisse älterer Zeiten und daß er noch einen Unterschied gemacht habe zwischen den alten Liedern unserer Kirche und den Predigten eines Gailer und Abraham a Sancta-Clara. Wird man auch Herder zu den Reactionären und Unfreien zählen, die blindeingenommen sind für die Anschauungen und Ausdrücke vergangener Jahrhunderte?

Und somit glauben wir mit Fug und Recht Verwahrung einlegen zu können gegen die Beschuldigung, als gefährdeten wir das Princip des Protestantismus. Was uns als Wesen dieses Princips angegeben wird, nämlich „unausgesetzter Fortschritt zu der Klarheit, die sich aus den heiligen Urkunden der Bibel zu immer klarerem Begriff im menschlichen Geiste entwickelt, und zwar nie ohne die selbständige Mitthätigung menschlicher Kräfte und Bestrebungen und Mittel" — das unterschreiben wir, wenn wir's auch anders ausdrücken möchten, vollständig. Wir werden uns aber freilich nicht von der Zeit octroyiren lassen, was wir für den wahren und richtigen Fortschritt zu halten haben. G. C. Nöltingk.

St. Petersburger Correspondenz.

Ende November.

Womit sollte ich passender beginnen, als mit dem, was seit drei Wochen Aller Mund erfüllt, der verhängnißvollen Finanzkrisis? Der erste November 1863 wird in den Annalen der Petersburger Börse schwarz angestrichen bleiben, wie gewisse Schlachttage bei den Römern. Drohende Anzeichen gingen voran, man achtete ihrer nicht; Jeder glaubte, es werde noch halten, bis er seine Geschäfte, jetzt kurz vor dem Schluß der Navigation, abgewickelt hätte. Da kam der Vormittag der Schrecken, wo die Maske fiel. Ein Kopfschütteln des mächtigen Schatzmeisters und das künstlich erhaltene Gebäude stürzte im Augenblick zusammen. Wer hunderttausend Rubel in der Tasche zu haben glaubte, mit denen er z. B. ein bezogenes Quantum Baumwolle zu bezahlen gedachte, besaß im Nu nicht mehr als neunzigtausend. Dahin war der Handelsverdienst, ja oft noch mehr als dieser, das eigene Vermögen oder ein Theil desselben. Die Wuth und Erbitterung kannte keine Grenzen. Der Bürgersmann erträgt viel, nur greife man ihn nicht an dem an, worin und wofür er lebt, d. h. an seinem Besitz und Erwerb. Bald nach dieser Börsenkatastrophe, am 6. Nov., schloß auch die Bank ihre Schaltern. Das also war das Ende jener stolzen, goldenen Phantasie, die so herrlich klang, jener Manipulation voll Glanz, Ehre und tiefer Finanzweisheit, der alle Hauptstädte der Welt bewundernd zusahen! Alles war voraus verkündigt: die Stunde, wo der Kranke zuerst die Umstehenden erkennen, der Tag, an dem er die erste

Suppe essen, der fernere, wo er das Bett, wo er das Zimmer verlassen und wieder an seine Geschäfte gehen würde. Und was fand sich? daß der Arme im Augenblick vollkommener Genesung so hoffnungslos krank war, wie nur je zuvor. Daß der Gouverneur der Bank, dieser umgekehrte Midas, unter dessen Händen sich alles Gold in Papier verwandelt, auf Reisen gegangen ist, werden Sie aus den Zeitungen ersehen haben. Die Einen sagen, um seinen Freund Rothschild zu besänftigen, die Andern, um Geld anzuleihen (der Moment wäre schön gewählt), die Dritten, um mit dem Grafen Zamoyski ein Ecarté zu spielen und nimmer wiederzukehren. Daß Heerführer in dem Augenblicke, wo die Niederlage entschieden ist, eiligst das Schlachtfeld verlassen, ist für den, der die Geschichte kennt, nichts Neues. Leider gilt von diesen Finanzgrößen, was ein alter Satiriker von den Weibern sagt: es läßt sich weder *mit* ihnen, noch *ohne* sie leben. Das Gerücht will noch von andern Entlassungen wissen — aus der nämlichen Sphäre. Ist der Unwille auf der einen Seite groß, so die Beschämung auf der andern natürlich nicht geringer. Ach aber, was wäre grade jetzt nöthiger als Geld? So viel große Werke sind noch mitten in der Ausführung; Idealisten und Reformer sollten in ihrem Schwunge von so gemeinen Rücksichten aufgehalten werden? Der österreichische Staat, sagte mir im vorigen Jahr ein Engländer in Dieppe, ist eine schöne, großartige Idee, nur Schade, das Unternehmen kostet zu viel Geld und läßt sich nicht durchführen. Und nimmt nicht jeder Culturfortschritt die Finanzen in Anspruch? Wer z. B. die Peitsche abschafft, diese „nichts kostende Kraft", muß der nicht Mittel haben zum Bau von Gefängnissen und Besserungshäusern, zur Besoldung von Aufsehern, kurz zur Erhaltung eines weitläufigen Humanitäts-Apparats? Leider wimmelt es in Zeiten der Finanzbedrängniß immer von Quacksalbern, die das unfehlbare Zaubermittel anzugeben wissen, wie dem Ding mit einem Schlage zu helfen wäre. Solchen Phantasten ein für alle Mal das Ohr zu verschließen, ist schon ein großer Fortschritt. Die Wissenschaft hat nur langsame Heilmittel und vorzüglich *einen* guten Rath: natürliche gesunde Diät. Sie will nur von productiven Ausgaben wissen, aber wenn es auch wahr ist, daß der Scheffel Weizen, den ich in die Erde streue, mir im nächsten Herbst zehn Scheffel wiederbringt, — was bis dahin essen? den Nachbar um Vorschuß bitten? der ist entweder selbst in Noth und verkauft mir seine Hülfe theuer, oder er nimmt die Gelegenheit wahr, mich zu übervortheilen. Unter Allem, was über diese Frage gesprochen worden — und daß dessen nicht wenig ist, das

weiß Gott — scheinen mir wieder die Artikel der Moskauer Zeitung das Klarste und bei aller Popularität Gediegenste. Ich will nur zwei Sätze daraus wiedergeben: erstens, daß das räsonnirende Publikum die Merkmale des Geldverkehrs im Privatleben fälschlich auch für Gesetze der Volks- und Staatswirthschaft hält (dieser Verwechselung sind besonders die Kaufleute ausgesetzt, die den Unterschied von Geld und Kapital noch immer nicht gefaßt haben und die veralteten Begriffe von der angeblich günstigen oder ungünstigen Handelsbilanz nicht aufgeben mögen), zweitens daß man endlich aufhören möge, bloß zur Schau für das Ausland zu arbeiten und reich und vornehm scheinen zu wollen, während man eigentlich bettelarm ist. Herr Katkow ist und bleibt der Mann für Rußland, der nationale Politiker. In ihm hat sich der Nationalgeist auf politischem Gebiet ganz so zusammengefaßt, wie auf poetischem in Gogol: aus seinen Artikeln spricht derselbe begrenzte Realismus und gemeine Verstand, wie aus den novellistischen Daguerreotypen des Letztern. Auch wird er nicht wenig geehrt: er giebt sein Urtheil nicht bloß bei der Aufführung ab, schon vorher stehen die politischen Dramaturgen, Regisseure und Maschinisten mit ihm in vertraulichem Verkehr. Bei seiner neulichen Anwesenheit dahier speiste er unter anderm auch bei dem Fürsten Vicekanzler. Das finde ich ganz in der Ordnung, wenn es auch Manchen neidisch machen mag. War nicht auch Hr. Thiers anfangs nichts als ein Zeitungsschreiber, und Hr. Guizot nichts als ein Professor? Nur mit dem finnländischen Landtag scheint er unnützer Weise angebunden zu haben, wie ich aus den Worten seiner Gegner und Neider, der St. Petersburger Akademiezeitung, und des „Golos" ersehe. Die Finnländer sind grobe Leute und führen in ihrem Winkel und in ihrem schwedischen Kauderwälsch eine sehr ungenirte Sprache. Doch mag die Schuld mehr an dem Correspondenten liegen, der in Helsingfors die Thaten und Reden des Landtags nach der Moskauer Elle zu messen den Auftrag hat.

Wissen Sie, was das ist, eine breite Natur (широкая натура)? Ich lese und höre das Wort oft, bin aber über den wahren Sinn nicht im Klaren. Da hat z. B. neulich ein Mitarbeiter des „Golos" — wohl in der Verzweiflung der langen Weile, die zu den unnatürlichsten Dingen verleitet — das deutsche Theater besucht und berichtet seinen Lesern über das, was er gefunden, in überlegen ironischer Weise. Deutsches Schauspiel, sagt er, ist bekanntlich für einen Fremden etwas Ungenießbares, besonders aber wenn das Repertorium auf die lebendigen Tagesinteressen

und auf die Sitten der Gegenwart keine Rücksicht nimmt, und nur nach alten Stücken greift, z. B. nach Göthe, Schiller, Körner und Gutzkow. Ein Publikum indeß, wie das deutsche, kann sich jeder Theaterdirector nur wünschen. Das sitzt da, mit rothen Backen, in Familienhaufen zusammengedrängt, unverwandten Blickes jedem Worte von der Bühne lauschend, jeder Gebärde des Schauspielers folgend. Es sind unschuldige, hausgewohnte Geschöpfe. Wie ganz anders ein russisches Publikum! Die Physiognomie des letztern trägt in allem unsere russische breite Natur an sich u. s. w. — Worin besteht nun, frage ich, dieser Charakterzug eigentlich? Darin, daß der Russe gern hohes Spiel spielt, wie übrigens der walachische Bojar und der mexikanische General auch thun? Sind wir Deutsche nicht auch zuweilen unerträglich breit? Sind die Dorpater etwa schmale Naturen, die tausend Mann hoch zu Schleiden ins Collegium stürzen? Kann ihnen Petersburg das nachmachen? Wenn Hermes Trismegistos selbst, dem nichts verborgen ist, Fleisch und Blut annähme und Vorlesungen ankündigte, er würde bei uns schwerlich solche massenhafte Lernbegier finden. Unter uns gesagt, man hat hier über die guten Dorpater nicht wenig gelacht. Muß der Alp schwer gelastet haben, daß sie so gierig nach Luft schnappen! Muß der Kerker dumpf und finster gewesen sein, daß sie mit solcher Hast der geringsten Oeffnung und einem, sei es auch zweifelhaften Licht sich entgegendrängen!

Sie werden geglaubt haben, mit der Reorganisation der Universität habe eine neue Aera wissenschaftlichen Strebens und ruhiger ernster Studien begonnen. Aber siehe da, die alten Wünsche regen sich wieder. Zeitungsartikel haben über die Strenge der den Studenten auferlegten Disciplin Klage geführt, daß es ihnen nicht erlaubt sei zu rauchen, Geld zu angeblich edlen Zwecken zusammenzuschießen, Bibliothek und Lesezimmer anzulegen, Theatervorstellungen zu geben u. s. w., alles, wohlgemerkt, im Universitätsgebäude selbst. Auch die Strafe der Relegation, die das Universitätsgericht aussprechen konnte, erschien als unerhört hart, ja barbarisch. Der aufsteigende Rauch erregte bald die Aufmerksamkeit der Feuerwächter. Es erschien in Nr. 249 der (russischen) St. Petersburger Zeitung, die sich zum Organ jener Klagen gemacht hatte, ein ihr offenbar als Meteorstein zugefallener zurechtweisender Gegenartikel, dessen Argumente ich nur deshalb nicht wiederholen will, weil sie sich für deutsche Leser ganz von selbst verstehen. Nur im Betreff des Rauchens sei auf den Unterschied der Form hingewiesen, die ein und dieselbe üble Sitte bei verschiedenen Nationen

annimmt. Der Russe bedarf von Zeit zu Zeit einer Narcotisirung: es ergreift ihn der Drang, er eilt bei Seite, er zündet die mit Taback gefüllte Papierrolle an, zieht den Rauch rasch und kräftig bis in die Lungen ein, hüllt sich in eine Wolke — einige Augenblicke vollständiger Betäubung folgen; dann erwacht er und geht heiter wieder an den Büreautisch, ins Collegium, zum Tanze, auf die Wache u. s. w. und nur der Nüchterne, mit dem er spricht, merkt an dem unerträglichen Papierölgeruch, was vorgegangen. Da auch die Jugend, und zwar beiderlei Geschlechts, der Papiercigarre ergeben ist, so mag es dem Studenten, wenn er zwei Collegia hinter einander zu hören hat, wohl schwer fallen, sich nicht momentan mit Rauch füllen zu dürfen — womit ich natürlich das Verbot nicht getadelt haben will.

Da ich oben der Dorpater Vorlesungen erwähnt habe, so hätte ich zugleich hinzufügen sollen, daß auch wir jetzt einen Vorleser hier haben, den Dr. Pietschner aus Berlin, Landsmann des Herrn Johann Hoff in der Neuen Wilhelmstraße. Er ließ sich in hiesigen Zeitungen als Naturforscher ankündigen, der nicht zu den ungläubigen gehöre. Die Speculation war falsch, denn zu einer Parteischeidung in dem gemeinten Sinne ist es beim Petersburger deutschen Publikum noch gar nicht gekommen. Gegenstand der Vorträge war die von dem Helden unternommene Ersteigung des Montblanc und die am Montblanc angeblich gewonnenen wissenschaftlichen Resultate. Jene Ersteigung, die jetzt jeden Sommer von wenigstens zwei Dutzend Touristen ohne viel Umstände ausgeführt wird, stellte Herr Pietschner als eine Reihe unsäglicher Mühen und Gefahren, unerhörter Naturschauspiele und wunderbarer Rettungen dar. Der Stil des Gelesenen war schwülstig, der Vortrag theatralisch, der Inhalt nichtig. Herr Pietschner scheint die Tour nur zum Behufe solcher Vorlesungen unternommen und alle Symptome einer Hochgebirgswanderung, die nur jemals von kühnen Reisenden in den Alpen, am Himalaya und in den Cordilleren erfahren worden, mit dichterischer Kunst in seinen Bericht verwoben zu haben. Er muß nichtsdestoweniger einiges Glück gemacht haben; er durfte in den Schulen, in der geographischen Gesellschaft, ja in Zarskoe Selo den jungen Großfürsten Vorträge halten; nur die Akademie der Wissenschaften, die sich mit Phrasenschaum nicht abfinden läßt, war unerbittlich gegen ihn. Sollte der Herr auch in die Ostseeprovinzen kommen, so habe ich nichts dawider, wenn Sie Ihre Kinder und Frauen zu ihm schicken wollen, Sie selbst aber können ihre Zeit bei einem guten Buche besser an-

wenden, und sei es auch von einem zwar ungläubigen, aber wahrheitsliebenden und vom Geiste der Wissenschaft beseelten Naturforscher geschrieben. Gleichzeitig hat ein Herr Davis mit englischem Namen Vorlesungen über Göthe's Faust angekündigt: ich zweifele, daß etwas daraus werden kann. Um so mehr wird aus dem für den nächsten Monat versprochenen Gastspiel der reizenden Friederike Goßmann! Schon sind alle Logen im Sturm genommen und das deutsche Theater wird für einige Wochen fashionable werden: es ist dem Aschenbrödel zu gönnen, das neben seinen vornehmern und manierlichern Schwestern, dem französischen Schauspiel und der italienischen Oper, immer nur belächelt, oder noch schlimmer, ignorirt wurde.

Der Aufsatz mit der Ueberschrift: Wir und die Andern — im Maiheft der Baltischen Monatsschrift ist in russischer Bearbeitung im Feuilleton der hiesigen — Börsenzeitung erschienen. Einen abgelegenern Winkel konnte man nicht finden. Der Speculant, dem die Course im obern Hauptblatt den Kopf warm gemacht, wird schwerlich der nationalen Entwickelung Rußlands unten im Feuilleton viel Aufmerksamkeit geschenkt haben. Indeß, begrüßen wir diesen Fall als den Anfang einer Wirksamkeit der Baltischen Monatsschrift über die provinzialen Grenzen hinaus und — aller Anfang ist schwer. Mit dieser guten Nachricht und Hoffnung schließe ich meinen diesmaligen Monatsbericht. Wenn Sie ihn inhaltsleer finden, so bedenken Sie erstens, daß Mephisto leider Recht hat, der, während ich schreibe, mir immerfort höhnend über die Schulter zuflüstert:

Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Buben doch nicht sagen,

zweitens, daß die Zeit der Gährung, des Kampfes, der widerstreitenden Schulen und Ideen hier überhaupt vorbei ist. Verbraust, verraucht, weggeweht wie die Sandwirbel der Steppe! In der Literatur herrscht öde Langeweile, so dickbäuchig die weitschweifigen Monatsschriften auch noch immer sind. Die polnischen Angelegenheiten haben alles Interesse verschlungen und die einzige neue, junge Erscheinung, ich meine die Moskauer Zeitung, lebt und webt ganz in diesem nationalen Gegensatz. Mit einem Wort: es ist trockene Zeit und meiner unpolitischen Mühle fehlt das nöthige Wasser.

Mitte December.

Mit Wehklagen muß ich diesmal meinen Brief beginnen. Denken Sie sich einen Koch, der eine Schüssel für die Tafel bereitet hat und sie zu rechter Zeit in den Speisesaal hinaufschickt — eben dampft die Brühe,

eben sprudelt das Fett, der Moment ist unwiederbringlich — und der grillenhafte Haushofmeister spricht: nein nicht jetzt, nicht nach der Suppe, sondern kurz vor dem Braten, also eine Stunde später; und nach einer Stunde sprechen die Gäste: ich danke! sehen sich an und zucken unmerklich die Achseln — denken Sie sich diesen Fall und die Verzweiflung des Künstlers und Sie werden mein Mißgeschick ermessen und meine Gefühle errathen. Meine Novembercorrespondenz ist für verspätet erklärt, ist auf den December verlegt worden! Wer wird sie jetzt noch lesen? für wen habe ich geschrieben? Das war strenge, strenge! In dem kaufmännischen Riga auch nicht einen Respecttag!! — Und da ich grade im Klagen bin, muß ich gleich noch einen zweiten Seufzer ausstoßen. Als Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden hatte, verdroß es den Teufel und er erfand dagegen — Sie meinen die Censur? behüte der Himmel, wo denken Sie hin? die Censur, das Fundament der Staaten, der Triumph der Moral, die Gouvernante der Sterblichen, die ja ewig Kinder bleiben! — nein, er erfand die Druckfehler, die Kleinen von den Seinen, die dem Arglosen, der die Straße der Logik wandelt, zwischen die Beine schlüpfen und ihn zum Fall bringen. So steht in meiner Correspondenz vom September Raumverhältniß statt Raceverhältniß, wodurch die Stelle so geometrisch-tiefsinnig wird, daß mich jeder Leser gewiß für etwas verrückt gehalten hat; mit dreister Stimme statt mit dreister Stirn; wirklich statt merklich; im Octoberbrief hat der alte Römer neue Sklaven erhalten, statt neun an der Zahl u. s. w.

Nachdem ich im Obigen mein Herz ausgeschüttet, fahre ich beruhigt fort. Mit dem Winter ist es dieses Jahr nicht richtig, er kommt und geht und kommt wieder und geht wieder. Im vorigen Jahr hielt er uns fünf Monate unter strengstem Belagerungsstande — zu allgemeiner Zufriedenheit. Naturschwärmerei ist kein Fehler, den man den Russen vorwerfen kann, aber auf seinen Winter ist er stolz, er genießt ihn und schwelgt in ihm. Wenn die Kälte auf 25 Grad steigt, dann sieht er den Njemetz mit triumphirendem Gesicht an, als ob er sagen wollte: Gelt, das habt Ihr bei Euch nicht! Auf dem Eise der Newa fahren dann die Troiken (Dreispanne) um die Wette; die abgesteckte Bahn ist glatt, wie der Boden der Steppe, die Pferde sind mit Troddeln und Schellen behängt, wie auf altassyrischen Bildwerken; im Schlitten sitzt ein schmunzelnder bärtiger Kaufmann, im vollen Gefühl des Daseins und zehn Kannen Thee im Leibe; die Zuschauer jauchzen, mit trippelnden Füßen sich der Kälte er-

wehrend. Nicht weit davon haben Samojeden mit Rennthieren ihre Hütten auf dem Eise aufgestellt; der Neugierige kann gegen ein Geldstück eine Fahrt versuchen. Kommt man aber eben von dem Frühstück mit Kaviar und Mayonnaise und einem Glase alten Xerez voll spanischen Feuers und hat dazu das Journal de St. Pétersbourg gelesen — ein vortrefflich redigirtes, belgisch gebildetes, elegantes, schon aus Rücksichten des Taktes und guten Tones humanes und liberales Blatt, das die Pöbelhaftigkeiten der preußischen Junker- und Pfaffenzeitungen nie über seine Lippen bringen würde — und wandert an den Schaufenstern mit Photographien und bronzenen Carricatur-Leuchtern und kristallenem Zuckerwerk vorüber, weiter zum sogenannten russischen Quai, um den schönen Damen in Bibermuffen und mit den sammetenen, die Fülle des Haares bauschig auf dem Nacken tragenden Pelzmützchen zu begegnen, und mitten unter all diesen Erkennungszeichen der Civilisation fällt der Blick unten auf die dahinfliegenden Rennthiergeweihe und die vorn auf dem Schlitten hockenden Menschen „plattköpfig, breitmäulig und klein", da erinnert man sich plötzlich, wo man ist und am Rande welcher Realität die luftige Cultur-Maskerade spielt und daß der Boden, der all diese Herrlichkeiten trägt, derselbe ist, der nach Nordosten in seiner wahren Gestalt als ewig gefrorene Moostundra erscheint! Und daß auch der Himmel derselbe ist, daß lehren die kurzen Tage, die Nebelwochen ohne Sonne, die ununterbrochene künstliche Ofenwärme, die verkitteten Doppelfenster, das ewige Gas- und Lampenlicht, die zerstörten Nerven, der Branntwein, die Dampfbadstuben und die aus ihnen hervorströmenden Menschen, aufgedunsen und roth wie frischgesottene Krebse. In solchem Polarklima hat der deutsche Weihnachtsbaum doppelte Bedeutung, wenn sie auch nicht Jedem zum Bewußtsein kommt. Mitten in Nacht und Tod, genau um die Zeit, wo das Leben nach immer leiserem Pulsiren endlich ganz stille steht (der alte Stil hat verdrießlicher Weise den Moment um zwölf Tage verstellt), da schmücken wir einen grünen Baum mit Lichtern und Früchten, dichten uns einen künstlichen Frühling und feiern ein Fest der Phantasie, der Hoffnung, — denn von nun an geht es dem wiederkehrenden Lichte entgegen, erst langsam und unmerklich, dann in reißendem Schwunge. Ach aber! der Gott Adonis ist bei uns hier, auch wenn er sein volles Wachsthum erreicht haben sollte, immer nur ein bleicher, frierender, schwindsüchtiger Jüngling, dem das Sterben leichter ist als das Auferstehen. In dem halbeuropäischen Petersburg findet sich der Weihnachtsbaum wohl auch bei einem Theil der russischen Bevölkerung

(wie roh aber sind die auf der Straße feilgebotenen, mit Papierlaternen und baumwollenen Blumen in grellen Farben besteckten Weihnachtsbäume!) weniger schon in Moskau, gar nicht im Innern. Dort sind andere Naturfeste und symbolische Gebräuche im Schwunge und wie in so Vielem, so auch hierin die urältesten Zeiten, gleichsam im Eise, noch erhalten — eine reiche bisher unberührte Fundgrube für vergleichende Mythologie und Archäologie der Sitten. So wird z. B. in dem mir bekannten Theile Rußlands am Tage des Frühlingsäquinoctiums ein Backwerk in Gestalt einer Lerche mit Schopf und umgeben von einer Menge kleiner Vögel allgemein im Volke verkauft und gegessen, offenbar als Fest der Wiederkunft der Wandervögel oder eines verdunkelten, in Vogelgestalt gedachten dämonischen Wesens. Wie der Weihnachtsbaum ist auch das Schlittschuhlaufen ein dem russischen Volke unbekanntes Vergnügen, das die Deutschen in einigen großen Städten eingeführt haben. Der Russe fliegt lieber im Schlitten dahin, wie er auch die Kegelbahn dem Deutschen überläßt und lieber die Schaukel besteigt; er haßt in dem einen wie in dem andern Falle die Muskelanstrengung und zieht es vor, leidend in den Raum, in die Weite zu verschweben, gleichsam der Fesseln individueller Existenz momentan erledigt. Daß übrigens das winterliche Klima Petersburgs in ein immer milderes sich verwandelt, ja daß die Ufer des finnischen Meerbusens vielleicht bald in der Orangenzone liegen werden, dafür hat dieses Jahr eine neue Gewähr gebracht. Der von der Akademie der Wissenschaften herausgegebene privilegirte Kalender pflegt an der Stelle, wo die Tage des Zufrierens und Aufgehens der Newa in Tabellenform aufgeführt werden, die mysteriöse Notiz hinzuzufügen: „hieraus ergiebt sich, daß der Strom in den 89 Jahren des vorigen Jahrhunderts nur *viermal*, im gegenwärtigen aber schon *neunmal im December* sich mit Eis belegt hat". Da nun in diesem Jahre die Newa wieder bis in den December hinein offen gewesen ist, so wird es im nächsten Jahrgang heißen: schon zehnmal! Bedenkt man außerdem, daß der alte Stil seit dem vorigen Jahrhundert um einen Tag rückwärts geschritten ist, so wird die Hoffnung zur Gewißheit. Wenn die jetzigen Titularräthe zu Geheimräthen werden geworden sein (ich meine diejenigen, die sich zu immer höhern Formen entpuppen, denn es giebt auch eine zahlreiche Klasse solcher, die nach der Kanzellei- und Naturordnung ewig bleiben, was sie sind), da werden sie, wenn sie Landhäuser für die Sommermonate miethen, nicht mehr wie jetzt darauf zu sehen haben, daß auch tüchtige Oefen nicht fehlen. Der besagte aka-

demische Kalender — ich weiß nicht, ob einige Exemplare auch bis zu Ihnen dringen — enthält übrigens in diesem Jahre eine Beigabe, um die ihn jeder Kalender der Welt beneiden kann, ich meine einen Aufsatz von dem Ehrenmitgliede der Akademie, deren größte Zierde und Berühmtheit er bildet, dem Schöpfer der modernen Embryologie und Entwickelungsgeschichte, K. E. von Baer. Ueber „die frühesten Zustände der Menschen in Europa" eine so hohe Autorität in so klarer, einfacher und geschmackvoller Weise reden zu hören, ist gewiß ein Genuß, wie er nur selten geboten wird. Auch diejenigen, die aus anderweitigen Quellen oder gar als selbständige Forscher mit dem Gegenstande, dem sich in den letzten Jahren ein so allgemeines Interesse zugewandt hat, schon vertraut sind, werden hier manchen neuen Gesichtspunkt finden. Vielfache in den entferntesten Grenzgegenden des russischen Reiches gemachte Reisen und die auf ihnen gewonnenen Anschauungen primitiver Natur und Lebensart geben dem Urtheil des Verfassers überlegene Sicherheit in einer oft schwierigen Materie. Die schweizerischen Pfahlbauten werden als Fischerdörfer gedeutet, die die Existenz eigentlicher Wohnstätten auf dem trockenen Lande nicht ausschließen; Herodot, der Vater der Geschichte, wird wieder einmal in einer seiner Angaben gerechtfertigt; die ungeheuren Zahlen der vorhistorischen Chronologie werden als unsicher, oder vielmehr als völlig bodenlos von der Hand gewiesen u. s. w. Auffallend war uns nur die Beachtung, die am Schlusse des Aufsatzes den Vermuthungen Nilssons, eines unkritischen Phantasten, geschenkt wird, so wie die Behauptung, die Germanen fänden sich in der Geschichte zuerst im Norden des schwarzen Meeres.

Ich schrieb Ihnen schon früher, daß die neue Universitätsordnung, die Frucht bitterer Erfahrungen, als ein Joch empfunden wird, dem sich die Betheiligten (oder soll ich sagen der Volksgeist?) nur ungern fügen. In der Presse tauchen fortwährend Symptome dieser Stimmung auf, so deutlich als es der Druck der Atmosphäre nur erlaubt. So hatte der letzte „Sowremennik" gegen die Controle der Vorlesungen durch den Rector, die Zusammensetzung des Universitätsgerichts u. s. w., als inquisitorisch- und der Freiheit wissenschaftlicher Anstalten zuwiderlaufend, dumpfe Klagen erhoben, und der Präsident des gelehrten Comités beim Ministerium der Volksaufklärung, A. v. Woronow Excellenz, sieht sich veranlaßt, in eigener Person die Bestimmungen des Reglements zu vertheidigen (in Nr. 268 der russischen St. Petersburger Zeitung). Ein Artikel im „Golos" greift die Universität Kasan an, die sich in Nichts von einem Gymnasium

unterscheide (wohlgemerkt: Kasan hat den Collegienzwang, die Cursusfolge und die Versetzungsexamina der alten Zeit wieder eingeführt); die anonyme Antwort aus Kasan (in der St. Petersburger Zeitung), obwohl voll Erbitterung und Gift, kann doch, wie mir scheint, an dem Factum nichts ändern. Dasselbe Kasaner Reglement hat auch Herrn Geheimrath Pirogow drei lange, lange Artikel eingegeben, die vor Kurzem im „Golos" erschienen sind. Sie wissen, daß eine Anzahl Jünglinge auf deutschen Universitäten studiren, um nach der Rückkehr das Katheder zu besteigen, und daß Herr Pirogow diesen hoffnungsvollen Gelehrtenanwuchs als Mentor und Studiendirektor zu erziehen den Auftrag hat. Ein deutscher Kopf kann sich nur schwer in das ganze Verhältniß finden; man muß längere Zeit im Lande gelebt haben, um es unter dem rechten Lichte zu sehen. Von Heidelberg nun, seinem jetzigen Aufenthaltsort, hat Herr Pirogow dem „Golos", wie gesagt, einen durch drei Nummern laufenden Aufsatz eingeschickt, in dem er mit deutlicher Bezugnahme auf Kasan für Lehr- und Lernfreiheit in die Schranken tritt. Von der wortreichen Beweisführung, der es an Seitensprüngen und gemüthlichen Inconsequenzen nicht fehlt, ist mir etwa Folgendes im Gedächtniß geblieben. „Sonderbarer Gang der Erziehung bei uns: auf dem Gymnasium werden Specialitäten, z. B. Rechtswissenschaft, getrieben, auf den Universitäten der Katechismus, die Anfänge der griechischen Grammatik und zugleich Polyhistorie und Encyclopädie". „Examina mögen ihr Gutes haben, sie führen zu einer Revision des Besitzstandes an Kenntnissen, wo sich denn gewöhnlich vacante Posten finden, aber dieser Vortheil wird von dem Nachtheil todter Mechanisation des Studiums überwogen". „Der Mangel an Gelehrten, an wissenschaftlichen Denkern bei uns, so wie die nihilistische Richtung der Jugend ist nur Folge des lange herrschenden Zwanges". „Freilich ist sowohl der Glaube an die Wissenschaft, als der Zweifel an ihr, mitsammt der Wissenschaft selbst von jenseits des Meeres zu uns gekommen. Aber die deutsche Jugend sieht doch anders aus als die unsere. Der Deutsche mit seinem unbegrenzten Wissensdurst hat den scholastischen Glauben an die Autorität erschüttert, und doch hängt die Jugend in Deutschland mit Wärme an ihren Lehrern und deren Ueberlieferung. Die unsere ist vielleicht gewitzigter und kühner, sie lebt schneller, aber sie wird bald überzeugungslos, wirft sich auf das Neueste und Aeußerste und verliert alle Schranken aus den Augen. Zuweilen kommt mir diese geistige Zerrüttung auch nur wie Affectation vor: es ist slavischer Leichtsinn, unsere angeborene Sorglosigkeit, dieselbe, mit

der der Bauer sagt: das weiß ich nicht, bei Dingen, die er sehr gut wissen könnte, während er blind an Dinge glaubt, von denen er keine Kenntniß haben kann oder die ihm bloß von Hörensagen bekannt sind" u. s. w. Der „Nigilis'm" (Nihilismus) der jungen Welt, gegenüber dem starrgläubigen Positivismus der Aeltern, ist übrigens, seit Turgeniew Wort und Sache aufs Tapet gebracht hat, ein häufig gebrauchtes Stichwort, das bei jeder ernsteren Discussion wiederkehrt, ja Benennung einer ganzen Partei, derjenigen, die über Alles hinaus ist, alles Wirkliche und Mögliche negirt und immer fürchtet, die rechte Höhe noch nicht erstiegen, das jüngste Resultat noch nicht erreicht zu haben. Ein vor Kurzem erschienener, viel gelesener und besprochener Roman: „Wsbalomutschennoje More" (das erregte Meer) von Pissemskij schildert die Nihilisten einer eben vergangenen Epoche — welche letztere ich übrigens, beiläufig gesagt, für nicht so vergangen halte, als es im gegenwärtigen Moment den Anschein hat.

Daß die Philoslaven, deren Organ der Moskauer Denj ist, ihr Sach auf nichts gestellt hätten, wie die Obigen, kann niemand behaupten; sie haben im Gegentheil eine ganz fixe Idee im Kopf. Da der Slavismus aber eine Abstraction ist, d. h. da sie selbst nicht wissen, für welche bestimmte Güter sie unter diesem Namen kämpfen, so suchen sie Erfüllung im Gegensatz. Wie unsere Teutomanen ohne Wälsch und Franzosen nicht leben können, so der Panslavist nicht ohne Deutsche: in dieser Opposition besteht eigentlich die ganze Wissenschaft. Und da die großen Culturphasen von West nach Ost über den Welttheil gehen, so hängt der Teutsche wie der Slave an der alten, im Untergehen begriffenen Lebensform, die er für national, für deutsche Freiheit zum Unterschied von der französischen, für slavische im Gegensatz zu der deutschen erklärt: er ist seinem Wesen nach reactionär. Der Denj ist soweit, daß er ohne einen Ausfall gegen das Deutschthum keine Sache, auch die entlegenste nicht, besprechen kann. In Nr. 47 klagt er über die geistige Oede im Gouvernement Tambow, einem Landstrich von dem fruchtbarsten Humussteppenboden, bewohnt von fast zwei Millionen Einwohnern, also der Schweiz oder dem Königreich Sachsen wenig nachstehend. „Und aus diesem weiten Gebiete kommt uns nicht ein Laut, nicht ein Lebenszeichen zu; höchstens hören wir, daß hier ein Büreauchef entlassen und ein anderer angestellt sei, dort Hagelkörner gefallen groß wie Gänseeier, daß im Dorfe so und so, Kreis so und so, eine Bauersfrau mit Vierlingen niedergekommen sei, die noch an demselben Tage gestorben u. s. w. Selbst von Sibirien wissen wir mehr: Deutsche haben die dor-

tige Fauna und Flora, die flora amorensis (lies Amurensis) und die Buräten, Ostjaken und Tungusen untersucht und beschrieben; die in Sibirien lebenden russischen Bauern aber ließen sie natürlich bei Seite und die russischen Schriftsteller haben diese Lücke nicht ausgefüllt. Wie viel Interessantes aber könnte ein gescheidter Correspondent aus Tambow berichten! Ist nicht dort der Sitz der Molokanen, mit ihren Unterabtheilungen, den Duchoborzen und Subbotniks? Wie konnte diese Sekte in einer so abgelegenen Gegend, wo das Alte mächtig sein mußte, Eingang gewinnen? Wie stellt sich dies Quäckerthum, dieser religiöse Rationalismus in der Bauernhütte zu der Frohne, zu den schweren Arbeiten der Steppenagricultur? welche neue Schicht bildet dies philosophisch abstrakte System über der alten Grundlage nationalen Lebens mit seinen Erinnerungen, Gebräuchen, kirchlichen Leiden und Freuden? Die sogenannten Altgläubigen führen überall die nationale Tradition so ziemlich fort, aber das Molokanenthum, das fast ganz mit Quäckerthum zusammenfällt, muß mit seinen rationalistischen Negationen Denkart und Sitte, das innerste Mark des Volkes angreifen und verwandeln. Zehntausende, ja Hunderttausende des russischen Volkes, die nicht singen noch tanzen, die Fasten nicht halten, die Bibel lesen und in ihrem wißbegierigen Rationalismus die protestantischen Professoren der Theologie auf deutschen Universitäten weit hinter sich lassen, welch eine merkwürdige, bedeutende Erscheinung!" — Was sagen Sie dazu? Wäre es nicht längst Zeit, ein Paar Molokanen im Gouvernement Tambow aufzuheben und auf die Universitäten Rostock und Erlangen zu schaffen, deren theologische Facultäten sich durch Entschiedenheit ihrer wissenschaftlichen Richtung und Uebereinstimmung in derselben auszeichnen? Zwar würden diese Glaktophagen — schon Homer weiß, daß sie in den Fasten Milch genießen und um Tambow herum wohnen — ihre theologischen Concurrenten um ihre jetzige Bedeutung und Einfluß d. h. um die Alleinherrschaft bringen, allein was würde das schaden? der Wissenschaft gewiß nicht, der wohlverstandenen Religiosität auch nicht, ganz im Gegentheil!

Die frohe Hoffnung auf Friederike Goßmann ist nicht in Erfüllung gegangen. Dieser Stern ist nicht aufgegangen in dieser trüben Solstitialzeit. Sie meldet, sie sei krank. Sinneswechsel? Verstellte Krankheit? In solchen Künsten ist jedes Weib erfahren. Oder wirkliche? Wohl möglich, an diesen zarten Geschöpfen ist, wie an Wanduhren, immer etwas verdorben. Auch der Baron Stieglitz hat dem Pariser Nord d. h. uns

allen einen Brief geschrieben, in dem er das Verfahren der Bank zu rechtfertigen sucht. Ich weiß nicht, was der Baron Rothschild zu dem Schriftstück gesagt hat; hier in Petersburg ist es mit Achselzucken aufgenommen worden. Die Bank hat seitdem einen Schritt weiter gethan: sie hat ihren Disconto auf acht, respective neun Procente erhöht. Aus welchem Grunde, ist schwer abzusehen, wenn nicht aus reinem Nachahmungstriebe. Die Lage der Dinge ist übrigens dieselbe: bei der ungeheuren Höhe der schwebenden Schuld, der eigentlichen Wurzel des Uebels, kann auch sobald keine Besserung erwartet werden. Das unmündige Publikum freilich, das im Privatverkehr den Mangel baaren Geldes empfindet und den Abfluß des Metallgeldes für eine Folge überwiegenden Waarenimportes hält, hat die Heilmittel in Bereitschaft: vermehrte Emission von Creditbilleten, Einfuhrverbote, Ausfuhrprämien. Um sich auf eine so wahnsinnige Kurmethode einzulassen, haben die leitenden Personen denn doch zu viel finanzielle Bildung. Auch! der Denj hat sich vor Kurzem in der Person eines Herrn Antonow der Finanzfrage angenommen; hier nun wäre Gelegenheit, die neuen Grundsätze slavischer Volkswirthschaft aufzustellen und praktisch anzuwenden. Ach leider sind die Gesetze des Plus und Minus unerbittlich prosaisch und für Jeden unter jedem Himmelsstrich dieselben, er mag der Edelknabe der Menschheit oder nur ein greisenhafter Westeuropäer sein.

Ich hatte die Absicht, Ihnen auserwählte Bruchstücke aus einer neulich in der „Nordischen Biene" erschienenen Reisebeschreibung vorzulegen, unterlasse es aber, weil die Urtheile des Touristen über Kurland, Riga und Kokenhusen allzu läppisch sind, um auch nur im Scherz wiederholt zu werden. Die „Nordische Biene" — einst in einer andern Epoche breit herrschend und in parfümirten Antichambren wie unter den Kaftans der „Reihen" (d. h. der Bazare) das Civilisationsorakel — ist jetzt tief heruntergekommen und leidet an unheilbarer Nervenschwindsucht. Ich will drum zum Schluß lieber, da ich einmal Kurlands erwähnt habe, den edlen Städten Mitau, Grobin und Libau und ihren Magistraten meinen Tribut der Bewunderung zollen. Wie ich nämlich in der Nordischen Post lese, haben die genannten deutschen Bildungsstätten auf die Frage der Gouvernementsregierung, ob Juden zu städtischen Aemtern zuzulassen seien, verneinend geantwortet. Zwar Mitau etwas verschämt: im Princip ja! aber wir Europäer sind jetzt durch den Congreß-Briefwechsel im diplomatischen Stil geübt und errathen die Mitauer Herzensmeinung ohne Schwierigkeit. Den Vätern der Stadt Libau aber, die sans phrase votirt haben, drückt die dankbare

Menschheit den Peterstilienkranz der Anerkennung auf die muthige Stirn — à tout seigneur tout honneur! Die Libauer, durch den Handelsverkehr aufgeklärt, wissen daß Humanität nur ein leerer Schall ist. Zwar sind die im Angesicht Libaus liegenden Städte Königsberg, Elbing und Danzig von Juden-Concurrenz befleckt und noch immer nicht vom Schwefelregen verzehrt, aber dies Ereigniß wird ohne Zweifel bald eintreten. Mit Behagen male ich mir den Fall aus, daß wenn Herr Fould, der jetzt die Finanzen eines großen Reiches verwaltet, einmal nicht nach Biarritz, sondern nach Libau ins Seebad ginge und Lust hätte sich daselbst niederzulassen und städtischer Kämmerei-Schreiber zu werden, — er zu seinem Staunen erfahren würde, daß verlorene Judenseelen in Libauer Aemtern nicht geduldet werden. Und mit diesem heitern Gedanken lege ich für diesmal und für dieses Jahr die Correspondenten-Feder nieder.

Redacteure:
Th. Böttticher. A. Faltin. G. Berkholz.